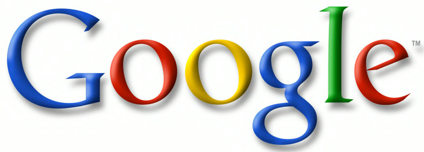

Google

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

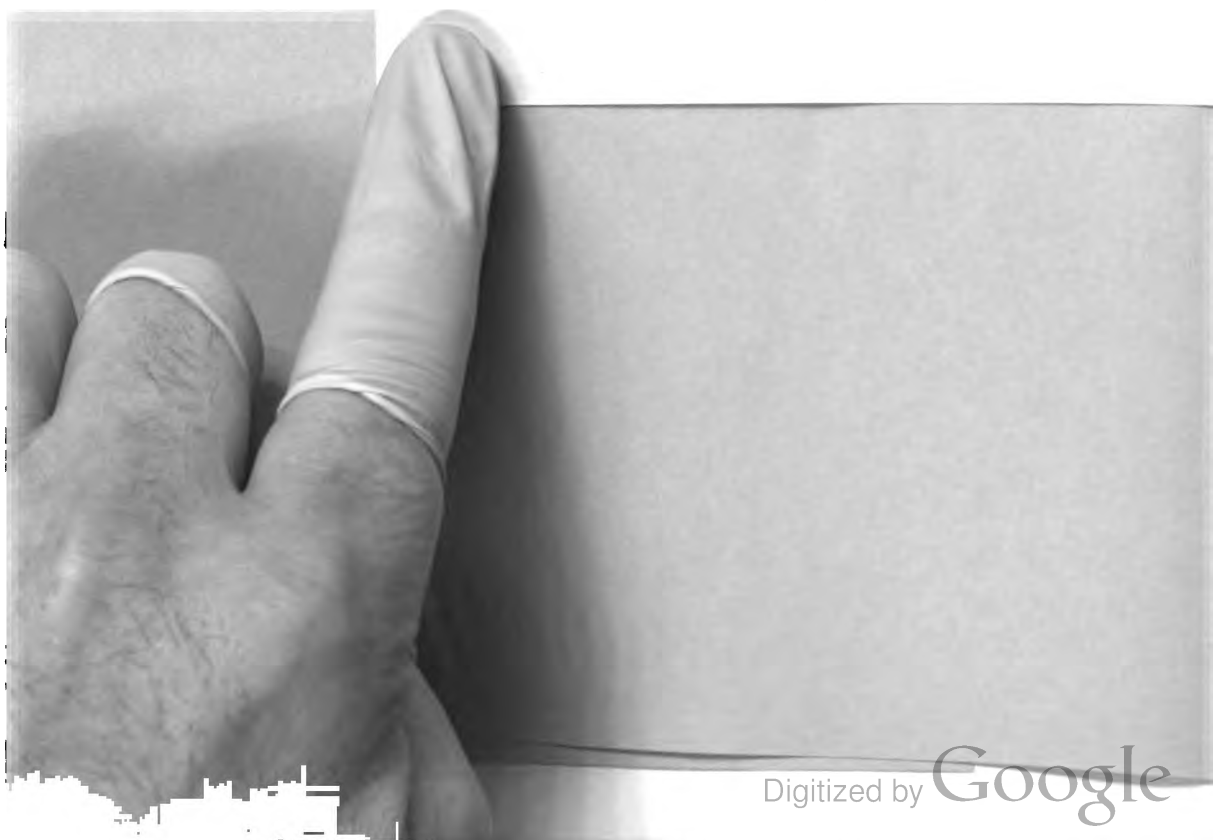
NR. 4217. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 7. JANUAR 1926

The following is missing from this volume:

Pages. . 231 [illegible]

Issues

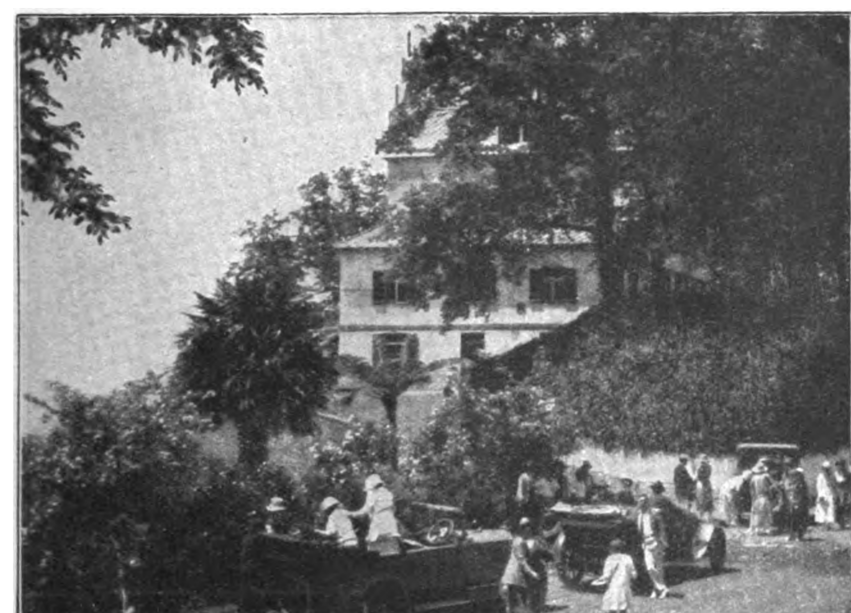




Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4217. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. **7. Januar 1926.**





Ehrenpflicht

im In- und Ausland ist es, die wichtigste Trägerin deutscher Kultur, die Leipziger „Illustrirte Zeitung“ von J. J. Weber in Leipzig nicht bloß zu lesen, sondern sie gegen die verhältnismäßig geringe Bezugsgebühr von vierteljährlich 13.50 Mark bzw. monatlich 4.50 Mark zuzüglich Zustellungsgebühr vor allem ständig zu halten.

Allgemeine Notizen.

Das Hindenburg-Reform-Realgymnasium in Ortelsburg (Regb. Allenstein in Ostpreußen) hat den ausführlichen Bericht über sein vorbildliches Alumnat soeben in zweiter Auflage herausgegeben. Dieser für die Erziehung unsrer Söhne lehrreiche Bericht ist kostenlos von dem Internatsleiter Dr. Bachmann zu erhalten.

Ein Denkmal für Richthofen beabsichtigt der Ring der Flieger, in dem fast alle ehemaligen Flieger vereinigt sind, seinem unvergeßlichen Kameraden Manfred Freiherr von Richthofen auf dem Invalidenfriedhof in Berlin zu errichten. Man hofft, das Grabmal bereits am 21. April 1926 anläßlich der achten Wiederkehr des Todestages Richthofens feierlich enthüllen zu können.

Für Briefmarkensammler. Mit der neuen (29.) Auflage des ersten Bandes von Gebrüder Senf's illustriertem Briefmarkenkatalog 1926 (Verlag von Gebr. Senf, Leipzig) hat das weithin bekannte Briefmarkenverzeichnis die durch die Verhältnisse bedingte Unregelmäßigkeit der Ausgabezeit überwunden und gelangt jetzt wieder rechtzeitig zum Versand. Nachdem sich nun auch endlich geordnete Preise gebildet und die politischen Gebietsverhältnisse gefestigt haben, ist in der neuen Ausgabe des Katalogs die alte Friedenshöhe hinsichtlich Zuverlässigkeit der Angaben erreicht. Der Band enthält sämtliche bis August 1925 erschienene Postmarken von Europa, der europäischen Auslandspostämter und der ehemals deutschen Kolonien. Somit bildet er für den Briefmarkeninteressenten ein unentbehrliches Nachschlagebuch.

Für die Benutzung der Luxuszüge erhebt die Reichsbahn bis auf weiteres keine Preiszuschläge mehr. Bisher wurden erhoben: im Orient-Expreß 2 Pfg. für den km, im Ostende—Wien-Expreß gleichfalls 2 Pfg. für den km, im Skandinavien—Schweiz-Expreß 3 Pfg. für den km bei alleiniger Benutzung des Abteils und 1 Pfg. für den km bei gemeinschaftlicher Benutzung des Abteils. Die Reisen mit diesen komfortablen Expreßzügen werden durch die Neuregelung nicht unerheblich verbilligt.

In der Hohen Tatra herrscht ständig das prachtvollste Winterwetter. Fester Schnee deckt Berg und Tal. Auf den Rodelbahnen und Eislaufplätzen herrscht lebhaftes Treiben, und die Züge bringen täglich neue Gäste in größter Zahl. Die ausländischen Tatra-Besucher genießen auf den tschechoslowakischen Bahnen bei

mindestens zehntägigem Aufenthalt eine bedeutende Ermäßigung. Bei der Rückreise wird auf die Fahrkarte auf Grund der Aufenthaltsbestätigung der betreffenden Badedirektion eine Ermäßigung von 66 v. H. gewährt.

Erzeugnisse für die Einfuhr in Brasilien sind als dort nicht oder ungenügend hergestellt vor allem Kleineisenwaren, elektrotechnische Artikel, Drogen und Chemikalien, besonders für die Industrie, Gummiwaren (nicht Kämme), Papier und Papierwaren (weniger Packpapier), optische und wissenschaftliche Instrumente, Uhren, photographische Apparate und Bedarfsartikel, Wirtschaftsgeräte, landwirtschaftliche Maschinen, Erzeugnisse für das Bau- und Verkehrswesen (also Lokomotiven, Waggons, Schienen und sonstiges Zubehör), Baggermaschinen, Straßenwalzen, Traktoren, kleine Flußdampfer, Schlepper, Zement und andere Baustoffe, Ziegeleimaschinen, Werkzeugmaschinen und Werkzeuge, Lokomobilen, Elektromotoren und alle Maschinen für Aufarbeitung und Verwertung der brasilianischen landwirtschaftlichen Erzeugnisse (Kakao, Kaffee, Baumwolle, Ölfrüchte, Faserpflanzen usw.), für die Textil-, Möbel-, Schuhindustrie usw.

Eine Eigenheimbewegung von segensreicher Bedeutung ist die von Georg Kropp gegründete „Gemeinschaft der Freunde" in Wüstenrot bei Heilbronn a. N. Sie schließt Privatgewinn völlig aus, dient lediglich der Allgemeinheit und hat seit Beginn ihrer Tätigkeit vor noch nicht zwei Jahren bereits zehntausend Bausparer mit über 145 Millionen Mark abgeschlossener Verträge. Für 150 ausgeloste Bausparer stehen zurzeit über eine Million Mark zum Hausbau zur Verfügung. Einige Häuser sind schon bezogen, an anderen wird gearbeitet, weitere folgen. Viele preisen sich glücklich, daß sie die „Gemeinschaft der Freunde" aus der Wohnungsnot zum Eigenheim führt.

Der Siegeszug des deutschen Schäferhundes. Der deutsche Schäferhund, der nach den Kriegsjahren namentlich in England großen Anklang gefunden hat, erobert sich im Ausland immer mehr Boden. Demnächst wird seine Zucht auch in Indien aufgenommen werden. Der Maharadschah von Patiala hat bei seinem Aufenthalt in London die dortige große Hunde-Ausstellung besucht und eine größere Anzahl von deutschen Schäferhunden zu Zuchtzwecken für Indien angekauft. Die schönen, klugen und überaus nützlichen Tiere, die sich überall einzuleben wissen, werden sicher auch in Indien gut gedeihen und zur Mehrung des Rufs ihrer Rasse beitragen.









Illustrirte Zeitung



IM ALTEN VENEDIG

NACH EINER RADIERUNG VON SEPP FRANK

(Mit Genehmigung des Bavaria-Verlags, München-Gauting)

Das Jahr der Gesundungskrisen. / Von Dr. Hermann Diez.



H. F. Alexander v. Dechend, der erste Reichsbankpräsident.



Dr. Hjalmar Schacht, der jetzige Reichsbankpräsident.

Aus den zwei Reichstagswahlen von 1924 und den beiden Wahlgängen zur Kürung eines neuen Reichsoberhauptes an Stelle des am 28. Februar 1925 nach kurzer Krankheit im Alter von 54 Jahren verstorbenen Reichspräsidenten Friedrich Ebert hat sich für das deutsche Volk eine parlamentarische und innenpolitische Lage ergeben, die mit Bezug auf Festigkeit und Dauerhaftigkeit immer noch manches zu wünschen übrigläßt, die es aber doch ermöglicht hat, daß das am 15. Januar gebildete Reichskabinett wenigstens in seinen Häuptern, dem Reichskanzler Dr. Luther, dem Außenminister Dr. Stresemann und dem Reichswehrminister Dr. Geßler, die Jahreswende überlebt hat. Die deutschnationalen Mitglieder des Reichsministeriums: Schiele, v. Schlieben und Neuhaus, sind allerdings am 25. Oktober im Zusammenhang mit dem bedeutsamsten Ereignis des Jahres, dem Vertragswerke von Locarno, ausgeschieden, und unmittelbar nach der Rückkehr aus London, wo am 1. Dezember die in Locarno paraphierten Verträge feierlich, wenn auch infolge des Todes der Königinmutter ohne die zunächst geplanten prunkvollen Feste unterzeichnet wurden, hat auch das Rumpfkabinett seinen Rücktritt erklärt, um die Bildung einer Regierung zu ermöglichen, die die Friedenspolitik von Locarno einheitlich fortzuführen entschlossen wäre. Wir treten über die Schwelle des neuen Jahres somit im Zustande einer Regierungskrise, die man allerdings mit einem nicht unberechtigten Scherzwort als „gemütliche" Krisis bezeichnet hat.

Muß man sich also mit der Tatsache abfinden, daß unsere Parteiverhältnisse immer noch stark zerklüftet sind, so läßt sich andererseits feststellen, daß wenigstens die Staatsnotwendigkeiten ohne ernste Erschütterungen sich durchsetzen. Einen bedeutsamen Schritt zur wirklichen Festigung der Verhältnisse stellt die Wahl des Reichspräsidenten dar, die zum erstenmal vom Volke selbst vollzogen wurde. Der Wahlkampf regte Deutschland allerdings zunächst in seinen Tiefen auf, und als am 29. März für den Kandidaten der Rechtsparteien, Dr. Jarres, 10416658, für die übrigen Kandidaten aber zusammen 16423687 Stimmen abgegeben wurden, so daß also keiner die absolute Mehrheit erhielt und demgemäß ein zweiter Wahlgang stattfinden mußte, sah man nicht ohne Sorge einer weiteren Verschärfung des politischen Kampfes entgegen. Diese Sorge minderte sich zunächst auch nicht, als der Reichsblock sich in letzter Stunde auf den persönlich allverehrten Generalfeldmarschall v. Hindenburg einigte, weil man von dieser Wahl schädliche Rückwirkungen, namentlich auf die Außenpolitik, befürchtete. Als dann aber am 26. April v. Hindenburg mit 14655641 Stimmen gegen 13751605, die auf den Reichskanzler a. D. Marx als den Vertrauensmann des „Volksblocks" entfielen, und 1931151 kommunistische Stimmen zum Reichspräsidenten gewählt worden war, zeigte sich bald, daß jene Befürchtungen gegenstandslos waren. Reichspräsident v. Hindenburg führt sein hohes Amt, dessen Wahrnehmung in der Zwischenzeit dem Reichsgerichtspräsidenten Dr. Simons vom Reichstag anvertraut worden war, in unverbrüchlicher Treue gegen die Reichsverfassung, die er am 12. Mai feierlich beschworen hat, und zugleich in engster Fühlung mit den verantwortlichen Staatsmännern.

Dies trat insbesondere bei den großen Entscheidungen zutage, die in dem Vertragswerk von Locarno gipfelten, aber auch bei der Lösung wichtiger innerer Fragen, wie z. B. beim Aufwertungsgesetz. Der Gedanke, die Sorge Frankreichs um seine vermeintlich bedrohte Sicherheit durch einen Garantiepakt unter Teilnahme Deutschlands zu beschwichtigen, der einen Ersatz für den nicht zustande gekommenen französisch-englisch-amerikanischen Pakt gelten sollte, ging von Dr. Stresemann, in seinen Ursprüngen schon von dem früheren Kanzler Dr. Cuno aus und war zunächst in einer Note vom 9. Februar niedergelegt. Die entgegenkommende französische Antwort erging am 16. Juni. Eine zweite deutsche Note vom 20. Juli beschäftigte sich mit den verschiedenen Vorbehalten Frankreichs. Inzwischen war in der ersten Hälfte des Juli die Räumung des Ruhrgebiets erfolgt, und Anfang August erging die Anweisung zur Räumung der sogenannten Sanktionsstädte Düsseldorf und Duisburg-Ruhrort. Eine Juristenkonferenz in London, auf der Ministerialdirektor Dr. Gaus Deutschland vertrat, behandelte die Frage des Sicherheitspaktes weiter, und am 15. September erließ Frankreich die Einladungen zur Teilnahme an einer Ministerkonferenz, die am 5. Oktober in Locarno zusammentrat und am 16. Oktober ihre Arbeiten mit der Paraphierung eines Vertragswerkes beenden konnte, das die Magna Charta eines neuen friedlichen Europas bilden soll. Seine Bestandteile sind außer dem sogenannten Sicherheitspakt zwischen Deutschland, Belgien, Frankreich, Großbritannien und Italien Schiedsverträge zwischen Deutschland einerseits und Belgien, Frankreich, Polen und der Tschechoslowakei andererseits sowie eine authentische Erklärung über Artikel 16 der Völkerbundssatzung, in dessen Bestimmungen insofern eine Gefahr für Deutschland erblickt werden konnte, als die Möglichkeit gegeben schien, daß Deutschland entweder gegen seinen Willen in einen Krieg gegen Rußland hineingezogen werden oder wenigstens als Durchmarschgebiet für französische oder andere Truppen in Betracht kommen könnte. Noch wichtiger als diese schriftlichen Abmachungen soll der „Geist von Locarno" werden, dem namentlich der Leiter der englischen Außenpolitik, Sir Austen Chamberlain, aber auch der französische Außenminister Briand wiederholt beredt Ausdruck gab.

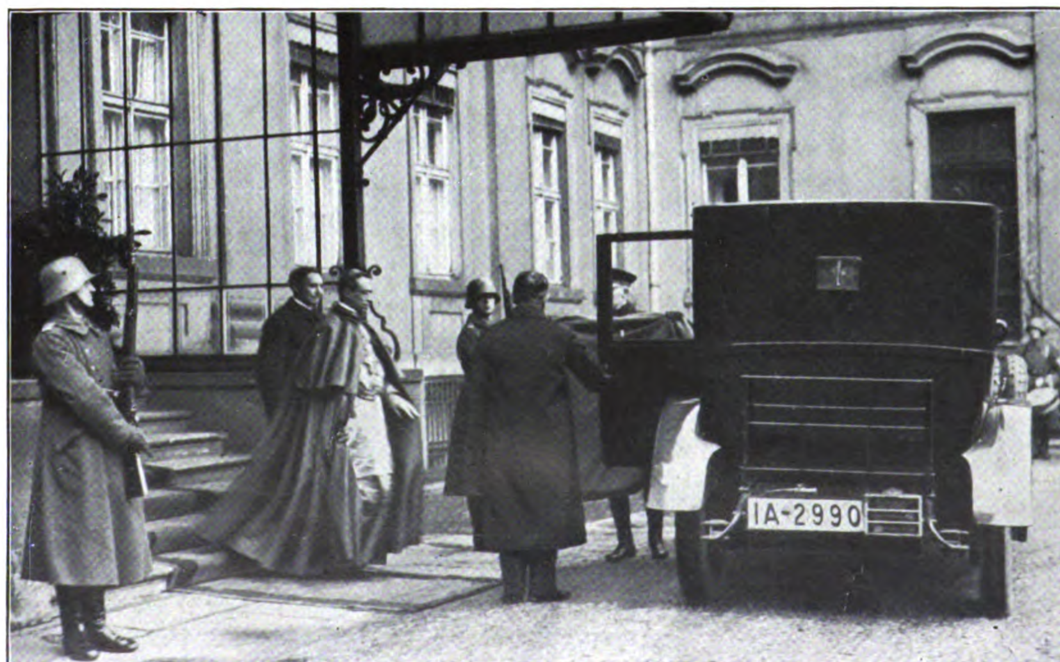


Hauptgebäude der Deutschen Reichsbank in der Jägerstraße in Berlin (1869—1877 von F. Hitzig aufgeführt).

Zum 50jährigen Bestehen der Deutschen Reichsbank am 1. Januar.

Die Deutsche Reichsbank ist im Jahre 1876 aus der früheren Preußischen Bank (gegründet 1765 von Friedrich II.) hervorgegangen. Der erste Reichsbankpräsident war H. F. Alexander v. Dechend. Die kritischste Zeit seit ihrem Bestehen bedeuteten für die Reichsbank die Kriegsjahre und die nachfolgende Inflation. Seit 1923 steht an ihrer Spitze Dr. Hjalmar Schacht, der sich um die Stabilisierung der deutschen Währung verdient gemacht hat.

Rußland glaubt diesem Geiste mißtrauen zu müssen und sieht in den Abmachungen im wesentlichen einen erfolgreichen Versuch Englands, Deutschland in das Schlepptau seiner Politik zu bringen. Es war auch kein Zufall, daß der russische Volkskommissar des Auswärtigen, Tschitscherin, auf einer Reise nach Berlin zu Anfang Oktober zunächst in Warschau Aufenthalt nahm; trotzdem konnte am Vorabend von Locarno bekanntgegeben werden, daß das große, vorwiegend juristische Vertragswerk, das die wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Deutschland und Rußland auf eine feste Grundlage stellen soll, zum Abschluß gekommen sei, und am 12. Oktober wurde es in Moskau feierlich unterzeichnet. Auch die Handelsbeziehungen mit England, Holland und Italien sind durch Verträge geregelt, die im Laufe des Jahres in Kraft getreten sind, und mit Spanien ist wenigstens ein Modus vivendi zustande gekommen, nachdem die sofortige Wiederaufkündigung des am 27. Mai abgeschlossenen Handelsvertrags, zu der sich die Reichsregierung im Interesse des deutschen Weinbaues hatte bewegen lassen, vorübergehend zu einem Zollkrieg geführt hatte. Als langlebiger erweist sich das



Vom Neujahrsempfang der fremden diplomatischen Vertreter beim Reichspräsidenten v. Hindenburg in Berlin: Der apostolische Nuntius Pacelli, Doyen des diplomatischen Korps, bei der Rückkehr von der Überbringung der Neujahrsglückwünsche.

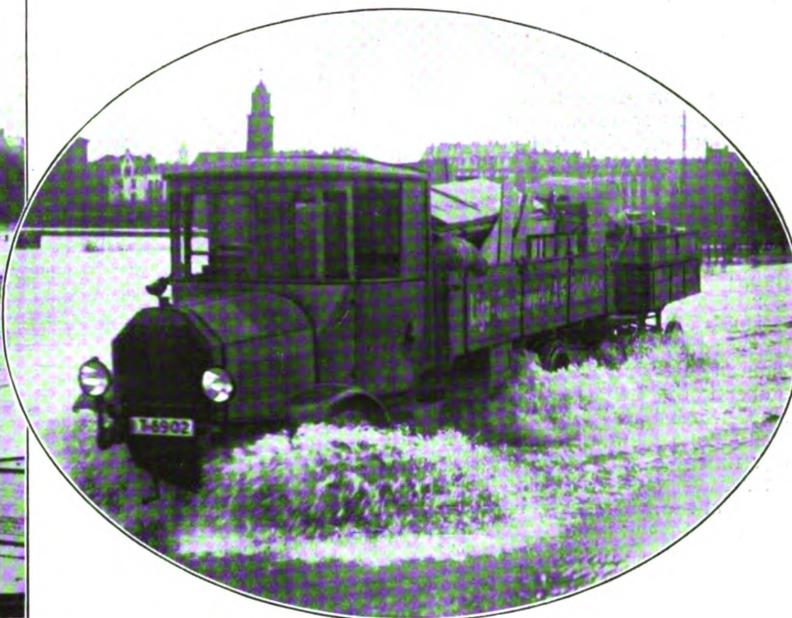


Stauungen von Treibeis im Lech zwischen Augsburg und Landsberg, zwischen dem nur eine schmale Wasserrinne frei geblieben ist. (Phot. R. Öhler, Obermeitingen, Bayern.)



Aus dem überschwemmten Frankfurt a. M.: Ein hölzerner Notsteg nach dem „Eisernen Steg" zur Aufrechterhaltung des Verkehrs.





Links: An der Dampferanlegestelle in Köln. Im Hintergrund der Kölner Dom. — Rechts: Ein Lastkraftwagen auf der überfluteten Landstraße zwischen Bockenheim und Hausen bei Frankfurt a. M.



Blick auf die überschwemmte Dorfstraße in Schierke im Harz. (Phot. Stenner, Schierke.)



Die aus den Ufern getretene Lenne bei Nachrodt i. W. mit der gefährdeten Brücke.

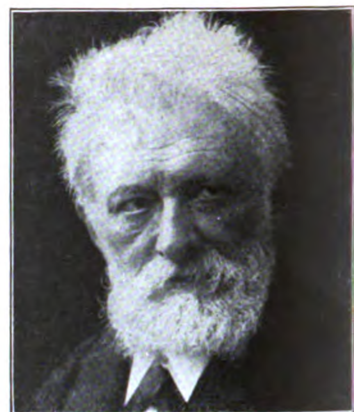
Die Hochwasserkatastrophe in Deutschland, eine Folge des milden Tauwetters der letzten Tage.



Prof. Arnold Mendelssohn,
namhafter Komponist und Organist, Sohn eines Neffen des bekannten Komponisten Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809–1847), feierte am 26. Dezember seinen 70. Geburtstag.



Kommerzienrat Artur Seemann,
Mitinhaber der bekannten, von seinem Vater begründeten Verlagsbuchhandlung E. A. Seemann, Leipzig, 1916–1918 Erster Vorsitzender des Börsenvereins der Deutschen Buchhändler, † am 23. Dezember im 65. Lebensjahre.



Geheimrat Dr. Rudolf Eucken,
bis 1919 Universitätsprofessor in Jena, bedeutender Vertreter der neueren deutschen idealistischen Philosophie, feierte am 5. Januar seinen 80. Geburtstag.



Dr. med. h. c. Georg Thieme,
namhafter Verlagsbuchhändler, Begründer des seinen Namen tragenden großen medizinischen Verlages in Leipzig, Verleger der „Deutschen Medizinischen Wochenschrift“, † 26. Dezember im 66. Lebensjahre.

handelspolitische Zerwürfnis mit der polnischen Republik, das schon seit dem Sommer andauert, und es kam hinzu, daß Polen von dem Rechte der Optantenausweisung einen außerordentlich scharfen Gebrauch machte, was natürlich Gegenmaßnahmen zur Folge hatte.

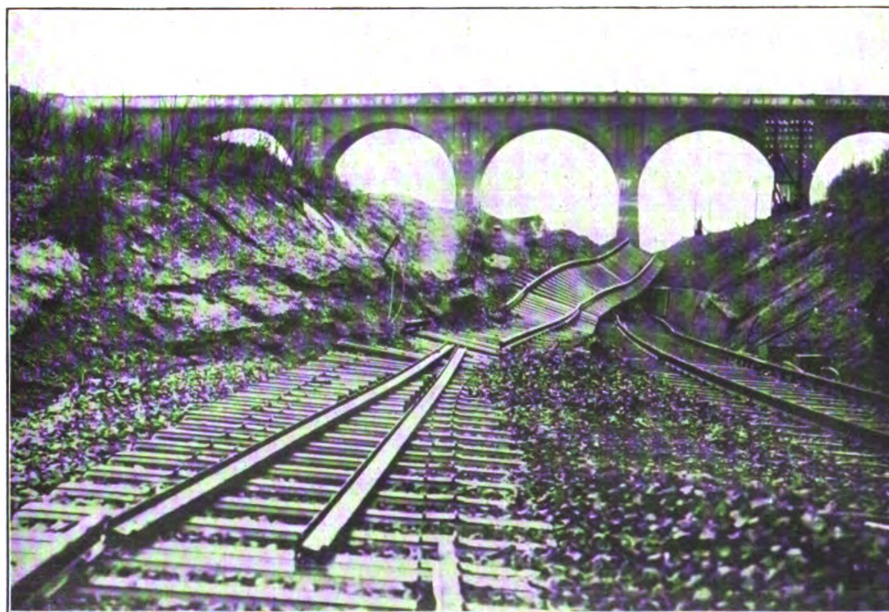
War die Räumung des Ruhrgebiets und der Sanktionsstädte eine Folge der Londoner Zusicherungen vom August 1924 und der am 29. Mai ergangenen Erklärung der Reparationskommission, daß Deutschland seine finanziellen Verpflichtungen aus dem Dawesplan bisher treu und vollständig erfüllt habe, so führte der Notenwechsel über den Stand der Entwaffnung Deutschlands schließlich dazu, daß im Laufe des November die Botschafterkonferenz sich befriedigt erklärte und der Beginn der Räumung der sogenannten Kölner Zone, die eigentlich schon am 10. Januar 1925 hätte erfolgen müssen, für den 1. Dezember angekündigt wurde. Sie hat nun auch schon weite Fortschritte gemacht, und das englische Hauptquartier ist nach Wiesbaden übergesiedelt. So ist die Sehnsucht wenigstens zum Teil erfüllt, die zuletzt noch bei der großartigen Jahrtausendfeier der deutschen Rheinlande vom 18. bis zum 20. Juni einen hinreißenden Ausdruck gefunden hatte. Wichtiger als das ist aber die hochbedeutsame Tatsache, daß der Beginn dieser Räumung zugleich den grundsätzlichen Verzicht Frankreichs auf die Rheinpolitik Ludwigs XIV. und — Poincarés bedeutet. Zu hoffen bleibt noch eine Verkürzung der Besetzungsfristen für die beiden anderen Zonen, die ja im Grunde keinen Sinn mehr haben, wenn wirklich der Geist des Friedens fortan in Europa herrschen soll, und schließlich die allgemeine Abrüstung. Im übrigen treten die Verträge von Locarno förmlich erst in Kraft, wenn Deutschland in den Völkerbund eingetreten ist, was für das kommende Frühjahr in Aussicht steht. Das letzte Ziel mancher Staatsmänner ist die Schaffung einer Art Vereinigter Staaten von Europa, und zwar ist dieser Gedanke geboren aus der Tatsache, daß alle europäischen Staaten wirtschaftlich mehr oder weniger daniederliegen und dem Wettbewerb mit Amerika schlechterdings nicht mehr gewachsen sind, solange sie ihre Produktion und ihren Handel nicht nur durch übermäßige Steuern, sondern auch durch riesige Zollmauern so erschweren, wie es namentlich in dem balkanisierten Osteuropa der Fall ist. In Deutschland sind im Hochsommer unter großen Mühen die Steuergesetze, der Finanzausgleich mit den Ländern, das Aufwertungsgesetz und der neue Zolltarif zustande gekommen. Zugleich haben sich die Regierungen alle Mühe gegeben, die Preise zu senken, aber der Erfolg ist bisher ziemlich bescheiden geblieben, wenn auch wenigstens dem weiteren Wachsen der Teuerung Einhalt geboten worden ist. Eine weitere Besserung erhofft man von einer allgemeinen strengen Sparpolitik des Reiches, der Länder und der Gemeinden. Ein noch schärferes Anziehen der Steuerschraube ist jedenfalls nicht möglich, denn schon jetzt leidet die Wirtschaft aufs schwerste unter dem allgemeinen Geldmangel und der Kreditnot, und die Zahl der Konkurse und Geschäftsaufsichten wächst von Tag zu Tag und läßt eine schwere Wirtschaftskrise erkennen, wenn auch die Mehrzahl der Opfer in die Kategorie der sogenannten Inflationsgründungen gehört. In Preußen hat sich nach dem Austritt der volksparteilichen Mitglieder das Ministerium Braun neu befestigt, allerdings nach wiederholten Versuchen, eine neue Regierung zu bilden, die sich bis zum April hinzogen.

In Frankreich hat alle Weisheit der Finanzminister schließlich nicht ausgereicht, die augenblickliche Not anders als auf dem Wege des Notendruckes, also mit den berüchtigten Mitteln der Inflation, zu beschwören. Der Finanzminister Caillaux, an dessen Wiedererscheinen auf der politischen Bühne alle Friedensfreunde große Hoffnungen geknüpft hatten, ist gescheitert, insbesondere auch an dem Mißerfolg seiner Bemühungen um eine Regelung der französischen Schulden an Amerika. Im übrigen ist bei mannigfachem Wechsel die allgemeine Richtung der Regierung friedlich und versöhnlich geblieben: Auf das Ministerium Herriot ist ein Ministerium Painlevé gefolgt, wobei die beiden Herren die Ministerpräsidentschaft und das Kammerpräsidium miteinander tauschten, und als das Ministerium Painlevé über den Finanzschwierigkeiten zum zweitenmal zu Fall kam, übernahm der bisherige Außenminister Briand die Bildung der neuen Regierung. Erschwert wird die Lage in Frankreich durch die Ausdehnung des spanischen Marokkokrieges auf die französische Front, die ungefähr zu Anfang Mai eintrat, und die von dem Lande schwere Opfer forderte, sowie durch einen Aufstand der Drusen in Syrien gegen die französische Mandatsherrschaft, die in dem General Sarrail einen besonders unsympathischen Vertreter hatte. Jetzt ist er durch den Politiker de Jouvenel ersetzt. Besonderes Ärgernis hatte die Beschießung von Damaskus erregt. Doch scheinen beide Kolonialkriege ihren Höhepunkt überschritten zu haben. In Spanien, das ebenfalls unter der langen Dauer des Marokkokrieges leidet, hat der bisherige Militärdiktator Primo de Rivera vor einigen Wochen wieder eine Zivilregierung eingesetzt, an deren Spitze er steht, und damit die Rückkehr normaler Verhältnisse wenigstens angebahnt. In dem Italien Mussolinis hat der Faschismus seine Methoden noch verschärft und insbesondere in der Presse jede Opposition völlig unterdrückt. Auch die gewaltsame Verwelschung Südtirols nimmt immer härtere Formen an. Zwischen Griechenland, wo gegen Ende Juni der General Pangalos durch einen Staatsstreich sich der Regierung bemächtigte, und Bulgarien, das noch immer mit bolschewistischen Umtrieben zu kämpfen hat, kam es im Oktober zu einem sehr ernsten Grenzzwischenfall, der schließlich vom Völkerbundsrat beigelegt wurde, und zwar in einer Entscheidung, die zugunsten Bulgariens ausfiel. Minder günstig wurde eine andere Entscheidung des Völkerbundsrats beurteilt, die den Grenzstreit zwischen der Türkei und England im Irak zu schlichten suchte. Die Türkei hat die zu ihren Ungunsten lautende Entscheidung nicht anerkannt, und man will in einem neuerdings zwischen der Türkei und der Sowjetunion abgeschlossenen Neutralitätsvertrag eine Wirkung dieses Zerwürfnisses mit England erkennen. Im übrigen schreitet die Türkei auf dem Wege der äußeren Anpassung an Europa mächtig vorwärts, und das Tragen des Fes ist jetzt sogar bei Todesstrafe verboten worden. In Persien ist die Kadscharen-Dynastie abgesetzt und der bisherige Kriegsminister Riza Khan Pählävi zum Schah gewählt worden. Auch der König des Hedschas, Ali, hat sein Land geräumt, nachdem die Sekte der Wahhabiten die heiligen Städte Mekka und Medina besetzt hatten. So ist viel Unruhe in der ganzen Welt des Islams. Noch schlimmer sieht es in China aus, wo zunächst im Laufe des Sommers in Schanghai Unruhen ausbrachen, die sich insbesondere gegen England wandten; jetzt kämpfen in den verschiedensten Teilen des Chinesischen Reichs Marschälle und Generale gegeneinander, so daß Japan neuerdings zu Truppenlandungen geschritten ist.

Alle diese Dinge sind Anzeichen dafür, daß infolge des Weltkriegs die Autorität Europas schwer erschüttert worden ist. Mit um so größerer Befriedigung kann man feststellen, daß die Krisis, unter deren Wirkungen Deutschland leidet, nach einem von dem Reichskanzler Dr. Luther erst in diesen Tagen gebrauchten Wort doch den Charakter der „Gesundungskrisis“ trägt und die baldige Wiederkehr besserer Zeiten erhoffen läßt.



Von der Einweihung der neuen Zackelfallbahn für Bobsleigh bei Schreiberhau im Riesengebirge, die am 2. Dezember mit einem Eröffnungsrennen stattfand: In sausender Fahrt durch die S-Kurve.



Vom Dammrutsch auf der Eisenbahnstrecke Berlin-Frankfurt a. O., der in der Nacht zum 27. Dezember zwischen Pilgram und Rosengarten sich ereignete und eine längere Verkehrsstörung herbeiführte: Blick auf die betroffene Strecke.

DER LETZTE POSTILLION IN BERLIN







Aus der Geschichte des Postillions: Links: Postillion in Mecklenburg-Schwerin um 1820. — Mitte: Postkutsche aus der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. Nach einer Zeichnung aus der Sächsischen Porzellan-Manufaktur in Meißen. — Rechts: Großherzoglich Sachsen-Weimarischer Postillion im Jahre 1820.

Letzter Ausmarsch der Postillione zur Paketbestellung am frühen Morgen des 1. Weihnachtsfeiertages. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Martin Frost.



Die Paradeaufstellung der letzten Postillione auf dem Hofe des Haupt-Paketpostamts.



Die neuen Motor-Bestellwagen.

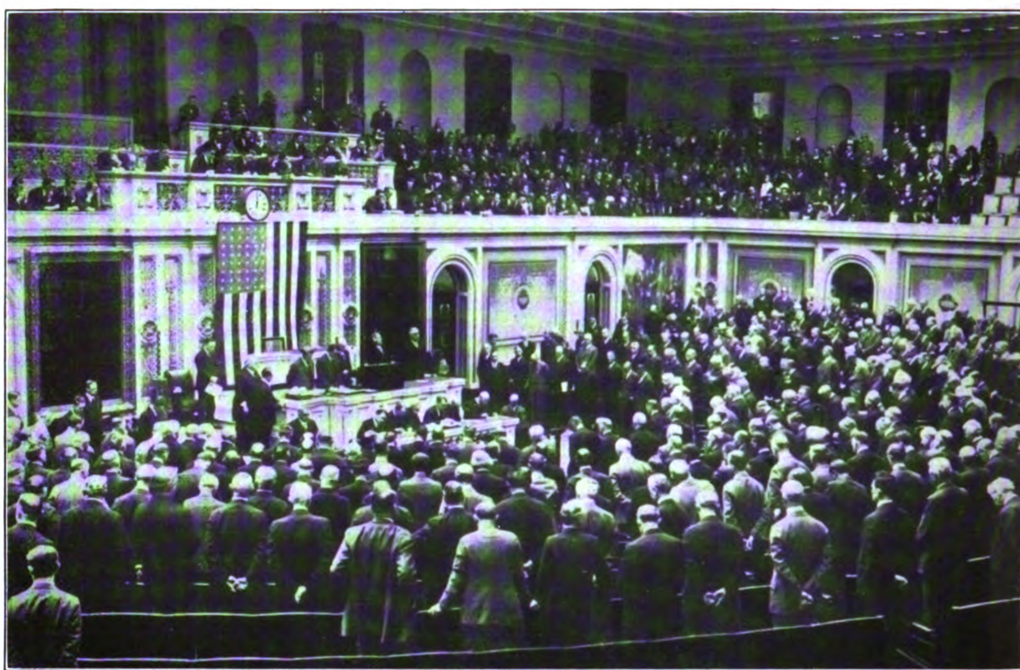
Verklingende Romantik im Großstadtverkehr: Die Ersetzung der Pferdewagen durch das Automobil im Postpaket-Bestellverkehr Berlins.





Links oben: Italiens Bestrebungen zur Erhöhung seines Getreidebaues: Ausstreuen der Saat bei einem der Saatfeste der Schulen Neapels, wie sie zur Propaganda eines größeren Getreideanbaues in ganz Italien gefeiert werden.
Im Oval: Der Ausklang des Heiligen Jahres in Rom: Papst Pius XI. beim Legen des Schlußsteins zur Schließung der Heiligen Tür in der Peterskirche. (Phot. Carlo Delius.)





Die Eröffnungssitzung des 69. Kongresses in Washington, in dem besonders die Herabsetzung der Steuer in den Vereinigten Staaten von Amerika zur Beratung stehen wird: Während des Gebetes durch den Kaplan des Repräsentantenhauses, James Shera Montgomery (am Rednerpult). — Links Mitte: Wie die japanischen Schriftsteller den Absatz ihrer Werke erhöhen: Schriftsteller beim Verkauf ihrer Bücher in einer Straße Tokios.





Im Dienste der Menschheit: Die Rettungstätigkeit der Mönche des St.-Bernhard-Klosters im St.-Bernhard-Paß (Schweizer Kanton Wallis) mit Hilfe von Bernhardinerhunden zur Bergung Verunglückter: Links: Das St.-Bernhard-Kloster mit der St.-Bernhard-Statue (im Vordergrund). Rechts: Gaststube des Klosters.

TUSKULUM

ROMAN VON ELISABETH DAUTHENDEY

(1. Fortsetzung.)

So war es immer mit dieser Frau. Schon in Berlin hatte sie das immerfort erfahren. Nun war sie ihr hierher nachgereist, behauptete, nicht ohne sie leben zu können, und wickelte sie wieder um ihre schönen Finger, was ihr deshalb auch ein besonderer Triumph war, da Musa im Grunde eine in sich festgefügte Persönlichkeit und nicht leicht in ihrem eigenen Willen zu kreuzen war.

Fünf Minuten später saßen die beiden Frauen im Auto nahe beisammen und fühlten sich ein wenig feindlich gegeneinander. Der einen war der Sieg nicht vollständig genug, die andere ärgerte sich, wieder einmal diesem mitreißenden Temperament nicht widerstanden zu haben.

„Bin wahnsinnig gespannt", fing Lissa endlich wieder zu reden an. „Okkult — wissen Sie, das Wort allein ist schon wie eine weitgespannte Brücke zu den Geheimnissen des Jenseits von heute und morgen."

„Ja, es hat eine ungeheuere Lockung — wollen sehen." —

Der Saal war vollgedrängt. Der Professor, ein scharfgeschnittener dunkler Denkerkopf, sprach weitausholend, mit tief umfassender Kenntnis des Gebietes, sich behutsam vorwärts tastend zu fremden, lang bestrittenen Zielen, ihre ferne Möglichkeit vorsichtig zugebend.

Lissa hatte fieberheiße Augen und unruhige Hände. Liebmann neben Musa sah immer wieder zu jener hin, ohne die leiseste Verbindung herbeireißen zu können.

Musa blickte kühl und konzentriert in die ferne, auch sie dringend lockende Welt, die ihr da aufgetan wurde. Sie wartete gespannt auf das Ende. Das Resultat. Bisher hatten alle Vorträge auf diesem Gebiete, die sie immer wieder gehört hatte mit der dringenden Erwartung auf die letzte Wendung der Fragen, niemals ein positives Ergebnis gehabt.

Als sie am Ausgange auf das Vorfahren des Autos warteten, sagte Lissa mit heißem Atem:

„Ist das nicht wundervoll — berauschend?"

„Was denn?" fragte Musa kühl.

„Nun, diese Verbindung zum Jenseitigen. Ich werde mir das Buch anschaffen und die Verbindung suchen. Es ist ein neuer, pikanter Reiz in dieser öden Welt."

„Ich rate Ihnen, liebe Frau Lissa," fiel Liebmann ein, „lieber die reelleren Verbindungen des Diesseits beizubehalten. Es kommt mehr dabei heraus. Für heute aber sind Sie wohl noch zu jenseitig gestimmt, um mir einen Platz im Wagen anzubieten?"

„Doch, doch," sagte Lissa, „Sie können mit bis zu Ihrer Wohnung fahren."

„Danke, für Halbheiten habe ich nichts übrig."

Er neigte seinen interessanten Schauspielerkopf über Lissas Hand und verschwand in der Dunkelheit der Nacht.

Beide schwiegen lange.

„Warum sagen Sie so gar nichts, Musa?"

„In ernsten Dingen, die so voll Zukunft sind, haben wir noch kein Recht, dafür oder dagegen zu sein — Abwarten und Schweigen ist vorerst geboten."

„Oh, immer diese Marmorstrenge und Kühle im Denken und Fühlen. Wo ist das Weib in Ihnen, dem alles zu Spiel und Tanz und Leidenschaft wird? Ich bin in Flammen — da, fühlen Sie meine Hände!"

„Schade, daß Liebmann nicht mitkam", sagte Musa mit leisem Spott.

„Ja, schade."

Als Lissa an ihrer Haustür ausstieg, trat Liebmann aus dem Schatten.

„Nun, noch im Tempel des Jenseits, Madonna?"

„Man kann auch heruntersteigen."

Er bot ihr den Arm, und sie gingen ins Haus.

„Was soll man nur von dieser Frau Musa denken? Immer gefeit gegen jeden Anprall des Enthusiasmus und der Hingerissenheit — immer Marmor, wo andere Lava sind."

„Täuschen Sie sich nicht — da ist Glut. Verborgene, umhütete Glut. Dieses tizianische Goldrot um das rassige Gesicht spricht anderes, als Sie zu lesen wissen und —"

„Bitte, nicht weiter! Du weißt, ich bin eine Tigerin an Eifersucht."

„Also schon bei der Zoologie angelangt — liegt mir auch besser als die Nebelgebilde medialer Projektionen. Komm, leeren wir ein schäumendes Glas auf das holde Diesseits!" — — —

Als Musa bei sich eintrat, gab ihr die Zofe eine Karte.

„Sie waren eben fort, als der Herr kam."

Musa las: „Kurt von Hollenstein."

Sie wechselte jäh die Farbe. Ging rasch in ihr Schlafgemach, warf Mantel, Hut und Handschuhe ungeduldig ab, nahm die Karte vom Tisch und las nochmals den Namen, als traue sie ihren Augen nicht, und warf sie dann in das Kaminfeuer.

Dann sank sie in einen Lehnstuhl, drückte beide Hände an die Schläfen. Sie war von tiefster Erregung durchbebt.

„Wozu? Was soll das — wie kann er's wagen?" flüsterte sie leise vor sich hin.

Dieser Mann war die Tragik ihres Lebens.

Sie war ihm entflohen. Warum ließ er nicht von ihr, wie er es ihr versprochen.

Dieser funkelnde Geist mit der Feuerlohe im Blute, wie so ganz war er das, was auch ihr Doppelwesen als tiefste Erfüllung ihrer selbst empfand und schmerzhaft begehrte.

Und doch mußte sie ihn lassen.

Er trank den Lebensbecher in vollen Zügen. Flammen schlugen auf und ihm entgegen, wo er seine Wege nahm.

Eine so seltsame Mischung sprühender Geistesgewalt und pochend hinreißender Leidenschaft konnte nicht anders, als Geist zu Geist entflammen und Blut zu Blut hinreißen.

Aber immer blieb es ein Versuch, ein Intermezzo, ein Impromptu — zur Wurzeltiefe der Liebe kam es bei ihm nie. Wohl glaubte er in den Ekstasen der höchsten Augenblicke ihrer fähig zu sein, aber es blieb immer nur Leidenschaft, verzehrende Glut, zerstörende Elementargewalt.

Dreimal schon hatte er sich scheinbar glücklicher Ehe plötzlich entfesselt, und es waren nicht die schlechtesten Frauen, die er gewählt hatte. Aber zu lockend war ihm seine Freiheit, die ihm auf Schritt und Tritt die ganze Skala des Weibtums zu leichtem Siege in die Arme führte.

Hier zum erstenmal hatte er Widerstand gefunden. Eine glühend lockende Abwehr heiß entflammten Blutes und tief verwandten Geistes, die ihm nach innerstem Gebote zufallen mußten und dennoch aus einer höheren Region scharfsichtiger Klarheit und für eine Frau schier unfaßbarer Willenskraft ihm versagt wurden.

Musa wußte, daß trotz der fußfälligen Beschwörungen und lohenden Schwüre betäubend hinreißender Werbungsekstasen dieser unselige Mann niemals die Stille beglückter Erfüllung lange ertragen konnte, daß der Rausch des Neuen, das Spiel des Siegers ihm zu bitterstem Bedürfnis geworden, dem er willenlos verfallen war. Sie aber konnte trotz vollkommenster Hingenommenheit ihres Weibwesens sich nicht dazu verstehen, den edelsten Reichtum des Lebens im Spiele zu vergeuden. Und liebte ihn zu leidenschaftlich und zu stolz, um nach einer kurzen Ehe die tiefe Kränkung einer Verlassenen zu ertragen. Vielleicht würde er gerade sie nicht aufgeben — wollten schmeichelnde Stimmen ihr zuflüstern.

Nein, ich kenne ihn zu gut und liebe ihn zu sehr. — Es soll nicht sein. Ich darf ihn nicht mehr sehen.

Sie läutete dem Mädchen.

„Wenn dieser Herr wiederkommt, bin ich nicht zu sprechen."

III.

Einige Tage später war Jour bei der Fürstin Schuschin. Auch sie hatte früher in Berlin gelebt und kannte Musa seit Jahren.

„Kommen Sie morgen bestimmt — ich habe eine Überraschung für Sie", schrieb sie noch eilig vor dem Empfangstage, da sie wußte, wie selten Musa sich sehen ließ.

In den vornehmen, durch Bogentüren dreiteilig ineinandergehenden Salons schwirrten Männer- und Frauenstimmen durch-, mit- und gegeneinander.

Die eleganten Damen saßen in malerisch wirkenden Gruppen in den weiten Räumen verteilt. In dem glänzenden Farbengewoge ihrer Toiletten wirkten das Dunkel des Zivils und die farbige Linie der Uniformen der Herren wie ein stramm zusammenfassendes Element inmitten eines ausschweifenden Phantasiegebildes. Hier war Kunst, Wissenschaft, Politik, Boheme interessant vereinigt. Man schlürfte in leichtem Geplauder den Schaum aller fließenden Ereignisse des Tages, um schließlich, wie von magnetischer Gewalt gedrängt, am lockenden Fluid des amourösen Wellenspieles zu landen, dieses ewig bewegten Elements, das ihnen allen der heimlich-süße Anstoß zu sich selbst und den anderen war. Man sprach ins Allgemeine hinein, tastend, Land suchend, einen festen Punkt, von dem aus jeder seinen eigenen Faden spinnen konnte.

Und da Musa noch nicht erschienen war, griffen die Gedanken nach ihr, und obschon die meisten hier sie nur erst wenig kannten, wurde sie als allen interessantes Rätsel der Gegenstand, den sie eben brauchten. Man sprach von ihrer Schönheit. Die Damen waren seltsam einig über diesen Punkt.

„Bin gespannt — aufs äußerste gespannt", sagte Leutnant Großer. „Denn wenn Damen von einer anderen sagen, daß sie schön ist, dann muß es wohl etwas ganz Erstaunliches sein. Solch neidloses Urteil kann nur aus solchem Munde kommen, der die Krönung eigener Schönheit ist."

„Oh, hört den feinen Frauenkenner! Wie wundervoll er uns zu schmeicheln weiß!" rief Elga Weißer.

„Schmeicheln, Gnädigste? Unter meiner Würde. Aber, bitte — Spiegel rechts, Spiegel links wird Ihnen meine Wahrheit beweisen."

„Ja, schön ist sie, aber kalt, eisig kalt, bis in ihre feinen Fingerspitzen hinein", sagte Lissa Medern. „Sie ist ein besonderer Typ. So recht das Modell zu einer kühlen Melusine. In meinem nächsten Roman wird sie eine große Note sein."

„Nein, Lissa, da muß ich widersprechen", rief die Fürstin.

„Ich kenne sie besser."

„Nun, können Sie ihr etwa eine einzige Liaison nachweisen? Wir alle —"

„Gerade das ist es ja, was sie so besonders macht. Wir sind ausbrechende Vulkane — sie brennt nach innen und hat eine Gewalt über sich, vor der ich knien möchte."

„Nein, nein, meine Damen, brechen Sie nur aus!" rief Geheimrat Farnau. „Flammen — Flammen, das ist's, was das Leben lebenswert macht", und der feine Adoniskopf mit leicht ergrauten Locken neigte sich über die Hand seiner Dame. Matti Lenger, die Heroine des Hoftheaters, lächelte sieghaft, schlug dem Galan mit ihrem Fächer leicht auf die schöne Hand: „Toujours en feu — mais c'est ce que j'aime, mon ami."

„Ein Dichter sagt uns anderes", rief eine feste Stimme dazwischen. „Verflucht das Herz, das sich nicht mäßigen kann!"

„Der das sagte, schoß sich eine Kugel ins Gehirn, lieber Professor", entgegnete Liebmann und wechselte einen schnellen Blick feinen Spottes mit seiner Freundin.

Vom Diener gemeldet, trat Musa herein.

Es war eine plötzliche Stille umher. Jene kurze, beklemmende Stille der Überraschung, noch von der schwebenden Unruhe bewegt, die sich eben über die Eintretende erregt hatte. Eine Sekunde nur. Aber feinstimmigen Nerven fühlbar.

Luva Schuschin übertönte den Augenblick mit ihrer slawischen Überschwenglichkeit der Begrüßung, nahm Musa am Arm und führte sie zum Sessel neben sich. Man drängte heran. Vorstellungen, das Hin und Her gangbarer Höflichkeiten und in den ferneren Winkeln das lose Spiel neugieriger Blicke; diskrete Fragen, geflüsterte Bemerkungen schwirrten im Raum.

„Donnerwetter," sagte Leutnant Weißmann, „die ist ja noch schöner, als man denken konnte!"

„Schön, das ist nicht das Rechte — apart — aufreizend — das Haar allein ist eine Ballade."

„Na, Heinz Rüder, just zum Feuerfangen! Nicht wahr?"

„Und daß so etwas noch nicht unter der Krone ist! Haube kann man da unmöglich sagen."

„Und kein stiller Teilhaber vorhanden. Das ist noch wunderlicher."

„Wer's glaubt!" zischte leise eine Frauenstimme.

Aber dann zogen sie schnell den Schleier der Unschuld vor ihre frivolen Gedanken, legten die Mienen in verbindlich lächelnde Linien, ließen sich vorstellen, verneigten sich tief und rissen mit Raubtierblicken so viel von der lüstern umspielten Weibesschönheit an sich, wie es der kurze Augenblick irgend zuließ.

„Freiherr Oberst von Hollenstein", meldete der Diener.

Musa erblaßte bis in die Lippen. Sie blickte fragend zur Fürstin hin.

„Nein, meine Liebe," flüsterte diese, „das ist nicht die Überraschung. Ich wußte gar nicht, daß der Oberst hier ist."

Sie ging dem neuen Gast entgegen. „Seit wann hier, Oberst?" Leise fügte sie hinzu: „Mußte das sein?"

„Wäre sonst wohl nicht gekommen — chère amie."

Dann stand er vor Musa. Nach einigen Höflichkeitsphrasen sagte er leise: „Gnädigste, war zweimal bei Ihnen. Wurde nicht vorgelassen."

„Ich weiß", erwiderte Musa und blätterte weiter in den japanischen Malereien, die vor ihr lagen.

Hollenstein blieb noch eine Weile hinter ihrem Stuhl, um Fassung zu gewinnen. Er biß die Zähne zusammen, daß sie knirschten. Dann beugte er sich zu den Bildern. „Ich muß und will dich sprechen", flüsterte er, wendete sich dann langsam ab, einer anderen Gruppe zu.

Die Gäste waren währenddes von einer neuen Sensation erregt und beachteten dieses Intermezzo nicht.

Eine Dame in hochrotem Reitkleid, kleinem roten Herrenhütchen, langen hellen Stulphandschuhen und hohen Reitstiefeln mit Silbersporen, die Reitgerte in der Hand, war rasch und sicher eingetreten. Sie begrüßte die Fürstin lebhaft und blickte sich dreist und zugreifend im Kreise um.

„Ah, die Oda Bellona!" flüsterten die Herren einander zu.

„Wie kommt die hierher?"

„Wissen Sie noch nicht? Pst! Man lauscht."

„Ah, liebe Fürstin — tausend Dank für die Einladung! Konnte nicht früher kommen, war mit dem Prinzen zu einem Ritt verabredet. G'rad auf ein Stündchen, dann holt er mich ab."

Bald war sie von den Herren umringt; man kannte sie noch vom Zirkus her als allererste, glänzende Schulreiterin.

„Im königlichen Sattel angelangt?" flüsterte ihr General von Dobrein zu.

„Zu dienen — vieil ami." Sie lachte kurz auf.

Und dann sprühte es um sie von leichtem Witz und Geist und mondänem Geplauder, und allmählich hatte sie fast die ganze Herrengesellschaft um ihren Sessel, in dem sie wie eine Königin thronte.

„Ist nun das die Überraschung, Luva?" fragte Musa.

„Wie können Sie denken! Ich mußte sie einladen, der Prinz bat darum. Übrigens kein übles Malobjekt. Macht sich aber jetzt rar und stachelig."

„Nun — und was soll noch kommen?"

„Wundere mich, wo Sylvia bleibt. Das ist etwas für Sie, Duschenka — fein, rein und zart, eine tiefe Dichterin im stillen."

„Wohl noch unreif?"

„Doch nicht. Soviel ich davon verstehe. Aber sie hat wenig Ermunterung zur Kunst und stammt aus kleiner Umwelt. Lebt nun in leerer Ehe mit einem Multimillionär ohne jede Kultur. Ich möchte sie Ihnen zuführen. Bei Ihnen wird sie Mut zu sich selbst finden. — Ah, da ist sie ja!"

Eine feine, zarte Gestalt kam langsam wie im Traum in die Mitte des Zimmers. Das braune Haar lag schlicht um das liebliche Rund des Gesichtes, dessen mädchenhafte Süße erst durch die großen, sonnenhaft leuchtenden Augen eine besondere Note und Bedeutung erhielt.

„Warum so spät, liebe Sylvia?"

„Tausendmal Verzeihung, Fürstin! Mein Mann bekam eine Depesche, mußte sofort abreisen, und da wissen Sie ja, wie es ist."

„Ja, ja, das weiß man. Nun kommen Sie nur gleich zu Frau Musa, von der ich Ihnen erzählte."

„Ach, ich freue mich ja so", sagte sie mit lieblicher Stimme und reichte Musa ihre beiden Hände zur Begrüßung. Die Stimme war voll Melodie und fraulicher Weiche.

Luva ließ die beiden allein. —

Die Salons hatten sich mittlerweile schon ein wenig geleert. Oda Bellona verabschiedete sich eben von den sie zunächst umgebenden Herren. Schon am Ausgang, kehrte sie noch in das Zimmer um — Ach, meine Gerte!"

Der General reichte sie ihr. Sie nahm sie, switschte elegant damit durch die Luft.

„Wenn du zum Manne gehst, vergiß die Peitsche nicht!" sagte sie mit einem frivolen Lachen um den großen, schöngeformten sinnlichen Mund.

„Fühlen uns ungeheuer geehrt, Gnädigste", flüsterte der General mit zynischem Augenspiel und öffnete ihr die Tür.

Die Fürstin war indes zu einer Nische geeilt, die mit einem seidenen Vorhang halb verschlossen war. Sie schob ihn zurück.

„Ah, Luva, lassen Sie sich auch einmal in meinem Winkel sehen?"

„Sie sind doch am liebsten ungestört, Iwan. Haben Sie mir wieder alle Schönheit gestohlen. Zeigen Sie doch mal."

„Ja, wir Künstler sind die Diebe Gottes — stehlen alle seine Herrlichkeiten gierig zusammen. Aber wir geben sie ihm wieder."

Der Maler erhob sich. Von kraftvoller Gestalt, dunkel von Haar und Inkarnat, hatte er den brennenden Blick, der durch alle Widerstände hindurch zum Kern des Wesens herandrängte. Luva blickte ins Skizzenbuch, das er ihr reichte.

„Natürlich" — sie lachte auf — „nur sie! Ja, guten Geschmack hatten Sie ja immer, Iwan Gregorowitsch."

„Ich muß sie malen! Das Haar — das Haar — es macht mich toll!"

„Versuchen Sie Ihr Glück! Kommen Sie!"

Sie führte den Maler zu Musa hin. Nahm Sylvia am Arm und ging mit ihr in den Wintergarten, sich mit ihr an den neuen Orchideen zu berauschen.

„Darf Kunst die Kunst grüßen, Gnädigste, und gleich eine Bitte wagen?"

„Was wird es sein?" fragte Musa mit schelmischem Lächeln, das alle feinen, seelischen Linien des Gesichtes in ein wundervolles Spiel brachte, denn sie wußte nach allen Erfahrungen, was kommen würde.

„Bitte," sagte Iwan Gregorowitsch, „gestatten Sie mir —" Er bot ihr den Arm und führte sie vor einen der großen Spiegel.

„Sehen Sie selbst!" Und er ließ seine entzückten Künstleraugen über sie hingleiten, und seine Blicke verfingen sich in der rot flimmernden Fülle ihres Haares.

„Das muß ich haben! Ich sagte eben zu Luva, wir Künstler seien Diebe Gottes — und da auch Sie zu dieser erlauchten Diebesbande gehören, werden Sie mich verstehen und erhören."

Musa blickte schnell auf ihr Bild im Spiegel, dann blieb ihr Auge an dem andern haften. Der dunkle, rassige Kopf, das etwas slawisch breite Gesicht, durch einen feinlinigen Spitzbart angenehm profiliert, die schmerzliche Schwermut in den wie von innerem Geheimnis durchglühten Augen, hatten etwas Fesselndes, Bannendes. Beider Blicke trafen sich im Spiegel. Dadurch wurde diese Zeitspanne der Versenkung ineinander unreal und mystisch, gleichsam als träfen sich ihre Seelen auf einer fernen Daseinsebene und gäben sich für einen heiligen Augenblick die letzte Wahrheit ihres Wesens. —

Als sie sich dann zum Raum der Zeit wieder zurückfanden, war es wie ein seltsames Erwachen und Erstaunen in ihnen. Er reichte ihr die Hand und küßte die ihre mit leiser Inbrunst. Beiden war es unmöglich, die zeitlose Stimmung des tief erfüllten Augenblicks mit der Brutalität des Wortes zu zerstören. Aber auch ohne eine Antwort wußte Iwan, daß seine Bitte erfüllt war. — — —

Am selben Abend noch läutete es zu später Stunde bei Musa. Man hörte einen schnellen Wortwechsel mit Retta. Dann kamen rasche Männertritte den Korridor entlang.

(Fortsetzung folgt.)



Winterlandschaft. Nach einem Gemälde von Wilhelm Schmid



Rhythmische Gymnastik

Von Werner Suhr

Die rhythmische Gymnastik spielt in der modernen Körperkulturbewegung eine immer größere Rolle. Aber trotzdem — oder vielleicht gerade weil — sie nun schon so viel und von den verschiedensten Seiten beschrieben worden ist, herrschen über ihren eigentlichen Sinn und Wert noch die seltsamsten und sich widersprechendsten Auffassungen. Fast jedes System vertritt, seinerseits von einer ganz bestimmten Voraussetzung ausgehend, eine andere Theorie, die es durch charakteristische Übungsfolgen mit steigender Intensität in die Praxis umzusetzen versucht. Jedoch ist fast allen das Ziel höchstmöglicher seelischer Körperbeherrschung und wesentlicher Harmonie zu eigen, und auch nicht eines ist ohne die grundlegenden Erkenntnisse und Anregungen eines Jaques-Dalcroze, einer Isadora Duncan oder Beß Mensendieck denkbar. Rhythmische Gymnastik ist an und für sich übrigens noch keine künstlerische Angelegenheit, obwohl sie natürlich durch ein besonderes Talent einmal dazu erhöht werden kann. Auch die sogenannte Eurhythmie und die Lehre der klassischen oder neuklassischen Gymnastik in ihrer mehr pantomimischen Art haben zunächst nur pädagogische bzw. ästhetische Bedeutung. Andererseits ist rhythmische Gymnastik nicht mit jenen hygienischen und funktionellen Turnweisen zu vergleichen, die aus Schweden und Amerika kommen und für sie wegen ihrer ausschließlich anatomisch gerechtsamen Bewegung lediglich als Mittel zum Zweck und als eine elementarste Vorstufe beachtlich sind. Das Außerordentliche und Besondere der rhythmischen Gymnastik ist, daß sie sich von einem pädagogisch neuen und zweifelsohne schöpferischen Gesichtspunkt aus an den ganzen Menschen wendet. Sie glaubt mit Recht an die Möglichkeit einer inneren Beeinflussung des modernen und zivilisatorisch entarteten Europäers durch ein stetes und starkes Körperbewußtsein. So befaßt sie sich vornehmlich mit der leiblichen Haltung und Bewegung als den entsprechendsten Ausdrücken psychischer Verfassung und erreicht, indem sie jene vorsichtig und zweckmäßig lockert und korrigiert, auch eine mehr oder minder große Einwirkung auf den Charakter und auf die Gestaltung des persönlichen Lebens überhaupt. In der rhythmischen Gymnastik ist der Rhythmus, jener ursprüngliche und eigentliche Impuls unserer Bewegung, die

Yvonne Georgi, eine Schülerin Mary Wigmans. (Phot. E. Genthe, Leipzig.)



Die Tänzerin Roswitha Bößenroth in einer anmutig gelösten Bewegung. (Phot. H. Holdt, München.)





Tanz zweier Schülerinnen der Schule Hellerau.



Gruppensprung in der Schule Hellerau.

In der Mitte: Sprungdualis in der Schule Hellerau in Laxenburg.



Die Tänzerin Edith v. Schrenk in einer charakteristischen Bewegung. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)



Die Tänzerin Hilde Schewior (Bode-Schülerin). (Phot. G. Hesse, Duisburg.)



auslösende und motorische Kraft. Jedes Individuum hat im Grunde seinen eigenen Rhythmus, an den es trotz **aller** Verbildung durch gewisse Konventionen untrennbar gebunden ist. Die Schule Hellerau, jetzt in Schloß Laxenburg bei Wien, hat den persönlichen Rhythmus zum markierenden Zeichen des Taktes in geordnete Beziehung gesetzt und somit eine geistig-körperliche Disziplin geschaffen, die für alle angehenden Tänzer und Dirigenten erzieherisch ist. Die Musik ist in Hellerau die leitende Trägerin jeder Bewegung; sie bestimmt die Art und Dauer einer Geste. Die Tänzerin Edith v. Schrenk stammt aus Hellerau, und auch die bekannte Mary Wigman ist als Schülerin einmal dort gewesen. Dr. Rudolf Bode, ehemals auch bei Jaques-Dalcroze, verfolgt in seiner eigenen Lehre die Unterschiede zwischen Metrik und Rhythmik, jedoch ohne daß diese beiden diametralen Wesensfaktoren praktisch immer sichtbar und ausschlaggebend in die Erscheinung treten. Hilde Schewior und Rudolf Peter Schork sind durch dieses System gegangen, haben sich aber, gemäß ihrer großen tänzerischen Individualität, so verselbständigt, daß sie heute in gymnastischer wie künstlerischer Hinsicht als tonangebend und absolut vorbildlich gelten. Der mehr tänzerische Unterricht Mary Wigmans in Dresden schuf bereits beachtliche Talente wie Palucca und Yvonne Georgi. Die behende Tänzerin Roswitha Bößenroth setzte die blendende Reihe dekorativer Tänze fort, die vor allem mit ihrem Radetzkymarsch einst Hannelore Ziegler so verheißungsvoll miteröffnet hat. Sie ist eine sehr zarte und anmutige Erscheinung von faszinierender Bewegung in einer eigenen und weichen Linie, eine Schülerin der völlig anders gearteten Sent M'ahesa, die von sakralen Tempeltänzen ausgeht.

Selbstverständlich wird es auch in Zukunft zu jeder Zeit eine Anzahl Unbefriedigter geben, für die die ganz individuelle Leibesübung — jenseits der Systeme — die einzigste Möglichkeit bietet, sinnvolle Körperkultur zu betreiben. Diese analytische Gymnastik bleibt jedoch eine Kunst einzelner Lehrer, die in der Lage sind, sich intuitiv auf die Psyche komplizierter Schüler einzustellen.



Der Bode-Schüler Rudolf Peter Schork. (Phot. G. Hesse, Duisburg.)



Mary Wigman (im hellen Gewande) inmitten einer Tanzgruppe ihrer Schule, Dresden. (Phot. D'Ora, Wien.)

In der Mitte: Die Wigman-Schülerin Palucca bei einem hervorragenden Sprung.

Das Richard-Strauß-Haus in Wien.

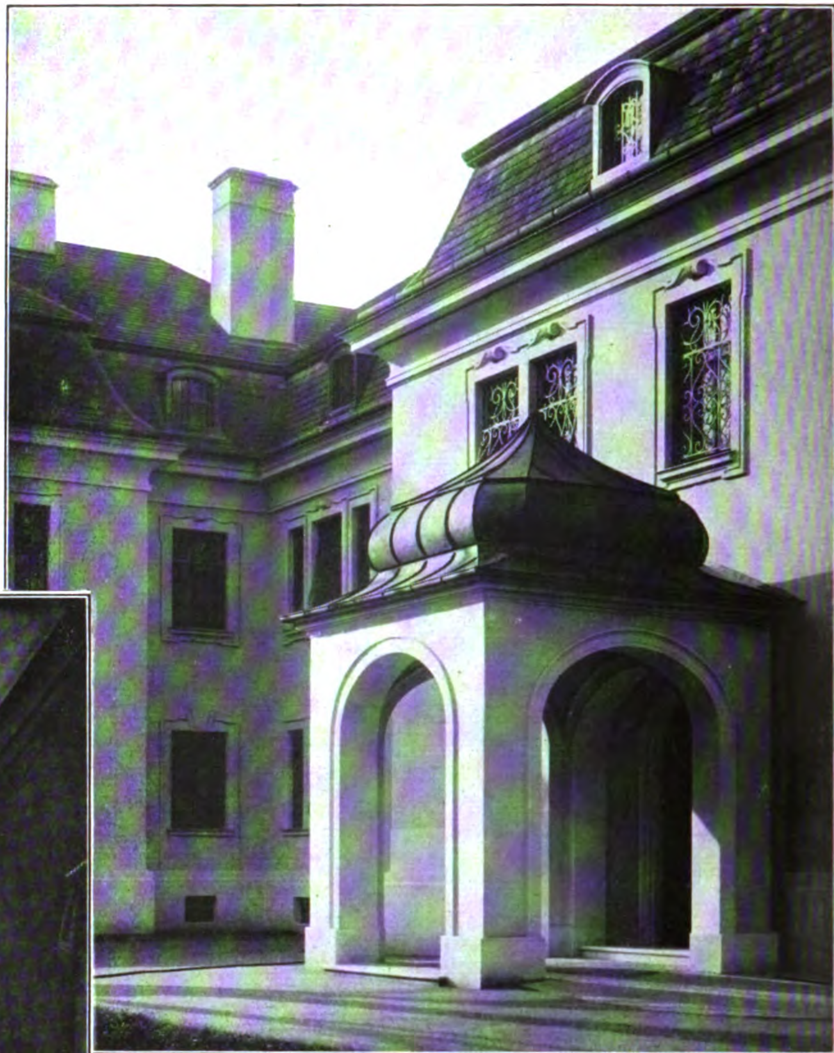
An einem prachtvollen Punkt Wiens, in unmittelbarer Nähe des Hildebrandtschen Belvedereschlosses, mitten im alten Baumbestand des Belvedereparkes, der reizvollen Umgebung wundervoll angepaßt, ist ein edles und vornehmes Bauwerk entstanden: der neue Wintersitz Dr. Richard Strauß', den er gerade in diesen Tagen bezogen hat. Damit ist eine Glanzstätte des reichen künstlerischen und gesellschaftlichen Lebens, dessen Mittelpunkt Dr. Strauß ist, geschaffen, ebenso, in Erfüllung eines altes Wunsches des Meisters, ein Sammlung und Anregung gewährender Schaffensplatz, der die ureigenste Signatur Richard Strauß' trägt.

Der Wiener Architekt Michael Rosenauer hat die Aufgabe, ein den Wünschen und dem Geist des Meisters entsprechendes Bauwerk zu schaffen, in meisterhafter Weise gelöst. Es ist ein Werk vollendeten Einfühlens in die Psyche des Künstlers. Seine durchaus originelle Linienführung gemahnt an die Noblesse der besten Barockbauwerke Wiens. Am packendsten ist der Eindruck dieses an mannigfaltigen Reizen reichen Bauwerkes von der Auffahrtseite her. In sanftem Schwung führt eine breite Serpentine zur pavillonartig vorgebauten Einfahrt. Den durch Quertrakte gebildeten Hofraum beherrscht eine mächtige Christuseiche. Die Gruppierung des Hauses um den Riesenbaum, die torbogige Unterfahrt mit der Kupferdachbekrönung, die Silhouette des Daches, die feinen Konturen des gelbgetönten Hauses, die Steinbalustrade als Abschluß der Gartenterrasse, das alles ergibt ein Bild anmutvoller Schönheit.

Von gleich wunderbarer Wirkung ist das Innere des Hauses. Fern allem aufgeblasenen Prunk, jeder absurden Modernität, bildet das Haus ein geschlossenes Ganzes edelster Pracht und feinster Abstimmung. Eine bequeme, breite Eichentreppe führt zunächst in die im Hochparterre gelegene Wohnung des Sohnes des Meisters und weiter zu dessen Wohnung im ersten Stock. Hier gelangt man durch ein Entree mit reizvoller tonnenförmiger Decke in eine kleine Bibliothek, sozusagen in das geschäftliche Empfangszimmer des Meisters, dann in einen prachtvollen, großartigen Raum, in das große Arbeitszimmer. An der einen Seite ein riesenhafter Gobelin mit einer Darstellung Apolls, die anderen Wände in bemaltem Plüsch behandelt, in der Wirkung altitalienischen Brokatells. Eine ruhige, in Tiefblau mit hölzernen Balken gearbeitete Decke klingt an die Prachtdecken in venezianischen Palazzi an. Im Raum eine Sammlung edler Renaissancemöbel, vor allem ein mächtiger Schreibtisch. Hinter diesem, in der Ecke, ist die Schatzkammer des Hauses Strauß eingebaut, ein mit einem antiken Renaissancekamin verkleideter Schrank für die Manuskripte des Meisters. In diesem Arbeitszimmer sind die Türen unsichtbar. Alles ist hier auf Ruhe und Sammlung gestimmt.

Die eigentlichen Wohn- und Gesellschaftsräume sind mit erlesenen Kostbarkeiten geschmückt, vor allem mit wundervollen Gobelins. In eine sehr geräumige Halle mit Wänden aus grünem Stoff, in der auch der große Flügel aufgestellt ist, münden drei breite Schiebetüren, von denen eine zum Salon, eine zum Wohnzimmer, das mit dem Salon auch in direkter Verbindung steht, und die dritte zum Speisezimmer führt. Dieses enthält eine ganz besonders schöne Sammlung von sechs barocken Gobelins. Besonders originell ist die Anordnung der Schlaf- und Toilettenräume. Die außerordentlich gelungene Anlage des Hauses kommt insbesondere auch in der Gruppierung der Küchen-, Wirtschafts- und sonstigen Nebenräume zum Ausdruck, die ebenso wie das ganze übrige Haus mit unendlicher Sorgfalt behandelt sind.

Ernst Neuborn.



Unterfahrt im Terrassenhof.



Arbeitszimmer.

Nebenstehend:
Blick in den Salon gegen das durch die geöffnete Tür sichtbare Grüne Zimmer.





Ferdinand v. Schill als Major.

Unten: Schills Tod in Stralsund am 31. Mai 1809.







Denkmal über der Ruhestätte von Schills Kopf und 14 seiner Krieger in Braunschweig.

Oben rechts: Die Erschießung der elf Schillschen Offiziere in Wesel am 16. September 1809. Nach einem Gemälde von F. Lützow. (Mit Genehmigung von Rich. Bong, Berlin.)

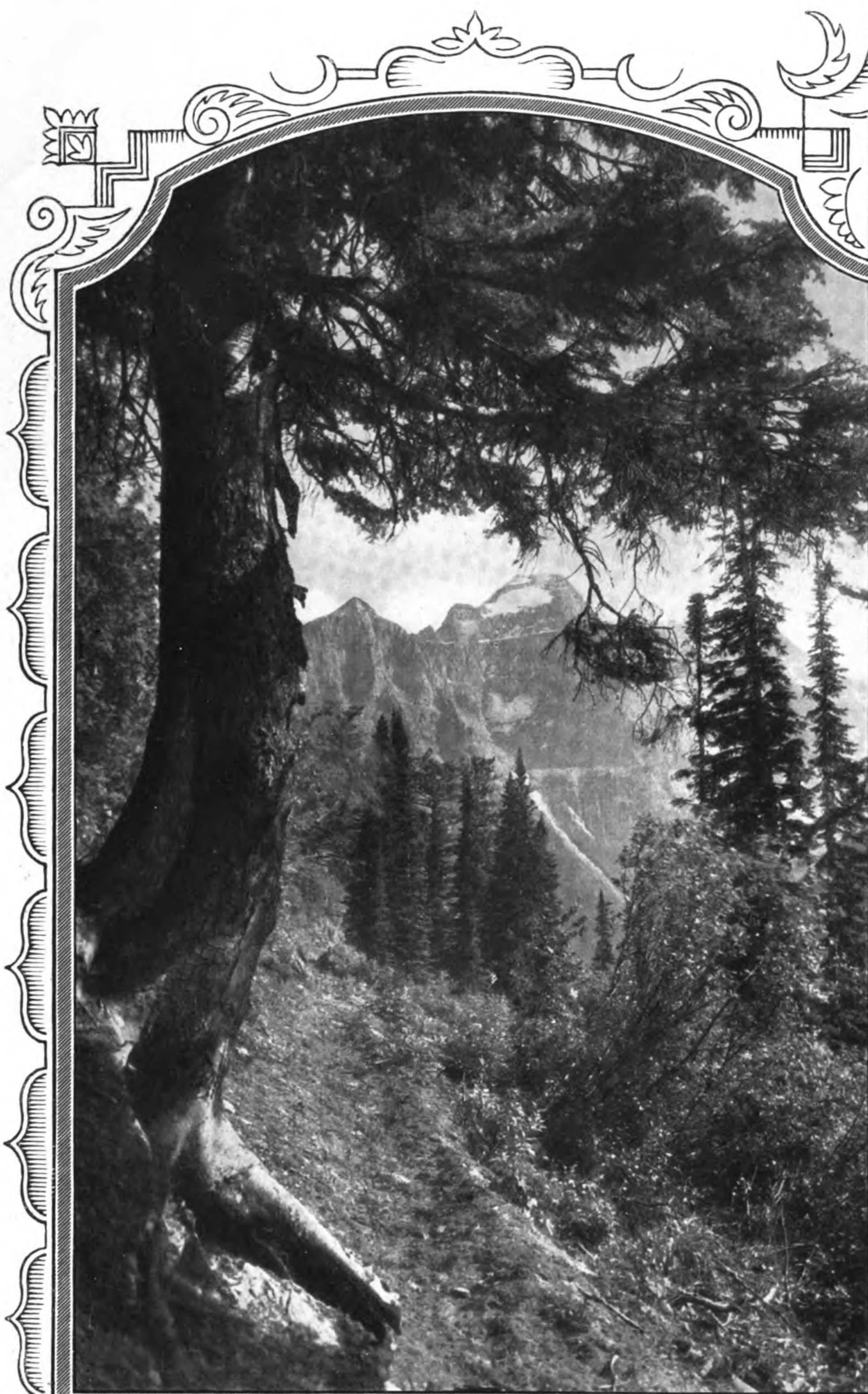
Für alle Zeiten hat der Major v. Schill seinen Namen bekannt gemacht durch seine von edler patriotischer Begeisterung getragene, aber eigenmächtige Erhebung gegen die französische Fremdherrschaft an der Spitze seines Husarenregiments anläßlich der Kriegserklärung Österreichs an Napoleon 1809. Nach kleinen Erfolgen mußte er sich vor den Truppen Napoleons nach Stralsund zurückziehen, bei dessen **Einnahme er selbst fiel. Elf seiner Offiziere wurden auf Befehl Napoleons in Wesel erschossen.**

Die 150. Wiederkehr des Geburtstags des preußischen Patrioten Major Ferdinand v. Schill am 6. Januar.

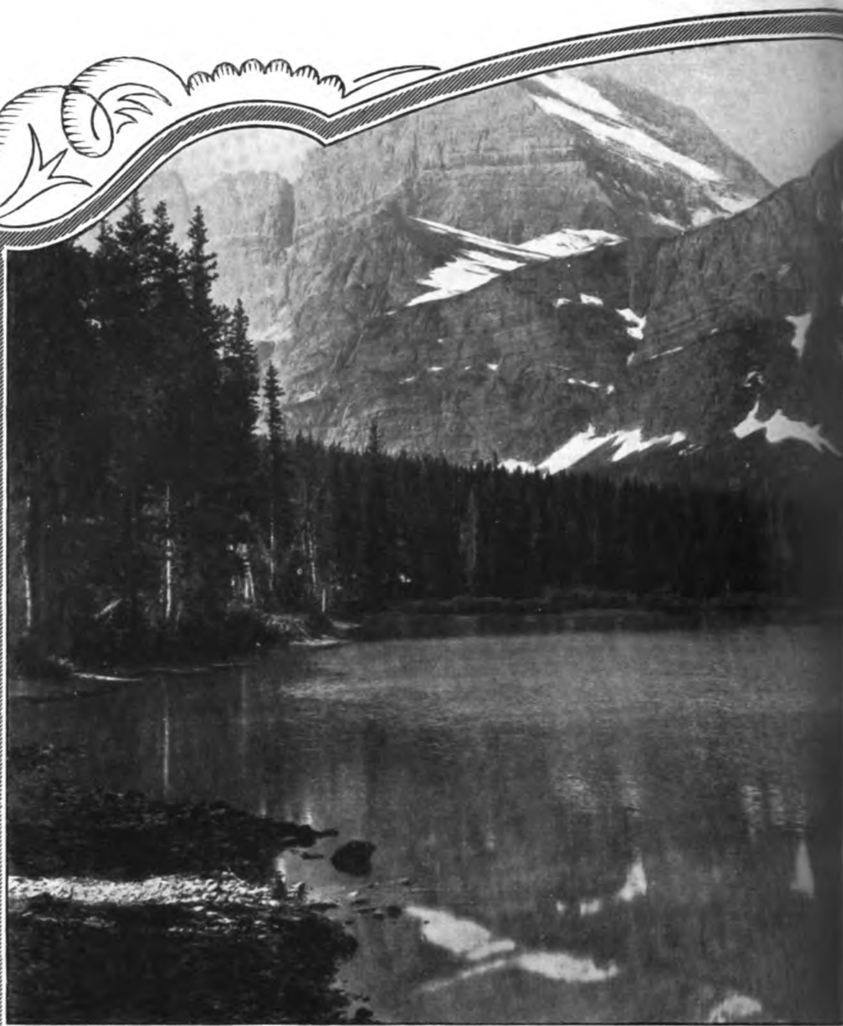


Winter im Park von Sanssouci: Charlottenhof. (Phot. Aug. Rupp, Berlin.)

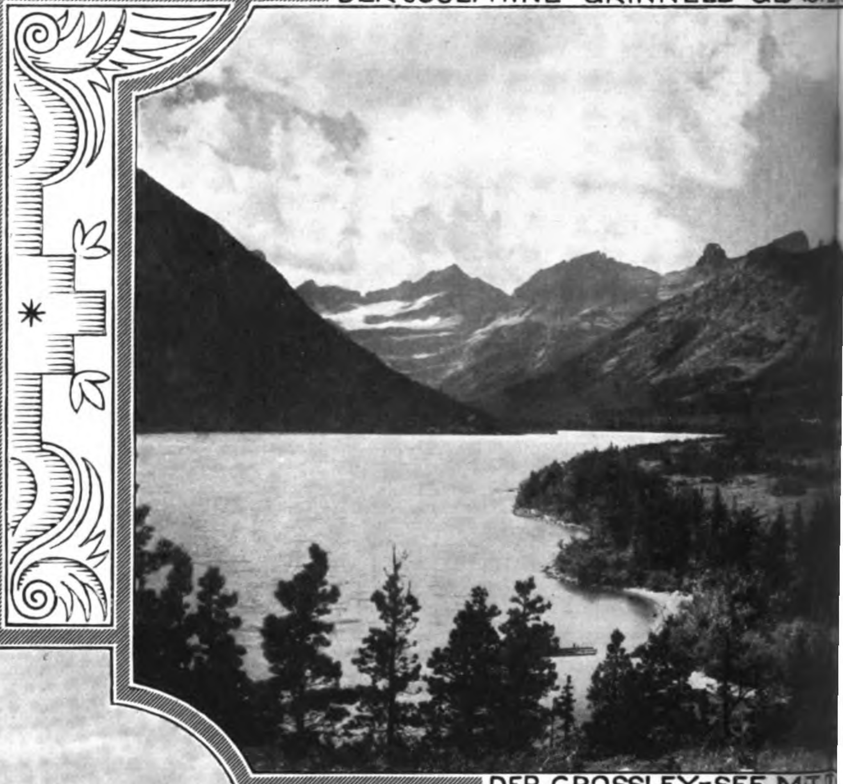
Der Charlottenhof in Potsdam kann insofern ein Jubiläumsgedenken beanspruchen, als sein Grund und Boden vor hundert Jahren, zu Weihnachten 1825, von König Friedrich Wilhelm III. für den Kronprinzen, den späteren König Friedrich Wilhelm IV., aus Privathand angekauft wurde. Das Gebäude wurde 1826—1829 von Carl Friedrich Schinkel errichtet.



AM SWIFT-CURRENT-PASS

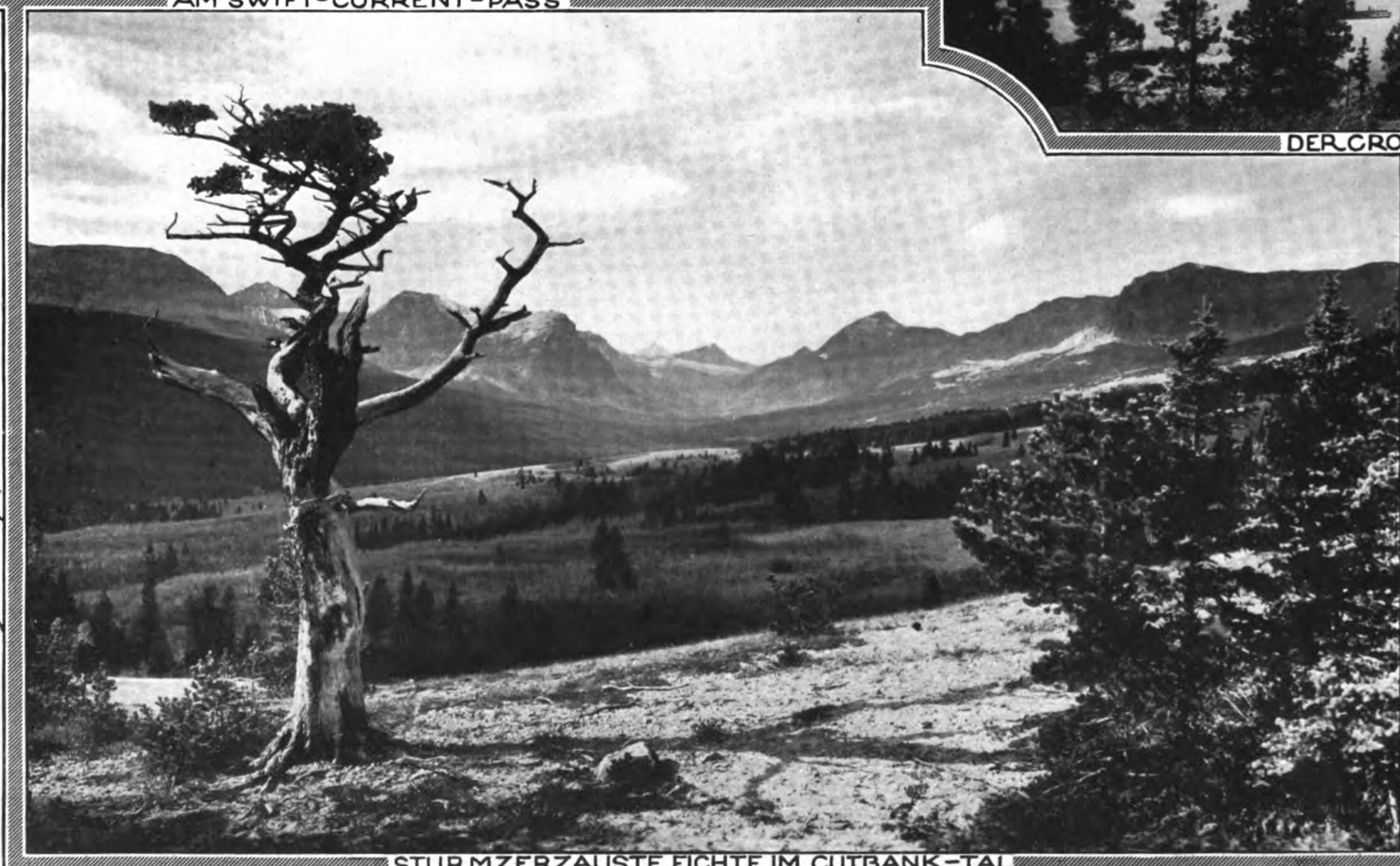


DER JOSEPHINE-GRINNELL-GLACIER

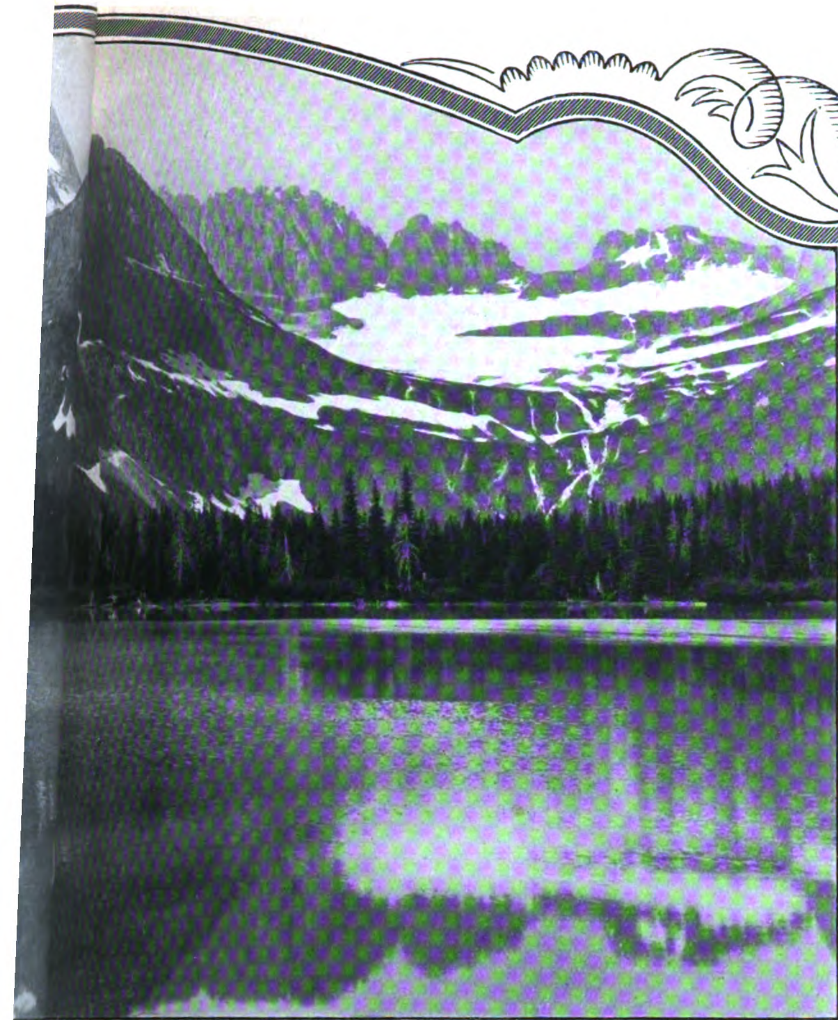


DER CROSSLEY-SEE MIT D

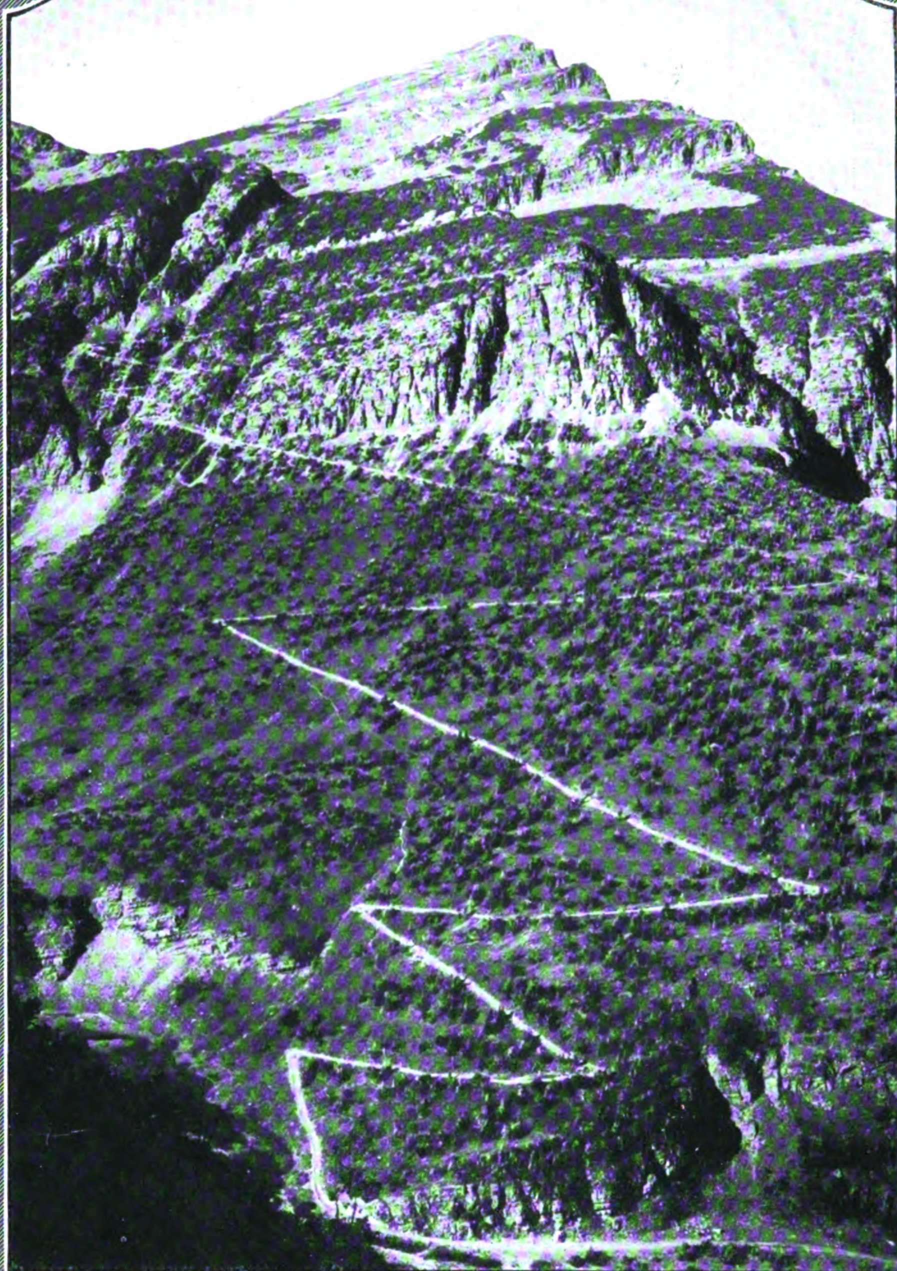
DI
SCHÖN
DI
NORDA
KANIS
BERG



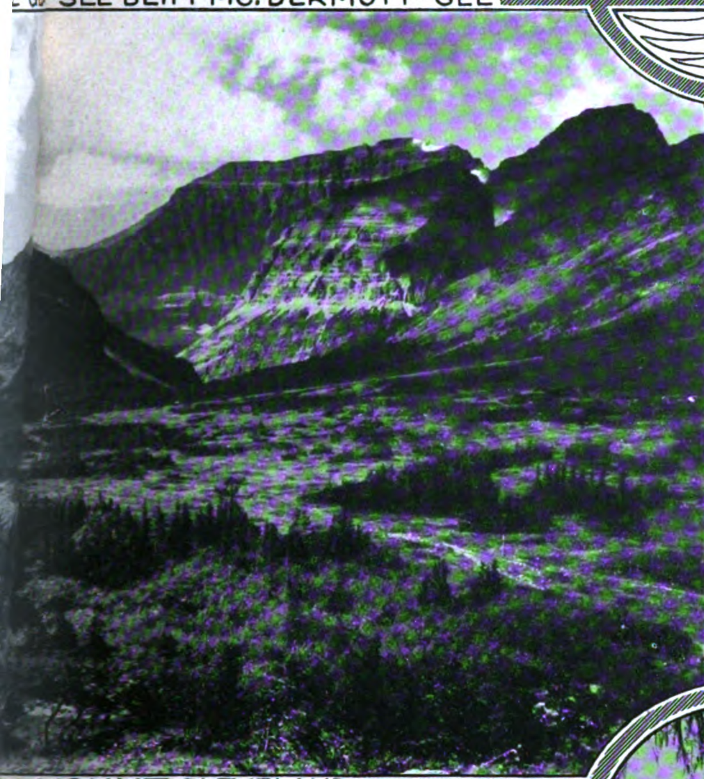
STURMZERZAUSTE FICHTE IM CUTBANK-TAL



…-SEE BEIM MC. DERMOTT-SEE



DER SWIFT-CURRENT-PASS



…M MOUNT CLEVELAND

…HEIT
…R
…MERI-
…HEN
…VELT



BIRKEN AM MC. DONALD-SEE

Der Fingerhut und seine Geschichte. / Von Ingenieur Artur Streich.



1. Der Fingerhuter 1382.

Wann, wo und von wem der Fingerhut erfunden worden ist, darüber weiß die Geschichte nichts zu berichten. Ohne weiteres darf man jedoch annehmen, daß seine allererste Verwendung bereits in frühesten Zeiten erfolgt sein wird. Nicht mit Unrecht vermutet man, daß als Vorläufer des Fingerhuts der an seiner Außenfläche gerauhte Fingerring anzusehen ist, der sich schon für die vorgeschichtliche Zeit nachweisen läßt.

Ganz allgemein gilt der Fingerhut als eine Erfindung des Amsterdamer Goldschmieds Niclas van Benschooten, weil er ihn am 19. Oktober 1684 einer Frau von Reusselaar als Geburtstagsgeschenk mit der Bemerkung übersandte, daß er ihn „eigens erfunden hätte“, und sie bat, dieses Geschenk „zum Schutz ihrer fleißigen Finger als Beweis seiner Huld“ anzunehmen. —

Diese Annahme ist jedoch irrig; denn die ältesten uns bekannten Finger- oder Nähringe, die dem Altertum entstammen, fanden sich schon in südrussischen, französischen und italienischen Ausgrabungsgebieten. Sie waren entweder aus Bronze, Elfenbein oder Knochen gefertigt und besaßen schon die auch heute noch übliche Form. Im übrigen erscheinen auch bereits im Jahre 1531 die sogenannten „Fingerhuter“ als ein besonderes Gewerbe in Nürnberg, nachdem sie schon seit 1490 dem Handwerk der Rotschmiede (Kupferschmiede) zugeteilt gewesen waren. Aber auch schon aus dem Jahre 1382 ist eine Zeichnung (Abbild. 1) vorhanden, die einen „Fingerhuter“ bei der Arbeit zeigt, und zwar, wie er mit einem „Rennbohrer“ die Vertiefungen in einen Fingerhut bohrt. Dieses Bildchen entstammt dem für das deutsche Handwerk äußerst wertvollen Porträtbuch der seit 1380 in Nürnberg bestehenden Mendelschen Stiftung, das den Zusatz enthält: „Der XVI bruder der do starb der hieß der vingerling vnd was ein vingerhuter.“ —

Die erste nachweisliche Erwähnung des Fingerhuts stammt aus dem 12. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Zur damaligen Zeit lebte in dem Kloster auf dem Ruppertsberge bei Bingen eine Äbtissin, Hildegard (von Bingen) mit Namen, die uns verschiedene gelehrte Schriften hinterlassen hat. Unter diesen befindet sich auch eine Zusammenstellung von neunhundert Wörtern mit einer Übersetzung in eine fremde, rätselhafte Sprache, die allem Anschein nach als eine Vorläuferin des „Volapüks“ (= Weltsprache) oder des „Esperantos“ (frz. espérer = hoffen; also die zu erhoffende Sprache) anzusehen ist. In dieser Zusammenstellung, aus dem Jahre 1150, findet sich auch der „vingerhuth“ aufgeführt, der in der genannten Kunstsprache „ziriskanz“ genannt wird. —

Sechzig Jahre später (1210) erwähnt den Fingerhut der deutsche Minnesänger Walter von der Vogelweide, als er beim Anblick einer Fingerhutblume eines anderen Fingerhutes gedenkt, „der schmückte den schönsten Finger“.

Wie diese Fingerhüte ausgesehen haben mögen, ist nicht bekannt geworden. Jedenfalls werden sie die auch heute noch übliche Form gehabt haben, da, wie bereits erwähnt, auch die älteren Funde dieser gleichen. Dafür spricht auch der aus Bronze gefertigte Fingerhut, der im Jahre 1848 unter den Trümmern der 1399 zerstörten Burg Tannenberg gefunden wurde.

Besonders interessant ist ein aus dem 16. Jahrhundert stammendes Spottblatt auf die Schneider, das in seiner Mitte einen oben offenen Nähring und zwei Fingerhüte wiedergibt, die rechts und links von je einem Ziegenbock mit Elle und Nadel flankiert werden (Abbild. 2). Einen besonders kunstvollen Fingerhut stellt ein silberner Prunkbecher aus dem Jahre 1586 dar, der sich im Besitz des Germanischen Museums in Nürnberg befindet. Er ruht auf einem Reifen und trägt einen Deckel, auf dem die Figur eines Knaben, mit einer langen Nähnadel in der Linken und einer großen Schere in der Rechten, steht. Dieser originelle Pokal ist ein Geschenk von den Gebrüdern Gewandschneider an das Nürnberger Schneidergewerk (Abbild. 3).

Auch in der Literatur des 15. und der beiden folgenden Jahrhunderte wird des Fingerhutes gedacht. So tritt in einem Fastnachtsspiel des 15. Jahrhunderts ein Krämer auf, der mit folgender Anpreisung seine Waren zum Kauf anbietet: „Ich han gut Schnur in das Unterhemd / Auch hab' ich Nadeln, Bürsten und Kämm / Fingerhut, Taschen und Nesteln viel / Heftlein und Häcklein, wie man will.“

In dem im Jahre 1568 erschienenen, von Jost Amman illustrierten Buche „Eygentliche Beschreibung Aller Stände auff Erden / Hoher vnd Nidriger / Geistlicher vnd Weltlicher / Aller Künsten / Handwercken vnd Händeln . . .“ findet sich auch das Bild eines Fingerhuters, mit seinem Gesellen bei der Arbeit sitzend (Abbild. 4), und darunter die von dem bekannten Meistersinger Hans Sachs (1494 bis 1576) verfaßten Verse, aus denen Material und Herstellungsweise der Fingerhüte der damaligen Zeit deutlich ersichtlich sind.

Auch in dem Buche von Christoff Weigel (Regensburg, 1698), das unter dem langatmigen Titel: „Der Gemein-Nützlichen Haupt-Stände Von denen Regenten Und ihren So in Friedens- als Kriegs-Zeiten zugeordneten Bedienten an / biß auf alle Künstler Und Handwercker / Nach Jedes Ambts- und Beruffs-Verrichtung / meist nach dem Leben gezeichnet und in Kupfer gebracht . . .“ erschienen ist, wird auf Seite 344 eine Handwerkstube eines Fingerhuters (Abbild. 4) dargestellt.



2. Spottbild auf die Schneider mit offenem Nähring und zwei Fingerhüten (16. Jahrhundert).

Bis zum Jahre 1696 wurden die Fingerhüte, die zur damaligen Zeit eigenartigerweise auf dem Daumen getragen wurden, handwerksmäßig, zumeist in Nürnberg, dann aber auch in Köln, Amsterdam und anderen holländischen Städten hergestellt. Ihre fabrikmäßige Anfertigung mittels Maschinen soll in dem genannten Jahre, nach den Angaben einiger, ein gewisser Johann Lotting, nach anderen aber Bernd von der Becke, der Gründer der heute noch bestehenden Firma von der Becke in Sundwig (Westfalen), eingeführt haben.



3. Silberner Prunkbecher in Fingerhutgestalt (1586). (Feldhaus: „Technik der Vorzeit.“)



Auß Messing mach ich Fingerhüt/
Blechweiß / werden im Feuwer glüt/
Denn in das Eysen glenck getriebn/
Darnach löchlein darein gehiebn/
Gar mancherly art / eng vnd weit/
Für Schuster vnd Schneider bereit/
Für Seidensticker vnd Näterin/
Deß Handwercks ich ein Meister bin.

4. Fingerhutmacher bei der Arbeit (16. Jahrhundert).

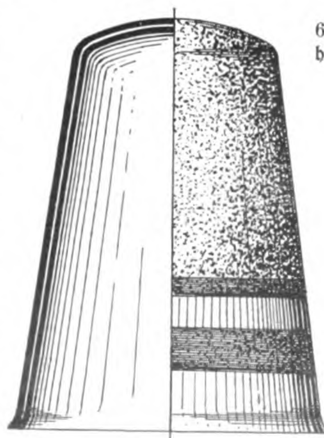


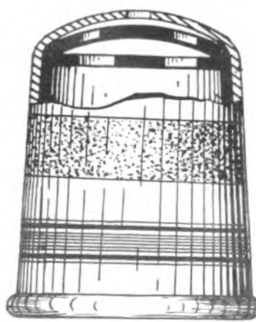
5. Fingerhuter in der Werkstube (17. Jahrhundert).

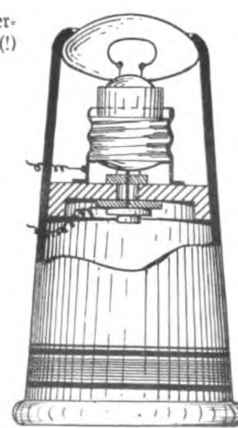
Sehr umständlich ist die Fingerhutfabrikation eines Cornelius van Wetering in Utrecht aus dem Jahre 1711, wie sie in „Uffenbachs Reisen“ gegeben wird. Danach muß jeder Fingerhut durch neun Hände gehen, bis er fertig ist. Zuerst machten, nach dieser Schilderung, „einige kleine Jungen mit einer Form von einer grauen Erde kleine Hütgen, so groß die Fingerhüte werden sollen. Diese setzt zweytens ein Kerl in einer Rahme oder Forme zusammen, und gießt jedesmal deren zwölf auf einmal ab. Drittens drehet ein Kerl an einem Rad, so von einem Pferd getrieben wird, den untersten Boden von außen glatt ab; alsdann schlägt viertens ein anderer die Löcher auf den Boden mit einem Stempel (wie die Medaillen) auf einmal; alsdann wird fünftens von einem anderen der äußere Rand glatt gedrehet; der sechste macht den Fingerhut äußerlich rings herum sauber; der siebente hält den Fingerhut an ein Rädgen, so wie ein Stempel geschnitten ist, da dann in einem Augenblick alle die Löcher, so die Fingerhüte haben, darauf stehen. Der achte drehet sie inwendig glatt aus, und der neunte poliert sie und drehet rings herum, unten und oben einen glatten Ring oder Zierrath daran.“ —

Heute ist natürlich die Herstellung der Fingerhüte bedeutend einfacher, da alle die genannten Einzelhandlungen von Maschinen in schnellster Zeit besorgt werden.

Wenn man nun glaubt, daß an dem so einfachen und zweckmäßig gestalteten Fingerhut eigentlich wohl nichts mehr erfunden werden kann, so irrt man; denn in Deutschland allein — nicht gerechnet die anderen Länder mit Patentschutz — sind auf Fingerhüte zwanzig Patente erteilt und über die doppelte Anzahl Gebrauchsmuster darauf eingetragen worden. Da gibt es z. B. doppelte Fingerhüte (Abbild. 6), solche mit Haken u. dgl. für besondere Zwecke, Fingerhüte mit Ventilation (!) (Abbild. 7) und auch, die „Kateridee“ eines Diplomingenieurs, einen mit elektrischer Beleuchtung (Abbild. 8). — Ob diese Konstruktionen, die man alle wohl ohne weiteres als sogenannte „Papiererfindungen“ bezeichnen kann, jemals praktisch gebraucht worden sind, entzieht sich meiner Kenntnis. Jedenfalls sind sie aber ein Beweis dafür, daß der nie rastende Erfindergeist auch an den einfachsten Gegenständen nicht untätig vorübergeht. Wenn er auch nicht immer eine brauchbare Verbesserung hervorbringt, so genügt es dem „Erfinderstolz“, wenn er bisher Bekanntes in „verböserter Auflage“ bringen kann.







6—8 (von links nach rechts). Fingerhüte mit doppelter Wandung, Ventilation (!) und elektrischer Beleuchtung.

Für die Faschingszeit

Oben links:
Die Tänzerin Tilli Losch in einem Kostüm aus weißer rotgestreifter Seide. (Phot. E. Barakovich, Wien.)

Oben Mitte:
Rokoko-Kostüm. (Phot. E. Barakovich, Wien.)

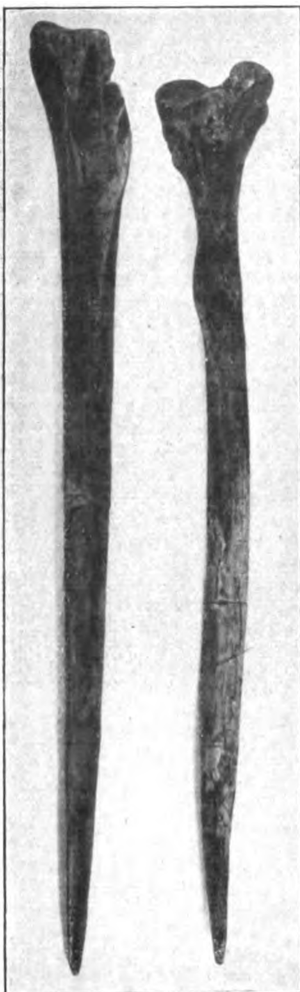
Oben rechts:
Adele Krauseneder, Tänzerin an der Staatsoper in Wien, als Straußenfeder. (Phot. Franz Setzer, Wien.)

Unten Mitte:
Die Operettensängerin Mizzi Anzengruber in einem Abendkleid aus Altwiener Zeit. (Phot. Zimbler, Wien.)

Die Operettensängerin Louise Kartousch als Holländerin. (Phot. E. Barakovich, Wien.)

Lotte Lehmann als Frau Fluth in der Oper „Die lustigen Weiber von Windsor". (Phot. Franz Setzer, Wien.)

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek.



Aus Löwenknochen geschnitzte Dolche.

Die Mammutjäger von Předmost.

Von Dr. Adolf Heilborn.

Mit Abbildungen nach Photographien von Prof. Dr. K. Absolon.

Im nördlichen Mähren, wo die Ausläufer der Sudeten und Beskiden die Enge der mährischen Pforte bilden, schlängelt sich mit mancher Krümme der Bečwafluß. An ihm und am südlichsten Ende der Pforte liegt der wichtige Eisenbahnknotenpunkt Prerau. Etwa eine halbe Stunde nördlich davon ist das kleine Dorf Předmost (spr. Pjedmost) — zu deutsch: „vor der Brücke“ — gelegen am rechten Ufer der hier aus einem Tale tretenden Bečwa, an der sich zur Römerzeit die von Carnuntum kommende und zur Ostsee führende Bernsteinstraße hinzog. Die Bečwa schlägt hier einen großen Bogen nach Südwesten, um sich mit der March zu vereinigen, und durchströmt ein Gebiet, das einst von ausgedehnten Seen erfüllt war. Wo die Krümmung des Bogens am größten ist — eben an der Stelle des Dorfes Předmost — mußten die Wellen des ehedem reißenden Stromes sich einst brechen und das ablagern, was sie mit sich führten. Hohe Lößhügel bilden dort das Ufer, und der höchste von ihnen senkt sich zu dem hinter ihm liegenden Dorfe ab. Der Volksmund nennt ihn „Hradisko“, d. h. Burgstätte, und verrät uns damit, daß hier in frühhistorischer Zeit eine Ansiedlung war; in der Tat hat man auch an seinem Abhange zahlreiche Gräber aus der Metallzeit entdeckt. Ursprünglich wurde dieser Hügel von einer doppelseitigen Klippe devonischen Kalksteins überragt, um die sich eine etwa 20 m mächtige Lößwand gebildet hatte. Innerhalb dieser Lößwand fand sich in einer Tiefe von 2 bis 4 m, über eine riesige Fläche verbreitet und fächerförmig um die Klippe ausstrahlend, eine Kulturschicht (Asche, Tierknochen, Steingeräte), die, je weiter sie sich von der Klippe entfernte, an Mächtigkeit verlor — ein Beweis dafür, daß die Předmost-Jäger offenbar in den Klippenhöhlen gehaust und das Jagdwild davor zerlegt hatten.



Schädel eines erwachsenen Mannes aus Předmost mit deutlichen neanedrtaloiden Merkmalen.

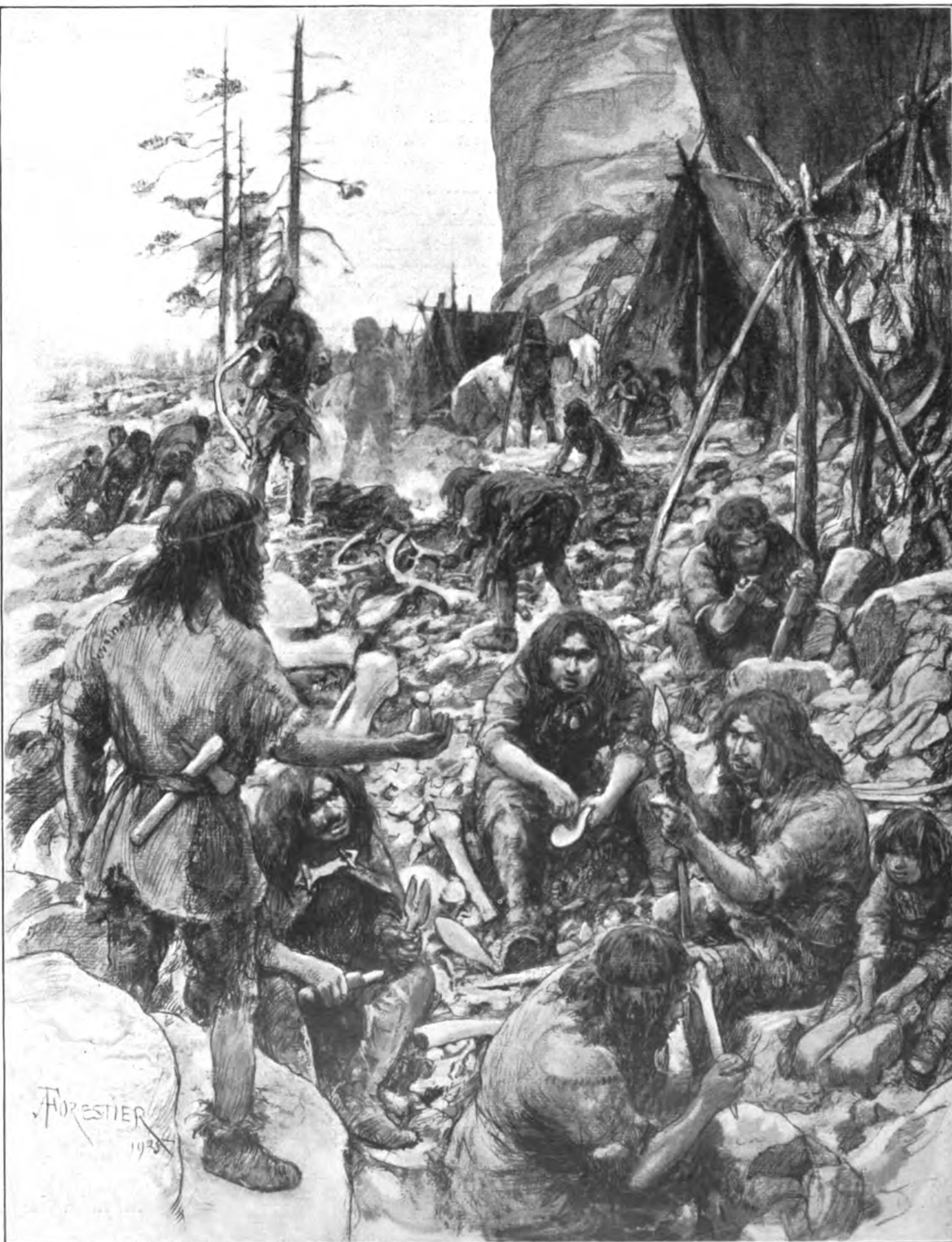
Solches Vorkommen von Knochen an dieser Stelle war schon im 16. Jahrhundert dem mährischen Chronisten Blahoslav bekannt, der erzählt, bei Prerau fände man mehrfach Knochen von „Riesen“ — hat man doch noch bis zu Beginn des 19. Jahrhunderts vielenorts die Schenkelknochen des unbekannten Mammuts für solche von vorsintflutlichen Riesen gehalten. Und man hatte für die Knochen hier bis in unsere Tage eine praktische Verwendung: man zerstampfte sie nämlich zu Knochenmehl und düngte damit die Felder oder brannte sie zu Beinschwarz, „Spodium“, wie man in Österreich sagt, und trieb damit Handel. Als **endlich, ums Jahr 1880, die Wissenschaft sich um die Předmoster „Riesenknochen“** zu bekümmern begann, da war von dem einstigen, stolzen Hradisko mit der so charakteristischen Kalkhöhlenklippe nicht mehr viel übrig. Eine tiefe Höhlung war in die Lößwand getrieben, eine breite Mulde geschaffen worden und eines Tages überraschenderweise ein menschlicher Unterkiefer mitten zwischen den Mammutknochen zutage gekommen.

Dieser Fund gab dem Prähistoriker Dr. H. Wankel Anlaß, mit Grabungen in Předmost zu beginnen, die, jahrelang fortgesetzt, ein ganzes Museum interessantester Fundstücke lieferten. Die Fülle und Eigenart dieser Funde erlangte bald Weltruhm, und so erschien 1888 der damals bereits fünfundsiebzigjährige, berühmte dänische Zoologe Japetus Steenstrup, besah unter Wankels Führung die Fundstätte eingehend und — fällte ein vernichtendes Urteil über die Předmoster Funde. „Bis nicht Zeugnisse vorgelegt werden können,“ schrieb er wörtlich, „die die ge-



Knöcherne Pfriemen zum Nähen der Fellkleider.

sunde Vernunft und die bestimmten Ansprüche der wissenschaftlichen Forschung befriedigen, darf die Gleichzeitigkeit des Menschen und des Mammuts wissenschaftlich nicht anerkannt werden. Bis dahin also darf man weder das Auftreten des Menschen in Europa in einen der Eiszeitperiode (gemeint ist der Ausgang der letzten Eiszeit) vorhergehenden Zeitabschnitt zurückverlegen, noch auch darf man die Existenz des Mammuts bis zu jener Periode verlängern, während welcher der Mensch erwiesenermaßen in Europa gelebt hat, d. h. bis zur Renntierzeit.“ Auch Rudolf Virchow stimmte diesem Urteil des Dänen bedingungslos zu, wie er ja auch trotz der eben ans Licht gekommenen Funde von Spy die Neandertalrasse noch immer nicht als Urzeitrasse anerkennen wollte. Tatsächlich ließ sich Wankel durch Steenstrups und Virchows Ansicht bestimmen, seine richtige Meinung über die Bedeutung der Předmoster Funde zu ändern, und Předmost mit seinen eiszeitlichen Mammutjägern hätte gewissermaßen nur als Kuriosität, als vorgeschichtliche Parallele zu den Mammute aus dem sibirischen Eise grabenden Jakuten und Tungusen von heute gelten können, wenn nicht wenige Jahre danach der Prähistoriker K. Maška (1890—1894) ganz unwiderlegliche Beweise für die gleichzeitige Existenz von Mammut und Mensch erbracht hätte, indem er ein geradezu klassisches Massengrab der Předmoster Jäger aufdeckte und zahllose neue Stein- und Knochenwerkzeuge fand, und wenn nicht als gleich wertvolle und unanzweifelbare Beweise inzwischen die Mammutzeichnungen der Eiszeitleute aus den süd-



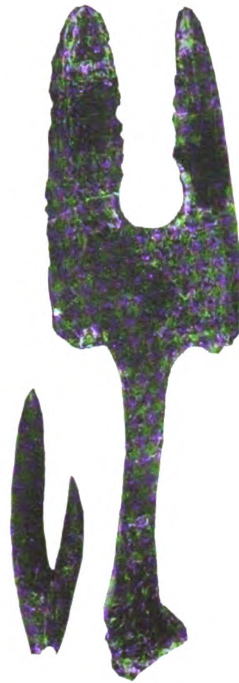
Herstellung von Geräten und Waffen der verschiedensten Art aus Mammutknochen zu Předmost. Zeichnung von A. Forestier nach Unterlagen von Prof. Dr. K. Absolon.



Lorbeerblattförmige Spitze (Solutréen-Typus).

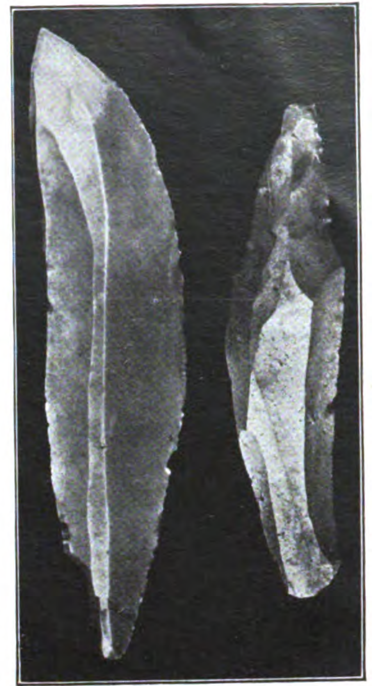
französischen Höhlen bekannt geworden wären. Kříž löste dann Maška in der Grabung ab und beendete 1895/96 die Ausbeutung des Fundplatzes. Der weitaus größte und wichtigste Teil aller dieser Funde wird heute im Mährischen Landesmuseum zu Brünn bewahrt und hat hier in Karl Absolon, dem ausgezeichneten Zoologen und Prähistoriker, den besten und liebevollsten Bearbeiter gefunden.

Beschäftigen wir uns zunächst einmal mit der Předmoster Tierwelt. Sie zeigt sowohl eiszeitlichen Steppentier- als auch Waldtiercharakter. Beinahe die gesamte mitteleuropäische Diluvialfauna, vom Mammut, Nashorn und Höhlenbär angefangen bis zu den kleinsten Nagern und Insektenfressern, dazu zahlreiche Vogelarten, wie besonders Schneehuhn, Geier, Wildgans und Rabe, ist hier vertreten gewesen. Die Zahl der Mammutknochen und -zähne jeden Alters, die allein das Brünner Museum bewahrt, übersteigt jede Vorstellung. Die nach all dem Raubbau von Jahrhunderten noch gefundenen Mammutüberreste müssen als solche von mindestens 1000 Tieren geschätzt werden — alles von den Předmoster Jägern erlegte und zur Klippenhöhle geschleppte Beute. Die Knochen waren hier — in nächster Nähe von regelrechten, in das Erdreich gegrabenen, 1½—2 m im Durchmesser haltenden Feuerplätzen — stellenweise zu förmlichen Magazinen aufgestapelt: an einem Platze nur Backenknochen, am andern nur Schulterblätter, am dritten die großen Stoßzähne (an einer Stelle einmal 13 der kolossalsten) sorglich übereinandergeschichtet, wieder an einem andern Backenzähne oder Gelenkköpfe bzw. Gelenkpfannen. Es kann danach gar nicht zweifelhaft sein, daß die Jäger diese Knochen für bestimmte Zwecke sortiert und zusammengetragen haben.



Knöcherne Gabel (rechts), vermutlich Fischspeerbewehrung, und knöcherner Angelhaken (links).

Die Jäger selber lehrte uns das von Maška im Jahre 1894 entdeckte Massengrab kennen, das in mehr als einer Hinsicht die größte Beachtung verdient. In unversehrter Lagerung, unter der ungestörten Kulturschicht, kam es auf einer Fläche von 4 m Länge und 2½ m Breite in Form etwa einer Ellipse zutage. Die ganze Fläche war mit einer etwa ½ m starken Lage von flachen Steinen bedeckt und ringsum durch Mammutschulterblätter und -kiefer abgesteckt, dazu um etwa 2½ m vertieft — ein regelrechtes Grab also. In ihm lagen, meist mit angezogenen Knien, in „Hockerstellung“, die Skelette von 20 Individuen, Kindern und Greisen, Männern und Frauen — 8 erwachsenen und 12 jugendlichen Menschen, im Alter von noch nicht einem Jahre bis zu 60 Jahren. Man hat den Eindruck, es handle sich hier um eine durch eine Epidemie ums Leben gekommene Familie. Dem Typus nach haben wir eine Mischrasse aus Neandertal- und Aurignacblut vor uns, mit Vorwiegen der Neandertalmerkmale bei den Männern, wie wir solche Rassenmischung ja auch aus andern Gebieten Mitteleuropas kennen. Absolon plädiert für einen besonderen „Homo Předmostensis“. Diese Předmoster Jäger besaßen eine vergleichsweise hohe Kultur. Ihre steinernen Werkzeuge — das Brünner Museum bewahrt deren etwa 40000 — zeigen teils den Aurignacien-, teils den Solutréen-Typus. Sie haben uns ferner zahlreiche Knochenschnitzereien hinterlassen: Geräte des täglichen Bedarfs und Waffen, dazu eigenartige Schmuckgeräte und — vor allem ihre Kulturhöhe und Kunstfertigkeit zeigend — Statuetten von Mensch und Tier, Knochenplatten mit gravierten Ornamenten und dgl. Sie müssen kühne Jäger gewesen sein, die den Bären, Löwen, Urstier, Elch usw. mit dem Speer annahmen. Sie werden die Dickhäuter, wie der Eiszeitmensch auch anderswo, in Gruben gefangen und dann getötet haben. Sie besaßen Pfeil und Bogen und das kugelbewehrte Lasso. Jahrhunderte dürften sie in Předmost gehaust haben, bis sie eines Tages — für unser heutiges Wissen — spurlos und aus uns unbekannten Gründen verschwanden. Alles in allem ist der Fund von Předmost der bedeutendste sämtlicher bisher gemachten Eiszeitmenschenfunde.



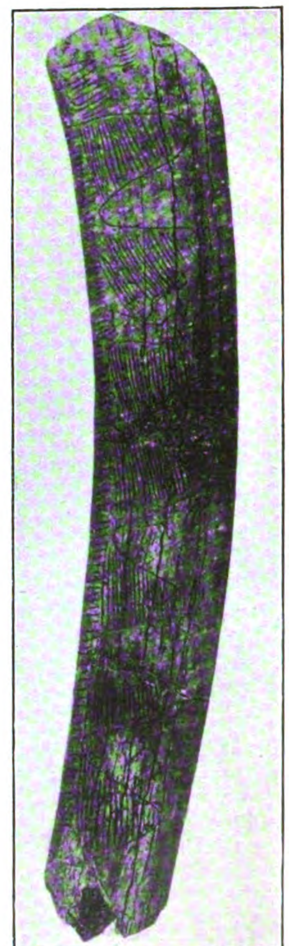
Feuersteinklingen vom Aurignacien-Typus.



Knöchernes Gerät zum Verschluß der Fellkleidung.



Höhlenbärenjagd zu Předmost.
Zeichnung von A. Forestier nach Unterlagen von Prof. Dr. K. Absolon.



Ornamentierte Mammutrippe.



MODELLSITZUNG

NACH EINEM GUASCHGEMÄLDE VON RENÉ REINICKE

CASANOVA IN LÖWENBERG

NOVELLE VON ELISABETH BRAUNHOFF

Die Postkutsche holperte mühselig, krachend bei jedem Stoß. Ein alter Kasten, mit dünnen Roßhaarkissen kaum gepolstert, die verwaschene Farbe noch schwarzgelb von österreichischen Zeiten her, von Schmutz überkrustet. Müde Pferde, die Köpfe hangend, zottelten durch unergründlichen Schmutz der schlesischen Straße. Es war gegen Abend. Schwerer Regen kam vom Gebirge, deckte die Herbstlandschaft mit früher Dunkelheit zu. Kalter Wind peitschte die Tropfen bis ins Innere des Wagens. Bei dem gewaltigen Loch an der Waldecke war einer der Reiseballen, die auf dem vierten Sitz aufeinandergetürmt lagen, durch die splitternde Scheibe gefahren.

Die beiden Eigentümer saßen breit, jenseits der sprühenden Nässe, auf der anderen Wagenseite. Steife blaue Überröcke bauschten sich satt. Aus dem Wulst roter Halstücher, unter breitkrempigen Filzhüten, stachen herausfordernde Blicke in die letzte Ecke.

Der da hatte sich beschweren wollen beim Postmeister, daß die Musterballen guten schlesischen Leinens ihm die Kniescheiben zerstießen. Aber er hatte den vierten Platz nicht bezahlt, kein Trinkgeld gegeben. Niemandem machte es Eindruck, daß dieses Gelbgesicht französisch fluchte wie ein Graf. Jetzt saß der Schwarze da, von Grimm vergiftet, mit den großen unruhigen Augen, der scharfgebogenen Nase, wie ein alter Raubvogel im Käfig, zur Schau gestellt. Die Hirschberger Händler stießen sich, immer wieder aufmeckernd, in die Seiten.

Da wuchtete das Stadttor auf. Kopfpflaster dröhnte. Glitzern sprang von dem nassen weißen Lederzeug des Milizsoldaten. Muffiger Dunst quoll aus offenen Türen; es roch nach Kartoffeln und Äpfeln. Steile Giebel, zueinander geneigt, drohten schwarz herunter, wichen jählings einer lichterbesetzten Weite. Rumpelnd hielt die Kutsche. In Windstößen schwankte klirrend die Laterne im Bogenarm über dem Eingang zum „Roi de Prusse".

Die Händler wollten umständlich aussteigen. Da fuhr das scharfe Geierprofil zwischen ihnen hindurch in den gelben Lichtstreif. „Le maître d'hôtel", schnarrte es herrisch.

Der Wirt in weißer Schürze riß diensteifrig den Schlag auf. Als Erster stieg der Fremde aus. In sehr gerader Haltung, den Kopf zurückgelegt, die Lider gesenkt. Halb über die Schulter: „Ein gutes Zimmer — pour le Chevalier de Seingalt."

Er trat sofort in den Hausflur. Der Wirt eilte nach, ohne die Händler zu beachten, dienerte bestürzt: Das sei ein Unglück — durch Stafette belegt die beiden einzigen Herrschaftszimmer!

Casanova verstand nicht. Er fror. Mißmutig trat er in das gewölbte Gastzimmer. Es lag bäurisch, leer, vom Brande weniger Scheite im Kamin dürftig durchflackert.

Der Wirt entzündete unter ratlosen Reden den Handleuchter. Das plötzliche Licht fiel auf den Rücken des Fremden. Der grüne Reisemantel aus flämischem Seidentuch glänzte speckig in allen Nähten. Der Wirt stieß den Leuchter hart auf den Tisch. Casanova wärmte seine schönen, langfingerigen Hände; in trübes Unbehagen versunken, hatte er den hemdsärmeligen Menschen hinter sich vergessen.

Der Wirt sagte grob: „Der Monsieur ist wohl taub. Nix Zimmer. Er kann ein Lager haben mit den beiden anderen zusammen, wenn Er drei Groschen im voraus bezahlt."

Casanova fuhr unter der plumpen Berührung herum. Alle Sicherheit glitt aus seiner Haltung. Das hagere gelbe Gesicht war plötzlich greisenhaft, die tiefen Falten neben den Mundwinkeln zitterten. Der Wirt, geärgert, daß er vor einem abgetakelten Habenichts der allzu bekannten Sorte gedienert hatte, schrie seine Rede noch einmal.

Casanova begriff. Die schwarzen Tieraugen weiteten sich. „Unmöglich ..." Er zog den Kopf rückwärts mit unnachahmlicher Bewegung des Schauderns. Die beiden Leinenhändler lachten.

Dem Wirt riß die Geduld. Ob der Monsieur vielleicht wünsche, daß er ihm die eigene Wohnung einräume? Die koste zwei Reichstaler — im voraus.

Casanova trat zornig zurück, fuhr mit glanzvoller Hochmutsgebärde nach der Tasche — und senkte plötzlich hilflos die Schultern. Er legte wortlos drei Groschenstücke auf den Tisch. Wandte sich ab, duckte sich über das Feuer. Sein Schatten, spitz, eckig, uralt, zuckte jämmerlich im Tanz der Flammen auf der gekalkten Wand.

Hufschlag schmetterte über den Marktplatz. Mit Hörnern, Lichtern, Rufen rasselte es heran. Der Wirt stürzte hinaus. Casanova, unbewußt sich den vornehmen Reisenden verbergend, suchte die Kammer. Aber die Stiege war dunkel, die Hausleute im Lärm der Ankunft versunken. Als er die andere Tür öffnete, donnerte schon die Karosse, triefend, dampfend, blitzend, in den Torweg, hart an ihm vorbei. Er stand zwischen Wagen und Mauer und konnte nicht mehr ausweichen.

Ein vierschrötiger Edelmann stieg aus, war sofort in lauter Verhandlung mit dem Wirt und jagte im Augenblick die Dienerschaft mit Aufträgen in alle Windrichtungen. Hinter den blinden Scheiben regte es sich noch, ein kleiner Fuß suchte hilflos den hohen Tritt. Casanova sprang zu, grüßte ins Dunkle mit der höfischen Grazie von Versailles und half der Dame auf die Steinstufen herab.

„Danke, Monsieur." Die Stimme läutete aus schweren Mantelfalten.

Der Wirt kam zurück: „Untertänigster Diener, Frau Gräfin."

Der Gatte rief von der halben Stiege: „Kommst du, Amelie?"

Der Federhut neigte sich zierlich gegen den Fremden. Die Dame stieg empor. Ein junger Nacken glänzte auf, blondes Haar, eine zarte, beringte Hand.

„Geruhen die Herrschaften, auf dem Zimmer zu dinieren — oder —?"

Die Stimme läutete noch einmal von weither: „Ach, bitte, die Gaststube möchte ich sehen, wo der König gespeist hat im Feldzuge."

Casanova folgte dem Hausknecht in die Schlafkammer. Vor der einzigen Kerze im halb zerbrochenen Leuchter begann er Toilette zu machen, indes die Leinenhändler unten schon beim Biere saßen. Aus dem dürftigen Mantelsack entpuppte sich fadenscheinige Pracht: der gestickte mausgraue Rock, die fliederfarbene Weste, die seidenen Strümpfe — die letzte Garnitur echter Spitzen, von der Wäscherin gestopft. Wenn er jetzt noch eine Uhr hätte, nur eine von den vielen brillantenbesetzten, mit denen der Schlingel von Kammerdiener, Costa, damals das Weite gesucht hatte!

Der knochigen Hand entfiel die Brieftasche. Papiere flatterten zur Erde. Casanova bückte sich hastig mit steifen Knien, raffte zusammen, blätterte, suchte plötzlich fast angstvoll. Grâce à Dieu, da lag der Fetzen: „Mein lieber Chevalier..." Unwillkürlich las er wieder, aufatmend, zum hundertstenmal:

„... bitte ich Sie, die Bibliothek von Schloß Dux in Ihre Obhut nehmen zu wollen... Große Kenntnisse... geistvolles Gespräch... mir und meinen Gästen zur Freude... Ein dauerndes Jahrgehalt von tausend Gulden... Von der böhmischen Grenze ab überall freies Quartier bestellt... Nehmen Sie den nächsten Weg von Löwenberg übers Gebirge..."

Vorsichtig barg Casanova das Schreiben. Er sah an sich herab, spöttisch-verächtlich. Wozu die Pose! Im unsicheren Kerzenlicht für einen Mann von Stand, einen lebhaften Vierziger gelten zu wollen. Auf den Schindanger ging es... Vom Unglück verfolgt, durch Verleumdung, Rachsucht Mächtiger überall ausgewiesen, bei den Frauen verlästert — denn sie sahen gleichgültig über ihn hinweg, statt zu erschauern unter dem Sprühregen seiner Blicke — im Spiel betrogen — er verlor schamlos, sooft er das Glück versuchte... Verfluchtes Verhängnis, das ihn nun schon jahrelang quälte. Wann früher wäre das denkbar gewesen, als er mit Dienertroß, beladen von Kostbarkeiten, Freund und Gast großer Herren, strahlender Abgott jedes Weibes, ob Magd, ob Fürstin, Europa in eigenen Karossen durchzogen hatte. Freier Falke, lockendes Irrlicht, glitzernder Komet — und in den Armen der Weiber auskostender Zecher der Lust, nie vergessener Brand... Seit der Wende der Fünfzig war es bergab gegangen — seit der Wende der Sechzig rang er mit dem Elend. Hatte sich gewehrt wie ein Verzweifelter... In Warschau eine Lotterie — in Wien eine Spielnacht — wieder ausgeplündert, hin und her. Und nun — an der Grenze erreichte ihn der Brief des Grafen Waldstein von Dux — letzte Rettung. Und doch — immer, immer noch gewehrt. Die Weite lockte noch immer. Über Nacht noch konnte sich alles wenden... Nein, noch nicht in das elende Duxer Gefängnis, das versorgtes Alter hieß.

Casanova sah im Spiegelscherben die immer noch wunderschönen Zähne blitzen. Er riß sich hoch, stemmte die Hand leicht in die Seite und stieg rasch die Treppe hinab. Ein Sonderbares — Lockung, Reiz, Jugend — pulste ihm in den Fingerspitzen.

Er fand das runde Gewölbe der Gaststube hell erleuchtet, durchwärmt, nach frischen Tannensträußen duftend. Auf festlich gedecktem Tisch brannten die gelben Kerzen in silbernen Leuchtern, ein livrierter Lakai legte goldene Reisebestecke aus. Casanova setzte sich an den weiß gescheuerten Tisch in der Ecke. Die ältliche Magd fragte mürrisch und eilig nach seinen Wünschen. Er sah sie an, den kümmerlichen Haarwickel, die blaue Jacke, die derben bunten Strümpfe. Von drüben wehte Bratenduft, weißer Glanz gräflichen Damastes.

„Wein will ich, Frauenzimmer," zischte Casanova in plötzlicher Wut, „und nichts sonst von eurer erhabenen Küche. Binde dir gefälligst eine weiße Schürze um, ehe du mich bedienst!"

Sie knickste erschrocken. „Das Gästebuch!" rief er ihr nach. Sein fremdartiges Deutsch klang wie Knöchel auf Holz. Casanova lehnte sich zurück, winkte dem Lakaien: „Wie heißt deine Herrschaft?"

Der Mensch äugte mißtrauisch, sah plötzlich im Halbschein der Kerzen auf der ungepolsterten Holzbank einen großen Herrn von vollkommener Eleganz, das mächtige Auge gebieterisch. Er riß sich zur Straffheit: „Seine Gnaden der Herr Graf Uppen, gnädiger Herr."

„Schlesischer Hochadel?"

„Jawohl, gnädiger Herr. Aus der Bunzlauer Gegend. Hat einen großen Prozeßhandel mit dem Löwenberger Rat. Seit wir preußisch sind..."

Casanova winkte nachlässig: „Schon gut." —

Auf der Treppe fragte die Gräfin den Wirt: „Wer war der Kavalier, der mir beim Aussteigen half?"

„Ein Niemand, Ihro Gnaden. Wohl so ein landfahrender Beutelschneider. Möchte den Herrn von Stand spielen — und schläft in der Dachkammer bei den Leinwandkrämern."

Casanova schrieb im gleichen Augenblick sehr groß und deutlich in das schweinslederne Gästebuch: „Le Chevalier de Seingalt, en route pour son ami, M. le Comte de Waldstein."

Aus den Küchenräumen drang erregtes Wirtschaftsgetöse. Der Lakai entriß an der Tür der hochroten Magd die dampfende Terrine. Der Wirt, in roter Weste, schwenkte eilfertig um den Tisch, besorgte den Wein. Die breite Silhouette des Grafen blieb behaglich über die Suppe gebeugt — der stattliche, sonnenbraune Mann war es gewohnt, mit Freuden zu tafeln. Er stieß ab und zu ein tiefes Lachen in das sachte, muntere Plaudern der Frau.

Sie saß im vollen Licht. Ihre braunen Augen gingen halb geblendet immer wieder aus dem Flimmer der Tafel nach dem dunklen Rand des Raumes. Casanova lag in diesem Blick, der ihn sah und doch nicht sah, wie in lauem Bad. Die Gräfin war nicht sonderlich schön, aber sehr jung, sehr anmutig, sehr zierlich. Ihre Finger schienen mit dem Löffel ein feines Spiel zu treiben; eine süße Linie heimlicher Sehnsucht lag um ihre gebogenen Mundwinkel. Ein Duft von holder Eitelkeit war um sie her. Ihr lichtgraues Taftkleid, mit schokoladefarbenen Rüschen besetzt, war am Ausschnitt noch mit einer rosa Buschrose geziert; im schlicht zurückgekämmten blonden Haar hing eine zweite.

Casanova trank den sauren Wein in heftigen Zügen. Früher — ah, vor kurzem noch — hätte er selbstverständlich dort drüben gesessen, wäre sofort bekannt, in wenigen Augenblicken gefeiert gewesen. Jetzt saß er gelähmt, dumpf, gedankenlos, von der Festtafel des Lebens gewiesen. Nicht durch die leere Börse, die war auch heute noch keines Gedankens wert, aber schon durch dieses Wissen: Zu Ende, auf den Schindanger geht's, ins Almosen einer Altersversorgung!

Aufstehen und hinüber, sich verneigen: „Madame... Monsieur le Comte, vous permettez..." Aber er war feige. Er fürchtete diesen Blick des indignierten Staunens: „Was will der Mensch...?", der ihn in den letzten Jahren immer öfter getroffen hatte, und die Feigheit davor saß schleichend in ihm, erbärmlich lähmend.

Die Stimmen drüben schwollen laut auf. Der Wirt scharwenzelte, wand sich verzweifelt: Ein Versehen in der Küche... Ihre Gnaden müßten ein wenig Geduld... Die Pastete — oh, eine treffliche Wildpastete... nur ein wenig später...

Der Graf dröhnte fröhlich: „Sei Er beruhigt — wir haben Zeit. Reich' Er mir unterdes den Folianten da!"

Casanova fiel plötzlich in Pose, saß wie die Statue eines Kavaliers, das harte Profil genau im wirkungsvollen Halblicht. Der Graf öffnete das Gästebuch, die Gräfin beugte sich schräg darüber. Das Blut schlug ruckweise durch Casanovas Adern. Würden sie...? Die junge Frau zuckte auf, sandte einen großen Blick hinüber, versank in eifriges Flüstern. Sie leerte hastig ihr Glas und hatte plötzlich heiße Wangen.

Schon erhob sich der Graf. Casanova stand langsam auf, wie ein Fürst.

„Ich habe die Ehre, den berühmten Chevalier de Seingalt..."

„Berühmt nur durch die Liebe seiner Freunde", sagte Casanova klingend. Er stand hoch und straff, gespannt in jeder Muskel.

„Meine Frau hat von Ihnen gehört, als sie in Berlin war. Sie haben alle Höfe Europas bereist, nicht wahr? Würden Sie der Gräfin die Freude machen...?"

Casanova trat zur Tafel, verneigte sich schwungvoll, setzte sich auf den Wink der kleinen Amelie ihr gegenüber. Die Flügel seiner großen Nase witterten.

„Meine Tante, die Gräfin Usingen, hat Sie in Stuttgart gekannt, Chevalier", sagte Amelie leise.

Das schwarze Auge glänzte auf: „Oh, Madame d'Usingen! Eine scharmante Frau, eine superbe Gestalt! Und wie sie zu tafeln wußte! Zu just solcher Wildpastete gab sie eine Sauce von neunerlei Kräutern ... Wenn ich meinen Koch noch hätte..."

„Wie Sie sich dieser Kleinigkeiten erinnern!" lachte der Graf.

Und Amelie bewunderte: „Das ist mehr als zwanzig Jahre her."

Casanova zuckte ein wenig, unangenehm berührt. Aber gleich leuchtete er wieder: „Keine Frau, die ich gekannt habe, vergesse ich. Vergessen! Das ist Mattheit, Dumpfheit. Ein feuriger Geist bewahrt jedes Wort wie auf Goldgrund gemalt, jedes Härchen, jedes Oval einer pfirsichfarbenen Wange."

„Dann hat Ihr armer Geist viel zu bewahren", lächelte die Gräfin.

Entzückt, die kluge Schalkheit, die er vor allem liebte, durch ihre goldbraunen Augen huschen zu sehen, beugte sich Casanova zu ihr: „Madame la Comtesse weiß von mir? Frau von Usingen entsann sich meiner? Sie hat erzählt...?!"

Amelie bog den schmal frisierten Kopf zurück in leichter Abwehr: „Daß Sie vielbeschäftigt waren, Chevalier."

Das Licht spielte Röte in Casanovas gelbes Greisengesicht. Die samtene Tiefe des Auges stieg in langsame Glut. Der schmale, faltige Mund bebte vor einer unbewußten, inbrünstigen Gier.

Plötzlich begriff Amelie die wilde Sehnsucht, die sich aus diesem Blick an ihre Worte klammerte. Da log sie, ohne zu wollen, nur diesem stumm geschrienen Wunsche nachgebend: „....Daß Sie in diplomatischem Dienste durch Europa reisten... Waren Sie nicht Geheimgesandter des Versailler Hofes?"

Casanova richtete sich auf. Er lächelte: „Ich darf davon nicht sprechen."

„Man weiß das", sagte Amelie schnell. „Sie waren stets allzu bescheiden... Sie kamen auch durch Berlin, nicht wahr? Sie haben den König gekannt?"

„Nur flüchtig." — Casanova lächelte wieder. Wellen von Glück schwellten die schlaffen Falten seines Gesichts zu neuer Jugend. „Se. Majestät bot mir einen sehr ehrenvollen Posten an — indes, man rief mich aus Moskau. Die Kaiserin von Rußland wollte meine Ansicht über moderne Finanzwirtschaft hören."

Graf Uppen kaute behaglich die saftige Kalbskeule: „Und jetzt, Chevalier, sind Sie außer Diensten? Sie reisen zum Vergnügen?"

Nach Dux ins Altershaus, dachte Casanova erstarrend. Seine Mundwinkel senkten sich in höhnischem Grimm.

Amelie schlug mit dem Tannenzweig leicht auf ihres Gatten Hand: „Der Chevalier reist sicherlich inkognito. Man darf nicht in ihn dringen. Daher auch... Bediente sind schwatzhaft, gefährlich... Nicht wahr, Herr von Seingalt?"

Casanova sah auf, fing das Auge der Gräfin. Und plötzlich, traumhaft, in Sekunden sich ausbreitend, kam ihm die Aura seines berückenden Jünglingtums entgegen, seiner prachtstrotzenden Mannesjahre: Kerzen, Wein, Blumen, Gold und Silber, stumme Lakaien, schimmernde Busenwölbung, sehnsüchtig geteilte Lippen, feuchte Tiefe des Auges. Casanova brannte in dem Blick der Frau, diesem jahrelang entbehrten, vergeblich gesuchten glühenden Blick der Bewunderung, der Neugier, des heimlichen Schauers, des... Einverständnisses. Er lächelte verzaubert. Erinnern seiner heißen Schönheit ging wie ein Licht über das alte Gesicht: „Ah! Madame weiß von mir!"

Sie sah die plötzliche Veränderung. Unbegriffenes Mitleid führte der kindlichen Frau die Worte zum raffinierten Spiel der Weltdame: „Ich... ahne nur, Herr Casanova. Ich bin doch eine Frau... In den großen Städten, die Sie bereist haben, sprechen die Frauen von Ihnen, Chevalier — von Ihrem Geist, Ihrem Wissen — wie von einem Wunder."

Casanova stürzte den schweren Wein hinunter. „Die Frauen!" sagte er heiß. „Die Großen der Welt haben meine Dienste mit Undank belohnt — die Frauen allein haben mir Ruhm geschaffen, weil mein Leben damit verrann, sie zu erkennen, zu beglücken, anzubeten!"

Graf Uppen zerbiß vergnügt einen Gravensteiner Apfel: „Eine schöne Beschäftigung, meiner Treu! Das lohnt sich wie Wasserschöpfen in ein löchriges Faß! Da scheint mir meine Landwirtschaft profitabler."

„Mon Dieu... und was denkt Madame davon?" — Casanova deutete ihr versonnenes Lächeln auf seine Art: „Ah, eine Frau zu lieben, die Betäubung des Glücks aus kühlen Augen zu locken, unwissende Lippen geheimnisschwer zu machen — was auf der Welt verdiente mehr den Namen Leben?"

Der Graf faltete die Stirn: „Ich bin nicht Ihrer Meinung. Liebe ist ein holdes Ding, aber eines rechten Mannes Tat..."

Die Gräfin sah nach ihrem Mann hin, ihr Blick wurde tief. Sie unterbrach mit energischer Kopfbewegung: „Erzählen Sie uns vom König."

„Von welchem, Madame? Ich habe viele gekannt."

Sie strahlte auf: „Für mich gibt es nur einen. Ich bin wohl eine Schwärmerin. Wenn nur sein Name fällt, zittert mir das Herz vor Liebe und Stolz."

„Meine Frau stammt aus der Uckermark", lächelte der Graf. „Indes gestehe auch ich, daß ich dem österreichischen Regiment nicht nachtrauere."

„Den Keuschheitskommissaren Ihrer Majestät von Wien", grinste Casanova.

Amelie schüttelte unmutig den Kopf: „Erzählen Sie!"

Casanova begann. Es war ihm nicht recht, daß er, im besten Thema unterbrochen, just den trockenen, strengen Herrn von Sanssouci schildern sollte — und eine der unrühmlichsten Episoden des eigenen Lebens. Vielleicht das blamable Angebot, Erzieher der Kadettenjunker zu werden ... Den beißenden Spott, mit dem er jenen königlichen Irrtum sonst zu begießen pflegte, durfte er vor der begeisterten Preußin nicht sprühen lassen. Den gewohnten Aufschwung dichtenden Erinnerns störte hier empfindlich der kühlkluge Blick, mit dem der König schweigend Casanovas glitzernde Reden von sich hatte abgleiten lassen.

Indes, Casanova begann zu malen. Die Kieswege von Sanssouci knirschten unter dem steifen, doch raschen und heftigen Schritt des Königs. Casanova, ihm zur Seite, fast ein wenig atemlos von diesem soldatischen Takt, flackernd, glänzend — gleichberechtigter Mann zum Manne. Sonne spielte bunt in den Kaskaden, die Windhunde tänzelten, der Krückstock schlug nachdrücklich den Boden.

Die junge Gräfin glühte auf, auch der Graf schien hingerissen von Casanovas lebensvoller Wiedergabe. Er betrachtete den klugen Abenteurer immer freundlicher.

Der Abend in der Oper zu Berlin — ein glänzendes Haus, teure Kräfte. Hier war der König verschwenderisch wie ein Franzose. Freilich, man erzählte, daß er die Sänger und Sängerinnen regieren ließ nach preußischem Gardedrill: „Nicht gemuckst!" — Obgleich — die eine, die Barberina, vorzeiten auch ihrerseits geherrscht habe. Man raune sich zu...

Amelie unterbrach: „Davon will ich nicht hören."



Altägyptische Baukunst: Tempeleingang. Nach einer Radierung von William Walcot.

(Mit Genehmigung von H. C. Dickins, London.)

Casanova witzelte: Es sei schließlich auch der König von Preußen ein Mann. Man wolle wenigstens hoffen, daß...

Sie lenkte ab, blutrot, unmutig: Ob man ein Spielchen machen wolle? Der Abend sei noch lang.

„Ja, sehr gern — das heißt... zu Diensten... indes..." Casanovas plötzlich unsichere Finger gruben in den Spitzen des Jabots. Schon winkte der Graf dem Lakaien.

Amelie begriff. Wieder durchströmte sie tiefstes Mitleiden mit diesem alten Manne, dieser Ruine märchenhaften Glanzes, der noch immer unersättlich dem eitlen Schimmer aller Dinge nachjagte, besessen von prunkenden Erinnerungen wie von Furien. Mitleid, das sie ganz erwärmte und doch an der kindlichen Frau nur ahnungsvoller Instinkt war. Sie ergriff den perlengestickten Pompadour und stürzte ungestüm ihre Börse auf den Tisch. Gold und Silber sprang in ein klirrendes Häufchen.

„Wir teilen das Kapital gleichmäßig", lachte Amelie. „Wir rechnen ab am Schluß." — Den erstaunten Einwand des Grafen schlug sie nieder mit bedeutungsvollem Blick, einer kleinen, erregten, bittenden Geste. Graf Uppen, großmütig und gütevoll in seiner sicheren Kraft, nickte unmerklich, verstehend. Er fand nichts Besonderes an dem berühmten Italiener, indes kannte er Amelies spielende Phantasie und billigte ihr rasches Mitleid.

Casanovas scharfem Auge war das kleine Wechselspiel nicht entgangen. Er hatte völlig begriffen. Aber er fühlte keine Demütigung. Freude, Stolz, maßlose Hoffnung schwollen jäh und ungeheuerlich, sein Herz fast zerberstend. Die Frau war seine Verbündete, kam ihm unzweifelhaft entgegen. Freilich, sie konnte nicht wohl von seinem Äußeren bezaubert sein. Aber war nicht sein Geist, war nicht der Hauch unvergänglichen Ruhmes in Amors Garten noch Zauber genug für ein achtzehnjähriges Herz?!

Der da saß zwischen silbernen Leuchtern, die Karten warf mit fürstlich freier Gebärde, die Münzen überlegen raffte, ausgab, wiederraffte, feurig, rasch jeder Wendung folgend, der noch Spannung genug übrig hatte für allerhand spitze, glitzernde Aphorismen — das war kein bettelarmer Abenteurer mehr, auf scheuer Flucht in erbärmliches Alter. Das war — geschaffen von einem einzigen Frauenblick — noch einmal der Chevalier de Seingalt in aller betörenden Pracht seiner Gaben!

Die Gräfin spielte zum Erbarmen schlecht. Der Graf, ihren kleinen Fuß auf der Spitze seines Schuhes fühlend, verlor lächelnd nach ihrer stummen Weisung. Vor Casanova häufte sich Amelies Reiseschatz. Der Graf zog die eigene Börse.

Es war still geworden. Ab und zu erschien die bäurische Magd, um den Kamin zu schüren. In der Tür lugte der Wirt, schon gähnend, doch unbezwinglich neugierig der ungeahnten Metamorphose des welschen Gastes zusehend. Amelie erschrak plötzlich, winkte dem Manne, flüsterte hastig, sich weit zurückbeugend.

Casanova bemerkte nichts mehr. Gold häufte sich vor seinem Platz. Magische Lichter stiegen aus dem gelben Glanz, hüllten ihn in ein rasendes Glück. Er schien sich schwebend, sah nicht mehr die Grenze zwischen Traum und Wirklichkeit.

Der Graf stand auf und lachte: „Ich muß enden für heute, wenn ich nach Bunzlau zurückkommen will. Aber entschließen Sie sich, Chevalier: Geben Sie in Schloß Uppendorf Revanche."

Amelie neigte ermüdet den schmalen Kopf zur Seite: „Im Parke steht ein Häuschen für Sie leer. Sie könnten ungestört Ihren wissenschaftlichen Arbeiten obliegen."

Casanova war aufgestanden, ein wenig mühsam. Der Raum schwankte um ihn, die Lichter führten Fackeltänze auf. Er verneigte sich gemessen: „Mit Freuden, wenn es irgend meine Zeit erlaubt."

Man wünschte sich gute Nacht. Der Lakai trat vor die Herrschaften. Amelie winkte dem beflissenen Wirte ab: „Leuchten Sie dem Herrn Chevalier."

Der Mann führte Casanova in ein behagliches Zimmer der eigenen Wohnung. Die Frau Gräfin habe gehört, daß ihre Anwesenheit dem Herrn Unbequemlichkeit... Sie bäte, hier so wie in Uppendorf über alles zu verfügen. Der Mann sprach sehr höflich — ließ den halb Träumenden mit tiefer Verbeugung allein.

Volles Mondlicht kam durch die Mullgardinen. Casanova löschte die Kerze, schob die Vorhänge beiseite. Die starken Umrisse des Rathauses stiegen in den schwarzblauen Himmel. Der große Platz lag so verlassen, lautlos, als sei dies alles — jäher Turm, gerade Fenster, spitze Giebel — nur Vision eines spukhaften Traumes.

Casanova leerte auf das Fensterbrett das Gold, aus Taschen und Börsen. Er sank in einen Stuhl, überwältigt, und schloß beide Hände um den Schatz, starrte blicklos mit dem Lächeln reinsten Glückes darüber hin. Er sah Karossen fahren, Flügeltüren vor strahlenden Sälen aufspringen, Opernlogen, Hoffeste, üppige kleine Diners à deux — noch besser: à troix...

Die Gräfin Uppendorf — süße Frau! — hatte ihm ohne Zweifel in die Hand gespielt. Der derbe Gemahl... Kein Wunder, daß sie auf ihrem Dorfe lüstern war nach der großen Welt, deren unvergänglicher Schimmer ihn, Casanova, umfloß, wo auch immer, selbst in diesem alten Neste Löwenberg...

Das Kavalierhaus... Stiller Park mit hohen Hecken... In geraden Alleen wandeln, zur Seite verführendes Knistern ihres Seidenkleides, Feste des Abends — umstrahlter Mittelpunkt sein dieser Gesellschaft bäuerlichen Adels. Und eines Tages aufsteigen aus dörflicher Oase wie ein Adler zu neuer kreisender Bahn des Glanzes!

Stumm schimmerte das Gold. Auf dem geraden Dachfirst des Rathauses buckelte ein Kater, grotesk umrissen von weißem Licht, gespenstisches Symbol des Hexenwunders dieser Nacht. Casanova bog die fiebernde Stirn in das kühle Gold, das zärtlicher ihn umschmeichelte als die Hände der schönsten Frau.

Er erwachte. Der Markt lag finster; die Glieder schmerzten, Casanova fröstelte. Er wußte nicht, wo er war. Unbehagen vor der tiefen Schwärze überkroch ihn plötzlich. Er tastete nach dem Leuchter, machte Licht. Wirrer Traum war wieder glückliche Wirklichkeit. Casanova verschloß mit ruhigen Händen das Gold. Als er den Rock ablegte, raschelte es in der Brusttasche. Ein wildes Feuer — jauchzender Hohn — riß ihn hin. Mit sieghafter Geste verbrannte er den Brief des Grafen Waldstein, der ihm Ausweis hatte sein sollen für freie Fahrt ins Armenhaus.

Die Sonne stand hoch über den Winkeln der vergessenen Stadt, als Casanova nach köstlichem Schlaf aus der Tür trat. Er beschloß sofort, der holden Gräfin die Morgenvisite zu machen, vielleicht, daß sie noch bei der Schokolade war. Aber eine schlichte Zofe meldete knicksend, Frau Gräfin danke freundlichst. Sie bäte den Herrn Chevalier im Gastzimmer zu warten — sie sei noch bei der Toilette.

Casanova unterdrückte ein Achselzucken. Doch ging er, nachsichtig lächelnd über ländliche Gewohnheiten. Er frühstückte, so reich der „Roi de Prusse" es bieten konnte — und mit bestem Appetit.

Die Gräfin kam die Treppe herab, frisch, in der ungezwungenen Haltung, die ein zarter Reiz an ihr war. Sie rief, von weitem winkend: „Haben Sie gut geschlafen, Chevalier? Wollen wir spazierengehen? Mein Mann ist seit einer Stunde schon im Rathaus. Sehen Sie nur die Sonne draußen!"

Der Sturz ihrer Worte, so schien es Casanova, barg eine leichte Verlegenheit. Sicherer als je ging er an ihrer Seite. Es war ihm nicht ganz recht, die aufgeweichten Straßen der Stadt zu messen. Aber die Gräfin wollte das sehr alte Rathaus sehen; sie sprach angelegentlich davon. Casanova deutete mit leisem Behagen dies unbegreifliche Interesse als letztes Entweichen vor seinem Einfluß.

Vor Erker, Turm und Arkaden, den Schlußsteinen gotischer Gewölbe in der Vorhalle, die groteske Köpfe waren, geriet Amelie in Eifer; sie wußte vielfältige Geschichten. Sie gestand, daß nichts auf der Welt ihr so lieb sei wie Historien, und sie schien sich mehr damit beschäftigt zu haben, als Casanova dem zarten Köpfchen je zugetraut hätte. Er hörte nur halb zu, doch erfaßte er immer deutlicher, aus welcher Quelle hier seine eigene Zauberkraft fließen mußte, und er begann unvermerkt wieder zu erzählen — von der Pompadour, Katharina, Maria Theresia, dem Karneval in Rom, in Köln, in Madrid, vom Theater in London, vom Krieg in der Türkei...

Sie waren längst durch den runden Torturm getreten. Draußen lag die Landschaft, duftend von vergangenem Regen, tiefe Bläue in jedem Waldfetzen, Herbstgelb auf breiten Feldern, geballtes Gewölk, strahlend weiß, über sanften Hügelketten. Sie gingen am Ufer eines schmalen Baches, der lehmbraun noch von gestern her gurgelte. Die Gräfin, lauschend, trank entzückt die Frische des Tages — bückte sich plötzlich jubelnd zu einem kleinen gelben Pilzhut im Grase: „Oh, sehen Sie, ein echter Reizker! Pilzsuchen ist meine Freude."

Casanova, jäh unterbrochen in einer witzigen Schilderung der Bäder von Aix, stand betroffen. Dann brach er eine blasse Rose vom Zaun des letzten Gartens: „Sie lieben sehr die Natur," sagte er nachsichtig, „heute fehlt der Schmuck an Ihrem schönen Busen."

Er reichte ihr die Blume. Unter seinem Blick wurde Amelie tief rot. Sie ärgerte sich, strich ein Löckchen zurück: „Erzählen Sie weiter, Chevalier."

Rascher als vorher schritt sie aus. Er vermochte kaum zu folgen. Diese halbe Jagd, immer der blonde Flaum ihres Nackens vor ihm, wechselnd zwischen Sonne und Schatten, erhitzte seine Phantasie.

Der Weg trat in ein Lärchenwäldchen. Casanovas Rede wurde zerstreut. Wirklichkeit verhüllte sich mählich in Vergangenes. So war er neben Esther, Henriette, der unvergessenen Armellina geschritten. Verwichenes Bild des eigenen Seins wuchs um ihn her wie eine glänzende Maske. Die Hand da am Degengriff war jung, das schlanke Bein im Seidenstrumpf geschmeidig — auf glatter Stirn, durchpulsten Wangen fühlte er die Schönheit des Sieggewohnten. Begehren, Kraft, Entzücken aus unerschöpflicher Phantasie schufen die alten Glieder zu beschwingter Leichtigkeit.

Er flüsterte, zu Amelie geneigt: „Sehnen Sie sich nicht auf Ihrem Dorfe, zu reisen — an den Hof, durch die Welt, ins große Leben?"

Sie lächelte ruhig: „O nein: Warum? Ich träume mir allerhand Buntes zusammen. Deshalb höre ich gern erzählen, denn das besitze ich dann, als wäre es erlebt. Aber sonst... Ich liebe den Wald und das weite Land; ich habe viel Arbeit auf unseren Gütern, und" — das Lächeln wurde still wie ein See — „ich habe meinen lieben Mann."

Die Gräfin kniete plötzlich halb zu solchem gelben Pilze, brach ihn, hielt die rot blutenden Hälften hoch. Ihr freudiges Auge traf den Blick des Mannes. Unter einem Schauer bog sie den Nacken rückwärts und warf den leuchtenden Pilz zur Seite.

Casanova ergriff ihre beiden Hände, um ihr aufzuhelfen. Das glühende Glück des siegenden Augenblicks berauschte ihn völlig: „Küssen Sie mich!" sagte er herrisch in ihr verwirrtes Gesicht. Sie schrak zurück, aber ihr Auge wurde plötzlich weich, und mit einer Bewegung sanftesten Gewährens überließ sie ihm ihren Mund.

Sekunden nur. Sie hatte sich gütig, ergriffen, hellsichtig den Spuk seiner Phantasie begreifend, dem alten Manne geneigt. Nun war sie plötzlich überfallen von der ungezähmten, scheulosen Gier des künstevollen Liebhabers. Entsetzt stieß sie den Greis von sich, in stärkstem Abscheu: „Was unterstehen Sie sich!"

Noch war sein Mund gebogen vom sieghaften Lächeln: „Meine angebetete Amelie..."

Zorn, Verachtung schrie auf: „Rühren Sie mich nicht an!"

Der Ton traf ihn wie ein Peitschenhieb. Er stand zitternd, gelb, verfallen, in unerhörtem Sturze aller Kraft beraubt. Er stammelte in mattem Versuche zur Macht: „Entfliehen Sie nicht! Sie werden mich lieben... Wem sonst galten Ihre holden Avancen?"

Zum Gehen gewendet, hielt sie betroffen, tief errötend: „Ihren Erinnerungen, Herr Casanova", sagte sie stolz. „Der ganzen, weiten, glänzenden Welt, die Sie überall mit sich tragen in Ihrem Gedächtnis — dem bunten Ballspiel meiner Träume..." Sie wandte sich verächtlich: „Ich sehe, ich war eine elende Phantastin."

Er schrie außer sich, fassungslos: „Aber Sie haben mich geküßt, freiwillig! Mich, mich! Warum?! Sie haben gelogen!"

Sie warf den Kopf über die Schulter, empört aufflammend: „Aus Mitleid!" Ihr Mund, geöffnet zu zorniger Rede, verstummte plötzlich. Sie wandte sich heftig, floh, lief, hetzte. Zwischen den grünen Lärchen, über den blitzenden Bach, am buntumbuschten Zaune hin, wehte das lichtgraue Kleid mit den schokoladefarbenen Rüschen wie eine Fahne.

Casanova hing über ein kleines Brückengeländer, tief gebückt, in allen Gelenken schlotternd — nicht viel anders als ein zerfetzter Strohmann auf dem Felde. Wo das gelbe Wasser einen ruhigen Tümpel bildete, sprang plötzlich in seine leere Dumpfheit hinein das eigene Gesicht — eine greise Fratze. Ekel zerrte ihn hoch. Fast taumelnd in kraftlosen Knien, hilflos ruhebedürftig, ließ er sich mühsam auf einen Baumstumpf nieder. So saß er lange — im verlöschten Gehirn kein Gedanke, kein Gefühl.

Allmählich spürte er die Sonne auf dem Rücken, das Behagen der Wärme in den matten Gliedern. Er sah die Landschaft: Der Tag war schön, über funkelndem Grün spannte sich lichtes Blau, um die grauen Quadern der Stadtmauer drängten sich buntglühende Gärten, vor einer weißen Wolke glänzte der Turm wie aus Silber. Daneben floß die selig müde Weite abgeernteter Felder hin. Dem dunklen Auge glitt Nähe und Weite zusammen in ein Traumhaftes, unfaßlich Neues. Und mählich strömte Begreifen in ihn wie eine Unendlichkeit.

Er fühlte den dumpfen Zwang seines Weltjagens zerbrechen wie eiserne Bänder. Sanft rückkehrend aus nie gekannter Aufgelöstheit, sah Casanova seine beiden Hände auf den Knien liegen — hager, adergeknotet, altergekrümmt. Unsäglich müde lagen sie da, zwei uralte erschöpfte Pferde im Staub der Landstraße.

Casanova erfaßte zutiefst das grausige Wunder, den eigenen Körper todverfallen zu sehen wie ein bröckelndes Bauwerk. Er fühlte sein Blut schwer und träge gehen, und er begriff, daß die Glutwelle junger Begierde vorhin nicht aus diesem morschen Körper gewachsen war, naturgewollt und erfüllend, sondern nur, wie schon tausendmal, ein nichtiges und törichtes Blendwerk seiner aus dem Augenblick zaubernden Phantasie gewesen war. Er hob die Augen über die Weite hin. Und plötzlich lächelte er ganz leicht, tief beruhigt — strich über die hohe Stirn.

Er stand auf, nun vollbewußt. Das höchste Geschenk seines Lebens hatte die kleine Amelie ihm gegeben: die endliche Ruhe.

Die lockende, gleißende, wirbelnde Welt war ihm wie verloren, mochten auch versagende Glieder, endlich gelöst von harter Fron der Jagd, sich strecken. Denn hinter seiner Stirn saß die schimmernde Weite gefangen wie in tausendfältig spiegelndem Kristall. Und nie hatte seine herrlichste Geliebte, die bunte Vielgestalt der Welt, im Wirklichen ihm so tief gehört, so verschwenderisch reich, so restlos dienstbereit.

Casanova lächelte noch einmal. Auf seinen Knien breitete er den Goldschatz der kleinen Träumerin Amelie aus. Im sanften Sonnenlichte schillerte das Metall nicht mehr unruhig, es lag still leuchtend — ein letzter Freund. Der Freibrief des Grafen Waldstein war Asche. Aber das zaubernde Gold, das prächtige Tore neu hatte öffnen sollen, würde die freie und stolze Fahrt nach Dux nun gewähren. —

Noch ehe die Sonne dieses erfüllenden Tages sank, donnerte die schlanke Extrapost mit vier Pferden, Reiter, Diener, Horn und Peitschenknall durch den Löwenberger Torturm nach Hirschberg zu. Casanova lehnte weich in den Polstern. Ein pergamentenes Notizbuch lag in seiner Hand; ein goldener Bleistift — Prunkstück des Ratsjuweliers — zog rasche Zeichen.

Die weißen Fädengespinste letzter Sonnentage glänzten auf den Feldern, rosa von sinkendem Licht, ein seidiger Schleier über toter Erde. Sanft stiegen Nebel von den Wiesen und hüllten jeden Umriß in zerfließende Ferne.

Casanova schenkte der sterbenden Landschaft keinen Blick. Wenn er die Augen hob, war es nur verlangend, ungeduldig, dem Ende der Straße entgegen, an dem die Heimat wartete: Ruhe dem müden Körper, Erlösung von der Geißel irrender Phantasie.

Neues Leben durchrann Casanova mit köstlicher Wärme. Badend im Prismengefunkel seines Erinnerns, fiebernd in höchster Beglückung, schrieb er die ersten Zeilen der Memoiren. — Er besaß die Welt.

Wissen und Leben

Die Schönheit der nordamerikanischen Bergwelt. Beim flüchtigen Betrachten der Mehrzahl der auf unserer doppelseitigen Bildertafel wiedergegebenen photographischen Aufnahmen aus dem nordamerikanischen Felsengebirge könnte man sich wohl in die Alpen versetzt glauben: Wir sehen waldumrahmte Bergseen zwischen Schneegipfeln und kleinen Gletschern; wir erblicken stattliche Tannen am Bergeshang und kühne Gipfelformen, die teils an die Südtiroler Dolomiten mit ihren trotzigen Kalkmauern und Türmen, teils an die domförmigen Berggestalten der kristallinischen Zentralalpen erinnern. Aber bei genauerem Zusehen ist doch auch vieles anders als in den Alpen. Die Tannen sind viel schlanker als unsere europäischen Nadelbäume; auch stehen sie, außer an den Seenrändern, viel vereinzelter und bilden keinen geschlossenen Waldgürtel wie die Bannwälder der Alpen. Vor allem aber fehlt jener herrliche Matten- oder Wiesenwuchs, der einen Hauptreichtum unseres mitteleuropäischen Hochgebirges ausmacht. Wo bei uns Sennhütten verstreut sein und Vieh weiden würde, da sehen wir jenseits des Ozeans nur Trümmerhalden an den Hängen oder versumpfte und vermoorte Talböden, die nur selten eines Menschen Fuß betritt. Die Ursache für diese landschaftlichen Unterschiede zwischen den beiden Hochgebirgen, die sich auch so stark im Wirtschaftsleben auswirken, ist die geringere Befeuchtung, die das Felsengebirge gegenüber den Alpen erfährt, entsprechend seiner weiten Entfernung von den Ozeanen. Unsere Bilder stammen aus dem südlichen Teil des kanadischen Felsengebirges, das noch verhältnismäßig günstige Niederschlagsverhältnisse hat, ebenso wie der nördliche Teil der vereinsstaatlichen Rocky Mountains, wo der Yellowstone-Nationalpark herrliche Wälder birgt. Weiter nach Süden zu wird das Felsengebirge immer trockener und wüstenhafter. Obgleich sich gerade hier eine größere Anzahl von Gipfeln über 4000 m Seehöhe erhebt, verschwinden die Gletscher und Seen ganz; mit Ausnahme eines hochgelegenen Nadelwaldstreifens liegt an den Hängen der Verwitterungsschutt nackt zutage, und auf den mit hartem Gras und stachligen Büschen bestandenen Talböden ist Ackerbau nur mit künstlicher Bewässerung möglich. Wohl besitzt das Felsengebirge der Union seine „Naturwunder" in den gewaltigen Schluchten oder Cañons, deren nackte Felswände in den grellsten Farben, Gelb, Rot, Orange, Grün, leuchten, in gewaltigen Wasserfällen und heißen Springquellen; aber diese Natur wirkt namentlich auf uns Europäer nicht beruhigend und erhebend, sondern eher beklemmend und niederdrückend. M. W. G.

Die Leistungen des deutschen Luftverkehrs sind trotz aller Beschränkungen durch die Entente sehr bedeutend. In keinem anderen Lande ist die Zahl der durch die Luft beförderten Personen so groß wie in Deutschland, und wenn in England und Frankreich das Gewicht der durch die Luft transportierten Güter (Frachten, Reisendengepäck, Zeitungen, Postsendungen) noch größer als in Deutschland ist, so hängt dies lediglich damit zusammen, daß es uns verboten ist, Flugzeuge von mehr als 900 kg Tragkraft zu verwenden, während in England schon Luftboote von 2500 kg Tragkraft im Gebrauch sind. Trotz aller unehrlichen und unfairen Mittel, den deutschen Flugverkehr künstlich daniederzuhalten, sind nach den Berechnungen des neuen „Nauticus"-Jahrbuches (S. 180) in Deutschland während der letzten Jahre folgende imposante Leistungen erzielt worden:

	1923	1924	½ Jahr (1. I.–30. VI.) 1925
Zurückgelegte Kilometer	1751329	3006582	2417151
Zahl der beförderten Personen . .	28949	49919	43527
Menge der beförderten Güter in kg	103558	211903	239719

Am Ende des Sommers 1925 gab es einige vierzig regelmäßig beflogene Fluglinien innerhalb Deutschlands Grenzen bzw. zwischen Deutschland und seinen von der Nachkriegspsychose freien Nachbarländern, Österreich, Schweiz, Holland, England, Dänemark, Schweden, Danzig, Litauen, Lettland (nebst Estland und Finnland) und Rußland. Auf einigen Linien wurde der Verkehr zum erstenmal bis kurz vor Weihnachten durchgeführt, während sonst schon beim Beginn der schlechten Jahreszeit der Betrieb eingestellt wurde. Wir nähern uns jedenfalls mit Beschleunigung dem Stadium, da die bedeutendsten Luftlinien während des ganzen Jahres beflogen werden. Ebenso ist die Zeit sicher nicht mehr fern, in der auch in der Nachtzeit regelmäßig eine Personenbeförderung durch die Luft stattfindet. Bisher sind wir noch nicht so weit. Zwar gab es im Sommer 1925 zwei Nacht-Flugverbindungen, einmal zwischen Berlin und Hamburg, ferner zwischen Berlin und Stockholm über Warnemünde und Malmö, aber diese Nachtflüge dienten nur der Postbeförderung und schlossen den Personenverkehr grundsätzlich aus. Prof. Dr. Hennig.

Die Beleuchtung der Kraftwagen bei Fahrten in der Dunkelheit. Automobilnachtfahrten erfordern in erster Linie ein weitreichendes kräftiges Licht, das auch bei größerer Geschwindigkeit entgegentretende Hindernisse rechtzeitig erkennen läßt. Möglichst breitstreuende helle Beleuchtung dagegen ist bei schwierigem Gelände, schlechten Fahrwegen und Kurven geboten. Diesen Erfordernissen genügen die meisten modernen Automobil-Lichtanlagen durchaus. Eine weitere, nicht minder wichtige

Forderung für Fahrten in der Dunkelheit bedeutet aber eine Vorrichtung, die gestattet, das Blenden von Fahrzeugen und Fußgängern, denen man begegnet, zu vermeiden, wie es die deutschen Verkehrsvorschriften den Automobilisten zur Pflicht machen. Gewöhnlich bedient man sich zu diesem Zweck der Umschaltung des Fernlichtes auf das schwächere kurze Kurvenlicht oder der Brennstärkenverminderung der Glühlampen durch Vorschalten von Widerständen. Befriedigend sind indes diese Lösungen keineswegs, da der hier plötzlich auftretende Lichtunterschied den Fahrer, dessen Auge sich an die Helligkeit des Fernlichtes gewöhnt hat, unsicher macht und der unmittelbar vor dem Wagen liegende Teil der Straße viel zu schwach beleuchtet ist. Einen sehr aussichtsreichen Versuch, das Problem des Abblendens zu lösen und dabei die beschriebenen Mängel zu umgehen, stellt ein von der Osram G. m. b. H. in Verbindung mit den führenden Firmen der Lichtmaschinen- und Scheinwerferindustrie geschaffenes neues Beleuchtungssystem dar. Es ermöglicht in vorbildlicher Weise den Wechsel zwischen weitreichendem kräftigen Fernlicht und blendungsfreiem Licht, das zugleich gut streuend ist. Die hierbei verwendete Osram-Bilux-Lampe ist eine gasgefüllte Metalldrahtlampe mit zwei Leuchtkörpern: einem Hauptleuchtkörper, der, für die Fernbeleuchtung bestimmt, sich im Brennpunkt des Scheinwerferspiegels befindet, und einem weiter vorn angebrachten Nebenleuchtkörper, der beim Abblenden eingeschaltet wird. In diesem Falle läßt eine auf der Unterseite des Nebenleuchtkörpers befindliche Abblendkappe das Licht nur auf den oberen Teile des Scheinwerferspiegels gelangen, der es schräg nach unten vor den Wagen wirft. Die Strahlen dieses abgeblendeten Lichtes reichen bis 80 m vor den Wagen, so daß Hindernisse noch rechtzeitig ohne weiteres erkannt werden können, während der unmittelbar vor dem Fahrzeug liegende Teil der Straße in einem fast gleichen Helligkeitsgrade wie bei Fernlicht beleuchtet und somit ein störender Helligkeitswechsel vermieden wird. Besonders bewährt sich diese Abblendvorrichtung bei Fahrten im Nebel, der für horizontal gerichtetes Scheinwerferlicht fast undurchdringlich erscheint. Da auch andere Leuchtsysteme unschwer auf die Osram-Beleuchtung umgestellt werden können, ist mit einer raschen Ausbreitung der neuen Abblendlampe zu rechnen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meck, beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest V., Terézkörút 24a.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J·J·WEBER LEIPZIG
NR. 4218. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 14. JANUAR 1926

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4218. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 14. Januar 1926.



Allgemeine Notizen.

Die deutschen Universitäten hatten im Sommerhalbjahr 1925 folgende Besuchszahlen: Berlin rund 10 000, München 7068, Köln 4609, Leipzig 4400, Breslau 4288, Bonn 3209, Freiburg 3020, Frankfurt 2635, Tübingen 2533, Münster 2531, Heidelberg 2516, Göttingen 2393, Halle 2301, Marburg 2156, Würzburg 2124, Hamburg 2075, Jena 2015, Königsberg 1643, Kiel 1601, Gießen 1388, Erlangen 1272, Greifswald 947, Rostock 831.

Die Ehrengabe der Gerhart-Hauptmann-Stiftung im Betrag von 3360 Mk., die jetzt alljährlich am Geburtstag Gerhart Hauptmanns an einen begabten und bedürftigen Schriftsteller vergeben und in Monatsraten gezahlt wird, ist diesmal dem Dichter Jakob Haringer zuerkannt worden. Der erste große Auswahlband seiner Dichtungen erschien in diesen Tagen im Verlag von Gustav Kiepenheuer, Potsdam. Die Öffentlichkeit erfährt durch diese Mitteilung zum erstenmal von der Verwendung der Stiftung, die ein Kunstfreund zum 60. Geburtstag Gerhart Hauptmanns errichtet hat. Es handelt sich um Geldsummen, die nicht ausdrücklich ein literarisches Verdienst krönen, sondern die in erster Linie einem Notstand abhelfen sollen. Über die Verwendung entscheidet ein Kuratorium, dem außer dem Stifter Gerhart Hauptmann und sein Verleger S. Fischer angehören.

Eine kriegswissenschaftliche Musterbibliothek. Das britische Kriegsministerium verfügt über eine Bibliothek, die als beste auf kriegswissenschaftlichem Gebiet angesehen wird. Die Bibliothek umfaßt über 100 000 Bücher und Broschüren. Der jährliche Zuwachs beträgt rund 2500 Nummern. Gesammelt werden grundsätzlich nur höchst wertvolle Veröffentlichungen. Die Bibliothek enthält daher ausschließlich Werke von unzweifelhaftem und dauerndem Wert. Von den fremdsprachlichen Abteilungen ist die der kriegswissenschaftlichen Literatur Deutschlands gewidmete die stärkste. Den Weltkrieg behandeln an 5000 Bücher und Broschüren, die mühsam aus der Flut der Kriegsveröffentlichungen aller Länder ausgewählt worden sind. Das älteste Buch der Bibliothek ist ein strategisches Lehrbuch aus dem Jahr 1573.

Die Zugtelephonie ist am 1. Januar zunächst auf der Strecke Berlin—Hamburg in den FD-Zügen dem allgemeinen Gebrauch freigegeben worden. Nachdem die FD-Züge mit den notwendigen Sprechzellen aus-

gestattet sind, wird man auch an die Ausdehnung des Betriebes auf die übrigen D-Züge der Berlin—Hamburger-Strecke und auf andere Strecken gehen. Sprechstationen auf der Berlin—Hamburger-Strecke sind für den Anrufer vom Eisenbahnzug aus Spandau, Wittenberge und Bergedorf, über die auch die Anrufe an Fahrgäste des Zuges gelangen. Der Fahrgast wird beim Anrufen in die Sprechzelle gerufen; ruft er an, so veranlaßt er seine Anmeldung beim Zugtelephonisten.

Das deutsch-holländische Paßvisum wird voraussichtlich ab 1. Februar d. J. aufgehoben und der kleine Grenzverkehr zwischen beiden Ländern erleichtert werden.

Oberwiesenthal, der bedeutendste der sächsischen Wintersportplätze, hat ein vortreffliches Programm von sportlichen und gesellschaftlichen Veranstaltungen für Eisplatz, Skigelände, Rodelbahnen und Sprungschanze. Eine köstliche Erinnerung fürs ganze Leben ist die Schwebebahn nach dem Fichtelberg, dessen geräumiges Berggasthaus musterhaft bewirtschaftet wird. Die Fahrt auf dieser Schwebebahn über die winterliche Pracht hinweg, ist überaus reizvoll. Unterkunft und Verpflegung auch in Oberwiesenthal selbst gleichfalls vortrefflich. Prospekt durch den Verkehrsverein Oberwiesenthal (Erzgebirge).

Der Deutsche Rodelbund hat die Ausschreibungen zu den deutschen Rodelmeisterschaften versandt. Sowohl die Zehnte deutsche Einsitzer-Rodelmeisterschaft für Damen und Herren, als auch die Fünfte deutsche Doppelsitzer-Meisterschaft sind für den 17. Januar nach Schreiberhau vergeben worden und finden auf der „Neuen Schlesischen Baudenbahn" statt. Die Naturbahn hat eine Länge von 2700 Meter, ein Durchschnittsgefälle von 16, ein Höchstgefälle von 24 v. H. Der Start erfolgt in 1195 Meter Seehöhe, das Ziel in 780 Meter Seehöhe.

In Garmisch-Partenkirchen werden vom 12. bis zum 14. Februar die Meisterschaft von Deutschland im Skilauf, Deutsche und Österreichische Staffelmeisterschaft und Winterkampfspiele im Skilauf ausgetragen. Auch sonst bietet das von der Kurverwaltung erhältliche Garmisch-Partenkirchener Wintersportprogramm eine Fülle von Veranstaltungen in Eishockey, Bobrennen, Eisschießen usw.

Die Innsbrucker Wintersportwoche ist die vom 23. bis zum 31. Januar. Sie ist eine der bedeutendsten wintersportlichen Veranstaltungen Tirols. Das überaus reichhaltige Programm teilt auf Anfordern die Tiroler Landes-Verkehrs-Zentrale in Innsbruck kostenlos mit.

Illustrirte Zeitung



Ein dem Besucher von Bildergalerien vertrauter Anblick:
Maler und Malerinnen beim Kopieren von Gemälden in der Alten Pinakothek zu München.

Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus.



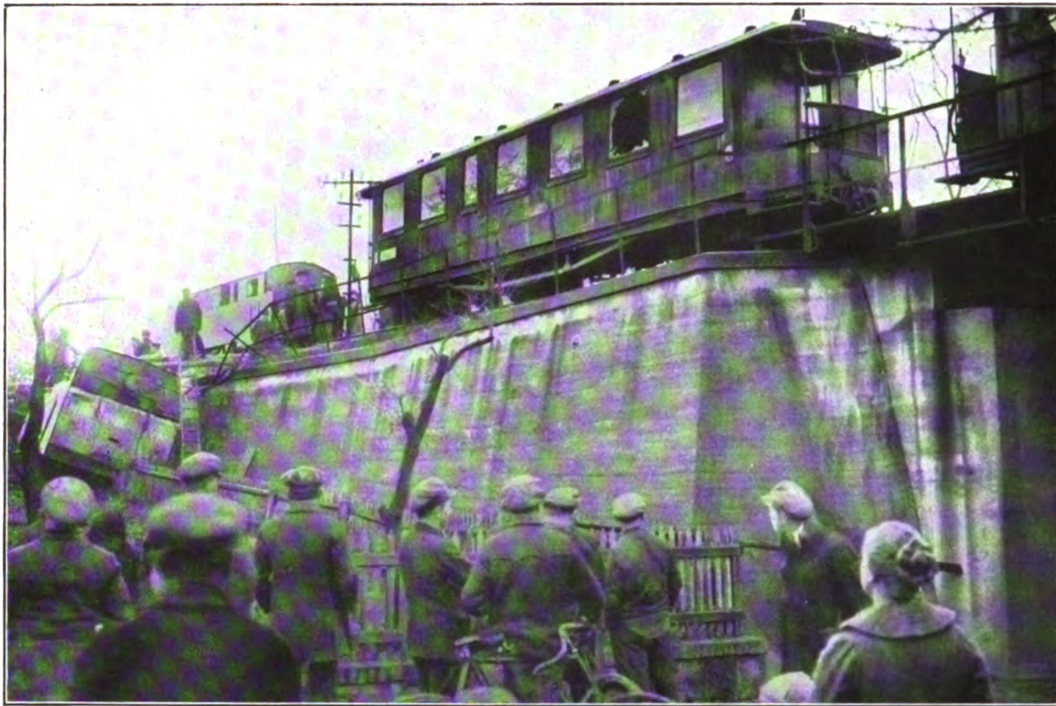


Die Überschwemmung im Kreis Ruppin (Mark), die durch den Dammbruch der vom Hochwasser angeschwollenen Dosse zwischen Friedrichsdorf und Friedrichsbruch herbeigeführt wurde: Links: Ein überflutetes Gehöft. Rechts: Ausbesserungsarbeiten an der Dammbruchstelle mittels gefüllter Sandsäcke.

Österreichs Bestimmung einst und jetzt. / Von Generalleutnant Heinrich Meyer.

Schon zur Zeit Karls des Großen bestand ein Österreich: „Ostariki“, die Ostmark, die zunächst die Ostgrenze Deutschlands, die damals in der Linie Bamberg—Linz verlief, gegen die wilden Awaren sichern sollte. Dem Ansturm der aus den asiatischen Steppen gekommenen Magyaren konnte die Ostmark nicht standhalten; die Magyaren wurden dann 955 durch Otto den Großen auf dem Lechfelde besiegt und in die heutige „ungarische“ Tiefebene zurückgeworfen, wo sie nun seßhaft wurden. Jetzt begann die Neubesiedelung der Ostmark, hauptsächlich durch Angehörige des Bayernstammes. Unternehmende Bauern, denen es zu Hause zu enge ward, zogen mit Weib und Kind aus und gründeten sich in der Ostmark eine neue Heimat. Das Kreuz in der einen Hand, die Axt in der anderen, zogen sie dem Osten zu. Große Gebiete gewannen sie dem Germanentum und der katholischen Kirche. Schon im Jahre 976 ward Luitpold, der fränkische Babenberger, Markgraf der Ostmark mit der Residenz zu Melk. Immer weiter wird die Grenze der Ostmark nach Osten vorgeschoben; im Jahre 1101 erbaut sich der Babenberger Leopold III. eine Burg am Westrande des Wiener Beckens, auf dem Kahlenberg.

Bei der Besiedelung der Südostmark sowohl als auch später bei der Kolonisation des Nordostens, des Landes zwischen Elbe und Peipussee, kann man als Eigentümlichkeit der germanischen Kolonisationen feststellen, daß diese Ausbreitungen stets mehr in dem Bestreben, sich vom Mutterlande loszulösen, sich selbständig zu machen, erfolgen, während bei den romanischen Völkern mehr der Zusammenschlußgedanke in die Erscheinung tritt. So ist es auch zu erklären, daß 1246, beim Aussterben des Herzogsgeschlechtes der Babenberger, weder das bayerische Mutter- noch das österreichische Kolonialland einen ernsthaften Versuch macht, einen beide Länder umfassenden Staat zu bilden. Die Habsburger richteten bei der Erneuerung ihres Reiches ihre Blicke nicht nach Westen, nach dem Mutterland, sondern nach Osten, nach Südosten und Norden; sie strebten einen Völkerstaat, zusammengesetzt aus Deutschen, Tschechen, Ungarn und Serbokroaten, an. Damals stand der Begriff des christlichen Völkerstaates höher als der des nationalen Rassestaates. Der Glaube an den Völkerstaat war zur damaligen Zeit wohlberechtigt; wir dürfen uns nicht verleiten lassen, bei der Würdigung geschichtlicher Vorgänge den Maßstab der eigenen Zeit anzuwenden. Nationale Gedanken gab es damals nicht. Die Vorschiebung der deutschen Grenzen nach Osten, die Kultivierung Ungarns, Böhmens, der Sudetenländer usw. sind



Schwerer Unfall auf der Zittau-Oybiner Gebirgsbahn am 6. Januar: Blick auf die Unfallstelle. Der Unfall erfolgte in der Nähe der Haltestelle Niederolbersdorf, indem die Lokomotive eines Personenzuges durch Nachgeben des Unterbaues entgleiste und den über ein Meter hohen Damm hinabstürzte. Durch einen glücklichen Zufall erforderte das Unglück kein Todesopfer.

(Phot. A. Thiel, Zittau.)



Lambert Lensing,

Mitglied des Reichswirtschaftsrates, namhafter Zeitungsverleger, konnte am 1. Januar das Jubiläum der 50jährigen Tätigkeit an der von ihm gegründeten führenden Zentrumszeitung „Tremonia“ in Dortmund feiern. (Phot. Othmer & Angehendt, Dortmund.)



Von der Gründungssitzung der deutschen Luft-Hansa A.-G., die am 6. Januar in Berlin stattfand: Die Vorstandsmitglieder der neuen Gesellschaft.

Von links nach rechts: Herr Wronsky und Herr Merkel vom Deutschen Aero Lloyd und Herr Milch vom Junkers-Luftverkehr. Die Gründung dieser deutschen Luftverkehrs-Gesellschaft, die nach wochenlangen Verhandlungen aus den beiden großen deutschen Luftverkehrs-Konzernen, Deutscher Aero Lloyd und Junkers-Luftverkehr, hervorgegangen ist, bezweckt die Zusammenfassung des deutschen Flugverkehrs und die Aufstellung eines einheitlichen Flugplanes.



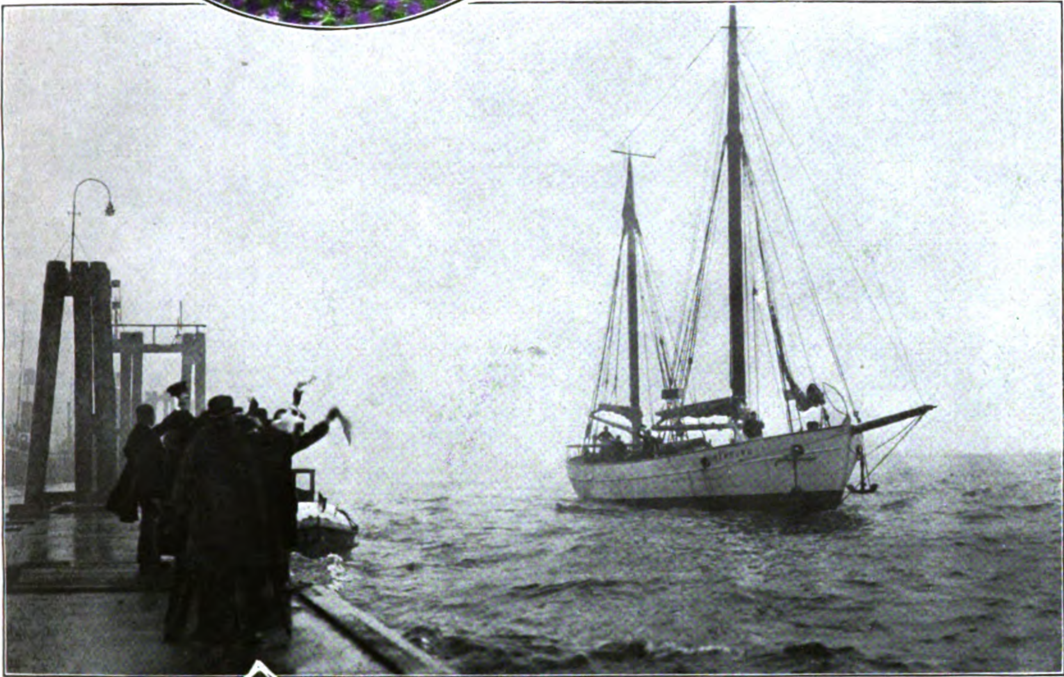
Geh.-Rat Prof. Dr. L. Aschoff,

bedeutender Vertreter auf dem Gebiete der Pathologie, Professor der Anatomie und allgemeinen Pathologie, Direktor des pathologisch-anatomischen Instituts der Universität Freiburg i. Br., konnte am 10. Januar seinen 60. Geburtstag begehen. (Phot. C. Ruf, Freiburg i. Br.)



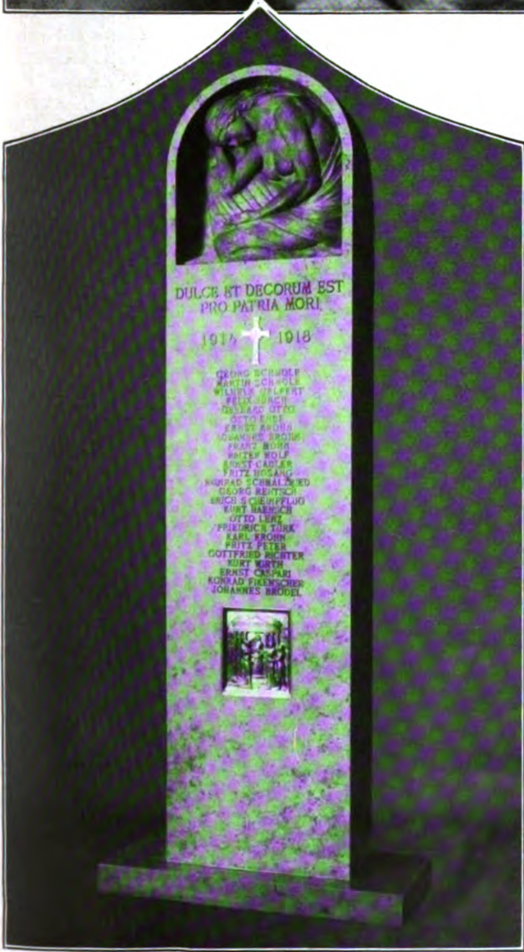


Zum Untergang des Schulschiffes „Gneisenau“ vor 25 Jahren: **Links:** Die Rettung der Besatzung vom Wrack der „Gneisenau“, die am 16. Dezember 1900 auf der Reede von Malaga unterging. **Rechts:** Die Überlebenden von der Besatzung der „Gneisenau“ bei der Wiedersehensfeier am 12. Dez. 1925 in der Marinegedächtniskirche in Wilhelmshaven.





Die Ausfahrt des Segelmotorkutters „Hamburg“, mit dem Korvettenkapitän C. Kircheiß, während des Krieges Begleiter Graf Luckners auf den Fahrten des „Seeadlers“, eine Weltreise angetreten hat. **Links:** Das Schiff während des Passierens von St. Pauli Landungsbrücke in Hamburg. — **Rechts:** Der letzte Gruß der Besatzung mit Kapitän Kircheiß (×).





Links: Das Ehrenmal für die im Weltkrieg gefallenen Angehörigen der Lausitzer Prediger-Gesellschaft „Sorabia“ in Leipzig, der ältesten Leipziger Studentenverbindung, das am 14. Dezember zum 209. Stiftungsfeste der Verbindung geweiht wurde. Das Denkmal ist von Architekt G. Wünschmann und Bildhauer B. Eyermann (Leipzig) geschaffen. — **Rechts:** Die Schülerfeuerwehr des Pädagogiums in Züllichau (Mark Brandenburg), die seit einem halben Jahrhundert besteht und schon häufig bei Bränden in der Stadt wirksame Hilfe geleistet hat: Schüler bei einer Feuerwehrübung. (Phot. J. Kaltenhäuser, Züllichau.)



Herbert Eulenberg,
nahmhafter Dichter, Verfasser von Dramen, Romanen und geistvollen Essays, kann am 25. Januar seinen 50. Geburtstag feiern.



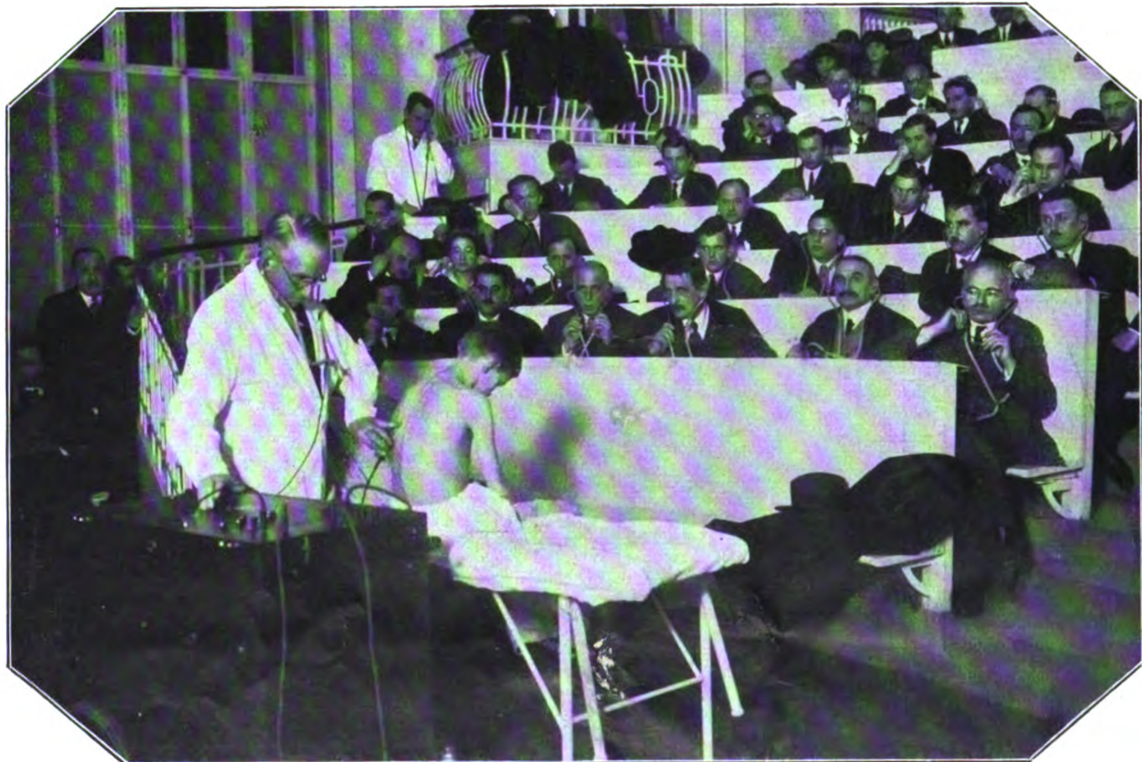
Szenenbild aus der Erstaufführung von Paul Claudels „Verkündigung“, einem geistlichen Stück in vier Ereignissen und einem Vorspiel, am Stadttheater zu Aachen am 16. Dezember. Von links nach rechts: Herr Götze als Andreas Graderz, Frl. Minck als Violäne, Herr Gühne als Jakobäus, Frl. Waldberg als Mara.



Gustav Schröer,
Vertreter des neuen Bauernromans und thüringischer Heimatdichter, Mitarbeiter der „Illustrirten Zeitung“, begeht am 14. Jan. seinen 50. Geburtstag.



Die Uraufführung des neuen, mit dem Kleist-Preis ausgezeichneten rheinischen Lustspieles „Der fröhliche Weinberg“ von Carl Zuckmayer im Theater am Schiffbauerdamm zu Berlin am 22. Dezember, das großen Erfolg errang: Szene aus dem 3. Akt. Von links nach rechts: J. Falkenstein, Gretl Scherk, Ed. v. Winterstein Käthe Haack, H. v. Schlettow, Vera Skidelsky, Fr. Lobe, O. Ebelsbacher. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Eine für die Medizin bedeutsame Erfindung: Das Stetophon des Wiener Klinikers Prof. Wendcebach, das auf telephonischem Wege die Übertragung der Körpertöne des Patienten auf einen Kreis von mehreren hundert Hörern gestattet und die Töne bei 27 000maliger Verstärkung von unerwünschten Nebengeräuschen befreit. (Vgl. hierzu den Beitrag in der Rubrik „Wissen und Leben“: „Telephonische Untersuchung von Herz- und Lungenkranken.“)

somit Verdienste der Habsburger Monarchie, die ihr nicht genommen werden können und dürfen.

An der Schwelle des Mittelalters tauschten Okzident und Orient die Rollen; der Halbmond drang ins Abendland vor, die ganze abendländische Kultur kam in Gefahr. In dieser kritischen Periode entstand dem Habsburger Reich, das bisher nur den Kampf gegen die anfangs widerstrebenden Magyaren und Slawen gekannt hatte, ein neuer Feind: die Türken. Österreichs neue historische europäische Mission bestand nun in der Abwehr der Türkengefahr. Um diese zu bannen, mußten sich Habsburgs Völker der verschiedensten Zunge und Rasse: Slawen, Magyaren und Deutsche, zu einem Staate baldigst zusammenzuschweißen suchen, was natürlich angesichts des Feindes nicht mit Gewalt, sondern nur mittels Verständigung erreicht werden konnte, wobei dann das kulturell am höchsten stehende, deutsche Element die Führung übernahm. Bis zu den Napoleonischen Weltkriegen bedeutete das Habsburger Reich den Schutzwall gegen die Türkei. Napoleon wurde durch seinen überspannten Imperialismus der Miterreger der nationalen Ideen in ganz Europa.

Der vom Wiener Kongreß 1815 geschaffene „Deutsche Bund“ war ein trauriges, unfähiges Gebilde der Kleinstaaterei, aber auch die Ideologen der Paulskirche konnten kein lebensfähiges schwarzrotgoldenes Großdeutschland schaffen. Für die beiden Rivalen Hohenzollern und Habsburg war selbst in Großdeutschland kein Platz, und so errichtete der nüchterne Realpolitiker Bismarck, nachdem das Kriegsglück auf den Schlachtfeldern Böhmens für die Hohenzollern entschieden hatte, das Deutsche Reich auf kleindeutscher Grundlage. Bismarck suchte schon vom Tage der Schlacht von Königgrätz ab die Basis eines freundschaftlichen **Verhältnisses** mit Österreich wiederzugewinnen. Österreich erhielt darum **einen milden** und ehrenvollen Frieden, der in der Tat die Wiederannäherung, sobald die Zeit dazu gekommen war, leicht ermöglichte.

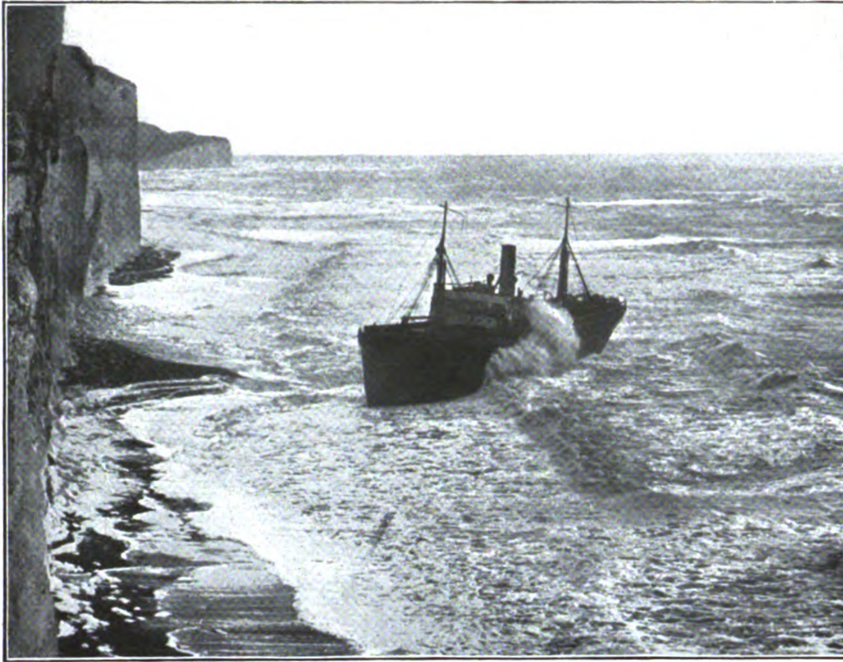
Die Geschichte des 19. Jahrhunderts ist erfüllt von den Kämpfen um die Einigung der großen Nationen Europas auf Grund der nationalen Ideen, auf Grund der Vorstellung, daß Staat und Nation sich decken sollen. Seitdem infolge der fortgesetzt zunehmenden Bedeutung des nationalen Gedankens die alte Bedrohung Europas durch die Türken nicht mehr zu fürchten war, erlosch zunächst die eigentliche geschichtliche Aufgabe des Habsburger Staates. Durch die sterbende Türkei ergab sich gleichsam automatisch auch ein sterbendes Österreich.

Der nach 1866 im Habsburger Reich eingetretene Dualismus gewährte Ungarn beinahe vollständige staatliche Unabhängigkeit, versagte sie aber den Slawen. Hierbei ist zu bemerken, daß der oft von vielen Reichsdeutschen, besonders Norddeutschen, den Deutschen in Österreich-Ungarn gemachte Vorwurf, sie hätten es nicht verstanden, die Slawen in ihrem Staate entsprechend zu beherrschen, ganz unzutreffend ist. Die österreichisch-ungarische Monarchie zählte vor dem Weltkriege 12 Millionen Deutsche, 26 Millionen Slawen, 11 Millionen Ungarn usw. Der kulturelle Unterschied zwischen diesen verschiedenen Völkern war aber keineswegs so bedeutend, daß er ohne weiteres die absolute Vorherrschaft der Deutschen begründet hätte. Wohl hatten die Deutschen seinerzeit Großes für die Kultivierung der Slawen und Ungarn getan, die Erwartung, Dank dafür zu erhalten, verstößt aber gegen alle Lehren der Weltgeschichte. Daß daher, rein zahlenmäßig betrachtet, die Deutschen in der österreichisch-ungarischen Monarchie den Slawen und den Ungarn gegenüber nicht die Rolle **spielen konnten wie die Deutschen in Preußen den Polen gegenüber, ist einleuchtend.** —



Der unersättliche Rachen der Großstadt: Gemüsegroßmarkt auf dem Meßberg in Hamburg. Nach einer Zeichnung von Martin Frost.

Aus den fruchtbaren Gegenden der Umgebung Hamburgs, den zu Hamburg gehörigen „Vierlanden“, dem zwischen Harburg und Stade gelegenen „Alten Lande“ und dem Gebiet um Bardowiek (nördlich von Lüneburg), bringen die Bauern auf ihren Ewern (Kähnen) dreimal in der Woche ihre Gemüse und Früchte auf den Hamburger Großmarkt.

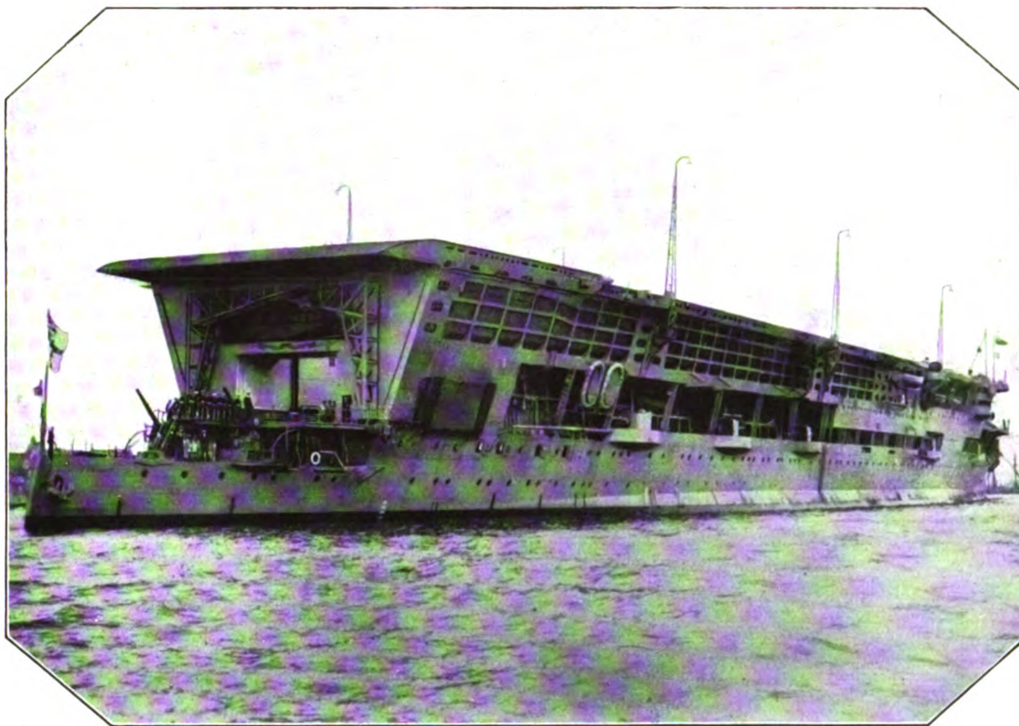




Links: Ein Opfer der Wellen: Das belgische Küstenschiff „Comtesse de Flandre" in der Brandung an der südenglischen Küste zwischen Newhaven und Beachy Head, auf deren Klippen es vor kurzem getrieben wurde. Rechts: Die Gefahren des Leuchtturmwärters: Rettungsboot vor dem Leuchtturm von Godrevy Rocks an der Küste von Cornwall (England) zur Ablösung des Wärters, der infolge des andauernden Sturmes lange Zeit Tag und Nacht seinen Dienst verrichten mußte und darum ganz erschöpft war.

Am 12. November 1918 hat die deutschösterreichische Nationalversammlung einstimmig ein Gesetz über die Staats- und Regierungsform für Deutschösterreich angenommen, dessen zweiter Artikel lautete: „Deutschösterreich ist ein Bestandteil der deutschen Republik." Dieser Beschluß wurde in Deutschland weder amtlich noch außeramtlich entsprechend erwidert. Die im Deutschen Reich wohnenden Deutschösterreicher durften zwar an den Wahlen zur deutschen Nationalversammlung am 19. Januar 1919 teilnehmen, das lange Zögern Deutschlands ließ dann aber mancherlei Gegenbewegungen lebendig werden, die den Anschluß bis heute unmöglich machten.

Der nationale Gedanke und der Weltkrieg haben das alte Österreich zertrümmert, nachdem es seine Schuldigkeit getan; die alte Habsburger Monarchie wird nicht wiederkehren. Nun muß der Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich mit allen Mitteln angestrebt werden, sonst besteht die Gefahr, daß ein nicht zum Deutschen Reich, sondern etwa zu einem Donaubund gehöriges Österreich nach und nach balkanisiert werden und den Zusammenhang mit dem deutschen Mutterland verlieren wird, wie wir es mit der Schweiz und mit Holland erlebt haben, als Folge der germanischen Neigung zum Individualismus und Partikularismus.



Englands Rüstungen im Marineflugwesen: Der Kreuzer „Furious", der durch einen gewaltigen Aufbau zum Flughafen auf hoher See ausgebaut wurde.

Wien wird auch als Hauptstadt eines zum Deutschen Reich gehörigen österreichischen Bundesstaates infolge seiner geographischen Lage eine große Bedeutung behalten. Eine Revolution stürzt eine Regierung, aber sie ändert nicht die geographischen Grundlagen einer Stadt.

Der Pulsschlag unserer Herzen verlangt, daß wir trotz aller entgegenstehenden Hindernisse den Zusammenschluß mit unseren österreichischen Brüdern energisch durchzuführen trachten. Der deutsch-völkische, großdeutsche Gedanke hat seit dem Ausgange des Weltkrieges im Deutschen Reich und in Österreich fortgesetzt neue Anhänger gefunden; mächtiger als alle papierenen Verträge, die von weltfremden, haßerfüllten Diplomaten geschmiedet wurden, wirkt das Gefühl der Zusammengehörigkeit eines großen Volkes.

Kehrt Österreich zur Mutter Germania zurück, dann müssen wir dankbar dessen gedenken, daß Österreich am Donaustrom, an diesem Vermittler zwischen West- und Südost-Europa, eine gewaltige Kulturmission erfüllt hat, indem es für die abendländische Kultur weite Gebiete gewann; kehrt Österreich zu uns zurück, dann dürfen wir aber auch hoffen, daß es, unterstützt vom Deutschen Reich, diese Kulturmission erfolgreich fortsetzen wird.

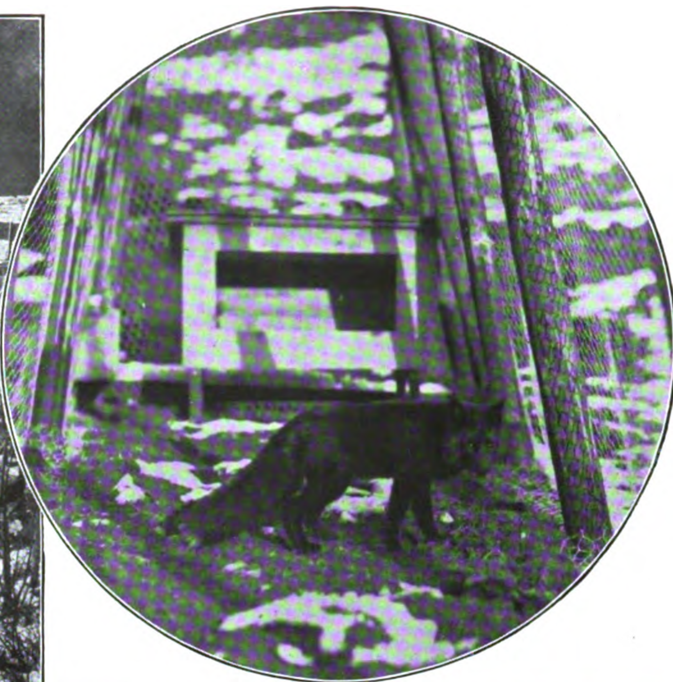






Links und Mitte: Zum Thronverzicht des Kronprinzen Carol von Rumänien: Kronprinz Carol (links) und sein Sohn Michael (geb. 25. Oktober 1921), der nach dem Verzicht seines Vaters von dem in Sinaia tagenden Kronrat zum Thronfolger proklamiert wurde. — Rechts: Zum Tode der Königinmutter Margherita von Italien am 4. Januar: Aufnahme der am 20. November 1851 geborenen Königin Margherita, Prinzessin von Savoyen-Genua, aus der letzten Zeit. (Phot. Carlo Delius.)





Edelpelztierzucht in Europa: Links: Blick auf die ausgedehnten Anlagen der Gebirgs-Silberfuchsfarm in Klosters (Graubünden, Schweiz). Im Oval: Ein Silberfuchs in seinem Gehege. (Phot. E. Meerkämper, Davos-Platz.)





Links: Der Vesuv wieder in Tätigkeit: Blick auf den rauchenden Bergkegel, an dessen westlichem und nördlichem Hange sich am 6. Januar Öffnungen gebildet haben, aus denen unter heftigen Explosionen Lava herausfließt. Im Vordergrunde die Ruinenstätte des altrömischen Pompeji. — Rechts: Schwierigkeiten des Verkehrs mit Kraftwagen im Innern Afrikas: Eingeborene beim Transport eines Lastautomobils über einen Fluß im südlichen Sudan.





Strafvollzug in Siam (Hinterindien): Im Oval: Schaustellung eines zum Tode Verurteilten vor der Hinrichtung, der um den Hals ein leiterartiges Gestell als Zeichen des Schimpfes trägt. — Nebenstehend: Der Scharfrichter beim Umtanzen des Verurteilten während der Hinrichtungszeremonie. Im Vordergrund rechts ein zweiter Scharfrichter, der für den Fall, daß der erste Schlag mißlingt, bereitsteht.

Kindermoden

Spezialaufnahmen von Edith Glogau durch unsere Wiener Modekorrespondentin Claire Patek







Schlichtes weißes Kleidchen ohne Ärmel.

Oben links: Pyjama aus weißem Zenana mit blauen Umschlägen.

Oben rechts: Der Sohn des Schauspielers Arnold Korff in einem amerikanischen Matrosenanzug.







Lederjacke für schlechtes Wetter.

Unten Mitte: Kindermantel mit grauer Bortengarnitur auf blauem Grunde.

Unten rechts: Rumänisch besticktes Spielkleidchen aus weißem Leinen.

TUSKULUM

ROMAN VON ELISABETH DAUTHENDEY

(2. Fortsetzung.)

Musa warf das Buch beiseite und flog die Stufen zum Atelier hinauf. Das gab ihr eine Sicherheit der Distanz. Sie wußte, was kommen würde.

Die Tür wurde ungestüm aufgerissen. Kurt von Hollenstein trat ein. Er war noch in Uniform, die die vollkommene Schönheit seiner Gestalt zu voller Wirkung brachte.

Der prachtvolle, kühn geschnittene Kopf mit dem üppigen dunklen Blondhaar hatte eine herrische Haltung sicherster Selbstbewußtheit. Die hellblauen, etwas vortretenden, weit gerundeten Augen funkelten von Geist und Willen.

„Ah, schon geflüchtet? In Abwehrstellung!" rief er mit hartem Spott.

„Hast du es anders erwartet?"

„Eigentlich nicht und doch."

„Komm herab, o Madonna Theresa", sang er mit weicher Baritonstimme, die lockend und warm ins Blut fiel.

Dann brach er in ein gellendes Lachen aus.

„Bist du gekommen, mich zu beleidigen?"

„Zu beleidigen, zu reizen, zu schlagen, zu töten!"

Das schöne Antlitz verzerrte sich in bitterster Qual, wurde blaß und alt; die Lippen preßten sich wild zusammen. Glut und Leidenschaft, Gewohnheit leichter Siege stemmten sich in wahnsinniger Empörung gegen den Widerstand dieser Frau, die in der Verlockung reifen Weibtums und strahlenden Geistes ihm als der selige Preis erschien, an dem er für die allzu hoch brausenden Stürme seines Wesens endlich Gnade und Lenkung finden würde.

„Kurt!" rief Musa. Ihre Stimme bebte vor Zorn, aber in dem Zorn war ein Widerspiel schwellender Sehnsucht.

Kurts feines Ohr hörte diesen Zwiespalt, und sofort entwaffnet, schritt er zur Treppe und sank auf die Knie.

„Nein, nein, Geliebte — ich bin gekommen, zu bitten, zu flehen, zum letzten, allerletzten Male."

Jetzt durfte sie zu ihm die Stufen herabsteigen.

Wenn sein Dämon ihn verließ, war er hilflos wie ein Kind. Wie sie dieses Kind in ihm liebte! Aber auch das andere in ihm, den Sturm!

Sie kamen einander entgegen und setzten sich zusammen auf die Stufen wie Kinder.

„Höre mich, Meta" — in den Augenblicken bitteren Ernstes nannte er sie bei ihrem eigentlichen Namen — „höre mich! Es ist heute unsere letzte Stunde. Übermorgen früh geht der Dampfer von Genua nach Afrika — ich habe mich einer Expedition angeschlossen. Erhörst du mich endlich, bin ich in drei Monaten wieder hier, um dir für immer zu gehören, wenn nicht, gehe ich weiter mit ins Innere für einige Jahre."

Musa erblaßte bis in die Lippen. Die Überraschung kam zu plötzlich und überwältigte sie. Ihr Körper erbebte, sie sank kraftlos in seine Arme.

„Schönes, süßes geliebtes Weib, sei doch nicht so hart gegen dich und mich!"

„Ach, sprachen wir nicht schon so oft davon, und soll alles wieder umsonst gewesen sein? Meine Flucht vor dir — vor mir selbst. Wozu alle Qualen nochmals erneuern? Warum tust du uns das zuleide?"

Sie lehnte ihren Kopf an seine Brust, in schwere, tiefste Traurigkeit versunken.

Er wühlte seinen heißen Mund in das goldschimmernde Haar. Dieses Haar, dieses wundervolle Haar, das er so liebte, das voll Rausch und Duft war und ihm noch nie so nah und willig am Herzen ruhte!

„Geht es dir so nahe?" flüsterte er und umschlang sie mit fiebernden Händen.

„Du weißt es — weißt alles — mehr, als du sollst! Aber du vergißt auch, daß es unmöglich ist."

Da riß er sie in seine Arme. Küßte sie mit dem Fieber, mit dem Wahnsinn des Abschieds sein Blut erbrausen ließ.

„Mein, mein — und dennoch fliehst du mich. — Unselige, kannst du mir denn nicht glauben?"

Sie riß sich los mit allerletzter Kraft und sank schwer atmend in den Sessel.

„Du weißt alles. Ich habe nur die eine Bitte: Geh!"

Der Mann wurde erdfahl. Die strahlende Glut der Augen erlosch, die Arme fielen schlaff zur Seite.

„Das ist dein letztes Wort?"

Es kam keine Antwort. Tief in die Kissen gelehnt, bebend und leidvoll, hörte sie seine Worte nicht.

Wie ein zu Tode Verwundeter schleppte der Mann sich zur Tür. Draußen reckte er sich auf, packte mit festem Griff seine Seele und spannte sie in das eiserne Joch seines Willens.

IV.

Es gibt eine Einsamkeit, die mit sieben Schwertern das Herz durchbohrt. Die körperliche und seelische Losreißung von dem, was Liebe war.

In dem schweren Schatten dieser Einsamkeit lebte Musa die Tage der bitteren Leere, die kalt ist wie der Tod. Ihr blieb nur eine Rettung, die der Starken, die Arbeit.

Sie stürzte sich wie in ein Bad hinein und ließ die Wellen über sich zusammenschlagen, zwang die Qual mit dem Wahnsinn der Sehnsucht, bis sie der heilige Schmerz wurde, aus dem die Kunst die seltenen Ekstasen nimmt.

Sie arbeitete an drei Bildern für die große Herbstausstellung. Drei bizarr auseinanderliegende Welten.

Und Iwan Gregorowitsch malte sie selbst.

Auf ihrer Staffelei stand das fast vollendete Bild Sylvias. Dieses Bild und dieses Wesen waren ihr die feine Linderung ihrer tiefen Dunkelheit geworden. Die zarte, sonnenstrahlende Seele Sylvias, die schwer am Alltagsleid der Erde trug, brauchte Trost und Stütze in ihrer Not und nahm mit dieser Forderung die brachliegenden Liebeskräfte der Vertrauten stark in Anspruch und lenkte damit ihre Gedanken von ihrem eigenen Schmerze ab.

Das Bild war eine Lichtphantasie. Der feingemeißelte Körper der Frau stand, in bläuliche Schleier gehüllt, gegen die rot leuchtende Sonnenscheibe; auf dem Haupte lag ihr das goldene Dreieck mit dem Gottesauge, dessen Ausstrahlungen sich mit den Sonnenflammen mischten. Quer durch das Bild streckten sich die herrlich geformten Arme und Hände, von deren Spitzen sich linde Frühlingsblüten ablösten. Und über alles hin strahlte sieghaft das hinreißende Leuchten, das aus den goldbraunen Augen wie aus geheimnisvollen Tempeltiefen strömte.

„Sonnenkönigin! Ihr Wesen mitten ins Mark getroffen", sagte Iwan und versank vor dem Bilde ins Träumen.

Hart und grell war das zweite Bild. Man hörte förmlich das brutale, gelle Lachen, das aus diesem Frauenmunde kommen mußte. Die schlanke, biegsame Gestalt im leuchtend roten Reithabit, den roten Hut keck auf dem rabenschwarzen Haar, die eine Hand im Handschuh, in der andern die Reitgerte, fesch, frech und aufreizend, balancierte Oda Bellona auf der Lehne eines Sessels. Der Prinz war entzückt und bot schon jetzt eine horrende Summe für dieses Bild.

„Wie scharf hast du sie hingestellt! So teuflisch echt in ihrer genialen Brutalität. Dein Pinsel spricht alle Sprachen des Lebens. O Musa, ich bewundere dich", sagte Sylvia. Sie lehnte in den seidenen Kissen des Diwans; ihre immer etwas unruhigen Hände spielten mit den Perlenschnüren ihres Gewandes.

Musa strich ihr liebkosend über das dunkle Haar, das unter ihrer Berührung leise knisterte.

„Und ich liebe die goldenen Schätze deiner Dichtungen. So trafen unsere Seelen sich im Heiligtum der Kunst, dieser reinsten Strahlung des siebenfarbigen Liebesbogens."

„Kunst ist Liebe. Zeugende, schaffende Kraft. Und du, Musa, so von Kraft und Zündung getragen — dennoch —" Sie zögerte, stand jäh von ihrem Sitze auf und setzte sich auf die Lehne des Sessels zu Musa hin und flüsterte, an sie geschmiegt:

„Und du, du Herrliche, bist dennoch einsam, könntest den ganzen Kreis um dich mit Blick und Händen und allem, was du bist, bis zur Tollheit beherrschen und spielend genießen!"

„Und bleibe ihm fern und lebe meinem Schmerz. — Aber der Dämonie der Erotik mit ihren ätzenden Fäulnisdüften sah ich zu nahe und zu oft in das krankhafte Lästerantlitz, um ihr auch nur den leisesten Reiz abzufühlen. Und die Ehe, diese tragische Muse oder lächerliche Farce — doch davon brauche ich dir, armer Liebling, nichts zu sagen."

„Doch was dazwischen liegt — das eine Letzte und Beste."

„Die glückliche Ehe, meinst du?" sagte sie mit schmerzlichem Lächeln. „Wer sah sie, wer erlebte sie? Ach, im besten Falle ist sie ein sentimentales Intermezzo! Wer aber sah die große Beglückung, das Starke, Elementare, in dem Blut und Geist zusammenstürzen und sich eine Welt der tiefen Stille schaffen, voll Ruhe und Sicherheit für fernste Ziele? Wer erlebt dieses Tuskulum, in dem die heilig gestillte Natur, vom weitgespreiteten Horizont des Geistes umflutet, neuem und höherem Geschlechte die Wege bereitet?"

„Tuskulum", wiederholte Sylvia. „Wie kommst du auf dieses seltene Wort."

„Ja, wie kam ich darauf?"

Musa löste Sylvias Hände, die sie zärtlich umschlangen, mit einer jähen Bewegung von sich ab. Ihr Blick wurde seltsam fern und fremd. Wie im Traume ging sie zur Staffelei, nahm Odas Bild fort und stellte einen neuen Karton darauf; ergriff den Kohlenstift und versuchte, mit kreisender Bewegung der Hand der Linien eines Bildes habhaft zu werden, das ihre Gedanken mit plötzlicher Heftigkeit ergriffen hatte.

Sie war ganz in sich versunken, alles umher schien vergessen. Ab und zu flüsterten ihre Lippen das Wort Tuskulum. Wie suchend und gequält von einem fernen Ruf, stand sie bleich und hilflos vor dem Gewirr der Linien, die ihre Hand mit irrem Tasten auf das Papier warf.

Sie ist wie abwesend. Soll ich sie anrufen, soll ich gehen? dachte Sylvia. Dann rief sie ganz leise ihren Namen. Da erwachte Musa gleichsam zu sich selbst, legte den Stift beiseite, strich sich mit beiden Händen über Gesicht und Haar und kam langsam zum Teetisch zurück.

„Was war das nur?" sagte sie. „Da war ein Wort, das mich zog und rief. Was war es doch?"

„Tuskulum — sagtest du."

„Ja. Aber woher kommt es, und was will es von mir? Es ist plötzlich da und quält mich und will etwas von mir, und ich weiß nicht, was."

„Ruh' dich aus, Liebe. Du bist überanstrengt. Die zwei Bilder fertig in der kurzen Zeit und das dritte auch schon der Vollendung nahe — das ist zu viel."

„Ach, das dritte! Ja, ich vergaß ganz. O'Donn kommt heute noch zur Sitzung und reist dann ab; da will ich schnell noch einiges aufnehmen, um dann ohne ihn daran arbeiten zu können."

Sie verabschiedeten sich mit der feinen Zärtlichkeit, die dem reinen Frauentum ein so tiefes Bedürfnis und seine holdeste Geste ist.

Musa griff nach der Zeichnung, um für das andere Bild Platz zu machen. Und wieder ergriff sie die seltsame Unruhe, als solle sie etwas tun, als wolle etwas aus dem Untergrunde ihres Fühlens zu ihr heran. Wieder nahm sie den Stift und irrte auf dem Karton umher. Von fern her kam ein Bild, schattenhaft nur und dennoch heischend und bannend, an sie herandrängend. Aber es blieb verschwommen, und keine sichere Linie wollte sich einstellen.

Gereizt und ärgerlich über die ihr unerklärliche Erregung, schob sie den Karton in eine Mappe. Da fiel ihr Blick zufällig auf das Datum des Tages, und plötzlich rieselte ihr eine ferne Erinnerung durch das Blut. Heute war es ein Jahr, daß sie in diese Stadt gekommen war. Ein Licht sprang in ihr auf, und sie sah sich in dem seltsamen Halbdunkel jenes von schwülen Farben, Düften und Lichtspielen durchatmeten Raumes. Tuskulum! Und sah ein Antlitz, ein von Kraft und Geist durchfurchtes Männergesicht, hörte eine tiefe, von starker Lebensfülle bewegte Stimme.

Wie seltsam, daß gerade heute diese längst verblaßte Erinnerung sich ihr so herrisch aufdrängte! War da Verbindung, Fernwirkung, rufende Fluidwellen, die, zu ihr gewendet, die ihren weckten?

Rätselvolles Leben!

Aber das erschütterte Wellenspiel ihrer Erinnerung flutete immer dringender. Es gab kein Entrinnen, und so griff sie wieder zum Karton und Stift. Und ließ die Hand mit diesen von einer fremden Kraft aufgewühlten Erinnerungen spielen. Leise tastend, suchend.

Und diesmal kam das Bild aus der Ferne heran. Näher und deutlicher kam es, bis sie es vor sich sah und es in haltenden Linien fassen konnte.

Es war nur ein Umriß, aber es gab die Essenz des Wesens. Der mächtige Männerkopf war von einer Fülle dunklen Haares umrahmt, das in unruhigen Wellen die geistvolle Stirn umspielte. Die Augen tiefliegend unter breiten, energisch gezeichneten Brauen. Die starke Nase hatte durch den breiten Sattel eine etwas rohe Linie, mit der vereinigt, der große, herrisch derb gezeichnete Mund der Melodie des Antlitzes eine fast verletzende Brutalität verlieh, die aber durch die tiefe Gütestrahlung des Blickes zu anziehender, von einem reinen Willen gebändigter Kräftewirkung harmonisiert wurde.

Mit einem Seufzer tiefer Erleichterung stellte Musa den Karton beiseite. Sie fühlte sich entlastet, von der quälenden Unruhe befreit und von einem seltsam belebenden Elan zur Arbeit beflügelt.

Just die rechte Stimmung für die kommende Sitzung, die keine leichte Aufgabe stellte. —

O'Donn trat ein.

Seine hohe, hagere Gestalt war in Nacken und Schultern etwas gebeugt. Der kurzgeschorene Kopf von eigentümlicher Schädelbildung. In dem schmalen Gesicht, das wie von einer tief verhaltenen Stille umstrahlt war, trat kein Zug besonders stark hervor, und trotz unregelmäßiger Linien wirkte es harmonisch durch die seltsame Leuchtkraft der weit offenen, stark gewölbten weißlichblauen Augen, die gleichsam eine innere Lichtflut herausschleuderten, über die man alles andere an diesem Menschen vergaß. War er alt oder jung? Man fragte nicht danach; so stark war der Eindruck der Persönlichkeit, die diesem Manne entströmte.

Aber diese Augen hatten dem Pinsel viele Mühe gemacht. Das Licht sprühte darin, gab sich aber nicht aus, schien vielmehr alles Geschaute in sich hineinzuziehen.

O'Donn nahm in dem hochbeinigen, geradlinigen Sessel Platz. Beide Hände umfaßten die Seitenlehnen. Merkwürdig hochbeaderte, in kurze breite Nägel ausgehende Hände! Häßliche Hände waren es, und doch hatten sie nichts Abstoßendes an sich, da ihre Geste von so viel zarter Güte sprach.

Es war eine lange Stille zwischen den beiden.

Musa mühte sich um diese seltsamen Augen und wagte es nicht, die leiseste Frage zu tun, die ins Geistige dieses Mannes traf, denn sofort zog sich dann das Feuer des Blickes tief ins Innerste zurück, die Iris wurde fast weiß, erlosch und wurde starr und tot. Dann kam Antwort wie aus fernster Tiefe. So brennend interessiert sie auch von diesem seelischen Vorgang war, sie durfte ihn nicht herbeiführen und arbeitete fieberhaft, um zum Ende zu kommen. —

„Nun, Mr. O'Donn, ich wünschte, das Bild befriedigte Sie."

„Lassen Sie, bitte, den fremden Anruf — ich bin deutsch, meine irische Heimat ist überwunden, Deutschland ist mir im besten und höchsten Sinne Heimat geworden."

Er trat an das Bild — sah einige Minuten mit intensivem Blick darauf.

„Ich begegne mir selbst darin — das sagt Ihnen Großes über Ihre Kunst. Ich danke Ihnen. Darf ich mir eine Zigarette anzünden?"

Die häßliche Hand führte die Geste fein und vornehm aus. Der große Skarabäusring aus grünem Jade leuchtete einen Augenblick auf. Sie gingen in den Salon hinunter, wo auf einem kleinen Tisch ein erlesener Imbiß bereitstand.

„Und Sie wollen dennoch Deutschland wieder verlassen, und gewiß ist wieder Indien das Ziel?"

„So ist es. Indien wird immer mehr die Sehnsucht des guten Europäers. Was früher Italien für sein Sinnliches war, ist nun diese heilige Ferne für sein metaphysisches Bedürfnis. Er fühlt, daß in dem Ring seiner Erkenntnisse die letzte Lücke klafft, die nur dort sich zum Kreise der Vollendung schließen kann. Seiner geistigen Farbenskala fehlt die letzte Lichtwelle, das Ultraviolett, zu dem die Wurzelgeheimnisse des Seins einmünden, aus dem sie ausstrahlten."

„Das alles gibt mir viel zu denken", sagte Musa. „Es gäbe da so viel zu fragen."

„Ich sende Ihnen einige Werke zu dieser geistigen Bewegung nach dem Orient. Vielleicht finden Sie einige Antwort darin. Doch es ist Zeit zum Aufbruch. Noch einen Blick auf Ihre tiefe Kunst, dann will ich mich empfehlen."

Er trat nochmals zum Bilde hin; als er sich zurückwandte, fiel sein Blick auf die Kohlenskizze. Ein plötzlicher Strahl zuckte aus seinen Augen, ein tief in ihr Inneres sich senkender Blick traf den ihren.

„Kennen Sie diesen Mann?"

„Kennen?" sagte Musa. „Nein. Wir sahen uns eine kurze Stunde heute vor einem Jahr, und heute war es mir wie ein Zwang zu diesem Bilde. Es ist seltsam — rätselhaft, eine kleine Stunde vor einem Jahre."

„Eine kleine Stunde kann eine Ewigkeit sein. Genügt doch oft eine Sekunde, Seelen zu binden und Seelen zu trennen. Alles Seelische geschieht im Zeitlosen, wo die letzten Gründe unseres Wesens verankert sind."

Noch einmal ruhte sein Auge seltsam beredt auf dem Bilde und streifte dann den ihren mit einem zarten, behutsam vertraulichen Blick.

„Mein Bild darf wohl hier bleiben, bis ich es selbst hole oder holen lasse?"

Ihre Hände lagen zum Abschied einen langen Augenblick ineinander. Es pochte wie Frage und Antwort darin und ließ eine heftige Unruhe in Musas Seele zurück.

Die versprochenen Bücher wurden noch am späten Abend geschickt. Sie blätterte noch lange darin, las hier und dort einen geistreichen Satz, der sie voll Lockung zu den seltsamen Gefilden des fremden Geistes zog. —

Spät in der Nacht kam ein Eilbrief mit fremden Postzeichen. Als Musa ihn öffnete, fand sie das leuchtende Gefieder eines kleinen Vogels fremder Zone auf goldenem Grunde aufgespannt. Darunter nur das eine Wort „Tuskulum".

So hat er mich heute also wirklich gerufen! dachte Musa, und sie blickte nun öfter auf das Bild jenes Mannes und suchte ihn zu erkennen.

V.

Es war zwischen fünf und sechs Uhr, Lissas Teestunde.

Einige ihr Befreundete saßen plaudernd und rauchend um den Tisch und in den Winkeln herum.

Lissa stand am Schreibtisch und las den Anwesenden einiges aus ihrem neuen Buche vor.

„Ja, so will ich Sie malen," sagte Iwan Gregorowitsch, „Lissa, so am Schreibtisch, die Feder in der Hand und die kräuselnden Wellen leichten Gedankenspiels über Ihrem pikanten Profil."

„Hört einer! Sie wollen mich malen und fragen erst gar nicht, ob ich will!"

„Ach, Gnädige, als ob Sie nicht schon lange auf diese Aufforderung warteten!"

„Sie peinlicher Gedankenleser, Ihnen entrinnt man nicht."

„Ist auch nicht nötig. Leichte Lektüre entlastet die Kunst."

„Zudem bist du ein prachtvolles Gegenspiel zur Anakonda", sagte eine der Frauen.

„Anakonda — Ihr drittes Bild der Saison, Gregorowitsch, nicht wahr?" fragte Liebmann.

„Sie haben recht — Frau Lissa sprüht, die Anakonda glitzert."

„Das seidenweiche Schlangenweib und die sieghafte Brunhilde! Wahrlich, eine feine Aufgabe!" rief die elegante Elga und hauchte mit neidisch verkniffenen Lippen den Rauch ihrer Zigarette in die Luft.

„Und zwischen diesen mondänen Polen das Weib an sich — das Vollkommene", sagte lachend eine andere Frauenstimme.

(Fortsetzung folgt.)



Winterliches Kleinstadtidyll: Das Rathaus in Grimma (Sachsen) im Neuschnee

Nach einem Aquarell von Walter Artus

Wenn der Fluß seinen Lauf ändert.

Wohl weiß mancher aus Erfahrung, daß ein Fluß bei Hochwasser oftmals über seine Ufer tritt und dabei allerlei Verwüstungen anrichtet. Daß er aber auf die Dauer sein gewohntes Bett mit einem neuen vertauschen soll, erscheint etwas unglaubhaft. Im Gebirge freilich traut der junge Fluß sich selbst solches nicht zu. Da springt er als Quellbach eilend von Felsblock zu Felsblock.

Als Waldbach in der Ebene muß er schon umlernen. Da geht's nicht mehr so geschwind voran. Hier hemmt ein Stein, dort ein umgestürzter Baum seinen Lauf. Über die Hindernisse weg ist nicht möglich, so werden sie umgangen. Bald nach rechts, bald nach links heißt es ausbiegen. Manchmal muß ein weiter Bogen nach rückwärts geschlagen werden. Das alles verringert die Schnelligkeit (Abbild. 1).


2. Die Schleife.


1. Bachkrümmungen.

Umweg und Zeitverlust lassen sich im Sommer und Herbst noch ertragen. Nach der Schneeschmelze aber sind die Fluten kaum zu bändigen. Eine Welle drängt die andere, schiebt sich auf die vordere und nimmt noch eine dritte huckepack. Jede nagt am Ufer und bohrt sich in das Erdreich. Je mehr sich die Fluten am Ufer reiben, desto mehr weiten sich die Bogen, desto größer wird der Umweg des Bachlaufes. Schon berühren sich an manchen Stellen die einzelnen Schleifen, kaum, daß die trennende Erdwand noch standhält (Abbild. 2).

Eines Tages wird diese an ihrer engsten Stelle durchstoßen. Ein Richtweg ist damit geschaffen. Ist dieser zuerst auch noch eng und holperig, jede Welle hilft ihn weiten und jede nachfolgende ihn glätten. Keine macht wie früher mehr den weiten Weg. Alle streben auf dem kürzeren rasch dem Tale zu. Im alten Bett sammelt sich nur noch das Regenwasser. Höchstens, daß die Hochflut mal in ihm Hausputz hält. Vorbei ist vorbei, Gegenwart ist Leben (Abbild. 4).

Auf breiter Talsohle windet sich der Fluß. Buschwerk umsäumt seine Ufer, und Wiesen ergrünen auf seinem Schwemmland. Erst nähert er sich dem bewaldeten Berghang, besinnt sich dann und durchquert die Viehweiden. Scheinbar ohne alle Gefahr für Ufer und Weideland schlendert der Fluß so in Bogen und Krümmungen. Und denkt doch stets an Zerstörung. Hier untergräbt er eine Lehmwand, dort unterspült er den Zaun eines Obstgartens. Ist des Zerstörungswerkes noch nicht genug, so lagert er an dritter Stelle Schuttmassen ab. Die drängen die Strömung oberhalb in scharfem Knick zum Ufer und setzen sie zum Sturm gegen die Böschung an (Abbild. 3).


3. Durch Wiesen und Weiden.

Was der leicht erlahmende Eifer der Jugend nicht schaffen würde, vollbringt zäh ausdauernde Manneskraft. Mögen auch Jahre darüber hingehen, immer mehr Uferland bröckelt ab, immer stärker werden die Weiden eingeengt. Über den Rest flutet noch zuweilen das Hochwasser und vergißt beim Verlaufen, die herbeigebrachten Sandmassen mitzunehmen.

Doch die vielen Schädigungen lassen die Anwohner bald dem Bache zu Leibe gehen. Sie durchstoßen all die weiten Schlingen und Windungen mit einem langen, breiten und nach der Schnur ausgerichteten Graben, dessen Ufer sie mit Steinen befestigen.

Das alte Flußbett ist als solches abgetan. Tot ist es darum nicht, wenn auch der Volksmund abgeschnürte Flußschlingen so nennt. Neues, anderes Leben macht sich in ihm breit. An seinen Ufern wachsen Rohrkolben und Binsen. Das Schilfdickicht schiebt seine Ausläufer immer weiter in das freie Wasser. Vom Grunde aus wachsen Laichkräuter und Schachtelhalme. Deren vermodernde Leiber füllen von Jahr zu Jahr das Wasser aus. Laub weht von den Uferbäumen hinein, und Staub lagert sich aus der Luft darüber. Der Fachmann spricht von Verlandung (Abbild. 5). Der wandernde Naturfreund aber freut sich, wenn zwischen all den Sumpfpflanzen Libellen ihre Flugkünste vollführen und hernach zu kurzer Rast auf den gelb blühenden Schwertlilien ausruhen.

Dr. W. Bollweg.


4. Abgekürzter Bachlauf.

Links nebenstehend: 5. Verlandungsvegetation.



PLASTIKEN VON PROF. WALTER SCHOTT U. GEORG MATTES







Arbeiten von Professor Walter Schott:

Links nebenstehend: Trinkende.

Rechts oben: Schlafendes Mädchen.

Rechts nebenstehend: Badende.

(Phot. Franz Linkhorst, Berlin.)



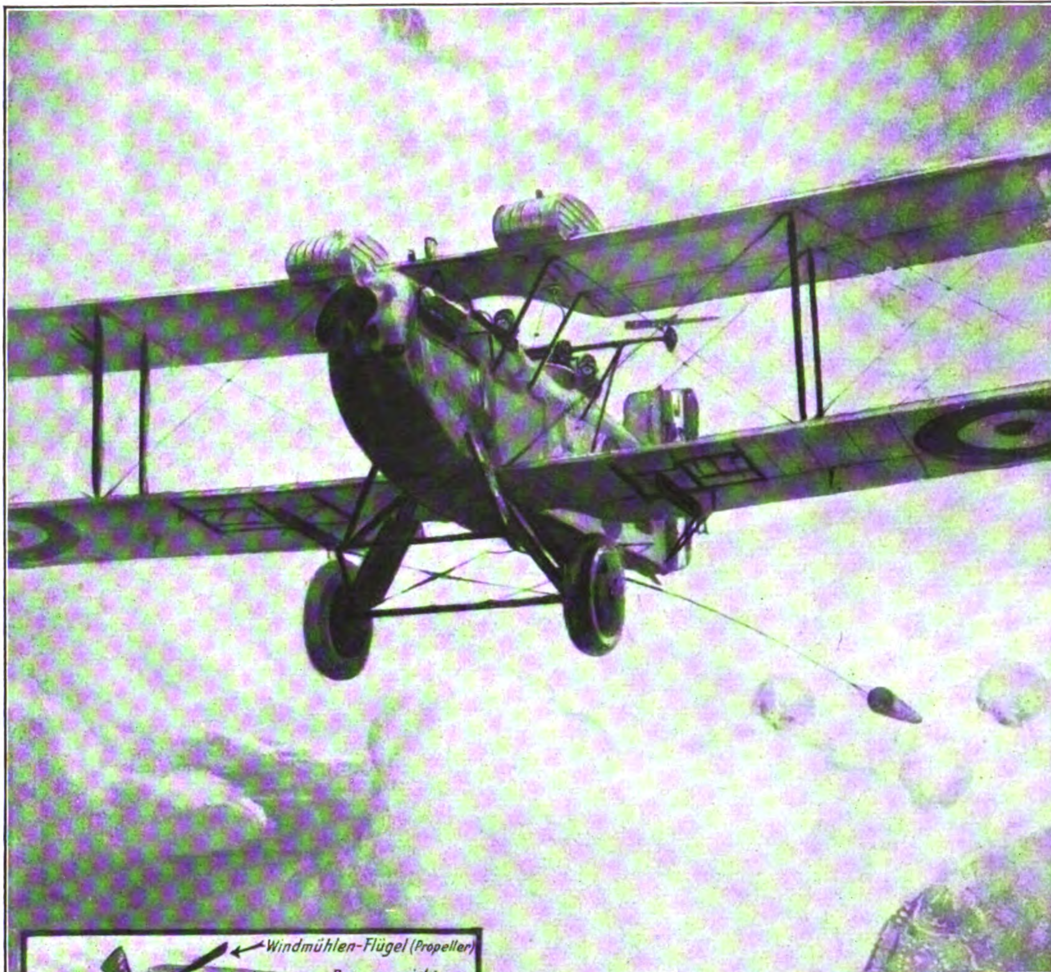


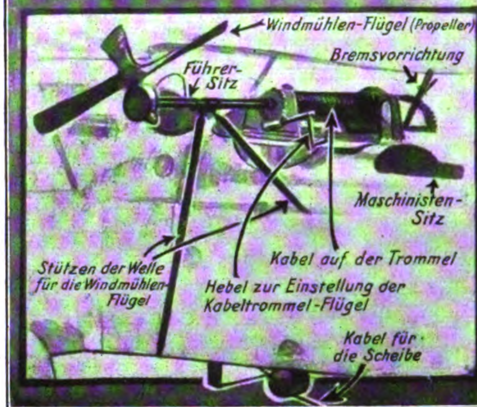


Arbeiten von Georg Mattes:

Links: Orpheus. — Mitte: Der Neidige. — Rechts: Eva.

Fortschritte im Flugwesen. / Von Hauptmann a. D. Dr. Hildebrandt.





Übungen zur Abwehr von Luftangriffen in England: Das Ziel wird durch das Flugzeug gezogen. Zeichnung von G. Watson.

Die Nachahmung des Vogelflugs ist naturgemäß das älteste Streben der Menschen gewesen. Bis jetzt ist uns nur der „Drachenflug" gelungen, bei dem feststehende Flügel durch den Antrieb von Schrauben schnell durch die Luft bewegt und dabei durch den Druck auf den unteren Teil der Fläche und den Zug, Sog, an ihrem oberen Teil in der Schwebe gehalten und zum Aufstieg gebracht werden. Kürzlich kam nun aus England die Nachricht, daß es einem Spanier gelungen sei, mit Hilfe einer Schraube sich senkrecht in die Luft zu erheben, vorwärts zu fliegen, Wendungen auszuführen und endlich senkrecht wiederzulanden.

Das Problem, mittels „Hubschrauben" sich in die Luft zu erheben, ist alt. Leonardo da Vinci (1452—1519) schon hat ein solches Fluggerät erfunden, und 1784 führten die Franzosen Launoy und Bienvenu ein wirklich fliegendes Modell dieses Typs der Akademie der Wissenschaften vor. Warum hat nun die Ausführung eines „Schraubenflugzeugs" oder „Hubschrauben-Flugzeugs" so viele Schwierigkeiten gemacht? Erst die schnelle Vorwärtsbewegung schafft den nötigen Druck und Sog, die zum Fliegen nötig sind; eine Hubschraube allein müßte aber sehr groß werden, um das Gewicht des Fluggeräts oder gar Lasten zu heben. Die Ausführung und Anordnung sehr großer Schrauben stößt aber vorläufig noch auf unüberwindbare Schwierigkeiten. Ferner würde sich ein Flugzeugrumpf, der mit nur einer Hubschraube versehen ist, sobald er vom Boden gehoben ist, um seine Vertikalachse in entgegengesetztem Sinne der Schraube drehen. Die Verwendung einer einzigen Schraube, auf einer gewöhnlichen Achse normal angeordnet, hat ferner noch die Wirkung, daß das Flugwerkzeug zum Kippen gebracht wird. Auf der Seite nämlich, an der sich die Flügel gegen die Flugrichtung bewegen, erleiden die Flächen größeren Auftrieb, weil dort die Geschwindigkeit zur umgebenden Luft größer ist als auf der gegenüberliegenden Seite, wo sich der Flügel mit der Luft in Richtung des Luftzugs bewegt.

Alle die genannten Nachteile hat der Spanier Juan de la Cierva, Sohn des ehemaligen Kriegsministers, beseitigt. Sein Flugzeug, von ihm „Autogiro" genannt, besteht zunächst aus einem normalen Rumpf, in der hier wiedergegebenen Abbildung ein Avro, mit abgefederten Anlaufrädern und einem Schwanz, der Seiten- und Höhensteuer trägt. Ein 110 P.S. Le-Rhône-Motor treibt die an der Stirn sitzende normale Zugschraube. Anstatt der Tragdecken ist an dem Rumpf rechts und links nur je eine kleine Fläche befestigt, die zur Erhaltung der Stabilität als Querruder dient, früher Verwindungsklappe genannt. Über dem Führersitz befinden sich an einer senkrecht stehenden starken Stahlwelle vier Flügel, die etwas gegen die Horizontale geneigt sind. Diese stellen die eigentlichen Tragflächen dar und schrauben gleichzeitig durch ihre Drehung den Rumpf mit seiner Nutzlast in die Höhe. Die vier Blätter der Schrauben haben je etwa 5 m Länge, die Klafterung des ganzen Flugzeugs beträgt 10,8 m. Damit nun das Kippen und Drehen des Flugzeugs vermieden wird, sind die Windmühlenflügel (Blätter der Schraube) sinnreich an einer Nabe so angelenkt, daß sie etwas schwingen, d. h. sich in der durch die Achse gehenden Ebene frei bewegen und jederzeit in die Lage einstellen können, die dem Gleichgewicht zwischen der von der Drehgeschwindigkeit erzeugten Fliehkraft und der Gegenkraft entspricht, die beim Fluge vom Wind auf die Flügel ausgeübt wird. Bei dieser Einrichtung stellen sich die Flügel bei der Bewegung des Flugzeugs von selbst in eine Lage ein, in der kein Kippmoment mehr erzeugt werden kann. Beim Aufstieg wird zunächst mittels des Startkabels durch Mannschaften die Hubschraube in Drehung versetzt. Inzwischen ist auch der normale Propeller angeworfen, und das Flugzeug wird freigegeben. Durch den Gegenwind bleiben die Windmühlenflügel in Bewegung, und schon nach 10 m Anrollen hebt sich das Flugzeug ab. Bei den Versuchen in Farnborough (England) erhob sich das Flugzeug zunächst 180 m senkrecht in die Höhe und ging schließlich bis auf 350 m. Bei der Landung rollte es nur 3 m aus. Die erreichte Geschwindigkeit betrug zwar nur 48 km in der Stunde, aber der Erfinder versichert, mit Hilfe eines stärkeren Motors bis auf 500 km in der Stunde kommen zu können. Schon mit einer Geschwindigkeit von 200 km in der Stunde würde dieser Typ als praktisch brauchbar für den Luftverkehr bezeichnet werden können.

Die Engländer haben noch ein anderes Flugzeug konstruiert, mit dem die Scheiben für die Schießübungen mit Luftfahrzeug-Abwehrgeschützen durch die Luft bewegt werden. Die Scheibe besteht aus einem Luftsack in Kegelform, der dadurch aufgeblasen und straff gehalten wird, daß sich der Pfeil mit dem größeren Querschnitt vorn befindet. Dieser Luftsack wird an einem über 2000 m langen Kabel durch die Luft gezogen.



Eine aufsehenerregende Erfindung auf dem Gebiete des Flugzeugbaues: Das senkrecht aufsteigende und niedergehende Flugzeug Juan de la Ciervas. Zeichnung von S. W. Clatworthy.

Der Schirm im fernen Osten



Junge Japanerin der höheren Stände mit ihrem Seidenschirm vor einem Briefkasten.

Es sind nicht die eleganten seidenen, von den europäischen Damen bevorzugten Schirme, sondern einfache Gebrauchsschirme aus Baumwolle bzw. Ölpapier oder nur aus einer Matte improvisierte, die in Japan, China, Chochinchina, auf Java eine große Rolle spielen. Bei den schwarzen Frauen in Afrika dagegen steht weniger der einfache Regenschirm in Ansehen als der spitzenbesetzte Sonnenschirm, in möglichst grellen Farben, und wäre es auch ein Exemplar, das schon vor zwanzig Jahren als Ladenhüter irgendeinen Winkel in einem europäischen Schirmgeschäft geziert hat. Jedenfalls ist es der größte Wunsch fast einer jeden Schwarzen, ob jung oder alt, einen eleganten Sonnenschirm zu besitzen, denn er steigert ihre Würde und ihr Selbstbewußtsein in ganz erheblichem Maße. Die Männer dagegen haben mehr Verständnis für einen soliden, baumwollenen Schirm, denn zugeklappt, bietet er ihnen ein vorzügliches Hilfsmittel, eingehandelte Salzfische, Tabak u. dgl. in Ermangelung von sonstigen Taschen bequemer nach Hause zu transportieren.

Im Fernen Osten gehen auch die Kutscher, Straßenreiniger, Briefträger und Müllabfahrer nur selten ohne Schirm aus. Wer es sich irgendwie leisten kann, ersteht einen europäischen baumwollenen Schirm mit Stahlstock. Sparsamer veranlagte Gemüter behelfen sich jedoch mit einem chinesischen oder japanischen Schirm aus Ölpapier mit Bambusrippen und Bambusstock. Diese Schirme, die außerordentlich leicht und praktisch, wenn auch wenig haltbar sind, werden in großen Mengen von China und Japan nach den verschiedenen Ländern ausgeführt und zu einem Preise von etwa 75 Pf. aufwärts verkauft. Ich selbst habe diese Schirme auf meinen Reisen stets den europäischen Schirmen vorgezogen, da sie nach Gebrauch nicht erst zum Trocknen aufgespannt zu werden brauchen.

Vielfach sieht man auch in den tropischen Ländern, wie z. B. in Indien, Malakka und auf Java, Polizisten unter Gewehr mit dem Regen- oder Sonnenschirm Posten stehen. Bei einem derartigen ausgiebigen Schirmgebrauch bei den einzelnen Völkern ist es weiter kein Wunder, daß auch der chinesische Schirmflicker ein gutes Geschäft macht. Er hat seine Handwerkbank gewöhnlich an irgendeiner Straßenecke aufgestellt, um die invaliden Schirme für wenige Pfennige wieder instand zu setzen. Er kauft auch von den Europäern die alten Schirme auf, um sie umzuarbeiten und als neue Schirme an die Eingeborenen abzusetzen. Bemerkt sei auch noch, daß die Schirme bei den religiösen Feierlichkeiten und Zeremonien eine große Rolle spielen. So ist z. B. in Chochinchina, China und anderen Ländern ein feierlicher Umzug bei Festlichkeiten ohne vorangetragene große farbenprächtige Schirme ganz undenkbar. Auch eingeborene Würdenträger schreiten zum Zeichen ihrer hohen Stellung unter mehr oder weniger großen und bunten Schirmen einher, die von ihren Dienern getragen werden. — Die beigegebenen Abbildungen sind nach Aufnahmen angefertigt worden, die der Verfasser Franz Otto Koch auf seinen Reisen persönlich gemacht hat.



Vornehme Chinesinnen mit Schirmen.



Kurzwarenverkaufsstände unter Schutzschirmen in Lagoe Boti auf Sumatra.





Chinesischer Schirmflicker mit seiner Straßenwerkstatt.



Javanische Schirmhändlerin. Die mit Goldstreifen versehenen Schirme gelten als Zeichen für die Würde ihres Trägers.



Transport der Hochzeitsgetränke unter einem großen Staatsschirm zu einer Hochzeitsfeier bei den Eingeborenen in Cochinchina.

Im Oval: Mann mit Regenschutzmatte auf Celebes.

Hans Sachs zum 350. Todestage. / Von Dr. F. Bock.



Hans Sachs in seinem 81. Lebensjahre. Stich von Jost Amman.

Vor 350 Jahren, am 19. Januar 1576, starb in Nürnberg der Schuhmacher und Dichter Hans Sachs. Für uns Heutige erscheinen 350 Jahre eine lange Zeit, denn bei unserer Schnellebigkeit, die wiederum schnell vergessen läßt, ist es ja üblich geworden, selbst 25jährige Todestage zu feiern, um die Bedeutung eines Mannes für die Kultur einer Volksgemeinschaft oder der Welt überhaupt in die Erinnerung zurückzuführen. Nicht immer ist es bei so kurzer Zeit des Gedenkens möglich, ein abschließendes Bild von einer Persönlichkeit zu gewinnen, und selbst 350 Jahre bedeuten für die Kulturgeschichte eine kurze Zeitspanne. Bei einem Manne wie Hans Sachs aber hat es schon seine volle Berechtigung, seiner zu seinem 350jährigen Todestage gebührend zu gedenken. Ihn dürfen wir ruhig den einzigen Dichter seiner Zeit nennen, zu dem wir alle, nicht nur die paar Literarhistoriker und Kenner, noch ein wirklich persönliches Verhältnis haben können. Das Zeitlose, das menschlich — relativ! — ewig Gültige im Werk des Nürnberger Schusterpoeten werden wir noch lange nicht zum alten Eisen kommen lassen, aus dem es zu Goethes und Herders Zeit beinahe erst hätte hervorgezogen werden müssen.

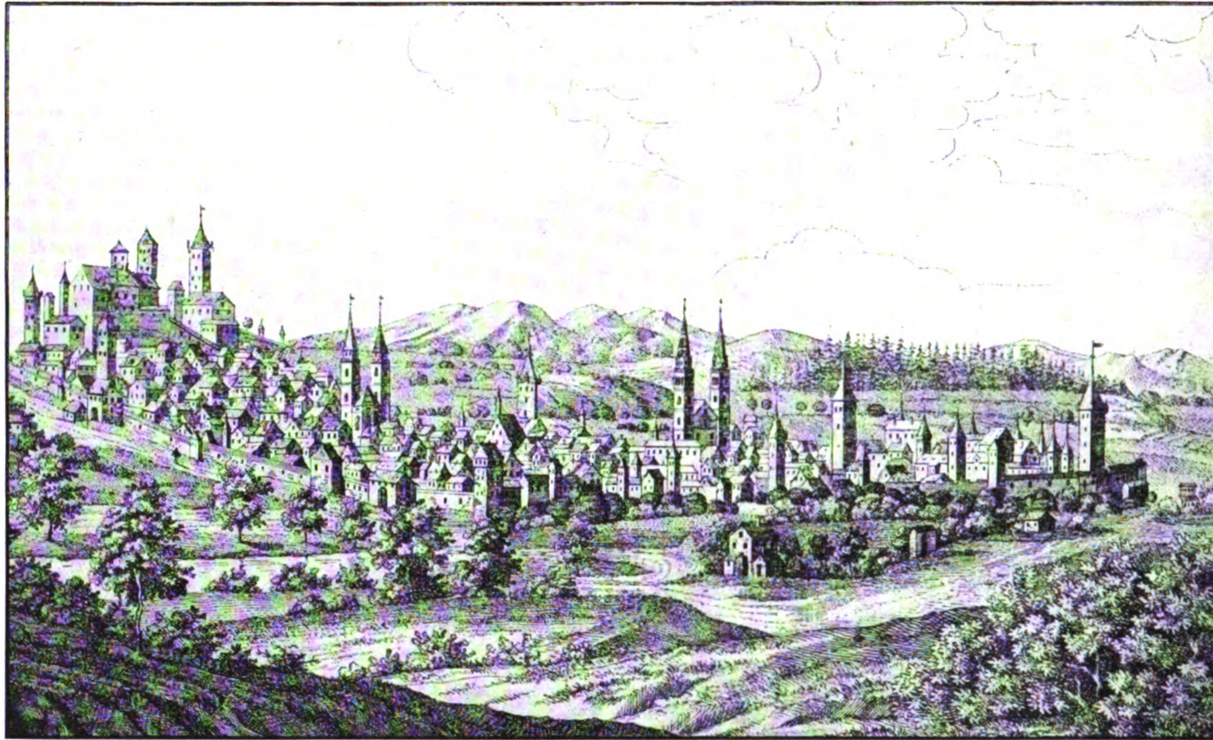
Was man über den geschichtlichen Hans Sachs „wissen muß“, der vor mehr als 350 Jahren (1494—1576) gelebt hat, ist mit wenigen Worten erzählt. Nachdem er seit 1501 eine der Lateinschulen seiner Geburtsstadt Nürnberg besucht hatte, ging er im Frühjahr 1509 zu einem Schuhmacher in die Lehre. In dieser Zeit wurde er von dem Weber Leonhard Nunnenbeck in der Kunst der Meistersinger unterrichtet. Nach beendeter zweijähriger Lehrzeit führten ihn fünf Wanderjahre durch Süd- und Westdeutschland. Im Jahre 1516 kehrte er nach Nürnberg zurück, wo er 1517 Meister seiner Zunft wurde. Sein reiches Allgemeinwissen hat er weniger auf der lateinischen Schule erworben als durch fleißiges Lesen der reichen Bildungsstoffe, die der noch junge Buchdruck damals schon verbreitet und allen zugänglich gemacht hatte. Zu den weltbewegenden Fragen seiner Zeit hat sich der schlichte Handwerksmann öfters dichterisch vernehmen lassen; nachhaltig und für einfachere Gemüter gewiß vielfach entscheidend wirkte sein allegorisches Gedicht von der „Wittenbergisch Nachtigall“, das Luthers neue Lehre verherrlicht; dem gleichen Gegenstand widmete er auch einige Prosa-Dialoge, und wie fein man es damals verstanden hat, neben das Wort ein geistesverwandtes Bild zu setzen, zeigt das hier abgebildete Titelblatt eines dieser Dialoge, von einem guten Nürnberger Meister, vermutlich Erhard Schön, in Holz geschnitten, ganz in der anspruchslos klaren Weise, die auch dem Dichter eigen war.

Disputation zwischen einem Chorherren und Schuchmacher darin das wort gottes/ und ein recht Christlich wesen verfochten würdt. Hanns Sachs. M D XXiiij.



Ich sage euch/wo dise schweygen/so werde die stein schreyen. Luc. 19.

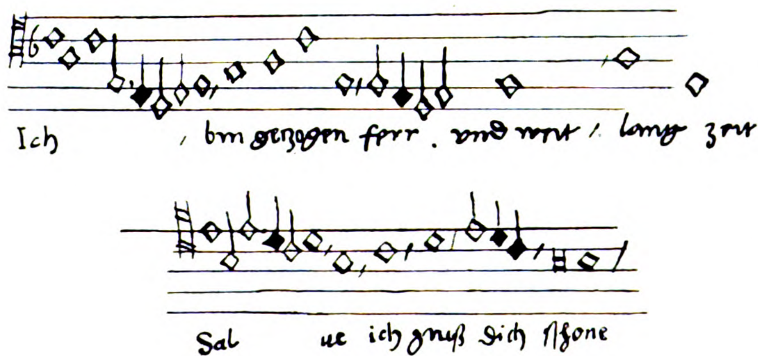
Titelblatt zu einer Dialog-Schrift von Hans Sachs.



Ansicht von Nürnberg im 15. Jahrhundert.

Hans Sachs, der ehrenhafte, warmherzig humorvolle und schlichte, auch wohl etwas derbe Mann, verstand es besonders gut, schwankartige Stoffe mit satirischer oder lehrhafter Absicht zu gestalten. Seine Fastnachtspiele („Der Roßdieb zu Finsing“, „Der fahrend Schuler ins Paradeis“, „Die ungleichen Kinder Evä“ usw.) sind heute noch so wirkungsvoll in der Aufführung wie am ersten Tag. — Seine Genossen aus der Meistersingerzunft hat er turmhoch überragt; doch wollen wir die Meister nicht gar zu sehr verachten, denn Idealismus war es eben doch, wenn diese Männer neben ihrem vierzehnstündigen Arbeitstag noch Zeit und ein bißchen bescheidenen Schwung aufbrachten zur Beschäftigung mit einer Dichtung, welcher Art sie auch immer sein mochte.

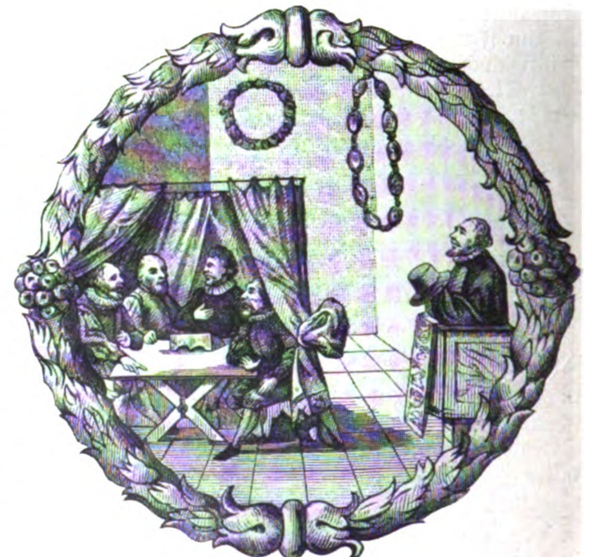
Friedlich und durchaus in bürgerlichen Bahnen ist sein äußeres Leben verlaufen. Alle seine Kinder und seine erste Frau sind vor ihm gestorben. Im Gegensatz zu Richard Wagners großherzig gedachter Evchen-Episode hat der unverwüstliche alte Meister dann noch eine junge Witwe geheiratet.



Notenschrift des Hans Sachs.

Ein Epitaphium doctorj martinj Lutherj

Hans Sachs' Überschrift vom Epitaphium auf Luthers Tod.



Der Meistersinger und die Merker.

Jagdbilder aus Nordamerika



Kaninchentreiben im Westen Amerikas.

Bei der außerordentlichen Vermehrung der Kaninchen werden diese von Zeit zu Zeit durch die Farmer, und zwar zu Pferde, in Kessel getrieben, die mit Draht eingefriedigt sind. Die Farmer schießen und schlagen dann die eingekesselten Kaninchen tot. Im Oval: Der Streckenwagen.



Aus den Elchgründen Kanadas: Elche auf dem Wechsel.



Nach der Sonntag-Frühmesse
(Motiv aus Pottenstein in der Fränkischen Schweiz)

Nach einem Gemälde von Richard Albitz

DER TÄNZER DES TODES

NOVELLE VON ROBERT CORWEGH

In den Maientagen des Jahres 1456 wandelten der Dominikanerbruder Bertoldo und der Weltgeistliche von S. Lorenzo in Damaso, Ser Abondio, durch die Porta S. Giovanni, um sich in der Abendkühle auf einem Spaziergang die Via Appia entlang zu erfrischen. Während der beleibte, kurzatmige Klosterbruder mit kleinen Schritten einherschritt, maß Ser Abondio mit langen, mageren Beinen den Weg. So ungleich das Paar schon äußerlich war, so ungleich war ihr Gebaren bei der sehr lebhaften Unterhaltung. Ser Abondio begleitete mit hastigen Bewegungen seiner Arme die schnell hineilende Rede, und das kurze Mäntelchen flatterte dazu wie Fledermausflügel. Der Frate hatte die dicken Hände auch beim Schreiten auf der Brust gefaltet, und ein mildes Lächeln glitt über seine Züge, während er aus kleinen lustigen Äuglein den anderen musterte. „Ihr könnt gut lächeln, lieber Bruder," fuhr Ser Abondio in seiner Rede fort, „aber ohne die Lehren unserer heiligen Kirche irgendwie bezweifeln zu wollen — da schütze mich Gott davor! — es gibt Dinge zwischen Himmel und Erde —." Er konnte den Satz nicht vollenden, denn erschreckt faßte er den Bruder am Arm und wies mit erregter Hand nach einem nahen Gebüsch. „Seht Ihr dort nicht zwei glühende Augen? Ganz deutlich habe ich es bemerkt. Nicht einen Schritt gehe ich weiter. Kehren wir zur Stadt zurück." — „Mein Lieber," beschwichtigte der Mönch, „Ihr seid erregter als schon gewöhnlich. So habe ich Euch noch nie gesehen. Ist etwas vorgefallen, was Eure Sinne so stark beschäftigt? Mir, Eurem Beichtvater, dürft Ihr es anvertrauen." Bei diesen Worten wendete auch er seine Schritte, und gemeinsam wanderten sie schweigend und in Hast wieder durch die Porta S. Giovanni nach Rom. Während sie durch die matt erleuchteten Gassen in der Nähe des Pantheon schritten, beruhigte die gewohnte Umgebung allmählich die Erregung des Geistlichen, und als der Frate vorschlug, in einer nahen Kneipe bei einem Kruge Frascati die Geister zu besänftigen, willigte Abondio gern ein. Aber jeder Schritt der päpstlichen Scharwachen in dem Dunkel mit dem dumpfen Aufstampfen ihrer Hellebarden machte den Erregten aufs neue zittern, so daß der Bruder nach einem Quartchen zum Aufbruch mahnte und hilfsbereit den Verängstigten bis an die Tür seiner Behausung in der Nähe von S. Lorenzo in Damaso begleitete.

Ser Abondio erkundigte sich, ob der Bruder die Nacht dem Kloster fernbleiben dürfe, und als das bejaht wurde, forderte er ihn auf, seine Gastfreundschaft bis zum anderen Morgen anzunehmen, damit er den Grund der heutigen Erregung durch Mitteilung löse. Das Zimmer des Geistlichen war recht bescheiden eingerichtet. Ein paar hölzerne Lehnstühle mit abgeschabten Samtkissen darauf bildeten den einzigen behaglichen Prunk. Ser Abondio zündete die kupferne Öllampe an und stellte sie auf den Tisch; hierauf deckte er ihn mit einem nicht mehr ganz sauberen Leintuch. Aus bauchiger Kanne goß er Wein in zwei Zinnbecher und trug einige trockene Kuchen auf einem Holzteller herbei, die vom letzten Fasten übriggeblieben waren und durch Rosinen- und Honigguß verrieten, daß sie vom reicher bestellten Tisch treuer Pfarr- und Beichtkinder stammten. Der Geistliche hatte seinen Mantel abgelegt und half dem Klosterbruder, es sich bequem zu machen. Dann trank er in hastigen Zügen etwas Wein, rückte den Sessel so, daß er das Licht im Rücken hatte, und den Blick zum Fenster gerichtet, wo auf dunklem südlichen Himmel das Gefunkel der Sterne von den Wundern der Unendlichkeit sprach, begann er:

„Es sind jetzt vierzig Jahre her. Ich war noch nicht ganz entschlossen, Geistlicher zu werden, besaß nur die niederen Weihen und hatte gar fleißig Aristoteles und die Sprache des bilderreichen Homer wie die Schriften unserer leider heidnischen Vorfahren studiert, da erging der Ruf zu einem Konzil in Konstanz im Lande der deutschen Barbaren an die gesamte christliche Welt. Tausende von Bischöfen und Prälaten unserer heiligen katholischen Kirche machten sich dorthin auf den Weg, aber sie bedurften im Hinblick auf die Verhandlungen, die mit Kenntnis des kanonischen Rechts und der Verordnungen des hohen Thrones Santi Petri wegen der Anwesenheit von Teilnehmern aus allen Ländern in der formenreichen Sprache Ciceros geführt werden sollten, einer großen Menge von Secretarii und Cancellaren. Da wurde in unseren Hörsälen Umschau nach den geeigneten Köpfen gehalten, und ich hatte das hohe Glück, daß der Bischof von Salerno, auf dem Weg nach Konstanz, in Padua einen schriftgewandten Begleiter suchte an Stelle seines erkrankten Sekretärs und meine Wenigkeit erwählte. Da zogen wir, von vier gewappneten Dienern begleitet, am herrlichen blauen Benacus Lacus entlang, in die furchtbaren Schrecken der Alpenberge. Ich will schweigen von den Mühsalen dieser Alpenreise; denn was sind diese Mühen, verglichen mit den Leiden der hohen Märtyrer unserer heiligen Kirche? Nur daß ich mich oft nach den Hörsälen Paduas, nach der frohen Gesellschaft meiner jungen Gefährten sehnte, will ich erwähnen.

Unterwegs schloß sich uns der reiche Bischof von Trient an, ein in seinen Sitten ziemlich rauher Deutscher; aber wir waren froh, daß wir dadurch die Schar unseres reisigen Schutzes um 10 Mann vermehrten. Froher war ich noch einer angenehmen Gesellschaft, die mir dabei zuteil wurde. Der Bischof hatte als Secretarius einen jungen Mailänder Edelmann von so bedeutsamen, glücklichen Gesichtszügen bei sich, daß ich auf erheiternde Unterhaltung während der Beschwerlichkeiten der Reise wohl rechnen konnte. Zwar hatte mein Begleiter mehr Verständnis für gefällige Kleidung als für die Feinheit der lateinischen Sprache, und von Gebet und Kirche hielt er weniger als von Tanz und Wein, aber wenn die anderen über die Mühsalen des Weges einsilbig und mißgelaunt wurden, dann griff er in die Saiten seines Instruments, und ein heiteres Lied, mit prächtiger Stimme vorgetragen, half über manche trübe Stunde hinweg. Noch sehe ich sein schelmisches Lächeln, als wir in der Nähe von Zürich, weil die Gasthäuser der Stadt von hohen Würdenträgern belegt waren, in einer recht dürftigen Herberge übernachten mußten, wo uns das Ungeziefer arg plagte und den Schlaf vom müden Auge vertrieb und er die ganze Nacht auf dem Stuhle inmitten des Zimmers saß und ein Schelmenliedchen nach dem andern sang oder pfiff. Ich erinnere mich nicht mehr aller seiner Weisen, die er aus den Erinnerungen ausgelassener Kneiptage oder aus eigenem Dichtungsschatze sang. Nur ein Lied höre ich heute noch im Ohre; er schwang dazu sein Instrument, daß es wie Glockenklang dröhnte:

‚Wir fahren, ja, wir fahren
Zum Lande der Barbaren,
Wo's Wanzen, Läuse, Flöhe gibt,
Die sind gar sehr in mich verliebt
Und haben in den Kissen
Vor Liebe mich gebissen.
Es bleibt der Biß im heißen Kuß
Bei Mensch und Tier ein Hochgenuß.
Juchhei!

Wir fahren, ja, wir fahren
Zum Lande der Barbaren.
Die trinken ihren sauren Wein
Aus lauter hölzern Becherlein.
Ich aber liebe Silberklang
Beim Becher Wein und Mädchensang;
Und dann am End' ein feuchter Kuß
Von Wein und Weib ist Hochgenuß.
Juchhei!'"

Nach diesen Worten bekreuzigte sich der Erzähler, bat Gott und den Pater, sie möchten ihm die ruchlosen Verse, die er bis auf die, gottlob, vergessene dritte Strophe vorgetragen habe, verzeihen, trank einen kräftigen Schluck aus dem zinnernen Becher, der beim Niedersetzen durch metallisch hellen Klang anzeigte, daß er leer war, und fuhr fort:

„Als wir in Konstanz eingetroffen waren, sahen wir uns seltener. Unsere Wohnstätten lagen in der ausgedehnten Stadt weit voneinander. Der Mailänder, ich will ihn fortan Amedeo nennen, wohnte mit seinem vermögenden Herrn an den kühlenden Ufern des Sees. Wir mußten froh sein, in der inneren Stadt, im Hause eines Hafners, Unterkunft zu finden. Wir hatten dafür die angenehme Aussicht, in den kalten Wintertagen in diesem barbarischen Lande an den selbstgefertigten Öfen unseres Gastherrn warme Behaglichkeit zu finden, die uns daheim wenigstens die rauhen Winde des Nordens nicht fühlen ließ und die Sehnsucht nach der sonnigen Heimat beschwichtigte. Der größte Teil meiner Tage wurde auch von Arbeit in Anspruch genommen. Mein Bischof wohnte als strenger Parteigänger des Kardinals von Venedig, der leider zu schnell auf seine päpstliche Würde verzichtete, allen Sitzungen bei, und ich mußte ein Tagebuch sorgsam in klassischem Latein führen, das mein hoher Herr in Abschriften an befreundete Kirchenfürsten in Italien sandte. Wenn wir einmal an Abenden Geselligkeit suchten, so in feinen literarischen Zirkeln. Besonders gern verkehrte mein Bischof mit Giovanni Serravalla, der uns Dantes ‚Göttliche Komödie' in seiner soeben vollendeten lateinischen Nachdichtung vorlas, die nach meiner Ansicht das in mancher Hinsicht sprachlich allzu volkstümliche Original an Würde der Sprache übertrifft. Während ich für meine Ausbildung in der eleganten Ausdrucksweise der lateinischen Syntax beflissen war... Ihr wundert Euch, lieber Bruder," unterbrach der Redende den Fluß der Erzählung, „daß ich trotz solcher Kenntnisse als einfacher Geistlicher vom kargen Verdienst gelesener Messen und abgenommener Beichten lebe? Aber wenn Ihr aufmerksam zugehört habt, vernahmt Ihr, daß mein hoher Gönner Parteigänger Gregors des Zwölften war, der bei dem Konzil allzuschnell nachgab und unterlag, selbst also keine Rolle mehr in der Hierarchie unserer heiligen Kirche spielte und mir außer Versprechungen auf eine Pfründe und freundlichen Segenswünschen beim Abschied nichts hinterlassen konnte. Ihr wißt aber auch, daß beim Lebensspiel wie beim Schach ein falscher Zug sich am Ende stets rächt und verlieren macht. So werde ich als unbekannter, kleiner Geistlicher mein Leben beschließen, und Gott wird mir verzeihen, daß ich in jugendlichem Ehrgeiz einst nach höheren Zielen griff... Während ich also meiner Zukunft und Laufbahn zustrebte, genoß Amedeo im Hause seines

Bischofs vergnügte Tage. Dort merkte man wenig von kirchlichen Dingen, dort trieb man hohe Politik, und da diese zu ihren Zwecken zarter Mittel und feiner Hände bedarf, fehlten liebliche Frauen nicht in der Gesellschaft, Amedeo war ganz in seinem Element. Manch Edelfräulein sah ihm zu tief in die schwarzen Augen und verlor sich wie ihre Ehrsamkeit an ihn. Er verstand in seiner gewinnenden Art zarte Fäden zu lösen, ohne sich die Verlassenen zu Feindinnen zu machen. Sein Umgang mit Frauen, ob vor dem Genuß ihrer Schönheit, ob nach gewonnenem Liebespfand, war immer von gleicher Zartheit, und es hielt schwer, die Verlassenen an seine Untreue glauben zu machen. Je mehr er sich ins Liebesspiel verlor, um so leichter gewann er Frauen. Alles fing sich in seinen Netzen, arm oder reich, jung und alt. Aber auch die Männer bezwang der Zauber seines Wesens, und man meinte damals, daß sein Bischof manche kostbare Pfründe seiner Vermittlung zu verdanken habe. Was brauchte er sich um Latein zu kümmern, wo er die allen zugängliche Sprache des Herzens handhabte und mit ihr seine Prozesse gewann? Wenn wir uns gelegentlich sahen, war Amedeo immer von gleicher Herzlichkeit mir gegenüber; aber in meiner strengen Weltanschauung mied ich seinen Umgang, obgleich er mich selbst immer anzog, weil ich darin Fallstricke der Hölle, wohl mit Recht, zu sehen glaubte.

Da kam der Tag, an dem der ruchlose Ketzer Johannes Huß dem Flammentod übergeben wurde. Für alle von Herzen kirchlich Gesinnten ein Freudentag. Denn wir hofften, wie die Gebeine des Ketzers, so würde alle Häresie, alle Widersetzlichkeit gegen die Lehren unserer alleinseligmachenden Kirche in Rauch aufgehen. Darum war es ein heiterer Festgang, als man zur Richtstätte eilte, darum sollten den Abend fröhliche Zusammenkünfte, Tanz und Spiel auf allen Plätzen der Stadt verschönen...

Wieder muß ich, lieber Pater Bertoldo, für das Folgende Eure beichtväterliche Milde erflehen, und Ihr dürft nicht an meiner Treue gegenüber den Lehren und Rechtsprüchen unserer heiligen katholischen Kirche und des Thrones Santi Petri zweifeln. Allein, als ich den vielgeschmähten Ketzer so hoffnungsfroh, so voll des Bewußtseins seiner Unschuld und der Rechtfertigung durch Gott und die Lehre zum Tode schreiten sah, als selbst aus den Flammen nicht Jammer oder Geschrei, nur lautes Beten zu Gott und Bitte um Erbarmen für seine Seele erklang, da durchgellten furchtbare Zweifel meine Brust, und als der Körper am Pfahl zusammensank, schwarze brenzlich riechende Rauchschwaden zu mir drangen, die von der Qual eines leidenden Menschen stammten, da zitterten meine Knie, und der Boden unter mir schien zu wanken. Ich war froh überrascht, plötzlich hinter meinem Rücken das helle Lachen Amedeos zu vernehmen, und so er seinen Arm in den meinen schob, folgte ich ihm gern, in heiterer Kumpanei das eben erlebte Schreckgesicht zu vergessen. Bald war ich von lustiger Gesellschaft mitgerissen und genoß, jung, wie ich war, der allgemeinen Heiterkeit. Wir tanzten — vergeßt nicht, ich besaß damals noch nicht die hohen Weihen! — den ganzen Tag den Reigen auf Straßen und Plätzen, und als der Abend sank, führte mich die Schar meiner Genossen zu einer Gaststätte, wo eine fröhliche Nacht an den vergnügten Tag angeschlossen werden sollte. So war die zweite Stunde vor Mitternacht herangekommen, Amedeo saß gerade auf dem Tisch, die Laute im Arm. Seine Kappe war vom braunen Gelock der Haare gesunken und ließ es frei auf Schulter und Stirn fallen. Er sang ein Schelmenliedchen. Ich erinnere mich dieser Minuten noch ganz deutlich. Jede Miene und Bewegung könnte ich malen, hätte ich den Pinsel Meister Giottos. Gerade als von seinen Lippen die vermessenen Worte klangen:

‚Von morgen weiß nur der Herr Bescheid,
Wir aber genießen das lachende Heut!‘,

ging die Tür auf, und in die Kneipe traten zwei verspätete Gäste, denen man den weiten Weg der Reise an der Ermattung der Züge und am Staub ihrer Kleider ansah. Es war ein hoher, schlanker Mann, ungefähr Mitte der Fünfziger, mit langem, schwarzem Bart und Haupthaar über ein paar glühenden Augen von unbestimmter Farbe. Schwarz wie sein Haar war das Gewand, in das der Wegstaub Grau gemischt hatte, wie unter Silberfäden an seine Schläfen sich Grau legte. Gegen seine dunklen Farben bildeten die lichten der jungen Begleiterin das Widerspiel. Blondhaarig war das Mägdelein, und blaue Augen sahen aus zartem, blassem Gesicht. Eine einfache, aber nicht unedle Kleidung umhüllte den fast kindhaften Körper und die schlanken, zierlichen Glieder. Scheu und ängstlich lehnte sich die Maid an den wehrhaften Begleiter, obgleich von zu nahem Anschmiegen an ihn irgendeine Scheu sie abschreckte. Schweigend nahmen beide an einem leeren Tisch Platz, erbaten vom Wirt Kammer und Herberge für die Nacht und nestelten aus dem Mantelsack ein kärgliches Abendmahl, zu dem sie aus hölzernem Becher Wasser tranken. Der Wirt machte zu so kargen Gästen kein allzu freundliches Gesicht. Aber Amedeo hatte mit dem Blick des Frauenkenners Gestalt und Züge des Mädchens abgetastet, und ein freundliches Grüßen seiner dunklen Augen weckte ein Rot, doch nicht das der Furcht, auf den blassen Wangen der Wegemüden. Als der Wirt Speisen und Wein, dem Festtag angemessen, auftrug und vor uns die vollen Schüsseln dampften, trat Amedeo mit ritterlichem Gruß vor die Fremden und bat mit gewinnender Herzlichkeit, wegen des Freudentags unser Mahl zu teilen. Der Fremde lehnte mit Würde, doch nicht unhöflich die Einladung ab. Die begehrlichen Augen des Mädchens, auf das die anregenden Gerüche der Speisen nach den Entbehrungen der Wanderschaft verlockend wirkten, veranlaßten Amedeo, seine Aufforderung zu wiederholen und der zarten Schönen den Arm anzubieten. Eine abwehrende Bewegung des Fremden und ein feindlich messender Blick antworteten ihm. Als aber das Mädchen fremd lautende Worte, schnell hingeworfen, mit dem Fremden gewechselt hatte, erhob sich der Schwarze, dankte für die Freundlichkeit in einem nicht ungewandten Latein und folgte mit seiner Begleiterin an die Tafel. Sein verhaltene Art legte sich wie Meltau auf die allgemeine Fröhlichkeit, die nur allmählich durch den Genuß von Speise und Trank wiederbelebt wurde. Auch das Mädchen wurde munter, und sein radebrechendes Latein und Italienisch gab allerlei Veranlassung zu Scherzen und Kurzweil. Mir hatte der Mann mit seiner bitteren Miene die gute Laune verdorben; obendrein kamen mir Bedenken, ob er nicht mit dem verbrannten Ketzer in Beziehung stünde und auf Kundschaft oder Botschaft von Böhmen käme. Unsere Lehren verbieten uns bekanntlich, mit Ketzern das Mahl zu teilen, und ich hielt schon damals im Gegensatz zu Amedeo streng auf die Vorschriften unserer Religion. Allein, immer wieder zwang die heitere Gegenwart Amedeos in Bann. Seine Augen sprühten jugendliches Feuer, und der Blick des Mädchens hing gefesselt an seiner Gestalt. Der Wein tat das übrige, ihre Wangen röteten sich, und ihr Wesen taute auf. Bei seinen Gesängen wiegte sich ihr Körper; ihre Füße stießen im Takt die Erde. Der Tanz lockte, der Tanz, das vom Teufel erdachte Vorspiel der Liebesbrunst. Bei dieser Veränderung im Wesen und Sichgeben der Jungfrau war der Begleiter immer ernster geworden. Mehrmals flüsterte er ihr Worte zu, die wir nicht verstanden; doch sie winkte ab. Ihre Ermüdung entspannte sich in dieser Form. Die Wangen des Mägdleins glühten immer roter, die Stimmung im Zimmer wurde heißer, der Gesang lauter, von Trunkenheit gesteigert. Da traten durch die geöffnete Tür Straßenmusikanten in den Raum. Mit Flöten- und Saitenspiel stimmten sie eine lustige deutsche Dreherweise an. Das Mägdlein war nicht mehr zu halten; sie lag in Amedeos Armen und wiegte sich mit ihm in den verschlungenen Figuren des Tanzes, dessen tieferer Sinn nichts anderes als ein Liebeswerben, Fliehen und Sichfinden bedeutet. Immer verstimmter war der dunkle Begleiter geworden; sein Gesicht verdüsterten tiefe Gramesfalten. Wieder und wieder rief er dem Mädchen in seiner Landessprache einzelne Worte zu; dann aber erhob er sich nach kurzer, heftiger Rede, deren vorwurfsvoller Ton selbst dem der Sprache Unkundigen verständlich war, und verließ das Gastzimmer, seine Schlafkammer aufzusuchen. Kaum hatte der mahnende Beobachter uns verlassen, da ließ die Jungfer den letzten Rest ihrer Zurückhaltung fallen. Reichlicher floß der Wein, aus hellen Augen blickte Amedeo Liebeserfüllung entgegen. Tanz folgte auf Tanz. Die drehenden Bewegungen wurden immer wilder, fester schmiegte sich Leib an Leib. Da plötzlich im Wirbel des Tanzes brach das Mädchen in Amedeos Armen zusammen. Ein kleiner Aufschrei begleitete das Wanken der sinkenden Gestalt. Der eben noch jauchzende, beglückte Tänzer hielt eine Entseelte umschlungen. Hatte der Wein, das heiße Erleben nach den Anstrengungen einer die Kraft überschreitenden Wanderschaft das zarte Herz gebrochen? Wir betteten das Mädchen auf die hölzerne Bank. Einzelne eilten schnell zum Wundarzt, während Amedeo, der seine Geistesgegenwart wiedererlangte, das Mieder über den kindlich zarten Hügeln ihres Busens öffnete. Da entfiel dem geöffneten Gewand ein zusammengefaltetes Schreiben. Es wurde auf den Tisch gelegt, als der Chirurgus hereintrat. Er horchte an der Brust, betastete die zarte Haut und schüttelte das Haupt. Hier war menschliches Können am Ende. Das Mägdlein war tot. Da erwachte unsere Neugier, wer die schöne Tote gewesen, und in der Hoffnung, in dem Schreiben eine Aufklärung zu finden, entfalteten wir es. Es war eine Botschaft von über zwanzig Gemeinden und vielen Adeligen des Böhmerlandes, an Kaiser Siegmund gesandt, damit er sein Kaiserwort und seinen Schutz über Johannes Huß, den Ketzer, hielte. Als ich so meinen Verdacht einer nahen Verbindung der Magd mit dem Verlorenen und von der Kirche Verdammten bestätigt sah, beschwor ich den Freund, den Ort schnell zu verlassen. Ihm fiel es schwer, von dem schönen Körper, der noch eben in seinen Armen geruht, sich so zu trennen. Aber auch der Wirt begann wegen der Leiche beunruhigt zu werden. In erregten Zeiten wie damals ist schnell ein Verdacht ausgesprochen, schneller noch das Urteil gefällt. So beschlossen wir alle, zu gegenseitigem Schweigen uns zu verpflichten; dann hoben wir den schönen Mädchenkörper auf, legten das verhängnisvolle Schreiben wieder an das für Männerherzen verlockende Versteck zurück und trugen den jungen Leichnam vor die Schwelle der Kammer, in der der Fremde ahnungslos ruhte. Wir verließen schnell das Haus. Der schöne Tag hatte mit einem Mißklang geschlossen, wie oft auch einem allein auf Lebenslust gestellten Dasein die Hölle als Ausklang folgt. Bald hatte ich über meiner mich erfüllenden Tätigkeit dieses Geschehnis vergessen, da holten an einem Tage Amedeo und mich Scharwachen zum Gerichtshof. Ein Priester aus Böhmen war des Einverständnisses mit Huß angeklagt. Schreiben, die man bei einer Toten, seiner Begleiterin, gefunden, zeugten als Beweis für seine Schuld. Durch eine Anzeige des Wirtes, der sich entgegen seinem gegebenen Versprechen reichlichen Angeberlohn verdienen und Verdacht von sich ablenken wollte, waren die kirchlichen und weltlichen Behörden unterrichtet worden. Uns hatte der Wirt als Zeugen genannt. Wir betraten den Gerichtshof, als der Ketzer gerade peinlich vernommen wurde.

(Schluß folgt.)



Im Reiche der Kostbarkeiten: Teestunde in einem Antiquitätenhause. Nach einer Zeichnung von Lotte Oldenburg-Wittig.

Zur Belebung des Geschäfts sind einzelne Antiquitätenhändler in Berlin und Hamburg dazu übergegangen, in den Räumen ihres Hauses wie in einem Restaurant oder Café Erfrischungen zu verabreichen. Der Besucher kann da in der mit wertvollen alten Kunstgegenständen ausgestatteten Diele sitzen oder in einem Biedermeier- oder Empirezimmer Platz nehmen, wird freundlich und aufmerksam bedient und braucht nicht zu befürchten, durch aufdringliche Anpreisungen belästigt zu werden. Alles wirkt ruhig, still und vornehm, und doch ist hier ein Weg gewiesen, wie die Kauflust des Publikums mit Anstand angeregt werden kann.



Aufenthalt in der trockenen Luft überheizter Bureauräume macht zu Erkältungen geneigt.

Sie sind schon wieder erkältet? Sie sollten das verhüten!

Von Dr. W. Schweisheimer.



Wahl der Kleidung jeweils nach Prüfung des Wetters und des Thermometers — eine gute Vorbeugungsmaßregel gegen Erkältungen.

Das Wetter ist an allem schuld! — Natürlich ist das zum Teil richtig. Schlechtes Wetter, feuchte Kälte macht zu Erkältungskrankheiten geneigt. Gewisse Krankheiten könnte man direkt als Schlechtwetter-Krankheiten bezeichnen. Mandelentzündungen, Bronchialkatarrhe, Folgeerkrankungen von Schnupfen, Lungenentzündung, Rheumatismus sind in Zeiten schlechten kalten Wetters viel häufiger als bei warmem Sonnenwetter. Die statistische Aufzeichnung der Häufigkeit derartiger Krankheiten zeigt das Ansteigen der Kurve in der schlechten Jahreszeit.

Es ist darum verständlich, daß immer das schlechte Wetter, das elende Klima für das Auftreten von Erkältungskrankheiten verantwortlich gemacht werden. Man weiß aber schon lange, daß damit der Kern der Frage bei weitem nicht getroffen wird. Die Krankheitsneigung des einzelnen, Berührung mit Krankheitskeimen und allgemeine Widerstandsfähigkeit sind Umstände, die in ihrer Bedeutung für die Entstehung von Erkältungskrankheiten dem Wetter weit überlegen sind. Es gelang und gelingt allerdings schwer, diese Dinge wissenschaftlich genau festzulegen. Ausgedehnte Untersuchungen in Amerika bemühten sich im Lauf der letzten Zeit, zunächst einmal den Zusammenhang der Erkältungen mit Klima und Wetter festzustellen. Wenn ein Bewohner des rauhen Nordens in südliche, wärmere Landstriche kommt, so wird er schon durch den Klimawechsel seine Neigung zu Erkältungen günstig beeinflußt sehen. Damit ist noch nicht gesagt, daß ein Mensch, der ständig in südlichen Breiten lebt, von Erkältungen verschont bleibt. Das große Gebiet der Vereinigten Staaten von Amerika mit seinen verschiedenen Klimaten gewährt die Möglichkeit, hier vergleichende Beobachtungen anzustellen.



Rücksichtsloses Niesen und Husten setzt die Mitfahrgäste der Ansteckungsgefahr aus.

Es zeigte sich nun, daß im Verlauf eines Jahres (so lang wurden die Untersuchungen vorläufig durchgeführt) die Häufigkeit der Erkrankungen an Katarrhen, Bronchitis, Grippe, Lungenentzündung usw. doch mit dem Wetter viel weniger zusammenhängt, als man anfänglich erwartet hat. Erkältungskrankheiten traten im Norden wie im Süden Amerikas, in rauhen Gebirgsgegenden wie an warmen Meeresküsten gleichzeitig jeweils mit der gleichen Häufigkeit auf. Nicht in allen diesen Gegenden herrschte das gleiche Wetter, und trotzdem waren Ansteigen und Absinken der Häufigkeit überall gleichartig. Am häufigsten traten Erkältungskrankheiten überall im Oktober auf; in diesem Monat war die Erkältungshäufigkeit ungefähr um 20 Proz. größer als im nächstbevorzugten Monat, im Januar. Im November und Dezember nahm die Erkrankungsziffer ab. Die einzelnen Erkrankungsherde sind dabei voneinander unabhängig, wie das gleichzeitige Auftreten gehäufter Erkältungskrankheiten in allen Teilen des Landes bewies. Junge und alte Menschen wurden in gleicher Weise ergriffen. Auch zwischen Knaben und Mädchen, Frauen und Männern war hier kein Unterschied nachweisbar. Ein Vergleich zwischen Stadt- und Landbewohnern fiel für die Menschen, die fern von großen Städten lebten, günstiger aus. Die Übertragungsgefahr von Krankheitskeimen ist eben im Mittelpunkt dicht bevölkerter Städte besonders groß, und auch die Heizungsverhältnisse, von denen noch näher die Rede sein wird, tragen zu einer Steigerung der Erkältungsdisposition bei.

Die Wissenschaft hat sich zwar schon immer mit der Erkältungsfrage befaßt, aber der praktischen Erforschung bisher doch nicht die rechte Aufmerksamkeit geschenkt. Die neuen Beobachtungen in Amerika haben ergeben, daß jeder Mensch durchschnittlich 3,7 Erkältungen im Jahre durchmacht, das heißt: fast alle drei Monate tritt durchschnittlich eine Erkältung auf. Nur ein kleiner Teil der untersuchten Personen konnte eine Erkältung $5\frac{1}{2}$ Monate lang vermeiden; 10 Proz. schienen gänzlich gegen Erkältung gefeit zu sein. Eine ziemlich gleichmäßige Dauer der Erkältungen, die unbehandelt blieben, konnte überall festgestellt werden: die Erkältungen, die irgendwie die Atmungsorgane in Mitleidenschaft zogen, hatten eine durchschnittliche Dauer von $6\frac{1}{2}$ Tagen.

Erkältungskrankheiten lassen sich leichter vermeiden, wenn man die Ursachen der Erkältung kennt. Sie sind nicht immer sicher aufzufinden. Das Wesentliche ist eine Fernleitung der Schädlichkeit, etwa daß jemand nasse Füße bekommen kann und am nächsten Tag an einer Halsentzündung daniederliegt. Eine Anlage zur Erkältung kann durch geeignete Lebensführung herabgesetzt werden. Umgekehrt schaffen augenblickliche Schwächen (Übermüdung, Darmstörung) die Grundlage zur Erwerbung einer Erkältungskrankheit. Von Bedeutung ist der Feuchtigkeitsgehalt der Luft. Zentralheizungen, die durch den Mangel an Verdunstungskörpern die überhitzte Luft allzuleicht trocken machen, lassen manche Erkrankungen der Schleimhäute in den oberen Luftwegen immer von neuem ausbrechen. Unter „relativer Luftfeuchtigkeit" versteht man das Verhältnis der in der Luft tatsächlich vorhandenen Wasserdampfmenge zu der Menge, die sie bei gleicher Temperatur aufnehmen könnte. Die Luft gilt als trocken, wenn sich die relative Luftfeuchtigkeit zwischen 55 und 70 Proz. bewegt, als mäßig feucht bei einer relativen Luftfeuchtigkeit von 71 bis 85 Proz., als sehr feucht bei 86 Proz. und mehr. Katarrhalische Veränderungen in Rachen, Luftröhre, Bronchien heilen in zu trockener Zimmerluft schwerer als in hinreichend wasserhaltiger. Auch die Nerven werden durch die trockene Luft ungünstig beeinflußt. Die Aufstellung von Schalen mit Wasser, in denen dieses auch wirklich verdunstet, ist ein wichtiges Schutzmittel gegen Erkältungen.

Wo sich viele Leute versammeln, ist die Übertragung von Krankheitskeimen und damit die Entstehung von Katarrhen und Entzündungen besonders leicht möglich. Ein Mann mit einem Schnupfen, der in der Straßenbahn oder Eisenbahn hemmungslos in den Raum niest oder hustet, überträgt Krankheitskeime mit einem einzigen Hustenstoß vielleicht auf zehn andere Menschen. Von diesen wird allerdings nur erkranken, wer für die Ansiedlung der Bakterien durch eine Erkältung selbst disponiert ist. Andererseits scheinen Erkältungseinflüsse nicht zu schaden, wenn keine Krankheitskeime vorhanden sind. So mußten Fridtjof Nansen und seine Gefährten auf ihren Nordpolfahrten wochenlang nasse Kleider am Körper tragen, die während der Nacht zu Eis gefroren und am Morgen wieder auftauten. Erkrankung trat hier nicht ein; Krankheitskeime waren in diesen Gegenden nicht vorhanden. Aus dem gleichen Grunde neigen Menschen, deren Tätigkeit sich in freier Luft abspielt, viel weniger zu Erkältungskrankheiten als solche, die den ganzen Tag ans Zimmer gefesselt sind.



Berufstätigkeit im Freien in frischer, gesunder Luft bewahrt selbst im Winter vor Erkältung.

Zur Verhütung von Erkältungskrankheiten ist es wichtig, Erkältungskranke als ansteckend zu betrachten. Man wird es deshalb vermeiden, hemmungslos zu niesen oder zu husten bzw. sich anniesen oder anhusten zu lassen; man wird einem Erkältungskranken nicht die Hand geben, ohne sich danach zu waschen, wird nicht aus dem gleichen Glas trinken, nicht dasselbe Handtuch benutzen usw.

Überanstrengung erhöht die Neigung zu Erkältungen. Ein Mensch, der übermüdet in der Straßenbahn nach Hause fährt, oder einer, der allzuviel gegessen hat, oder einer, dessen Darmtätigkeit nicht in Ordnung ist, oder einer, der den ganzen Tag nicht an die frische Luft kommt — sie alle sind kleinen Erkältungseinflüssen, einem kalten Luftzug, einem offenen Fenster gegenüber fast wehrlos. Es gehört geradezu zur Vermeidung von Erkältungskrankheiten, daß man hinreichend schläft, nicht zuviel ißt und täglich Leibesübungen treibt oder einen Spaziergang macht.

Die Kleidung muß immer dem Wetter angepaßt sein, nicht dem Kalender. Allzu schweres Unterzeug ist nicht geeignet. Die Kleidung darf aber auch nicht so leicht sein, daß jeder kalte Windzug ein Frösteln hervorruft. Bei der Abhärtung der Kinder gegen Erkältungen darf man sie keineswegs zu leicht anziehen. Sie sollen zwar fast bei jedem Wetter ins Freie, aber immer in entsprechend warmer Kleidung. Allgemeine Regeln lassen sich bei der Kleidung nicht aufstellen. Jeder einzelne muß ausfindig machen, in welcher Art und Menge von Kleidungsstücken er sich behaglich fühlt und gesund erhält.

Die Abhärtung mit schroffen Kaltwasserkuren ist im allgemeinen wieder verlassen worden. Sie hat mehr Erkältungen herbeigeführt als davor bewahrt. Es ist indes zweckmäßig, sich täglich mit kaltem Wasser zu waschen. Die Hautgefäße werden dadurch in der raschen Öffnung und Zusammenziehung geübt, die zum Erkältungsschutz unerläßlich sind.

Richtige Behandlung der Erkältung kann im Anfangsstadium ihren Verlauf noch wesentlich abkürzen und einschränken. Von innen und außen muß Wärme zugeführt werden, durch heißen Tee, Aufenthalt im Bett, auch heiße alkoholische Getränke, feuchte Wickel um Hals oder Brust. Im übrigen sind Erkältungskrankheiten, zumal wenn sie mit Fieber einhergehen, nicht zu vernachlässigen. Langwierige Katarrhe der Bronchien, katarrhalische Entzündungen der Nebenhöhlen der Nase (Stirnhöhle, Kieferhöhle) können sich an leichte Erkältungen anschließen. Durch geeignete Lebensführung das Auftreten von Erkältungen überhaupt nach Möglichkeit zu verhüten, ist das sicherste Schutzmittel gegen derartige Komplikationen.

Der ausgeräucherte Freier. / Erzählung von Ludmilla v. Rehren.

Georg Kallmann war Bäckermeister in Bergstadt und — was seine Privatverhältnisse betrifft — ein ebenso wohlhabender wie wohlbeleibter Mann, seine Tochter Käthe ein hübsches, zwanzigjähriges Mädchen und seine Frau Elisabeth eine tüchtige Hausfrau, die ihm bei der Bereitung der Pasteten trefflich zur Hand ging.

In der Tat, sie waren berühmt, nicht nur in Bergstadt, sondern auch in der ganzen Umgegend, die Fleischpasteten des Herrn Kallmann. Es gab nur eines, das in einem Atem mit ihnen genannt zu werden verdiente: Das waren die Pasteten von Herrn Ferdinand Naumann, ja, es gab Leute, die diesen sogar den Vorzug geben wollten.

Herr Ferdinand Naumann war, wie man wohl schon ersehen hat, ebenfalls ein Bäcker, ebenfalls wohlhabend, aber im Gegensatz zu seinem Konkurrenten lang und mager und Witwer. Er hatte nur einen Verwandten im Hause, seinen Neffen Hermann, einen jungen Mann von nicht üblem Äußeren, der bei ihm halb die Stellung eines Sohnes hatte, halb die eines angestellten Gesellen einnahm.

Solange Herr Naumann am anderen Ende der Stadt wohnte, gönnte sein Rivale ihm den Ruhm, den seine Pasteten hatten, obgleich er sich im stillen doch ein wenig darüber ärgern mochte. Aber da war es plötzlich diesem Ferdinand Naumann eingefallen, sein Haus zu verkaufen und in die gleiche Straße zu ziehen, in der sich das Geschäft des Herrn Kallmann befand und sich schon von dessen Vaters und Großvaters Zeiten her befunden hatte.

Die beiden Bäcker und Rivalen um den Ruhm, wer die besten Pasteten backe, wohnten jetzt einander gegenüber, so daß sie sich gegenseitig fast in die Fenster sehen konnten. Es war klar, daß Herr Naumann, nur um seinen Konkurrenten zu schädigen und zu ärgern, in diese Straße gezogen war.

Herr Kallmann schwor, dies nicht so hingehen zu lassen.

Zuerst forderte er Herrn Naumann auf, auszuziehen, und als dieser sich weigerte, übergab er die Sache dem Gericht. Es war schon eine ganze Menge Tinte verschrieben worden, und viele Markstücke hatte Herr Kallmann hergeben müssen. Noch war aber keine Aussicht vorhanden, daß sein Konkurrent weichen würde, da er ebenfalls Markstücke in genügender Menge besaß.

Wie bereits erwähnt, hatte nun Herr Kallmann eine Tochter und Herr Naumann einen Neffen.

Vater und Onkel waren jedenfalls überzeugt, daß sich diese beiden ebenfalls feindlich ansahen. Aber weder Käthe noch Hermann fand, daß der geringste Grund dazu vorläge. Sie grüßten sich im Gegenteil immer sehr freundlich, wenn sie einander am Fenster oder auf der Straße sahen. Bald kam es bei Begegnungen zu Gesprächen, die immer länger wurden, und endlich sah man Hermann öfters abends in der Gartentür oder dem Hoftor des feindlichen Nachbargehöftes verschwinden.

Als der Herbst kam, wollte die immer stärker werdende Kälte Zusammenkünfte im Garten oder Hofe nicht mehr erlauben. Käthe und Hermann waren aber mittlerweile zur Erkenntnis gekommen, daß sie einander durchaus recht oft, womöglich täglich, sehen müßten, und so wußten sie sich zu helfen.

Herr Kallmann pflegte sehr früh schlafen zu gehen und sich dann nach Mitternacht wecken zu lassen, um sich in die Backstube zu begeben. Diese Stunden, in denen der Vater schlief, benutzte Käthe, mit Hermann im Wohnzimmer zusammenzukommen. Die Mutter war, wie in solchen Fällen gewöhnlich, auf seiten der Tochter, und so ließ sich die Sache leicht bewerkstelligen. Hermann erhielt einen Hausschlüssel und konnte also jederzeit, ohne Aufsehen zu erregen, das Haus betreten und ebenso wieder verlassen.

Natürlich wurde öfters besprochen, wie es möglich wäre, die Einwilligung des Vaters zur Heirat Käthes mit Hermann zu erhalten. Es war klar, daß dies nicht leicht sein würde, und weder die Mutter noch Käthe, noch Hermann wußte Rat. Daß Hermanns Onkel sich abweisend verhalten würde, war weiter nicht zu befürchten; er war ein friedliebender Mann, und nur im Bewußtsein, das Recht zu haben, wohnen zu können, wo er wollte, gab er dem Gegner nicht nach.

Vorläufig waren die beiden jungen Leute damit zufrieden, sich wenigstens, sooft sie wollten, sehen zu können, und überließen das weitere dem Schicksal. — So verging der Winter ohne besondere Ereignisse, und das Osterfest nahte heran. —

Einige Tage vor Ostern kam Hermann nun einmal früher als gewöhnlich. Sein Onkel hatte ihm eröffnet, daß er ihm die Bäckerei in diesem Jahre übergeben und sich selbst zur Ruhe setzen wolle. Die Ungeduld, Käthe diese gute Nachricht zu bringen, hatte ihn fortgetrieben. Jetzt war es doch wohl sicher, daß ihr Vater keine Einwendungen mehr erheben würde; sein Haß richtete sich ja vor allen Dingen gegen seinen Konkurrenten.

Da bis jetzt alles gut abgegangen war, waren die beiden jungen Leute sehr sorglos geworden, und in seiner Herzensfreude dachte Hermann erst recht nicht an eine Gefahr. — Das Wohnzimmer war noch dunkel, als er eintrat, aber da er genau wußte, wo jedes Möbelstück stand, bewegte er sich ganz sicher vorwärts. Unglücklicherweise stand aber gerade diesmal dicht an der Stubentür eine große Schüssel mit Teig zum Ostergebäck, für die in der Backstube kein Platz mehr gewesen war; Hermann stieß an die Bank, auf der sie stand, und beide, Bank und Schüssel, fielen mit großem Gepolter zu Boden.

Nun war Herr Kallmann auch gerade diesmal früher aufgestanden als gewöhnlich, da vor dem Fest besonders viel zu tun war. Er wollte eben in die Backstube gehen, als er den Lärm im Wohnzimmer hörte. Unverzüglich öffnete er die Tür und fragte, wer da wäre.

Hermann wagte weder eine Antwort zu geben noch sich zu rühren. Herr Kallmann jedoch, der der Ansicht war, daß der Lärm, den er gehört, nicht von selbst entstanden sein könne, drang kühn in das dunkle Zimmer vor und stieß auch gleich auf Hermann. Dieser versuchte zu entkommen, aber Herr Kallmann erwischte ihn beim Ärmel und hielt ihn mit aller Kraft fest. Dabei glitten aber beide aus und wälzten sich nun in dem Teig, der den Fußboden bedeckte.

Der dicke Hausherr, in der Meinung, einen Dieb erwischt zu haben, schrie, so laut er konnte, um Hilfe und nach Licht. Hermann, dem es endlich gelungen war, sich loszureißen, versuchte in den Hausflur zu entwischen, fand aber in der Verwirrung nicht die rechte Tür und geriet in die Küche, die sich neben dem Wohnzimmer befand und ebenfalls dunkel war. Dort fiel er über eine zweite Schüssel mit Teig, warf außerdem noch mehrere blecherne Kuchenformen herunter und geriet endlich an den großen Rauchfang. Nur bestrebt, sich zu verbergen, schwang er sich ohne Besinnen hinauf und saß nun rittlings auf dem Räucherholz, an dem sonst die Würste und Schinken hingen, die Kallmann für seinen Haushalt bedurfte.

Auf den Lärm und das große Hilfegeschrei war mittlerweile das ganze Haus zusammengelaufen, und alles drängte sich, mit allerhand Verteidigungsgeräten bewaffnet, in die Küche. Die Spuren des Verfolgten waren leicht zu finden; der ganze Herd war voll Teig, und noch immer fielen große Teigstücke langsam aus dem Rauchfang herunter. Herr Kallmann, der selber über und über mit Teig bedeckt war, leuchtete von unten in den Rauchfang hinauf und schrie:

„Wirst du gleich herunterkommen?"

Hermann zog es vor, zu schweigen.

Herr Kallmann wiederholte seine Aufforderung und stach dazu, um seinen Worten mehr Nachdruck zu geben, mit einem Besenstiel in den Rauchfang hinein. Der einzige Erfolg war aber nur, daß ihm ein großes Stück Teig, mit Ruß vermengt, klatschend mitten ins Gesicht fiel. Das steigerte seine Wut aufs höchste.

„Warte, wir kriegen dich schon!“ schrie er und befahl seinem Gesellen, Stroh zu holen und unter dem Schornstein anzuzünden.

Der Rauch stieg Hermann in die Kehle und brachte ihn zum Husten. Aber er war mehr denn je entschlossen, nicht herunterzukommen. Und so fing er denn an, nach Art der Schornsteinfeger aufwärts zu klettern, und befand sich auch bald auf dem Dache des Hauses.

Unten standen eine Menge Leute, die alle durch den großen Lärm herbeigelockt worden waren. Einige glaubten, es brenne, andere wieder, es gäbe eine Prügelei. Hermann duckte sich hinter den Schornstein; denn da es mondhell und das Haus niedrig war, konnte er leicht von unten gesehen werden. Er überlegte, was nun zu tun sei.

Das Dachfenster des Nachbarhauses schien ihm die einzige Rettung. Aber schon hörte er Herrn Kallmanns Stimme:

„Er muß aufs Dach geklettert sein! Hören Sie, Herr Nachbar, wir wollen auf Ihren Hausboden, damit er uns nicht dorthin entwischt.“

Jetzt war der letzte Rettungsweg abgeschnitten. Aber nun gerade erwachte in Hermanns nicht allzu tapferem Herzen der Mut, den er gleich zu Anfang hätte haben sollen.

Kaltblütig kletterte er wieder durch den Schornstein zurück, ging durch die Küche und betrat das Wohnzimmer.

Dort saß Käthe, die sich den Zusammenhang des ganzen schrecklichen Geschehnisses sehr wohl hatte denken können, und weinte bittere Tränen. Die Mutter saß daneben und bemühte sich, sie zu trösten. Als Hermann so unerwartet eintrat, schrien beide vor Schreck laut auf.

Der arme, durch so viel Fährnisse gegangene Freier sah aber auch zum Fürchten aus. Teig, Ruß und Dachfarbe hatten nicht gerade zu seiner Verschönerung beigetragen.

„Bist du es wirklich, Hermann?“ fragte Käthe ängstlich, während ihre Mutter laut zu schelten anfing über den Schaden, der angerichtet worden war, und wegen der üblen Nachrede, in die ihre Tochter jetzt kommen würde. Aber Hermann erwiderte zuversichtlich:

„Seid nur ruhig, es wird schon alles gut werden!“

Die beiden Frauen sahen ihn an, als hielten sie ihn für nicht recht gescheit. Bevor er aber noch eine Erklärung geben konnte, wurden draußen im Flur Herrn Kallmanns schwere Schritte hörbar.

„Verstecke dich!“ rief Käthe in Todesangst, und auch die Mutter sah ängstlich drein.

Aber Hermann hielt stand, und als Herr Kallmann eintrat, ging er gerade auf ihn zu, erfaßte seinen Arm und sagte:

„Hören Sie mich nur erst einmal an. Wenn Sie es nicht tun, wird es Sie gereuen!“

Der dicke Bäcker wußte vor Überraschung nicht gleich, was er sagen oder tun sollte, und so gewann der andere Zeit, zu erzählen, daß er Käthe schon lange liebe, daß ihm die Feindseligkeiten zwischen seinem Onkel und Käthes Vater immer sehr leid getan hätten, und daß sein Onkel ihm in nächster Zeit sein Geschäft übergeben wolle. Wenn nun Herr Kallmann ihm seine Tochter dazu geben wolle, so würden er und Käthe glücklich, und außerdem wäre es noch in jeder Hinsicht das beste für alle Beteiligten; denn sonst gäbe es in der ganzen Stadt ein großes Spotten und Gelächter.

Herr Kallmann hörte merkwürdig ruhig zu und mußte im stillen zugeben, daß Hermann recht hatte und die Sache zu bedenken war. Und wenn sein Schwiegersohn das Geschäft gegenüber hatte, konnte es ihm nur lieb sein. Nicht zuletzt dachte er auch an das viele Geld, das für den Prozeß schon hingegangen war.

Trotzdem fing er zuerst ein großes Schelten an. Als aber Käthe weinte und seine Frau ihm mit ungeheurer Zungenfertigkeit klarmachte, daß er durch seinen Eigensinn eigentlich an allem schuld wäre und nun die Pflicht hätte, an den Ruf seiner Tochter zu denken, gab er nach.

Eine halbe Stunde später waren alle Zimmer im Hause festlich erleuchtet, und man hörte plötzlich drinnen fröhliche Stimmen und Gelächter. Die Draußenstehenden, die sich alle Geschehnisse nicht zusammenreimen konnten, sahen dies mit Erstaunen, mußten aber, da niemand herauskommen wollte, um ihnen die Sache zu erklären, kopfschüttelnd und ohne ihre Neugier befriedigt zu sehen, heimwärts gehen.

WISSEN UND LEBEN

Der Alkohol im Altertum. Wie viele Dinge, die lange Zeit als besonders kennzeichnend für den „Beginn der Neuzeit“ gehalten wurden, schon dem Altertum völlig bekannt waren, das ist oft und ausgiebig erzählt worden. Die Alten verfügten über sehr genaue astronomische und geophysikalische Kenntnisse, allerlei Kunstfertigkeiten und noch vieles andere. Der Edwin Smith medical papyrus aus der ersten Hälfte des 3. Jahrtausends v. Chr. läßt uns einen Einblick in die hochentwickelte medizinische Wissenschaft der damaligen Zeit tun. Heron und Ktesibios konstruierten Dampfmaschinen. Am erstaunlichsten ist vielleicht die Tatsache, daß auch die Anfänge des Letterndruckverfahrens, der „Erfindung“ des Johann Gensfleisch vom Gutenberg, bis weit ins Altertum hinaufreichen; wir besitzen babylonische Stempelabdrücke auf Ziegeln aus dem 3. Jahrtausend v. Chr., die offenbar mit beweglichen Lettern gesetzt sind; ganz sicher ist aber die Inschrift auf dem sog. Diskus von Phaistos (kretische Kultur, Mitte 2. Jahrtausend v. Chr.) ein Letterndruck. Aber alle diese mehr oder weniger bekannten Dinge wollen wir hier übergehen und uns einer ganz besonders interessanten, geheimnisvollen Entdeckung zuwenden, der Entdeckung des Alkohols und seiner mysteriösen Kraft. Das Wort „Alkohol“ ist arabischer Herkunft. Es bezeichnete im Arabischen aber bis ins 18. Jahrhundert n. Chr. nicht das, was wir heute unter Alkohol verstehen, sondern fein pulverisierte oder sublimierte Stoffe, z. B. Schminkpulver und ähnliches. Unser Alkohol hieß „Lebenswasser“ oder „brennendes Wasser“. Als solches wird er z. B. in einem medizinischen Buche etwa aus dem Jahre 1310 gepriesen: er verlängert das Leben und dient außerdem zur Bereitung wohlschmeckender Bowlen. Danach taucht er allmählich öfter in chemischen und medizinischen Büchern auf. Vor dem 13. Jahrhundert aber wurde die Destillation des Alkohols — und das ist das Merkwürdige — möglichst als Geheimnis bewahrt, obwohl sie schon lange bekannt war! Nur wenige wußten darum, und selbst von den wenigen wurde er oft zu abergläubischen und magischen Zwecken verwendet. Wir können heute durch Vergleichung mittelalterlicher Destillierrezepte mit gewissen Notizen des Altertums sehen, daß die Kenntnis des

Alkohols und die Kunst, ihn aus Wein oder Hefe zu gewinnen, schon im 4. Jahrhundert v. Chr. den Priestern und Magiern geläufig waren. Dabei war die Tatsache offenbar völlig unbekannt, daß der Alkohol der berauschende Bestandteil des Weines ist! Nun können wir wohl mit Sicherheit annehmen, daß die Destillation des Alkohols noch erheblich über das 4. Jahrhundert zurückreicht. Bereitung von Gold und anderen Edelmetallen, das Zusammenbrauen des Lebenselixiers (als das gerade der Alkohol gelegentlich galt!) und vor allem viele dunkle Künste zur Ausübung des frommen Betruges in den Mysteriendiensten müssen wir uns als zu allen Zeiten eifrig gepflegt vorstellen. Wie viele Menschen glauben nicht noch heutzutage an den tollsten Spuk! Unter jenen „Wundern", die den Gläubigen vorgeführt wurden, war nun auch eins, zu dessen Ausführung man des Alkohols bedurfte. Alkohol hat bekanntlich die Eigenschaft, zu brennen; solange er aber nur schwach ist, wird die Unterlage dabei nicht von der Flamme erfaßt. Reinen Alkohol vermochten die Alten aber mit ihren primitiven Apparaten gar nicht herzustellen. Daher konnten sich die Magier und Priester die geheimnisvolle Flüssigkeit auf das Haupt schütten und ohne ernstliche Gefahr anzünden. Sie mußten dann in dem dunklen Adyton der Mysterienstätten, das oft unterirdisch gelegen war, mit einem Heiligenschein umgeben oder gar mit lodernden Flämmchen auf dem Haupte erscheinen. In den ersten 1000 Jahren unserer Zeitrechnung ging nun die Wissenschaft auf den meisten Gebieten rückwärts. Einzelne mißachtete Gelehrte, die ihr Leben in Dachstuben, zum mindesten aber abseits der Öffentlichkeit fristeten, können für den Gesamtcharakter des 1. Jahrtausends n. Chr. nicht als bestimmend herangezogen werden. Das war nun für die Kenntnis der Alkoholdestillation ein Verhängnis. Es konnte dadurch geschehen, daß eine so wichtige Entdeckung wie die des Alkohols lange, lange Zeit beinahe ganz im verborgenen blieb, nur als Geheimnis von einem zum andern weitergegeben. Heute hinkt „die schwarze Kunst" den öffentlich gepflegten Wissenschaften so sehr nach, daß sie uns voraussichtlich nicht irgendwelche wesentlichen Entdeckungen so lange Zeit vorenthalten könnte, wie es mit der Entdeckung des Alkohols geschehen ist. Aber schließlich, wer weiß, wie es in einigen Jahrzehnten um das gegenseitige Verhältnis von öffentlicher Forschung und Geheimwissenschaft bestellt sein wird! Moritz Krienitz, Greifswald.

Telephonische Untersuchung von Herz- und Lungenkranken. In Amerika wurde ein neues Verfahren ausgearbeitet, das mit Hilfe elektrischer Übertragung eine Vorführung von Herz- und Lungengeräuschen vor einem größeren Hörerkreis gestattet. Auch in Deutschland wurden — so in Berlin und Bremen — derartige Untersuchungen bereits vorgenommen. Neuerdings hat in Wien Professor Wenckebach über seine Erfahrungen mit dem neuen Verfahren berichtet. Es handelt sich dabei um ein elektrisches Hörrohr, das die Übertragung der erzeugten und von ihm weitergeleiteten Geräusche auf ein Auditorium bis zu 600 Hörern gestattet. Die Anwendung bedeutet für den Kranken selbst nicht die geringste Unannehmlichkeit. Ein Kautschukplättchen wird auf das Herz oder auf die Lungenstelle, die abgehorcht werden soll, gelegt; es ist durch einen Leitungsdraht mit dem Apparat verbunden. Das ganze Auditorium, soweit es mit geeigneten Hörapparaten versehen ist, vernimmt nun die Geräusche in der Brust des Kranken so genau wie der Arzt, der sich mit seinem kleinen Hörrohr über den Kranken beugt. — Es ist zu verstehen, daß eine solche Möglichkeit der Schallübertragung für die medizinische Lehrmethode wie für wissenschaftliche Vorträge von größter Bedeutung ist. Es ist z. B. fast nicht möglich, die verschiedenen Geräusche an erkrankten Herzklappen oder die feinen Unterschiede im Bronchialatmungsgeräusch bei aufsteigender und abklingender Lungenentzündung mit Worten zu schildern. Dagegen werden die Unterschiede jedem klar, wenn ihm gleichzeitig mit den Worten des Vortragenden das Geräusch selbst vorgeführt werden kann. Geeignete Fernleitung ermöglicht auch die Vorführung von Herztönen usw. eines Schwerkranken, der nicht aus seinem Krankenzimmer in den Vortragssaal gebracht werden kann. Manche Unannehmlichkeit des klinischen Unterrichts ließe sich auf solche Weise vermeiden. Im übrigen gestattet die beschriebene Übertragung der Herztöne auch die Wiedergabe von leisen Nebentönen, die man mit dem bloßen Ohr nicht vernimmt. Damit eröffnet sich die Aussicht, weitere Unterschiede zwischen normalen, kranken und fast normalen Herzen festzustellen und manche Frage der Herzdiagnostik zu lösen. Dr. W. Schweisheimer.

Der Messingkäfer. Der Mensch wird nach und nach den ganzen Erdball unter seine Herrschaft zwingen. Die großen Feinde unter den Reptilien und Raubsäugern müssen schließlich das Feld räumen. Aber Vertreter der Kleintierwelt, namentlich unter den Insekten, triumphieren zuweilen und treten dem Menschen so machtvoll entgegen, daß er in seiner Ohnmacht kapitulieren muß. Es sei nur erinnert an die Raub- und Wanderzüge der Termiten, an die großen Verheerungen, die Heuschrecken, Nonnen, Tsetsefliegen, Rebläuse verursachen. Ein besonders heimtückischer und dabei schwer zu bekämpfender Gegner des Menschen ist der kleine Messingkäfer (Niptus hololeucus), der vor kaum 100 Jahren von Kleinasien her nach Deutschland verschleppt wurde. Seine Speisenkarte ist äußerst reichhaltig; er lebt von Holz, Baumwoll- und Wollzeug, Papier, allen möglichen Drogen, Tabak und allen unseren Nahrungsmitteln. Das ganze Jahr hindurch findet man Eier, Larven und entwickelte Käfer. Den Namen erhielt er wegen der glänzenden Messingfarbe. Sein Chitinpanzer ist mit dichten seidigen Haaren besetzt. Die Länge des Körpers beträgt etwa $^1/_2$ cm, er hat also die Größe unseres Marienkäferchens. Wo er auftritt, ist er vorderhand nicht auszurotten. Selbst Formalindämpfe können ihm nicht beikommen, da die Eier tief in den Mauerritzen stecken und sehr widerstandsfähig sind. Die Biologische Reichsanstalt für Land- und Forstwirtschaft in Berlin-Dahlem ist vor eine schwierige Aufgabe gestellt, Mittel und Wege zu finden, den Messingkäfer erfolgreich zu bekämpfen. In Genthin in der Altmark fällt diesem sonderbaren Schädling jetzt das alte, aber noch stattliche zweistöckige erste Pfarrhaus zum Opfer. Vor zwanzig Jahren hielt der Käfer seinen Einzug, anfangs vereinzelt, aber nach und nach wurde er zum Herrn im Hause. Selbst Kleider und Decken, die auf Leinen gehängt werden mußten, befiel er von der Decke aus und zerfraß sie. Dr. Völkel und Dr. Janisch von der Biologischen Reichsanstalt verlangen jetzt, da Ausschwefeln, Neuverputzen der Wände und Tapezieren, Ausreißen der Dielen und neuer Fußbodenbelag nichts nützten, Vernichtung des Hauses und entsprechende Maßnahmen, um die Nachbarhäuser nicht zu gefährden. Das Pfarrhaus soll deshalb durch Feuer vernichtet werden, und ein Benzingraben wird das Abwandern der Kräfer verhindern. Rudolph Schiffel.

Prinz Heinrich von Preußen. Zur 200. Wiederkehr seines Geburtstages. (Siehe hierzu das Porträt auf der folgenden Seite.) Am 18. Januar 1726 wurde dem König Friedrich Wilhelm I. ein Sohn geboren, der den Namen Friedrich Heinrich Ludwig erhielt. Schon mit 14 Jahren verlor der Prinz den Vater, nach dessen eisernen Grundsätzen er bisher erzogen worden war, und nun machte sich der Einfluß der Sinnesart des Königlichen Bruders geltend; Künste und Wissenschaften kamen bei der Erziehung zu ihrem Recht. Frühzeitig sollte er auch den Krieg aus eigener Anschauung kennenlernen, im 1. und 2. Schlesischen Krieg befand er sich im Stabe des Königs. Wie die meisten preußischen Prinzen von Natur begeisterter Soldat, nützte er hier die Gelegenheit, das Wesen des Krieges zu studieren, und sammelte eine Menge der Erfahrungen, die ihm später als Feldherr von unendlichem Nutzen sein sollten. Ausführliche Studien in den folgenden Friedensjahren vollendeten seine militärische Durchbildung, so daß er wohlgerüstet in den Siebenjährigen Krieg zog. Bei Prag als persönlich vorbildlich tapferer Offizier glänzend, sollte bald an ihn die Forderung herantreten, als selbständiger Truppenführer seine Fähigkeiten zu beweisen. Der König vertraute ihm nacheinander die Leitung der Operationen in Sachsen, gegen die Russen und wieder in Sachsen an. Der Prinz hat es verstanden, diese schwierigen Aufgaben unter ungünstigsten Verhältnissen zur vollen Zufriedenheit des Monarchen zu lösen. Gewaltige Schlachten zu schlagen

und zu gewinnen, war ihm versagt; nur einmal konnte er in siegreicher Schlacht den Lorbeer pflücken, bei Freiberg 1762. Dies lag aber in seiner ganzen Aufgabe, die rein defensiv war. Stets hatte er einen erheblich stärkeren Feind gegenüber, bei dem kleinere Unternehmungen zum Heil des großen Ganzen weit angebrachter waren als eine große Schlacht, in der er mit seinen schwachen Kräften hätte leicht unterliegen können. Nach dem Kriege lebte der Prinz still zurückgezogen auf seinem Schloß Rheinsberg. In einigen diplomatischen Missionen wurde er noch verwendet, trat sonst aber in der Öffentlichkeit nicht mehr hervor. In Rheinsberg beschloß er auch sein tatenreiches Leben am 3. August 1802. — Prinz Heinrich war ein Meister der strategischen Defensive, deren Wesen er in der Vollendung erfaßt hatte. Besonnen, umsichtig, man könnte manchmal sagen, vorsichtig, hatte der König in ihm den rechten Mann auf den rechten Platz gestellt. Seine Aufgaben forderten diese Eigenschaften, der Erfolg blieb nicht aus. Prinz Heinrich hat durch seine überlegte, klar denkende Art der Heerführung seinem Vaterlande unschätzbare Dienste geleistet und ist unzweifelhaft zu den bedeutendsten Generalen der friderizianischen Zeit zu rechnen. Rittmstr. a. D. Fiebig.


Prinz Heinrich von Preußen, Bruder Friedrichs des Großen, bekannter Heerführer im Siebenjährigen Krieg. Zeitgenössischer Stich von J. F. Bause nach einem Gemälde von Anton Graff.

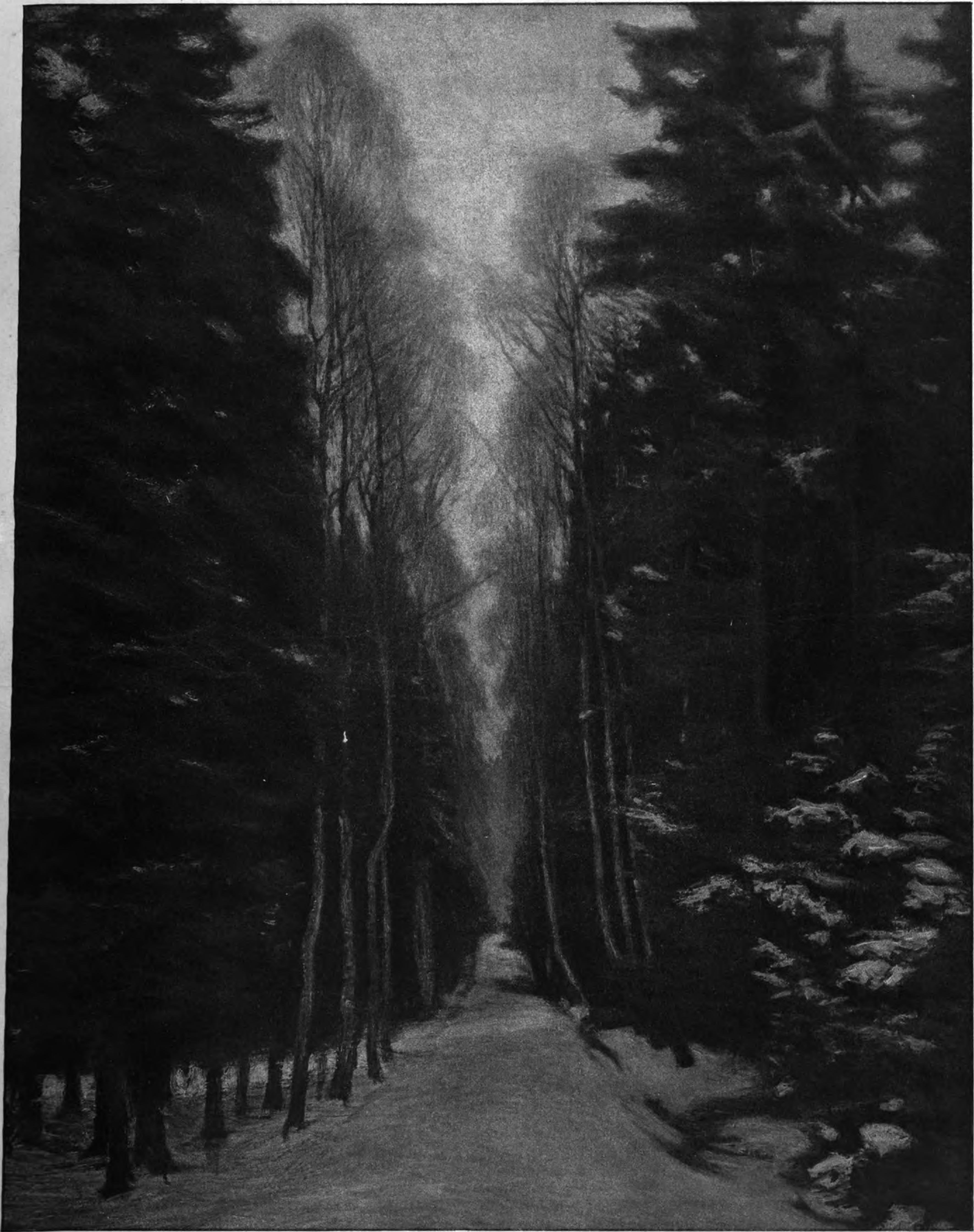
Lichtwirtschaft. Jede Wirtschaft ist darauf gerichtet, mit gegebenen Kräften möglichst viel zu leisten und einen bestimmten Zweck mit möglichst geringen Opfern zu erreichen. Zumeist handelt es sich um die Bewirtschaftung von Gütern irgendwelcher Art, und je nachdem, ob Erzeugung oder Verbrauch zu bewirtschaften ist, unterscheidet man zwischen Erzeugungswirtschaft und Verbrauchswirtschaft. Bei der heutigen Einstellung des gesamten Wirtschaftslebens gibt es nur noch wenige Güter, deren Erzeugung ausgesprochen unwirtschaftlich ist, und die Technik arbeitet rastlos daran, die Erzeugung aller Güter immer wirtschaftlicher zu gestalten. Sie arbeitet damit auch im Sinne einer günstigen Verbrauchswirtschaft, denn wirtschaftliche Erzeugung erzielt Verbilligung der Güter, die wiederum einen gesteigerten Verbrauch zur Folge hat, vorausgesetzt selbstverständlich, daß ein entsprechender Bedarf vorhanden ist oder geweckt werden kann. Allerdings bleibt es in manchen Fällen fraglich, ob es im Interesse der Volkswirtschaft liegt, daß der Verbrauch gewisser Güter steigt. Nehmen wir z. B. Genußmittel, wie den Tabak oder Alkohol. Die hochentwickelte Zigarettenindustrie erzeugt mit hoher Wirtschaftlichkeit Millionen von Zigaretten, und der Verbrauch dieses Genußmittels ist in allen Schichten der Bevölkerung außerordentlich gestiegen. Der Alkohol wird, wenn sich das Verfahren, ihn als Nebenprodukt des Bäckereibetriebes zu gewinnen, allgemein in die Praxis umsetzen läßt, viel wirtschaftlicher als bisher erzeugt werden können, also für den Verbraucher billiger werden oder für den Staat eine noch reichere Einnahmequelle bilden. Aber der Volkswirtschaftler wird den gesteigerten Verbrauch von Tabak und Alkohol keineswegs begrüßen, weil er die Volksgesundheit schädigt und eine allgemeine wirtschaftliche Höherentwicklung nicht fördert, sondern eher hindert. Wesentlich anders verhält es sich mit den erzeugten Gütern, deren stärkerer Verbrauch eine Steigerung der allgemeinen Produktion zu bewirken und zu unterstützen vermag. Ein solches Gut ist das Licht, und zwar in besonderem Maße die künstliche Beleuchtung. Das Bestreben der Menschheit, sich zur beliebigen Verlängerung des Tages ein künstliches Licht zu schaffen, wäre nicht von Anbeginn menschlicher Kultur vorhanden gewesen, wenn nicht der Bedarf nach Beleuchtung über die Grenzen des Tageslichtes hinaus schon immer bestanden hätte. Und mit dem Fortschreiten der Technik hielt auch die Entwicklung der Beleuchtungstechnik fast immer gleichen Schritt. Heute haben wir in der modernen Glühlampe eine Lichtquelle, die nicht nur in hochwirtschaftlicher Weise hergestellt wird, sondern auch mit hohem Wirkungsgrad elektrische Energie in Lichtenergie umsetzt. Künstliches Licht wird also heute sehr wirtschaftlich erzeugt, und die Folge müßte daher sein, daß es in außerordentlichem Maße verbraucht wird. Aber das ist nicht der Fall. Das elektrische Licht hat zwar eine sehr starke Verbreitung gefunden und erobert sich ständig noch neue Gebiete. Es gibt heute kaum noch einen größeren Betrieb, der nicht elektrische Beleuchtung hat, und es wird in absehbarer Zeit kaum noch ein Wohnhaus ohne sie geben. Aber der Verbrauch im einzelnen Falle entspricht nicht dem wirklichen Bedarf, das heißt dem Bedarf, der vorhanden sein müßte. Die meisten Menschen haben nämlich nur ganz unklare Begriffe von der jeweils erforderlichen Beleuchtungsstärke. Das menschliche Auge vermag sich sehr zu täuschen über die vorhandene Beleuchtungsstärke, weil es sich in hohem Grade an verschiedene Helligkeiten anzupassen vermag. Nur an den beiden Grenzen der Anpassungsfähigkeit empfindet es deutlichen Mangel oder Überfluß. Sinkt die Beleuchtungsstärke unter ein gewisses Maß, so ist feinere Arbeit, wie z. B. Sticken, Gravieren, Lesen kleinster Druckschrift, nicht mehr ausführbar; sinkt sie noch weiter, so können selbst gröbere Arbeiten nicht mehr vorgenommen werden, und bei völligem Dunkel hört jegliche Augenarbeit ganz auf. Nach der oberen Grenze hin empfindet das Auge ebenfalls deutlicher das „Zuviel" der Helligkeit. Die Pupille kann nicht mehr verengert, die Netzhautempfindlichkeit nicht mehr weiter herabgesetzt werden, und es treten dann bei übergroßer Helligkeit Blendungserscheinungen auf, die ebenso wie zu geringe Helligkeit die Leistungsfähigkeit des Auges herabsetzen. Zwischen den beiden Grenzen gibt es aber ein Optimum, d. h. eine Beleuchtungsstärke, bei der die Leistungsfähigkeit des Auges am größten ist, bei der also auch die Arbeit am besten und schnellsten vonstatten gehen muß. Wie hoch diese günstigste Beleuchtungsstärke für die verschiedenen Arten von Arbeiten ist, das haben die Beleuchtungstechniker durch sorgfältige Versuche festgestellt und in Leitsätzen veröffentlicht. Wir haben also nicht nur eine wirtschaftliche Lichtquelle — die heutige Glühlampe — sondern wir haben auch die Grundlagen für die Wahl der jeweils erforderlichen Beleuchtungsstärke, erforderlich in Rücksicht auf die bei künstlicher Beleuchtung auszuführenden Arbeiten. Wenn trotzdem noch in vielen Betrieben nicht die richtige Beleuchtung herrscht, so liegt das an der allgemeinen

Unkenntnis in beleuchtungstechnischen Dingen und einem noch weitverbreiteten Mangel an Einsicht hinsichtlich der wichtigen Rolle, die der Beleuchtung im Wirtschaftsleben zukommt. Die heutige wirtschaftliche Lage zwingt uns, alle Kräfte mobil zu machen, die zu einer Hebung der Produktion beitragen können, und es war schon gesagt worden, daß Licht eine solche die Produktion fördernde Kraft ist. Sie muß daher überall voll eingesetzt werden, wo sie sich auswirken kann. Hierzu bedurfte es einer Bewegung, die es sich zum Ziel setzt, in weitesten Kreisen aufklärend und belehrend über die Bedeutung und richtige Nutzanwendung der künstlichen Beleuchtung zu wirken, also den Bedarf und Verbrauch an Licht in die richtigen Wege zu leiten, mit einem Wort, „Lichtwirtschaft zu treiben". Selbstverständlich braucht eine solche Bewegung ihre Zentralstelle, von der sie die Fäden nach allen Richtungen hin auslaufen läßt, sie braucht auch eine Heimstätte für ihre Zentralorganisation, für Forschungsarbeiten und nicht zuletzt für Demonstrationsvorträge. Diese Heimstätte hat sich die Lichtwirtschaft geschaffen in dem Osram-Lichthaus, dessen ganzes erstes Stockwerk einen großen Vortragssaal enthält. Hier finden laufend Vorträge für Beleuchtungstechniker, Installateure, Betriebsleiter, Ladenbesitzer, Gewerbetreibende und andere an Beleuchtungsfragen interessierte Kreise statt. Es sind auch schon wiederholt ganze Lehrkurse für Installateure veranstaltet worden. Diese Vorträge und Kurse wirken deshalb so überzeugend und befruchtend, weil sie sich auf vorgeführte Versuche stützen. Auf der Bühne des Lichthauses können alle Arten von guter und schlechter Beleuchtung in höchster Anschaulichkeit vorgeführt werden, und auch der Vortragssaal selbst kann auf die verschiedenste Weise beleuchtet werden. Die Zuhörer überzeugen sich hier durch eigenen Augenschein von den Einflüssen, die der Charakter der Beleuchtung ausübt. Im Erdgeschoß sind verschiedene Wohn-, Arbeits- und Ladenräume untergebracht und mit verschiedenen Beleuchtungseinrichtungen — guten und schlechten — ausgestattet, die wechselweise eingeschaltet werden können. Diese der Praxis vollkommen entsprechenden Demonstrationen bilden eine wichtige Ergänzung der im Vortragssaal veranstalteten Vorführungen. Auch die richtige Schaufensterbeleuchtung wird praktisch vorgeführt in vier an der Straßenfront liegenden großen Schaufenstern.

Karl Wernicke.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn. Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

NR. 4219. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 21. JANUAR 1926

Allgemeine Notizen.

Esperanto-Universitäten. In Auswirkung der Beschlüsse des 7. Universal-Esperanto-Kongresses wird der Sommerkursus, der voriges Jahr mit großem Erfolg in Genf abgehalten worden ist, zu einer regelrechten Universität ausgebaut werden, auf der alle Unterrichtsgegenstände in Esperanto vorgetragen werden sollen. Neben internationalem Recht und Psychologie werden allgemeine Philosophie, Fremdsprachen und Pädagogik gelehrt werden. Zwei weitere Universitäten werden im Lauf des nächsten Jahres in Amerika und Japan errichtet werden, und zwar wird die amerikanische Universität, die voraussichtlich in Philadelphia ihren Sitz haben wird, für etwa 3000 Studenten eingerichtet sein.

Die Nordischen Spiele in Stockholm (Internationale Wintersportwettkämpfe) finden vom 6. bis zum 14. Februar d. J. statt. Das großzügige Programm umfaßt Skiwettkämpfe (Distanzlaufen für Damen und Herren, Sprungschanzen- und kombiniertes Sprungschanzen- und Terrainlaufen), Schlittschuhwettkämpfe (Kunst- und Schnellaufen), Pferdewettkämpfe (Distanzritt, Steeple-Chase, Preisspringen, Trabwettrennen und Skikjöring), Bandy- und Eishockeywettspiele, Curling, Eisjacht- und Eissegelwettkämpfe, Preisschießen zu Fuß und auf Skiern. Der Besucher der Nordischen Spiele wird in Stockholm sicherlich auf seine Kosten kommen durch den erstklassigen Sport, der dort geboten werden wird, wie auch durch die großartige und stimmungsvolle Natur, die den Wettkämpfen einen unvergleichlichen Rahmen gibt.

Eine Internationale Ausstellung für Menschenschutz findet unter dem Protektorat der Regierung und unter Mitwirkung der namhaftesten Vertreter der ungarischen und ausländischen wissenschaftlichen, künstlerischen, industriellen und kommerziellen Kreise in Budapest von Mai bis September d. J. statt. Sie soll dem weiteren Verfall des durch die verheerenden Folgen des Weltkrieges physisch wie psychisch stark heruntergekommenen Menschenmaterial Europas durch intensivste Propagierung einer rationellen Hygiene, eines gesteigerten Mutter-, Säuglings- und Kinderschutzes usw. entgegentreten. Alle Phasen des menschlichen Lebens, von der Geburt bis zum Tod, die Entwicklung der Gesundheitslehre und Heilkunde, die Technik der Arzneimittelfabrikation und Herstellung ärztlicher Instrumente werden in Bild, Schrift und Plastik veranschaulicht werden. Der Kampf gegen den Geburtenrückgang, gegen Infektionskrankheiten und Epidemien, gegen Alkohol, Nikotin, Opium und alle anderen Betäubungsmittel gehört gleichfalls zu den Hauptbestrebungen der Ausstellung. Gleichzeitig sollen die verschiedensten Kulturveranstaltungen dafür Zeugnis ablegen, daß Ungarn trotz seiner Verarmung auch in künstlerischer Hinsicht mit den übrigen Nationen Schritt halten kann. Bisher ist von deutscher Seite die Beteiligung des Dresdener Hygienischen Museums zugesichert worden.

Ein Freudentag der deutschen Kolonie in Lissabon. Die Einweihung des Festsaales und seiner Nebenräume im deutschen Vereinshaus war ein Anlaß, der von der deutschen Kolonie der portugiesischen Hauptstadt mit Recht gefeiert wurde. Es war dies, abgesehen von dem Gemeinsinn der deutschen Kolonie und der Opferwilligkeit einiger ihrer hervorragendsten Mitglieder, dem für Zwecke dieser Art zur Verfügung stehenden Vermögen einer uralten Hilfsgesellschaft, der Bartholomäus-Bruderschaft, deren Ursprung auf die im 13. Jahrhundert erfolgte Gründung einer deutschen Kapelle zurückzuführen ist, zuzuschreiben. Bei der imposanten Eröffnungsfeier hielten der österreichische Konsul und der deutsche Gesandte in Lissabon eindrucksvolle Ansprachen.

Der neue Ala-Zeitungs-Katalog ist in seiner 51. Auflage, für 1926, rechtzeitig zur Jahreswende erschienen. Den vielen Geschäftsfreunden der Ala wird das damit wieder einsetzende alljährliche Erscheinen dieses hervorragenden Nachschlagewerkes hochwillkommen sein. Wie bisher bringt der vornehm ausgestattete stattliche Band von über 1000 Seiten alles Wissenswerte über das große Zeitungs- und Zeitschriftengebiet des Deutschen Reiches, der europäischen Länder und aller Weltteile. Mit großer Sorgfalt wurde ein Katalogwerk geschaffen, das in vorbildlicher Ausarbeitung auch die weitestgehenden Ansprüche befriedigt und ein zuverlässigster Führer in dem vielgestaltigen Zeitungswesen ist.

„Bade“ betitelt sich eine von der Herstellerin der Novopin-Fichtennadelbäder herausgegebene kleine Broschüre, die trotz des geringen Umfanges so manches Wissenswerte enthält. Das Heftchen ist in allen Verkaufsstellen der Novopin-Fichtennadelbäder, das sind Apotheken und Drogerien, kostenlos zu haben; wo nicht, erfolgt Zusendung kostenfrei durch die Pharmacosma-Gesellschaft, Berlin SW. 61, Belle-Alliancestraße 81.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4219. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1–7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. — Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 21. Januar 1926.

Schneeverhältnisse in Gossensaß. Im Gegensatz zu der infolge der Föhnlage geschaffenen Schneearmut in vielen Winter-Sportplätzen erfreut sich z. B. Südtirol reicher und guter Schneeverhältnisse. So liegt zurzeit in Gossensaß eine einhalb Meter hohe und feste Grundschicht, auf die in der Neujahrsnacht 10 cm Pulverschnee fiel. Gossensaß war sogar in der Lage, am Neujahrstag ein Probe-Eröffnungs-Springen mit gutem Erfolg und Sprungweiten bis 30 Meter auf seiner neuerbauten Gröbnerschanze abzuhalten. Übungswiesen und alle Touren sind vorzüglich fahrbar.

Pflege u. erhalte Deine Zähne mit dem *aus natürlichem Emser Quellsalz hergestellten und nach dem Urteil namhafter Fachgrössen* **besten Zahnpflegemittel**



Emsolith

Verhindert Zahnsteinansatz u. damit viele Zahnkrankheiten. *Erhält die Zähne weiss und glänzend. Schmeckt frisch und angenehm und ist billig, weil sparsam im Verbrauch.* **Staatl. Bade- und Brunnendirektion.**

Dr. Möller's Sanatorium Dresden-Loschwitz **Schroth-Kur** Gr. Erfolge i. chron. Krankh. Prosp. fr.

Ständig ſteigender Umſatz iſt der treffendſte Beweis für die Feinheit der Miſchung unſerer

Ernſt Auguſt

Cigarette zu 6 ₰ in eleganter, praktiſcher Druckknopfpackung.

CIGARETTENFABRIK CONSTANTIN



DES KNABEN BESTES SPIEL

lehrt mit 1000 zu bauenden Modellen spielend **die Grundlagen der Technik.**

Zu haben in besseren Spielwaren- und optischen Geschäften

Walther & Co., Berlin SO 33, Zeughofstrasse 3 **Fabrik technischer Lehrmittel.**

Werbeschriften senden wir jedermann umsonst.



Vaillants Gas-Badeöfen

Marke „Geyser" und „Auto-Geyser"

Zu beziehen durch alle Installationsgeschäfte.

Jll. Katalog Ausgabe 17 kostenlos.

Joh. Vaillant * Remscheid.

Neue Kraft dem Manne

durch **Organophat,** dem hochwertigen, anregenden und nachhaltend wirkenden Sexual-Kräftigungsmittel. Preise 30 Port. 4.75, 60 Port. 8.25 Mk. **Alleiniger,** auf Wunsch diskreter Versand durch **Löwen-Apotheke in Hannover 6.**

Auskünfte, Ermittlungen

über Herkunft, Vorleben, Vermögen, Tätigkeit, Ruf, Charakter, gesellschaftlichen Verkehr usw., sowie **Beobachtungen** in **Kur-Badeorten** wie überall und jede erfolgreiche Detektiv-Tätigkeit nur durch:

„Welt-Detektiv"

Detektei, Auskunftei Preiss, Berlin W. 57, Kleiststr. 36.

Tausendfach bewährt! Gründung 1905!

AUREOL

seit 29 Jahren anerkannt beste

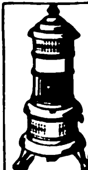
Haarfarbe

färbt echt und natürlich in allen Nuancen, vom hellsten Blond bis zum tiefsten Schwarz.

Probekartons zu 1 Portion ... Goldmark 1,50.
Orig.-Karton zu 4 Portionen - Goldmark 4,50.

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE BERLIN, Markgrafenstr. 26.

Ueberall erhältlich.



MARKE „TURM"

Petrol.-Heizöfen

verbürgen durch ihre anerkannt gute Konstruktion geruch- u. rauchfreies Brennen. Zu haben in guten einschlägigen Geschäften oder man wende sich an

Metallwarenfabrik Meyer & Niss, G. m. b. H.

Bergedorf 17 bei Hamburg

VON ERLESENEM WOHLGESCHMACK
KALT FÜR DIE KÄSESCHÜSSEL
WARM ZUR SUPPE

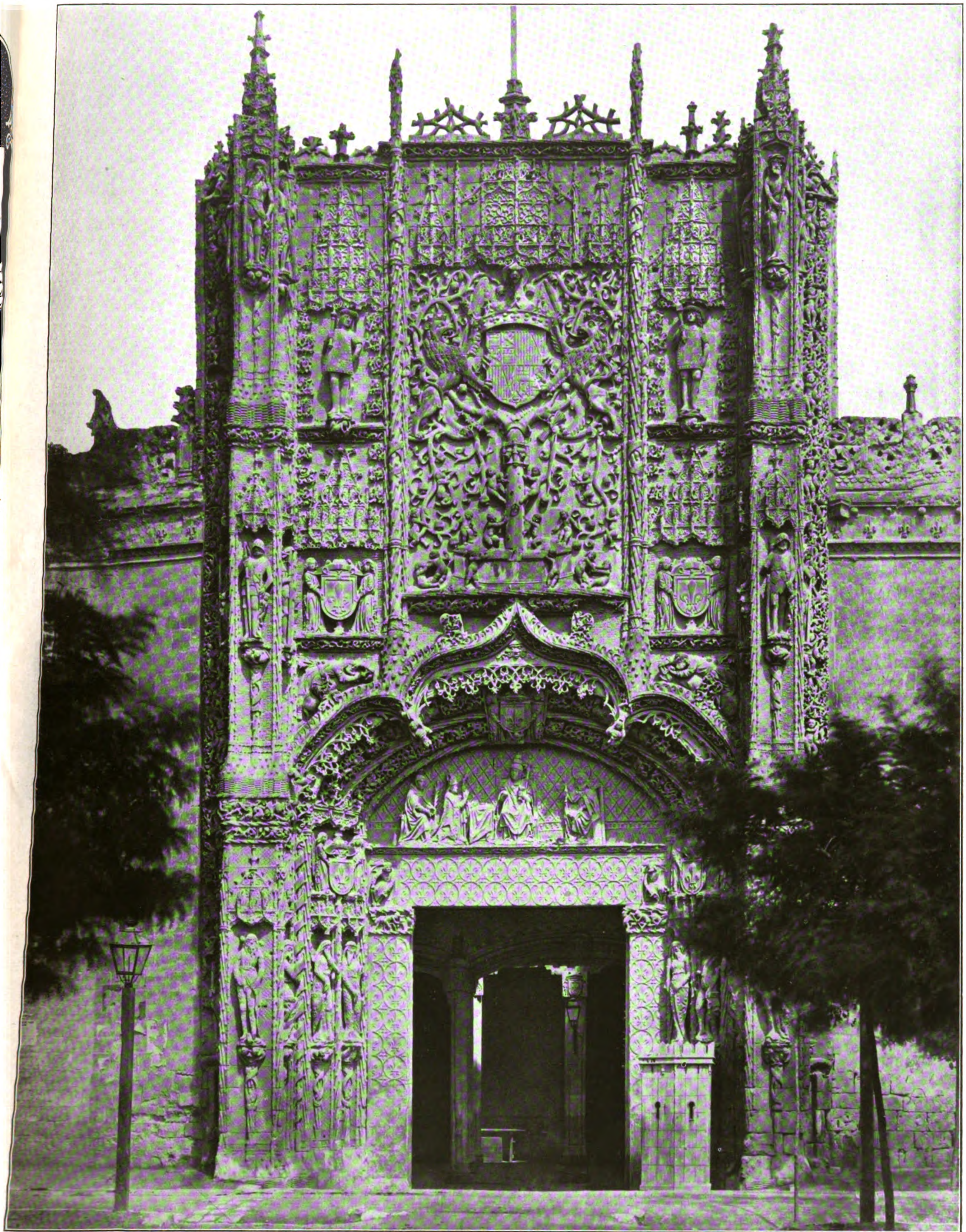


BAHLSENS

Käse-Waffeln

H·BAHLSENS KEKS-FABRIK A·G·HANNOVER

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Fassade des Colegio de San Gregorio in Valladolid

Nach einer photographischen Aufnahme von J. Laurent, Madrid. (Siehe hierzu den Beitrag „Das alte Spanien“ auf den Seiten 91 bis 93.)





Links: Seeverkehrsschwierigkeiten in der vereisten nördlichen Ostsee: Ein schwedischer Verkehrsdampfer im Eise des Schärengebietes. — Rechts: Von der Abreise der englischen Rheinflottille aus Köln am 11. Januar: Die letzten Vorbereitungen auf den Schiffen zur Abfahrt. Ihr Weg führt über Straßburg, durch die französischen Kanäle nach Le Havre und von dort über den Ärmelkanal.

Wie lange leben wir? / Von Dr. med. Georg Wolff.

Die allgemeine deutsche Sterbetafel, die auf Grund sorgfältiger mathematischer Berechnung unter Berücksichtigung der alljährlichen Sterblichkeitsziffern das natürliche Absterben der Generation und damit auch die durchschnittliche Lebensdauer der gesamten Bevölkerung, ihre „Lebenserwartung" bei der Geburt und in allen ferneren Jahren erkennen läßt, zeigt uns, daß noch nicht 30 Proz. der Männer nach Maßgabe der Sterblichkeitsverhältnisse in den Jahren 1910/11 das biblische Alter (70 Jahre) erreichten, noch nicht 10 Proz. ein Lebensalter von 80 Jahren. Von 100 000 Angehörigen des männlichen Geschlechts erlebten bei dieser Absterbeordnung 29 905 ihren siebzigsten, 9711 ihren achtzigsten Geburtstag. So war es bei den Männern. Etwas günstiger war die Sterblichkeit bei den Frauen, den vielgeplagten, aber im Lebenskampf doch ausdauernderen; 36 448 würdige Matronen von 100 000 Angehörigen des weiblichen Geschlechts vollendeten das siebzigste, 12 981 das achtzigste Lebensjahr.

Man mag nun viel aussetzen und herumnörgeln an den Statistiken, die der Sterblichkeit steht da wie ein Fels von Erz! An dem Ergebnis ist nicht zu deuteln; beim Sterben gibt es kein Lügen mehr, kein Verstellen, auch kaum noch einen Irrtum. Aus diesem Grunde ist die Statistik der Sterbefälle von größter Genauigkeit.

Die Feststellung der Sterbefälle in einer bestimmten Bevölkerung oder des Verhältnisses, in dem Sterbefälle und Geburten zur Zahl der Lebenden stehen, ist für den Hygieniker von höchster Bedeutung. Freilich, wichtiger noch als die bloße Feststellung der Tatsachen ist es, den Ursachen nachzuspüren, die eine außergewöhnlich hohe oder niedrige Sterblichkeit ergeben. Denn die vornehmste Aufgabe der Gesundheitspflege ist es, Krankheiten zu verhüten, alle schädigenden bzw. lebenverkürzenden Ursachen im gesellschaftlichen Zusammenleben zu beseitigen, soweit es im Rahmen des natürlichen Lebensablaufes möglich ist.

Krieg, Hunger und Pestilenz, die drei apokalyptischen Reiter, treiben die Ziffer der Sterblichkeit in die Höhe. Doch sind es nicht diese faßbaren Ursachen allein, die sie beeinflussen. Von großer Bedeutung ist auch die jeweilige Zusammensetzung der Bevölkerung, ihr Bestand an Kindern, Erwachsenen und Greisen. Eine Bevölkerung, die reich an Säuglingen und Greisen ist, wird schon an sich dem Sterben viel mehr ausgesetzt sein und daher stets eine viel höhere Sterbeziffer haben müssen als eine andere, in der durch Zuwanderung die mittleren Jahresklassen besonders angehäuft sind. Die Ungleichheit der Sterbeziffern läßt daher keinen Rückschluß auf Gesundheitsverhältnisse und sonstige soziale Lage zu, wenn nicht auch die Verschiedenheit der Altersbesetzung in den Bevölkerungsgruppen, die miteinander verglichen werden, berücksichtigt und korrigiert ist. Das geschieht in der Praxis der großen statistischen Institute, indem nach englischem Beispiel die wirklich gefundenen Sterbeziffern der Altersklassen auf eine Einheits-(Standard)-Bevölkerung von stets gleichbleibender Zusammensetzung bezogen und damit Standard-Sterbeziffern errechnet werden.

So bietet auch die Zahl der Sterbefälle, die jeweils auf 1000 Einwohner umgerechnet wird, dem Unkundigen noch mancherlei Fährnisse, obwohl ihr das denkbar zuverlässigste Urmaterial zugrunde liegt. Die rohe Sterbeziffer, einschließlich der Totgeborenen, betrug im Jahre 1911 im Deutschen Reich 18,2 auf 1000 Einwohner, 1912 16,4, 1913 15,8; sie stieg dann in den Kriegsjahren infolge der Kriegsverluste und Zunahme der Sterblichkeit in der Heimat gewaltig an, am stärksten im Grippejahr 1918 mit 25,2 Todesfällen auf je 1000 Einwohner, um dann in den Nachkriegsjahren schnell zu fallen. Im Jahre 1921 erreichte sie mit 14,7 einen so günstigen Stand wie nie zuvor! Niemand wird deshalb glauben, daß diese niedrige Sterbeziffer ein Ausdruck der günstigen wirtschaftlichen Verhältnisse der deutschen Bevölkerung nach dem Kriege gewesen ist. Die Ursache ist vielmehr im wesentlichen darin zu erblicken, daß die Zusammensetzung der Bevölkerung vor und nach dem Kriege ganz verschieden war infolge des ungeheuren Geburtenrückgangs, der in den Kriegsjahren mit der Einziehung der Männer zum Heeresdienst begann und sich in der Nachkriegszeit aus psychologischen Gründen (Zeugungsunlust infolge der unsicheren wirtschaftlichen Verhältnisse) fortsetzte, wenn auch nicht in dem ungeheuren Ausmaß wie in den Kriegsjahren selbst.



Im winterlichen Doorn (Holland): Die kaiserliche Familie bei einem Spaziergang. Im Hintergrund Wilhelm II. mit seiner Gemahlin Hermine; im Vordergrunde deren Kinder aus erster Ehe.

Die Volkszählung im Jahr 1919 (die erste nach dem Kriege) ergab, daß die kindlichen Jahrgänge bis zu 5 Jahren damals nur noch halb so stark vertreten waren wie im Jahre 1910. Gerade diese Jahrgänge tragen überall erheblich zur Höhe der Sterbeziffer bei. Vorwiegend auf dem Rückgang dieser Altersklassen in der Gesamtbevölkerung beruht auch der sonst nicht verständliche Rückgang der Sterbeziffer in der Nachkriegszeit.

Sinkt die allgemeine Sterblichkeitsziffer, so muß die durchschnittliche Lebensdauer der Menschen steigen. Das ist ohne weiteres verständlich. Wie groß aber zu einer bestimmten Zeit unsere voraussichtliche Lebensdauer sein wird, läßt sich nur aus künstlich berechneten Sterbetafeln nach den Gesetzen der Wahrscheinlichkeit bestimmen, nicht etwa aus dem „Durchschnittsalter der Gestorbenen", dessen einfache Angabe zahlreiche Fehlerquellen in sich birgt. Diese Sterbetafeln stellen ein Kunstwerk der mathematischen Statistik dar; sie lassen in ihren Ergebnissen, die alljährlich in den statistischen Quellenwerken veröffentlicht werden, ohne Schwierigkeit erkennen, wie sich das Ableben einer Generation vollziehen würde, wenn die Sterblichkeitsverhältnisse einer bestimmten Zeit zugrunde gelegt werden. So zeigt die deutsche Sterbetafel für die Jahre 1910/11 das schon eingangs erwähnte Resultat.



Dr. phil. et rer. pol. h. c. Ludwig Pohle, Geh. Reg.-Rat, Professor der Staatswissenschaften an der Universität Leipzig, bedeutender Vertreter der Volkswirtschaftslehre, † am 11. Januar im 57. Lebensjahre.



Alexander Moszkowski, bekannter Schriftsteller, Verfasser von Humoresken, philosophischen Essays und Theaterstücken, konnte am 15. Januar seinen 75. Geburtstag feiern.





Vom Vortrag des Schachmeisters Dr. E. Lasker, den er vor seiner Abreise nach Amerika in Hamburg am 7. Januar über das Internationale Schachturnier in Moskau hielt: Dr. E. Lasker vor dem Demonstrations-Schachbrett. — **Links:** Zur Feier des 25jährigen Bestehens der von der Deutschen Ornithologischen Gesellschaft gegründeten Vogelwarte in Rossitten (Ostpreußen) am 1. Januar: Prof. Dr. Thienemann, Leiter der Warte seit ihrer Gründung, beim Beringen von Vögeln. Dieses Anlegen von Aluminiumringen ermöglicht genaue Feststellungen über den Vogelzug. (Phot. Kühlewindt, Königsberg.)



Die feierliche **Beisetzung** der am 4. Januar in Bordighera (bei San Remo) verstorbenen Königinmutter Margherita in Rom am 11. Januar: Der Trauerzug bei der Überführung der Leiche vom Bahnhof nach dem Pantheon.





Links: Vom Beginn des (15.) Sechs-Tage-Rennens im Sportpalast zu Berlin am 14. Januar: Die Fahrer kurz vor dem abends 10 Uhr erfolgten Start zur 145-Stunden-Fahrt. In ihrer Mitte die Modekönigin Sonja Jowanowicz (×), die den Startschuß abgab. — **Rechts:** Der Transport des wertvollen Sarges des altägyptischen Königs Tutanchamon unter bewaffneter Bedeckung nach dem Museum für ägyptische Altertümer in Kairo, wo er am 5. Januar eintraf und der öffentlichen Besichtigung freigegeben werden soll.





Links: Von dem kürzlich abgehaltenen Hirten-Appell in Hungen (Oberhessen), bei dem nach Vorträgen und Vorführung eines Schafzucht-Films ein Festzug veranstaltet wurde: Die Spitze des Festzuges mit der Hirtenfahne. — **Rechts:** Bluttransfusion als Heilmittel im Dienste der Medizin: Das Verfahren bei der Blutübertragung. Die Entnahme sowie die Abgabe des Blutes geschieht mittels dünner Hohlnadeln, die in die Blutgefäße eingeführt werden. Dieses Verfahren hat den Vorteil, daß es ohne Schaden öfters wiederholt werden kann. Es ist möglich, einem Menschen ohne körperliche Schädigung 200 bis höchstens 500 g Blut zwecks Übertragung auf einen anderen zu entnehmen. Bei Verblutungen, Bluterkrankungen und inneren Blutungen hat sich die Bluttransfusion als wertvolles Heilmittel erwiesen.

Die gleiche kunstvolle Berechnung der Sterbetafeln, die auch den Versicherungsgesellschaften die Grundlage für ihre Prämienkalkulation liefert, läßt nun auch erkennen, wie groß die Lebenserwartung (Lebensdauer) einer Generation nach Maßgabe der jeweils herrschenden Sterblichkeitsverhältnisse im Durchschnitt ist. So gibt die deutsche Sterbetafel für die Jahre 1910/11 an, daß die zu erwartende Lebensdauer des männlichen Geschlechts unmittelbar nach der Geburt 47,41 Jahre betrug, nach Ablauf des ersten Lebensjahres 56,86 Jahre, nach Ablauf des zweiten sogar 57,74, des fünften 56,21, des zehnten nur noch 52,08, des zwanzigsten Lebensjahres noch 43,43, des dreißigsten 35,29, des fünfzigsten 19,71 Jahre betrug und so immer weiter abnahm. Niemand wird sich wundern, daß die Lebenserwartung nach der Geburt erheblich geringer (fast um 10 Jahre) ist als nach Ablauf des ersten Lebensjahres; denn gerade im ersten Lebensjahr liegt die gewaltige Bedrohung des menschlichen Lebens durch die Gefahren des Säuglingsalters (Lebensschwäche, Darmkrankheiten infolge Ernährungsstörungen usw.) vor.

Wiederum schneidet das „schwächere" Geschlecht um ein erkleckliches besser ab. Seine mittlere Lebensdauer betrug nach der letzten deutschen Sterbetafel bei der Geburt 50,68 Jahre und erreichte ebenfalls, wie die der Männer, nach Ablauf des zweiten Lebensjahres die Höchstziffer mit fast 60 Jahren (59,64), um von da, erst langsam, dann schnell, entsprechend dem natürlichen Ablauf des Lebens, abzusinken. Das biblische Alter von 70 Jahren wird bei dieser Art von Durchschnittsberechnung für eine ganze Bevölkerung noch nicht erreicht; nur 30 Proz. der Männer, 36 Proz. der Weiber gelangen dahin. Immerhin haben wir uns diesem Ziel in den letzten Jahrzehnten schon erheblich genähert. Dazu noch ein paar Zahlen, und damit die letzten! Sie mögen uns zeigen, wieweit es bereits gelungen ist, das menschliche Leben zu verlängern, d. h. von „unnatürlichen" Todesursachen zu befreien.

Nach der deutschen Sterbetafel für die Jahrzehnte 1871/72 bis 1881/82 betrug die mittlere Lebensdauer des männlichen Geschlechts bei der Geburt 35,58 Jahre, 1881—1890 37,17 Jahre, 1891—1900 schon 40,56 und 1901 bis 1910 sogar 44,82 Jahre; wir sahen schon, daß sie in den Jahren 1910/11 noch weiter, auf 47,41 Jahre, stieg. Diese Erfolge sind im wesentlichen dem Rückgang der Säuglingssterblichkeit, aber auch der übrigen Sterbeursachen, insbesondere Tuberkulose, zu verdanken.

Kein Mensch wird verkennen, daß an diesen Erfolgen die moderne Hygiene und Gesundheitsfürsorge zu einem wesentlichen Teil beteiligt sind, zum anderen freilich auch die allgemeine Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse, die Hebung der Volksbildung durch Schulzwang, die Arbeiterschutzgesetzgebung und andere Maßnahmen mehr. Es ist stets schwer, statistisch das eine gegen das andere abzuwägen. Die Tatsache bleibt aber bestehen, daß die mittlere Lebensdauer der Bevölkerung in den letzten Jahrzehnten erheblich gestiegen ist, und die bisherigen Ergebnisse berechtigen zu weiteren Hoffnungen.



Von der kürzlich erfolgten Uraufführung des Stückes „Das zerbrochene Herz" von A. v. Hatzfeldt (nach einem altenglischen Trauerspiel von John Ford) im Schauspielhaus zu Köln: Letztes Bild. Mitte oben: Frl. Herwelly als Kalantha; auf der Bahre: Herr Bummerstedt als Ithokles; am Pfeiler links: Herr Rabens als Nearchus; rechts: Herr Wenzel als Bassanes. Regie: Ernst Hardt.



D. Dr. jur. L. O. J. Söderblom,

Erzbischof von Upsala, Primas der evang.-luth. Kirche in Schweden, Leiter der Stockholmer Weltkonferenz für praktisches Christentum, feierte am 15. Januar seinen 60. Geburtstag.



Ein neuer Rekord im Skispringen: Der Norweger Dagfinn Carlsen während seines 63-m-Weitsprungs auf dem Skigelände in Pontresina (Oberengadin).



Christian Sinding,

norwegischer Komponist, der sich auch in Deutschland einen Namen gemacht hat, konnte am 11. Januar in Oslo seinen 70. Geburtstag begehen.



Im Reiche des Schlittschuhs: Bewegtes Treiben in der neuen Eisarena des Sportpalastes in Berlin / Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Lutz Ehrenberger

Der Sportpalast war vor 15 Jahren als Kunsteisbahn erbaut worden, diente aber dann Jahre hindurch als Stätte reitsportlicher Veranstaltungen, der Sechs-Tage-Rennen und der Boxkämpfe. Auf Betreiben des Berliner Schlittschuh-Clubs wurde er wieder seinem ursprünglichen Zweck zugeführt und konnte im November vorigen Jahres als Kunsteisbahn eröffnet werden. Die glitzernde Eisarena wird von einem Wandelgang, hinter dem sich Logen anschließen, und von einer erhöhten Galerie umrahmt. In kurzer Zeit kann die Eisfläche durch ein Parkett überdeckt und anderen Veranstaltungen, wie Versammlungen, Ballfesten, Boxkämpfen, dienstbar gemacht werden. Alltäglich strömen nun die Anhänger des Schlittschuhsports herbei, die jetzt wieder von den allen Witterungsveränderungen unterworfenen Natureisbahnen unabhängig sind, und tummeln sich auf der weiten Fläche.

Fürs Kostümfest











Oben: Links: Die Tänzerin Lori Leux im Empire-Reitkostüm. — Mitte: Ballkostüm „Regenbogen" aus Goldlamé mit Seidentüll in fünfzehn ineinander übergehenden Farben und mit Straßgarnierung. — Rechts. Die aparte Ilse Bois als Pierrette. Unten: Links: Chinesische Maler-Kostüme. — Rechts: Tänzerinnen-Kostüm. Nach photographischen Aufnahmen von A. Binder, Berlin.

TUSKULUM

ROMAN VON ELISABETH DAUTHENDEY

(3. Fortsetzung.)

Musa, die Heilige, die Unergründliche, das Geheimnis", zischte Lissa aufgeregt.

„Warum so boshaft emphatisch, Lissa? Hat sie dich geärgert?" fragte Liebmann mit harmloser Miene.

„Das Wild, dessen Spur man immer wieder verliert, ist mehr als Ärgernis, es ist Verzweiflung."

„So tragisch sollten Sie es nicht nehmen, Gnädige. Warum auf so Einziges zielen, da doch der ganze Wald Ihnen zur Verfügung steht."

„Auch Sie, Iwan Gregorowitsch, im Banne der Sphinx?"

„Herr Bottner!" meldete das Mädchen.

„Mein Antipode", murmelte Iwan, sprang auf und kreuzte mit Bottner an der Tür.

„Schon des Weges, Meister?"

„Wir sind immer auf dem Wege", entgegnete Iwan brüsk, verneigte sich in die Runde und verschwand.

„Künstler — krauses Volk, aber amüsant. Wenigstens muß man sie so nehmen, sonst weiß man nichts mit ihnen anzufangen."

„Oho!" rief Liebmann.

„Bitte, Verehrter, Sie nehme ich bitter ernst. Wer so erfolgreich mit der tragischen Muse ringt, ist wahrlich nicht leicht zu nehmen."

Liebmann biß sich auf die Lippen und zog die Uhr — höchste Zeit zur Probe! —

„Heute abend darf ich Sie wohl im Klub zum Souper erwarten?" fragte Bottner verbindlich.

Liebmann verbeugte sich lächelnd und küßte Lissa zum Abschied die Hand.

„Endlich allein!" sagte Bottner, als alle gegangen waren.

„Nicht so plattfüßig, lieber Freund! Etwas geistreicher, wenn ich bitten darf."

„Geist — eine fatale Sache, hängt in der Luft, hat keinen Boden unter den Füßen. Bin mehr fürs Reale, Greifbare, Bodenständige."

„Fürs Klingende und Zählbare."

„Jawohl, damit koof ich mir die ganze Welt mitsamt ihrem Geist."

„Gekaufter Geist ist schaler Trunk."

„Streiten wir nicht, Lissa. Plaudern wir lieber wie einst im Mai!"

„Tempi passati! Nicht rückwärtsschauen, vorwärts ist die Losung!"

„Übrigens, wie weit bist du mit dem famosen Buch? Hast du dem lästigen Ehemann darin ein erstklassiges Begräbnis gegönnt?"

„So kann man das Ernsteste herunterreißen. Sprechen wir von anderem!"

„Mir sehr erwünscht. Wer war heute bei dir? Frau Musa etwa?"

„Neugierig — endlich!"

„Oh, schon lange."

„Nein, sie war nicht da."

„Schade. Wollte sie mir erst einmal bei dir ansehen, ehe ich zu ihr ging, um Sylvias Bild zu sehen."

„Du hast es noch nicht gesehen?"

„Nein. Es muß etwas ganz Verrücktes sein nach allem, was Sylvia mir davon sagte."

„Verrückt schon, aber wundervoll."

„Sie macht mir Sylvia auch noch toll. Sie ist wie ausgewechselt — noch scheuer, noch ablehnender und mimosenhafter. Sie ist schon wie Luft in meiner Hand. Und all die Bücher und das Dichten — der dümmste Firlefanz!"

„Man muß nicht nach den Sternen greifen, wenn man erdgeboren ist. Warum suchtest du dir nicht etwas anderes, Robusteres für deine Vordergrundspiele."

„Gerade das Zarte mir heranzudressieren, das reizt und lockt mich, und sie will ich auch noch kirre machen — biegen oder brechen!"

„Ich fürchte, sie bricht."

„Dann fort damit!"

„Erich, was ist aus dir geworden! Du warst ein anderer in jener Zeit."

„Da war ich arm und hoffte auf dich — du nahmst einen andern, und ich wurde reich. Und Millionen sind eine verteufelte Kraft, fast wie Allmacht fühlt man es in sich. Wege frei zu jedem Ziel, zyklopische Mauern gegen den Feind und tausend offene Tore und liebliche Wege zu den hisperischen Gärten. Freiheit ohne Grenzen — jede Lockung mein, jedes Weib mein Spiel!"

„Und alles glaubst du im goldenen Netz zu fangen? Oh, roher Wahn des Mannes!"

„Kraft und Geld sind die Mächte, die die Welt zwingen und das Weib."

Er erhob sich zu seiner vollen Höhe. Kraftvoll gebaut und von jener faden Schönheit, die jedes tieferen Akzentes bar, wirkte er für erste Augenblicke verblüffend durch die Wucht seiner Erscheinung, die mit raffinierter Eleganz eine Kultur vorzutäuschen suchte, die nicht vorhanden war.

Er griff nach der Flasche, stürzte ein Glas des schweren Südweines hinunter und breitete die Arme aus.

„Lissa, nun bist du frei! Sei meine Sonne, die mich den blassen Mondschein vergessen läßt, an den ich mich in einer sentimentalen Stunde gebunden habe!"

Lissa trat von ihm zurück.

„Fühlst du nicht, wie fremd wir uns geworden?"

„Das sagst du, weil du irgendwo gefesselt bist. Aber Fesseln lassen sich lösen nach rechts und nach links. Oder ist dir ein Bündnis mit beschränkter Haftpflicht lieber?"

„Zeig' nicht dein allzu wahres Gesicht, sonst ist auch unser Freundschaftsspiel verloren. Zudem, du weißt, ich bin gebunden, und zu einem Doppelspiel bin ich nicht leicht genug."

„Ha, der Liebmann, der Schwächling in Herkulesgestalt! Was liebst du an dem?"

„Seine große Kunst."

„Warum nimmst du ihn dann nicht ganz?"

„Wer die Ehe kennt wie ich, kehrt nicht zu ihr zurück."

„Man muß sie nicht zu ernst nehmen, dann ist sie ein ganz hübscher Garten, in dem es sich behaglich wandelt zu Zeiten. Für heute haben wir uns wohl nichts mehr zu sagen? Wenn du nächstens Frau Musa erwartest, laß es mich wissen."

Lissa lachte.

„Eine neue Fährte — Weidmanns Heil! Aber ich warne dich, im heiligen Haine pflegt man nicht zu jagen."

„Heilig! Als ob es das gäbe!"

„Wer weiß", sagte Lissa und schloß die Tür. — — —

Es war die letzte Sitzung in Iwans Atelier.

Der späte Herbsttag war rauh und kalt, ein wohliges Feuer spielte rotleuchtend im Kamin.

„Ist es bequem so?" fragte Iwan und schob Musa ein weiches Kissen unter die Füße.

Das fertige Bild stand lebensgroß auf der Staffelei.

Man wußte auf den ersten Blick, hier hatte höchstes Agens die Hand des Künstlers beseelt und zu einer jener Leistungen befeuert, die neue Werte dem Schatze der Kunst hinzufügen.

Der Diener rollte den Teewagen herein, ordnete das Nötige und ging wieder. Die beiden saßen wie im Traum.

Die Erinnerungen einer göttlich schönen Zeit voll zarten Duftes der Liebe und reichen blitzenden Spiels des Geistes, in dem die volle Ebenbürtigkeit der Spielenden jede Grenze aufhob und die Unendlichkeit des Lebenswillens ahnen ließ, waren zwischen ihnen. So war das Schweigen keine Leere, keine Armut, kein Versagen. Vielmehr ein berauschender Genuß. Ein Untertauchen in die Tiefe des Meeres, wo die Wunder einer fremden, fernen Welt den Wissenden mit geheimnisvollem Glücke durchschauern. Endlich aber mußte ein Wort fallen, daß die Seele nicht barst an ihrer beglückenden Last.

„Unsere letzte Stunde", sagte Iwan. Seine Stimme hatte den weichen, schmeichelnden Klang der slawischen Zunge. „Was haben Sie mir gegeben, Musa, in dieser Zeit!"

Er sprang auf und trat zu dem Bilde hin.

„Dieses Bild, dieser köstliche Reichtum, aus uns beiden geboren! Wie sind Sie mein geworden, darin! Durch mich hindurchgegangen. Durch meinen Traum, meinen Geist, durch die Schauer meines Blutes, das künstlerische Fluid meiner Hand — mein, Musa — mein!"

Musa blickte in die spielenden Flammen des Kamins.

Überströmt von diesem glutenden Licht, von den glückswogenden Rhythmen ihres Blutes durchbebt, schien ihre eigenartige Schönheit sie nur wie ein feiner Schleier zu umspinnen, durch den der Glanz ihrer geistigen Wesenheit mit magischer Gewalt hervorbrach.

Alles an ihr war Antwort und Echo auf jene Stimme, die das Geheimnis der Mannesseele in die Stille des Raumes rinnen ließ.

„Musa!" rief nun diese Stimme mit einer Leidenschaft, in der die Kraft des Todes schrie.

Er stürzte Musa zu Füßen und barg seinen Kopf in ihrem Schoß.

Musa glitt sanft mit den schönen Händen durch das üppige Haar.

„Wir wußten es lange," sagte sie, „wie es um uns stand. Es ist gut, daß das Wort kam. Erlösung und Lösung brauchten wir. Denn, ach, wir wissen ja auch das andere."

„Ja, das andere", sagte Iwan und erhob sich mit schwerer Bewegung.

„Deine Kunst — meine Kunst... unser Höchstes, unsere Seligkeit — muß sie uns nun zum Fluche werden! In der Entfernung brachte sie uns näher, in nächster Nähe soll sie uns entfernen."

„Ach, daß es die gleiche Göttin sein muß, die uns beherrscht!"

„Wäre es Musik oder Dichtkunst, da ließe die eine Muse der andern Freiheit und Raum, so aber stößt Gleiches auf Gleiches, löscht sich aus — oder uns."

„Wehe, daß du recht hast, Geliebte! Und", fügte er ganz leise hinzu, „verzichten? Auf ein Großes verzichten, um ein Größeres zu gewinnen?"

„Auch daran habe ich gedacht in den heißen Stunden der Sehnsucht. Aber können wir verzichten? Wir, die wir in den Umarmungen des Gottes gelegen? Werden wir nicht tausendmal ärmer als der Elendste der Sterblichen, wenn wir das in uns aufgeben, was unsere Seele an das Jenseits von Zeit und Raum bindet? So verarmt, würdest du mich nicht wiedererkennen, und an meiner tödlichen Qual littest auch du in deinem eigenen Höchsten, deiner Kunst."

„So ist Abschied unser Los? Kann das sein? Die göttliche Nähe unserer Wesen, die seligen Himmelfahrten zu den Höhen des Lebens und der Kunst, der Rausch der Schönheit, der von Seele zu Seele, von Geist zu Geist uns durchflutete, soll all das ein Ende haben? Geliebte, ich ertrage es nicht."

Finster starrte der Mann in die Glut des zusammenbrechenden Feuers. Plötzlich stützte er die Arme schwer auf den Kaminsims, der Kopf sank in die Hände. Er weinte.

Musa erhob sich, trat zu Iwan hin und legte ihre Hände auf seine Arme. Ihre Stimme war wund und schwer von erstickten Tränen, aber sie sammelte alle Kraft, dem Trostlosen ein wenig Linderung zu geben.

„Nicht so, Iwan, nicht so! Warum soll es endgültiger Abschied sein? Gibt es nicht eine Ebene höheren Weges, wo unsere Seelen sich immerfort begegnen können und so das höchste Licht unseres Wesens stets zueinander leuchten kann, wenn wir die Sehnsucht der Erde in uns verglühen lassen? Ist nicht auch Freundschaft ein höchster Lebensrausch, der uns beflügelt und zu unseren Höhen trägt?"

Der Mann neigte sich über ihre Hände und küßte sie.

„Gib mir Zeit! Ich werde einige Tage in die Berge gehen und mir Kräfte atmen zum schweren Opfer."

„Wir wollen es uns so leicht machen, wie Liebe es kann." Der Diener meldete den Wagen. Iwan geleitete Musa hinunter. Als der Schlag zufiel, riß er ihn mit verzweifeltem Griff wieder auf und stieg zu ihr ein.

„Laß mich dich begleiten! So jäh kann ich mich nicht losreißen von dir."

Da öffnete Musa ihm die Arme und gab ihm zum einzigen Male die ganze Nähe ihres Wesens. Und beide fanden in dieser Umarmung die beruhigende Entspannung ihres qualdurchbebten Blutes.

So schieden sie in klarer Stille voneinander und konnten sich mit beruhigtem Händedruck das von leiser Hoffnung erfüllte Wort des Wiedersehens sagen.

Und nicht einen Augenblick war trotz schwerster Pein die Möglichkeit in ihnen wach geworden, ihrer kostbaren Leidenschaft eine jener losen Gestaltungen zu geben, wie solche überall um sie her im Dunkeln und Geheimnisvollen aufwuchsen, gewußt, belächelt, beneidet, verlästert, aber sieghaft durch die dämonische Kraft des triebhaften Lebensdranges.

Iwan wußte, daß er mit solchem Ansinnen die wundervolle Einheit der vollkommenen Seele, die sich ihm gegeben hatte, unheilbar zerstören würde.

VI.

„Die einfachste Annäherung ist, ich lasse mich malen", sagte Bottner zu Sylvia.

„Ich rate dir, überhaupt nicht hinzugehen. Du wirst in jeder Beziehung enttäuscht sein. Was du erwartest, ist nicht da, und was da ist, kann dir nichts sein."

„Nur nicht so hoch hinaus! Jedes Weibchen hat seine schwache Seite; man muß sie nur zu finden wissen und sie mit etwas Nachdruck bearbeiten."

Sylvia ging zur Tür hinaus.

Bottner lachte laut auf und pfiff einen Gassenhauer. Dann ging er ins Nebenzimmer.

„Wieder in Tränen, kleine Sylphe? Habe ich dir zu hart an deine makellose Heilige gerührt? Nun bin ich erst recht auf sie vernarrt. Ich gehe hin, komme, was will. Mehr als hinauswerfen kann sie mich nicht."

„Ich fürchte, das wird dir werden. Ich würde es dir, ihr und mir ersparen."

Er trat vor den hohen Wandspiegel, drehte sich mit weibischer Koketterie vor ihm hin und her.

„Nun, ich denke, einen Mann wie mich wirft man nicht so leicht hinaus. Man hat seine Meriten, und wo einem tausend Evas zu Füßen lagen, wird die tausendundeinste nicht die Spröde spielen. Meinst du nicht, Kleine?"

Sylvia ging wieder aus dem Zimmer, tauchte ihre Hände ins Wasser und wusch in zitternder Erregung an ihnen herum. Ihr war, als müsse sie etwas wegschwemmen von sich, eine Erniedrigung, eine Scham, die sich in sie einfraß und etwas in ihr zerstören wollte.

„Übrigens," sagte Bottner, die Tür öffnend, „morgen abend kommen die Herren vom Aufsichtsrat. Sorge für ein feines Souper und lauf nicht wieder schon um zwölf Uhr davon! Den neuen Herrn mußt du mir vom Leibe halten. Der werkelt in Kunst und Literatur. Das ist was für dich. Kannst flirten in allen Tonarten, gebe dir Generalablaß."

Die Tür fiel krachend zu, und dann fauchte unten das Auto zum Tor hinaus.

Sylvia starrte dem fortrasenden Auto nach. Es war, als stürzten Welten um sie ein, als versänke sie in ein dunkles, ekles Wasser. —

Bottner hatte sich bei Musa angemeldet. Um Sylvias willen lehnte sie nicht ab. Es war gut, ihm so von Auge zu Auge ins Wesen zu schauen. Vom Schemel ihrer Kunst aus nahm sie sein Bild in andere Sphären auf als im alltäglichen Verkehr, den anzuknüpfen sie bisher durchaus vermieden hatte.

Elegant bis zum Überdruß, mit weitausholenden, chevaleresk sein sollenden Bewegungen, war er dann bei ihr eingetreten.

Das vornehme Interieur, das stilvolle Atelier, Musas eindrucksvolle Erscheinung verblüfften den von Reichtum verwöhnten, aber kulturlosen Mann, machten ihn unsicher und mit der Unsicherheit zu brutaler Explosion als Gegenwehr geneigt. —

Die ersten Sitzungen verliefen ziemlich einsilbig. Bottner saß wie auf Kohlen diesen eindringenden, durchschauenden Augen gegenüber. Er fühlte, daß diese Frau ihn ohne Worte bis ins Innerste erkannte. Schmeicheleien verfingen nicht, Albernheiten fielen platt zu Boden. Ein kleines Hochziehen der schönen Brauenlinie brach jedem frivolen Witz sofort die Spitze ab.

So konnte es nicht fortgehen. Das war ja tödlicher Ernst, und die da, das schöne Weib, sollte sprühen in girrender Lebenslust, sprühen für ihn.

Darum trank er sich für die nächste Sitzung einen knatternden Sektmut an und versuchte, die verschlossene Feste mit Feuerschlangen zu bestürmen. —

Er kam mit übelster Laune nach Hause. Schwur hoch und teuer, dieser Schneekuppe überdrüssig zu sein. — Nach dem Revolver hat sie gegriffen, die alberne Zierpatz. Und dann prasselte ein Schwall bösester Reden und unsauberer Zornausbrüche über Sylvias leidende Seele.

„Das sage ich dir, der Verkehr hat aufgehört! Die abnorme Person hat dich schon ganz verkehrt gemacht. Ich muß dich wieder fester an die Kandare nehmen. In meinem Hause will ich Herr sein!"

Mit wütend aufstampfenden Schritten ging er durch die Zimmer und warf die Türen mit lautem Lärm hinter sich zu.

Bleich und verstört stand Sylvia am Fenster. Sie sah und hörte nichts um sich her. Alle Kräfte waren nach innen gespannt. Ein wirres Fragen und banges Suchen war in ihr.

War Bottner immer so roh gewesen, war sie sehender geworden? Jung und unerfahren, willenlos in die Ehe gezwängt, hatte sie das Wesen des Mannes hingenommen wie etwas Unverständliches und Unentrinnbares. Betäubt und vergewaltigt, wandelte ihre Seele gefesselt und erstarrt durch ihre Tage und Nächte, litt bis zum Wahnsinn und wußte sich keinen Weg aus dieser Finsternis.

Bis eines Tages ein linder, blauer Frühlingsmorgen und die erste süße Kadenz einer Vogelstimme ein kleines Lied aus ihrem Kummer aufblühen ließen. Da sprang eine Pforte auf, kam ein Licht aus eigener Tiefe herauf, sah sie den Pfad und fand die Schritte, die sie zu sich selbst führten.

Da wurde es klarer in ihr, und sie erkannte die ganze Grausamkeit ihrer Lage. Mit dem Mut der Verzweiflung stürzte sie sich in die eigene Tiefe und band ihre Kräfte zu einem Ziele, fernab von der verzerrten und besudelten Gegenwart ihrer Tage.

So hatte sie ihre Kunst gefunden. Und war durch sie noch verwundbarer in ihrer Seele geworden.

Und als dann noch Musa in ihr Leben trat und sie in der edlen Form dieser Persönlichkeit die reinen Linien vollendeter Kultur mit dem Heißhunger ihres werdenden Eigenlebens in sich aufgesogen, da wußte sie plötzlich um den Abgrund, an dem sie bisher entlanggelebt.

Wußte darum und fand doch nicht den Mut zur Abkehr, vor all der kommenden Roheit zurückschreckend, die damit über sie hereinbrechen würde.

Aber diese Szene heute war der letzte Tropfen in dem bitteren Kelch ihres Geschickes. Und sie erkannte, daß es nur eine Rettung gab, und daß sie den Weg gehen mußte, auch wenn es über ihre Kraft ginge.

Wie ein Licht kam es ihr entgegen. Musa würde ihr helfen, und da wußte sie sich geborgen.

Sie mußte fort aus diesem Hause und gleich, ehe die lähmende Schwäche der Angst vor den Folgen wieder über sie kam. Betäubt und mit fiebernden Händen raffte sie das Allernötigste zusammen und bestellte den Wagen, um zu Musa zu fahren.

Da brachte das Mädchen eine Karte:

„Dr. Stephan Mendock, Paris."

Ein junger Mann, hochgewachsen, gut gebaut und elegant in Haltung und Dreß, trat ein.

„Bitte", sagte Sylvia verlegen, da die innere Erregung sie noch beherrschte.

„Sie wissen nichts von mir?" fragte der Besucher.

Sylvia nahm die Karte und las den Namen: „Dr. Mendock."

„Nein, der Name ist mir völlig fremd."

„Aber Sie kennen meine Schwester Musa?"

„Musa — aber —?"

„Ich bin ihr Stiefbruder, daher der andere Name. Das vergaß ich eben. Sie hat mir von Ihnen geschrieben und mit so viel Liebe und Interesse, daß ich unwillkürlich glaubte, Sie müßten mich auch kennen."

„Stephan — ja, den Namen hörte ich von ihr." (Fortsetzung folgt.)



Aus den oberbayrischen Alpen: Alte Kirche in Garmisch / Nach einem Gemälde von Carl Reiser

E. Th. A. Hoffmann.

Zu seinem 150jährigen Geburtstage am 24. Januar.

Wild, ungebunden, phantastisch, grotesk — so geistert die Erscheinung E. Th. A. Hoffmanns, des Gespenster-Hoffmann, wie man ihn genannt hat, durch die deutsche Literatur, in der sich eine gleiche zum zweiten Male nicht wiederfindet. In seinen Werken fiebern der Taumel gespenstischen Grausens und eine ausschweifend dämonische Einbildungskraft. Witzige Satire und krauser Humor vereinen sich in tollem Wirbel mit düsterem Spuk und nebelhaft verzerrter Phantasie. Die sonst selten erreichte Erzählungskunst dieses merkwürdigen Kindes der Romantik, der bei seinem überreichen Talent ein hohes musikalisches und zeichnerisches Können zur Seite stand, schließt zartesten Feinsinn und grauenhafte Maßlosigkeit in sich. Die Wirkung seines Schaffens, das nun schon über 100 Jahre zurückliegt, lebt noch heute ungebrochen, ja, gerade in neuerer Zeit hat sich wieder der literarische Geschmack mit frischem Verständnis seinen Schriften um ihrer Eigenart und Gestaltungskraft willen zugewandt und sie aus einer gewissen Vernachlässigung gehoben. Sein Einfluß reicht über die deutsche Dichtung hinaus weit bis in fremde Literaturen: die französische Neuromantik und sein amerikanischer Geistesverwandter Edgar Allan Poe beweisen es.



E. Th. A. Hoffmann. Selbstporträt.

Am 24. Januar 1776 in Königsberg geboren, studierte Ernst Theodor Amadeus (eigentlich Wilhelm) Hoffmann in seiner Vaterstadt Rechtswissenschaft und kam 1804 als Regierungsrat in das seinerzeit preußische Warschau. Diesem Aufenthalt verdankte er wertvolle Eindrücke und Anregungen. Der Einmarsch der Franzosen im Jahre 1806 riß ihn aus einem sorgenlosen Künstlerleben und beraubte ihn seines Amtes. Zwar bot sich ihm bald eine Stellung als Musikdirektor am Theater des Grafen Julius v. Soden in Bamberg, doch als diese Bühne kurz darauf ihre Pforten wiederschloß, geriet er in Not. Erst 1813 gelang es ihm, die Leitung des Orchesters einer Schauspielergesellschaft, die abwechselnd in Leipzig und Dresden spielte, zu übernehmen. Nach dem günstigen Ausgang des Krieges gegen Frankreich trat er wieder in den preußischen Staatsdienst und wurde 1816 als Kammergerichtsrat in Berlin angestellt, wo er bis zu seinem am 24. Juli 1822 erfolgten Tode tätig war. Die geistvolle Tischrunde im Weinhaus Lutter und Wegener, die von ihm mit Fouqué, Chamisso, Devrient u. a. gebildet wurde, erlangte damals Berühmtheit. In diesem Abschnitt seines Lebens entstanden auch seine bedeutendsten Werke, vor allem „Die Elixiere des Teufels“, „Lebensansichten des Katers Murr“, „Die Serapionsbrüder“, „Das Fräulein von Scudéry“, „Doge und Dogaresse“. Unbeugsame Gesinnung, rege Spottlust und überströmender Geist erschwerten ihm manchmal die Amtsführung, aber seine Pflichttreue rechtfertigt die Aufschrift seines Grabdenkmals, die seine Freunde zu seinem Namen hinzufügten: „Ausgezeichnet im Amte, als Dichter, als Tonkünstler, als Maler.“

Hy.

Lortzings Bedeutung in der Entwicklung der komischen Oper.

Zu seinem 75. Todestage am 21. Januar.

Es gab eine Zeit, da die meisten Lortzing-Biographen uns das Bild des deutschen Schöpfers der komischen Oper nur von **einer** Seite zeigten: als den genialen musikalischen Spender von Frohsinn und Heiterkeit, der aber selber unter der Last der Erdennot zusammenbrach. Unter dem Eindruck des traurigen Lebensabends des Meisters war das Hauptgewicht auf die Schilderung seiner Enttäuschungen und Schicksalsschläge gelegt, um Mitleid zu erregen. Dazu kam noch das schwankende Urteil über die künstlerische Bedeutung von Lortzings Schaffen. Heute ist das Mitleid einer allseitigen Anerkennung gewichen, und Lortzing, dessen 125jähriger Geburtstag auch in dieses Jahr fällt, auf den 23. Oktober, kann angesichts der Lebenskraft seiner Opern eine vereinzelte abfällige Beurteilung mit olympischem Lächeln hinnehmen. Was auf dem Gebiet der komischen Oper seit Mozart geleistet worden war, hatte sich nur in bescheidenen Grenzen gehalten und war in der Regel sogar meist auf den Ort der Entstehung beschränkt geblieben. Nur einige der Sing- und Liederspiele von Wenzel Müller, Kauer oder Himmel verbreiteten sich weiter und gewannen andauernden Erfolg. Erst mit Lortzing aber erwarb sich diese Richtung das Bürgerrecht auf der Bühne, indem er wieder energischer an Mozart anknüpfte, den er sich vielfach zum Muster nahm, wenn er ihn auch nicht erreichte. Auch er ging dabei auf das Lied zurück, führte es aber nicht nur in der knappen Form ein, wie es die Singspielkomponisten taten, sondern erweiterte es auch wie Mozart zur Arie, zur Szene, bis zum Ensemble und wußte damit die einzelnen Situationen ganz vortrefflich zu zeichnen und dramatisch wirksam zu gestalten. Daß es ihm auch gelang, Personen individuell zu charakterisieren, das zeigen einzelne komische Typen seiner Opern, wie der Bürgermeister Bett in „Zar und Zimmermann“, der Schulmeister im „Wildschütz“ usw., bei denen eine gewisse Derbheit der Zeichnung angebracht ist. Wie weit sein Talent selbst für größere Aufgaben ausreichte, zeigt er in seiner romantischen Oper „Undine“, in der er den Bahnen Carl Maria v. Webers folgt. — Die meisten seiner Werke, die ihn unsterblich machten, sind in Leipzig entstanden. Obgleich ihn das Leben auf ansehnliche Höhe führte, vermochte er sich nicht auf ihr zu behaupten, weder materiell noch künstlerisch. Zeitweilig stellten ihn Nicolais Erfolge in den Schatten, obwohl — oder vielleicht weil — die Werke Nicolais weit italienischer sind als die Lortzings. Aber Vorstellung und Begriff der komischen Oper haben sich seitdem vielfach geändert. Der Sinn für ihre Problematik hat sich in uns geschärft. Nach den teilweise recht unerfreulichen, übermodernen Versuchen der letzten Jahre sehnt sich die musikalische Welt nach dem berufenen Wiedererwecker dieser vernachlässigten, aber aussichtsreichen Operngattung.

Ernst Smigelski.



E. Th. A. Hoffmann (links) mit seinem Freunde, dem berühmten Schauspieler Ludwig Devrient, beim Glase. Nach einem zeitgenössischen Gemälde.



E. Th. A. Hoffmanns Grabstätte auf dem Jerusalemer Friedhof in Berlin.

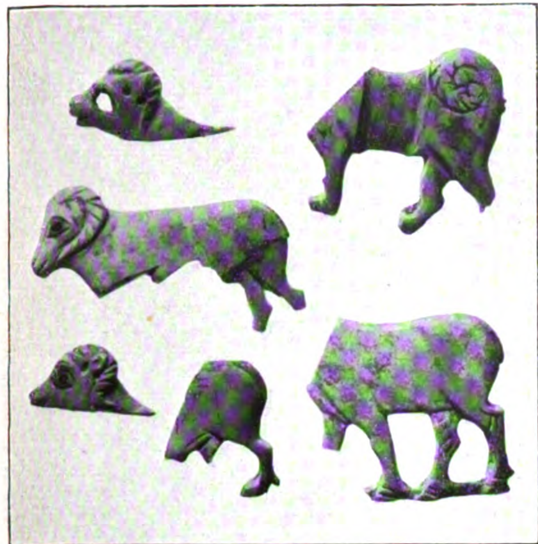


Porträt des Komponisten Albert Lortzing.



Das Grabmal Lortzings auf dem Sophien-Friedhof in Berlin.

Ausgrabungen in Kisch, einer Stätte hoher Kultur vor 5000 Jahren

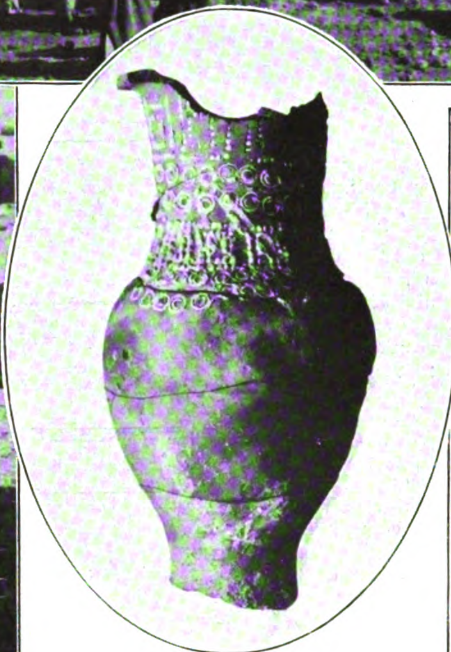


Tierfragmente der Täfelung des Königszimmers.
Nebenstehend: Arabische Arbeiter bei der Ausgrabung der Ostseite des „Palastes der ersten Könige von Kisch".

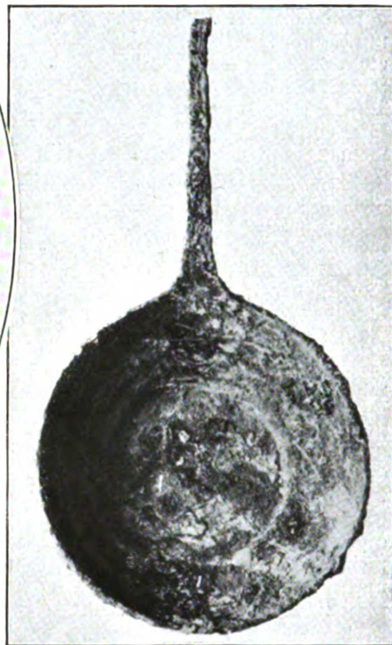


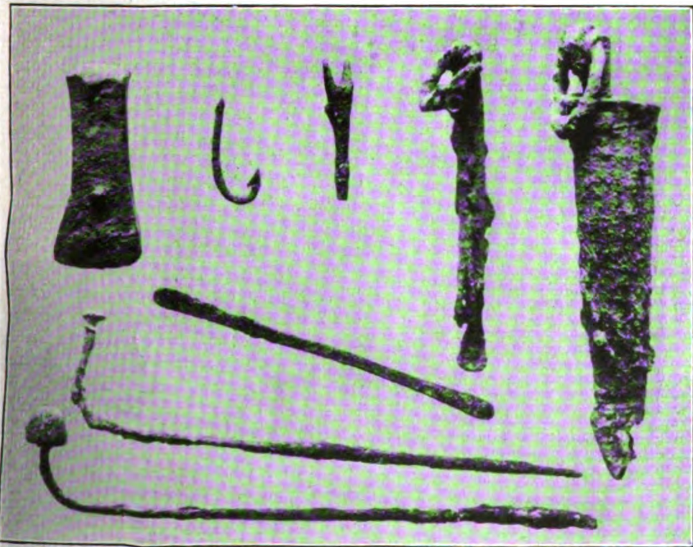


Die Ruinen der Bücherei, in denen eine große Zahl Tafeln mit Keilinschriften aufgefunden wurden.



Tongeschirr.
Rechts nebenstehend: Kupferner Frauenhandspiegel.







Links: Kupferne Werkzeuge, Angelhaken und Haarnadeln mit Lapislazuliköpfen. (Grabfunde.) Die zwei Futterale (rechts oben) enthielten noch alle Handpflegemittel einschließlich Schere und Nagelfeile.
Rechts: Blick auf das Lager der Expedition vom Tempel des Kriegsgottes in Babylonien aus.

Die ganze vom Euphrat und Tigris umgrenzte, nach Süden sich abdachende Ebene, im Norden Mesopotamien, im Süden Irak benannt, hat bis zu den Einfällen der Seldschuken und Türken verschiedene Zeiten großer Blüte erlebt, die es in der Hauptsache einem gut durchgeführten Bewässerungssystem zu verdanken hatte. Heute bildet dieses Gebiet mit Ausnahme der die Flußläufe begrenzenden Landstriche eine große Wüste. So viele Kulturreste der verschiedenen Völker, die dieses „Zwischenstromland" besiedelt und beherrscht haben, auch aufgedeckt worden sind, finden sich doch immer wieder neue Ruinenstätten und Dokumente hoher Kultur. Eine solche Stätte ist jetzt nach zielbewußter Forschung von der Expedition der Oxford-Universität in England erschlossen worden, indem sie in Kisch, der etwa 30 Kilometer nördlich vom alten Babylon gelegenen Hauptstadt der Sumerer, weitgehende Ausgrabungen vorgenommen hat, von denen unsere Abbildungen eine anschauliche Darstellung geben. Das uralte Volk der Sumerer, das 3000 Jahre vor Christi Geburt das babylonische Tiefland bewohnte, wies eine hochentwickelte Kulturstufe auf. Ihm ist die Erfindung der babylonischen Keilschrift zuzuschreiben, wie denn auch bei den Ausgrabungen außerordentlich viele Keilschriften gefunden worden sind, die größtenteils in einer „Bibliothek" vereinigt waren. Überraschend ist die weitläufige Anlage der Staatsgebäude, wie des Königspalastes, der Tempel usw., und die Kleinfunde zeugen von großem künstlerischen Empfinden sowie von weitgehenden Zivilisationsbedürfnissen aller Schichten des Volkes. Nachhaltigen Einfluß haben die Sumerer auf Religion, Kultur, Künste und Wissenschaften der in dieses Gebiet einwandernden semitischen Babylonier ausgeübt, in denen die letzten Elemente der Sumerer allmählich aufgingen. Angesichts der gemachten Funde muß uns Heutige die Höhe einer Kultur erstaunen machen, die 3000 Jahre vor unserer Zeitrechnung sich entwickelt hat und wohl als eine der ältesten bekannten Kulturstufen bezeichnet werden darf.

Mein erster Tag im japanischen Hotel. / Von Doris Hennecke-Eglinger.



Die Verfasserin mit der Hotelbesitzerin am „Hibachi“ (Wärmbecken).

Zwei Monate war ich nun schon in Japan, und immer noch saß ich im Imperial-Hotel in Tokio, nach echt japanischen Erlebnissen begierig, die sich jedoch in dieser kosmopolitischen Umgebung nicht einstellen wollten. Als mein Mann, der mit einem kleinen japanischen Ingenieur im Lande umherreiste, schließlich schrieb, daß er in der kleinen Stadt Nogatta einige Wochen bleiben würde, dachte ich: „Jetzt oder nie!“ und setzte mich auf die Bahn. Eisenbahnfahren ist lustig in Japan und bequem dazu; nach dreißig Stunden Fahrt im Schnellzug und einer zweistündigen Fahrt in einem Lokalzug, in dem ich als Fremde schon einiges Aufsehen erregte, lief der Zug in dem kleinen Bahnhof von Nogatta ein.

Kein europäisches Gesicht auf dem Bahnsteig, also mutig allein vorwärts! Vor mir hat sich inzwischen eine Mauer von kleinen Menschen gebildet, und über deren Köpfe weg sehe ich strahlenförmig von allen Seiten neue Scharen zuströmen. Eine Rikscha, das bekannte, von einem Mann gezogene Wägelchen, hat sich meines Gepäckes bemächtigt, und stolz nenne ich den Namen des Hotels. Die erhoffte Wirkung tritt nicht ein, vielmehr wächst das Staunen. Ich wiederhole das Wort in sämtlichen möglichen Betonungen mit demselben negativen Erfolg. Schließlich wird ein etwa 18jähriger Jüngling in der Tracht der Hochschule bis vor mich geschoben, der die beglückenden Worte spricht: „Do you speak English?“ (Sprechen Sie englisch?) Ich bejahe begeistert und setze ihm meine Not auseinander. Bald muß ich aber bemerken: Der junge Herr haspelt die Brocken ab, die ihm als „English conversation“ beigebracht sind, aber meine Worte sagen ihm nichts. Da halte ich ihm schließlich mein Buch mit dem Namen des Hotels vor die Nase. Hierdurch ist die Situation gerettet: Der Student lächelt, der Rikschamann lächelt, und durch die sich teilende Mauer lächelnder Menschen geht's in die Stadt. Nach kurzer Fahrt biegt die Rikscha in einen reizenden Torweg ein und setzt mich nieder. Auf den Ruf des Kulis kommt eine alte Dame an und wirft sich vor mir zu Boden. Als ich ihr den Namen meines Mannes nenne, ruft sie ein paar Worte in das Haus hinein, und es erscheint ein sehr nettes, klug aussehendes Mädchen, das mich, nachdem ich die Schuhe, wie es sich in einem japanischen Haus gehört, ausgezogen habe, durch lange Korridore von spiegelblanker Sauberkeit, an entzückenden kleinen Gärtchen vorbei zum Zimmer meines Mannes führt. Da ich japanische Zimmer schon vorher gesehen, setzt mich die absolute Möbellosigkeit nicht weiter in Erstaunen.



Am Hoteleingang in Nogatta.

Man schiebt mir ein Kissen hin, auf das ich mich hocke, so gut es geht, bringt mir ein Strohkörbchen, in dem ein kleines Frottiertuch liegt, das in kochendes parfümiertes Wasser getaucht ist, und mit dem ich mir, wie mir meine kleine Führerin durch Gesten andeutet, das Gesicht vom Eisenbahnstaub reinigen soll.

Mein einziger Gedanke hieß Ruhe und Wärme, denn es war Januar und draußen keineswegs das sonnige Japan der Bilderbücher, sondern Nässe, eisiger Wind und ein Gemisch von Regen und Schnee. Meine Begleiterin Omotosan schien meine Gefühle zu erraten, nahm meine Hände, hielt sie mir über ein Porzellanbecken, den „Hibachi“, in dem ein paar traurige Holzkohlen glimmten, und sah mich strahlend an ob dieser glänzenden Einrichtung. Auch mit der ersehnten Ruhe ging es mir nicht besser. Unaufhörlich schob sich die Tür auseinander, erst die Wirtin, dann die Kinder, Großmutter, Köchinnen, alle machten sie ihre Reverenz an der Tür, murmelten ein paar Worte, hockten nieder und starrten. Aus dieser Situation erlöste mich die Ankunft meines Mannes. Ich sah mit einigem Schrecken, daß er sich den Landessitten sehr schnell angepaßt hatte; in unserm Zimmer angekommen, ließ er sich auf die Meldung, daß das Bad fertig sei, von Omotosan wie eine Badepuppe auskleiden und in einen „Yukata“, einen Waschkimono, hüllen. Mit mir geschah das gleiche, und dann wandelten wir den Korridor entlang zum Bade.

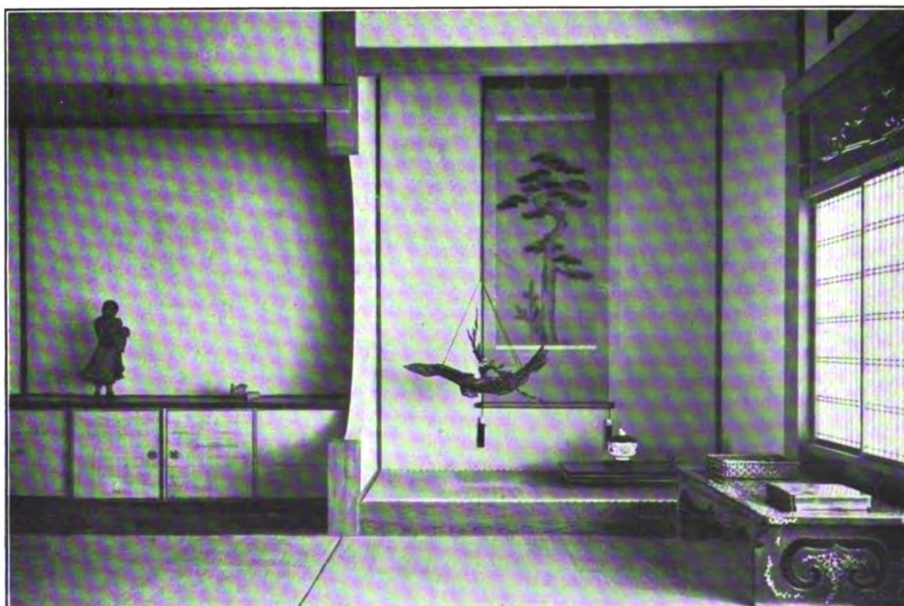
Von einem Raum, in dem wir unsere Yukata ablegten, führte eine Schiebetür in das eigentliche Bad. Ich öffnete sie ahnungslos und prallte entsetzt zurück, da zwei Männer im Urzustand dort vor dem im Boden eingelassenen Bassin saßen und sich mit Hingebung seiften. Mein Mann, der sich schadenfroh an meinem Entsetzen weidete, erklärte mir nun, daß es in japanischen Hotels nur ein Badezimmer gäbe, das von Männlein und Weiblein zugleich benutzt würde; mir bliebe nichts übrig, als mich diesem Gebrauch zu fügen. Ich zog es aber doch vor, zu warten bis die Herren das Bad verlassen hatten, und ließ mir dann von meinem Mann die japanische Art zu baden zeigen. Man hockt sich neben dem mit heißem Wasser gefüllten Bassin nieder, übergießt sich aus einem Holzkübel mit Wasser und seift sich dann, wobei einem das Mädchen tüchtig hilft. Dann spült man sich gründlich ab, wobei man sich zugleich langsam an das heiße Wasser gewöhnt, und steigt in das Bassin. Das darin befindliche Wasser bleibt auf diese Weise rein und dient der Reihe nach allen Gästen und zum Schluß auch der Dienerschaft zum Bad.



Der Gatte der Verfasserin mit dem Mädchen Omotosan.

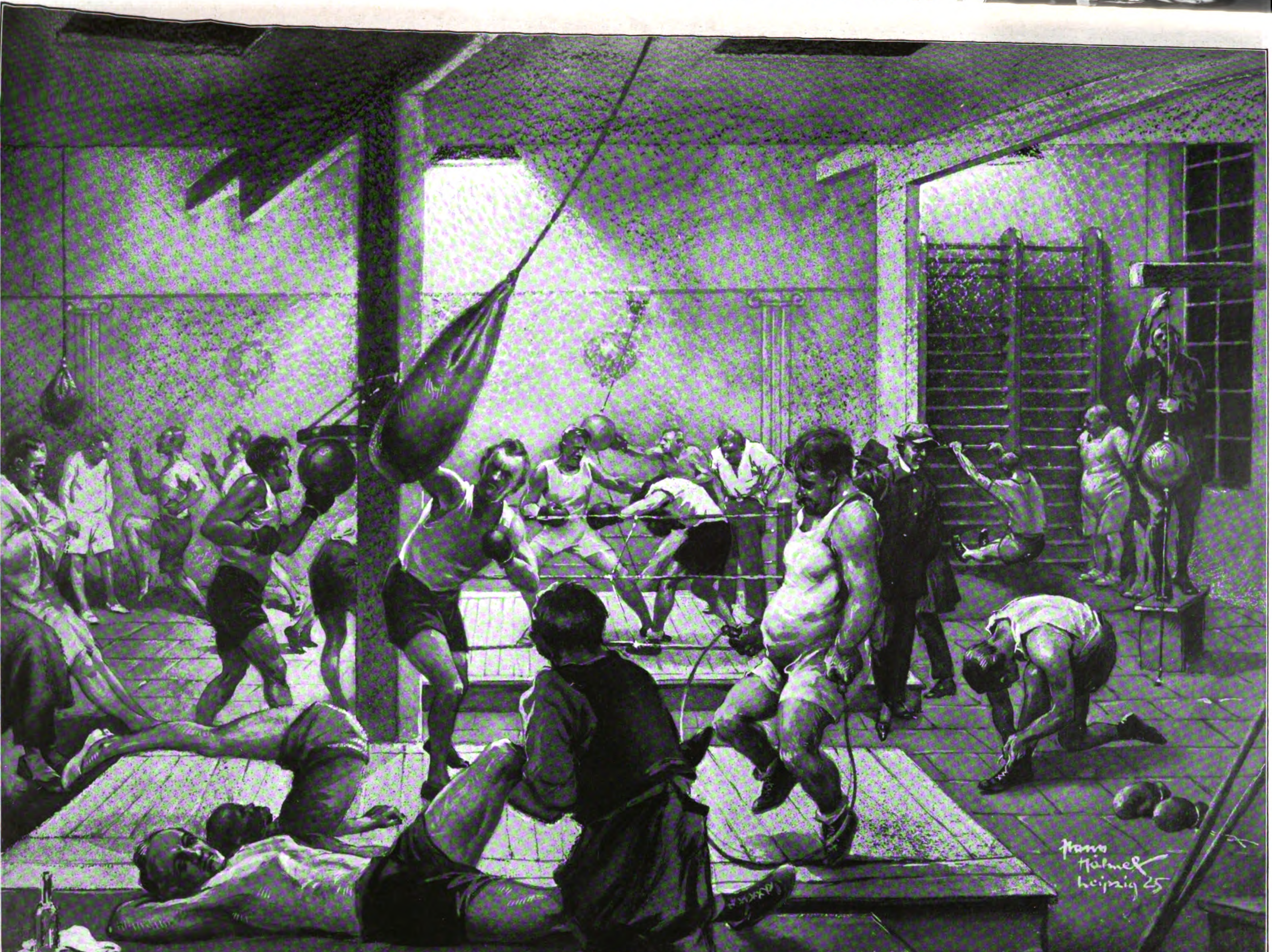
Wieder in unserm Zimmer angekommen, wurden wir in dick wattierte Kimonos eingehüllt, damit wir die schöne, in dem heißen Bade gewonnene Wärme nicht so schnell wieder abgäben. Nun harrte ich mit Spannung auf das Abendessen. Im japanischen Hotel ißt jeder Gast in seinem Zimmer; ein gemeinsames Eßzimmer gibt es ebensowenig wie etwa gemeinsame Aufenthaltsräume. „Gohan wa dekimas“, „das Essen“ oder wörtlich „der Reis ist fertig“, meldet Omotosan, an der Tür kniend, und auf unseren Wink, daß auch wir bereit sind, schiebt sich die Tür ganz auseinander, und zwei weitere Püppchen erscheinen, in den Händen einen Miniaturtisch von knapp 30 cm Höhe, die Platte etwa 30 cm im Quadrat, aus entzückender Lackarbeit, der graziös vor uns auf den Boden gesetzt wird. Darauf stehen offene und verdeckte Schälchen und Schüsselchen aus Lack und Porzellan von allen Abmessungen, aber keins größer als etwa eine Fingerschale, die in mir Erinnerungen an die Mahlzeiten meiner seligen Puppen erwecken. Noch mysteriöser ist der Inhalt. Brot, Fleisch, Butter, Milch, Kartoffeln — alles das kennt die japanische Küche nicht. Die einzige Erinnerung an unsere Küche ist der Fisch, den es in tausenderlei Gestalt gibt, und der, zusammen mit Muscheln und allem Seegetier, den Hauptteil der Mahlzeit bestreiten muß, natürlich neben dem Reis.

Nun wird's Ernst. Um mir nichts zu vergeben, nehme ich mir vor, genau nachzumachen, was unser japanischer Freund tut. Also: das Papiertütchen aufgerissen, die neuen Eßstäbchen aus Zedernholz in die rechte Hand genommen, den Lackdeckel von einer schwarzen Schale gehoben. Inhalt: Suppe mit einem Stück Fisch. Die Schale an den Mund gebracht, lebhaftes Schlürfgeräusch bei unserem Freunde, das ich bestens imitiere, und probiert. Die Suppe ist lecker und auch der mit dem Stäbchen nach einigen Versuchen glücklich erwischte Fisch. Mittlerweile ist auch das Getränk gekommen, zwei bauchige Porzellanfläschchen mit der „Sake“, einem Mittelding zwischen Reiswein und Reisschnaps, heiß getrunken aus fingerhutgroßen Schälchen. Das Nächste, was unser Freund in Angriff nimmt, ist roher Fisch. Auf einem Porzellanschälchen liegen dünne Scheiben von mattweißer Farbe mit rosa Rand, anzusehen wie Rosenblätter. Getreu meinem Vorbild, fasse ich eine Scheibe mit den Stäbchen, was man sich schwerer vorstellt, als es in Wirklichkeit ist, tunke sie in eine dabeistehende braune scharfe Soße, nehme einen heroischen Anlauf, und siehe, auch das schmeckt, zwar fremd, aber nicht schlecht, und zum Schluß habe ich richtig mein ganzes Portiönchen aufgegessen und finde, daß es ähnlich wie Hummer schmeckt. Da gab es ferner noch eine andere Suppe, gekochten und gerösteten Fisch, bekanntes und unbekanntes Gemüse, wie Bohnen, Lotuswurzeln und Bambussprossen. Der Reis wurde in einer runden Dose aus blankem weißen Holz hereingebracht. Die Mädchen füllten ihn daraus mit flachen Löffeln in Porzellanschalen. Mit dem Erscheinen des Reises verschwand der Sake; es wurde der unvermeidliche grüne Tee gereicht, und damit war es zu Ende.



Ein Zimmer im japanischen Hotel.

Mein Bedarf nach unverfälschtem Japan war aber auch für heute reichlich gedeckt. Nur war es mir noch ein Rätsel, wie ich die ersehnte Nachtruhe finden sollte. Als ich meinen Mann ziemlich verzweifelt fragte, wie das nun werden sollte, klatschte er in die Hände und rief in das Haus hinein die Worte, die ich später noch oft gebraucht habe: „Toko o shiite kudasai.“ Ein doppeltes „hai“ (ja) schallte vergnügt von draußen. Bald darauf kamen die beiden Püppchen mit Ballen herein, aus denen sich eine Art Matratzen, die Bezüge aus Seide und gefüllt mit Baumwolle, entwickelten. Als Decke diente ein riesiger wattierter Kimono, den Omotosan über uns breitete; dann kniete sie noch einmal an der Tür nieder, verbeugte sich bis zur Erde mit dem Gutenachtgruß „O yasumi nasai“ und verschwand. Das Letzte, was ich vernahm, war, daß über uns die Ratten zu tanzen anfingen, aber weder dies noch das ungewohnte Lager verhinderte mich, in einen abgrundtiefen Schlaf zu fallen.



Sport und Gesundheit: Abendbetrieb in einer großstädtischen Sportschule / Nach einer Zeichnung von Hans Hähnel

Der Sportbetrieb ist, wie unser Bild zeigt, im vollsten Gange. Links hinten werden Laufübungen angestellt, rechts davon bearbeitet ein angehender Boxmeister den Plattform-Ball. Weiter rechts im Vordergrund trainiert ein Eifriger am Sandsack; der auf der gleichen Plattform mit Seilspringen beschäftigte, etwas beleibte Herr, der wohl der idealen Schlankheit zustrebt, mag sich vorsehen, daß der heimtückische Sandsack ihm nicht an den Kopf fliegt! Dahinter boxen zwei ernsthafte Kämpfer im Ring, und noch weiter hinten übt einer andächtig am Punching-Ball. Rechts im Hintergrund wird Gymnastik an der Schwedischen Leiter getrieben. — Ein jeder der Sportjünger nutzt so auf seine Weise die Zeit, um seinen Körper zu stählen und zu kräftigen.

Pretiosen galanter Zeit aus dem Grünen Gewölbe zu Dresden.

Von Dr. W. Holzhausen. Aufnahmen von Frau M. Fimmen-Lindig, Dresden.

Rokoko gilt als die galante Zeit in seiner Mode und Lebensart. Mit der Kunstform verhält es sich ähnlich. Erhabener ist die der ihm vorausgehenden Jahrzehnte. Sie neigt im Vergleich zur Mitte des 18. Jahrhunderts zur Zurückhaltung, gebunden durch Symmetrie und differenzierte Modellierung. Ganz gelöst spricht sie sich im Ornament aus. Neben der Architektur bildet es das wesentlichste Ausdrucksmoment der Zeit. Sein Lebensimpuls bewegt sich zwischen Groteske und streng linearem Bandwerk. Daß es, in die Fläche gebunden, zweidimensional ist, bewirkt seine Gehaltenheit. Jene Spannung zwischen Band und Groteske erklingt in heiterer Musikalität.

Damals lebte August der Starke als die Gestalt königlicher Galanterie. Die Züge seines Porträts, durch kräftige Augenbrauen überwölbt, übten jenen unwiderstehlichen Zwang aus erotischer Genialität, Liebenswürdigkeit und Eigensinn, einen bestrickenden Charme als rätselhafte Macht aus. Die persönliche Umgebung, Hof und Residenzen, atmeten die amouröse Luft anakreontischer Zeit. Liebesaffären folgten einander in endlosem Reigen. Prachtliebe, Luxus kultiviertester Art bis zur Verschwendung in königlicher Geste waren die ergänzenden Leidenschaften des Königs. Dabei war er der eifrige Förderer der Gewerbe, des Verkehrs, der Kunstindustrie und des Handels. Unter vielem anderen ist er der systematische Begründer der Dresdner Museen und Sammlungen, 1721—1724 „seines Grünen Gewölbes".

Wie ein in anderer Welt lebender Aspekt des Königs selbst erscheint sein „Hof-Joubelier" Dinglinger. Er vermag den Prachträumen seines Gönners und Herrn in Gold, Email, Edelsteinen Ausdruck und Gegenständlichkeit zu geben. Die Wirkung seiner Arbeiten — zum Teil erst heute wieder unter Schmutz und Staub hervorgelockt — kann man wieder nur als einen großen Charme des Ornamentalen bezeichnen.

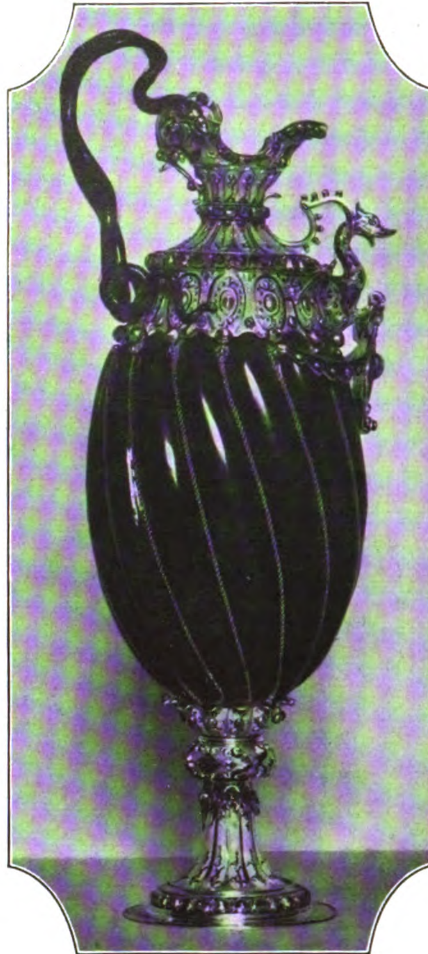
Durch August den Starken besitzt das Grüne Gewölbe eine Kollektion köstlicher Pretiosen, Dinge der Toilette, Liebhaberei und Verwöhnung. Die in Abbildung 2 ganz links wiedergegebene kleine Büchse für Goldpuder stammt aus den ersten acht Jahren des 18. Jahrhunderts, sie ist wie nach dem gleichzeitigen Vorlagebüchlein Deckers für Goldschmiede gemacht. Ein kleiner Löffel und eine andere Büchse gehörten dazu. Das Goldblech schimmert wie eine Epidermis aus stichelgerauhter matter Fläche und glänzend polierten Streifen und verrät Dinglingers meisterliche Hand. Dünn, zart klingen die symmetrischen Kurven des Bandwerks in buntem Email, der Knopf trägt einen Brillanten. Von den drei Flakons „vor wohlriechend Wasser" ist der große aus gestreiftem Onyx rund hundert Jahre älter als die Büchse. Seine Fassung in der sehr meisterlichen, subtilen Art des kraftvollen Gabriel Gipfel.

Der große dekorative Flakon daneben in blau und weißem Email auf Gold hat in seiner Geschlossenheit die abwägende Modellierung der Jahre, die die französische Régence sahen, ihre Voluten, Kartusche und Muschel. Von wem er ist, läßt sich vorläufig nicht sagen, ebensowenig wie von dem kleinen Flakon mit der doppelten Kette. Dünner Akanthus rankt sich vor seinem tiefrot leuchtenden Emailgrund um ein Kartuschenfeld. Dasselbe tiefrote Email als Farbe mit kleinen Ranken sitzt in dem feinen Ornamentgespinst über der rechten Dose auf Abbildung 3. Dort in den zackigen Akanthuslappen des Fußes, den Krebsen, Schmetterlingen und der Vase des Deckels. Der glatte Gefäßkörper leuchtet mit neutralem gelben Goldgrunde durch das Ornament. In der Grazie des Zusammenklangs zerfließt schimmernd die Handgreiflichkeit der Dimensionen. Sind Dose und Flakon, beide von überlegener Meisterschaft in Erfindung und Technik, frühe Arbeiten Dinglingers?

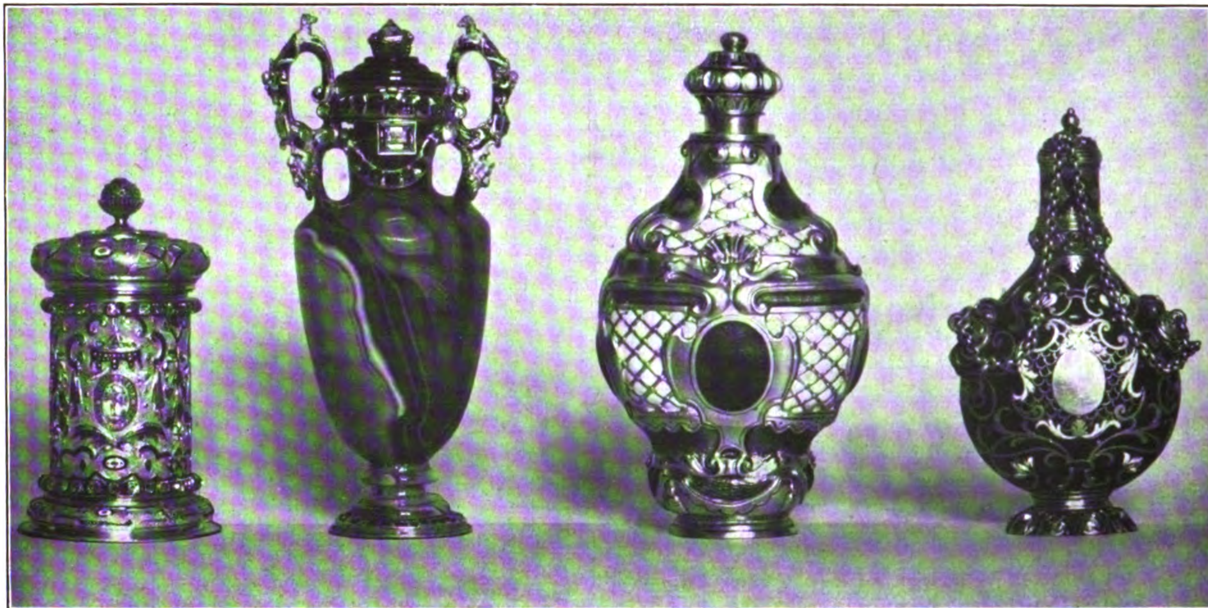
Sicher von ihm nach Form und Email im Ornament — sein Hellblau — aus dem zweiten Jahrzehnt ist die Dose links auf Abbildung 3. Ein goldener Deckel auf rötlichweißer Achatschale. Der goldene Fuß faßt sie mit großem Geschick. Sie hat Anklang an chinesische Jade-Arbeiten. Die Mitverwendung gedrehter Halbedelsteinarbeiten größeren Umfangs durch das Goldschmiedehandwerk wurde in Verbindung mit der einheimischen Halbedelsteingewinnung und -verarbeitung in Sachsen seit Jahrhunderten gepflegt. Deckel und Fuß sind mit großer Präzision der Profile gearbeitet, die Fläche des kompakten Goldes wieder lebendig variiert durch den Glanz der Politur im Wechsel mit mattierter Stichelarbeit und Email. In die Politur radiert noch einmal die Nadel feine Ornamente.

Aus dem 17. Jahrhundert gibt es kleine Drechselarbeiten in grotesken pflanzlich-tierischen Formen. Etwas davon, jedenfalls organisch Wachsendes lebt in dem bewegten Umriß der Vase Dinglingers (Abbild. 1). Er steigt von dem dünnen Fuß zu dem schlanken zitronenförmigen Körper aus braungrünem Jaspis auf und schwingt in weicher Schlangenlinie zum Ausguß. In schnittiger Metallarbeit gibt er den Ausklang. Unter ihm sitzt vorn an der Vasenschulter ein Drachentier mit Schild als besondere Akzentuierung. Der Vasenleib ist durch Fuß, Hals und Ausguß unten und oben von zeichnerischem Ornament in Email auf Gold gefaßt: unvermittelt setzt sich Groteskes an ihn an, die Linie schwingt über Naturalistisches in diesen Gegenpol um. Die Spannung ist, unterstützt durch die Kurvatur, den Wechsel von Stein, Gold und hellblauem Email, wieder voll Grazie und Charme. Durch die Rillen des dunklen Jaspis ziehen sich dünngesponnene Goldschnüre.

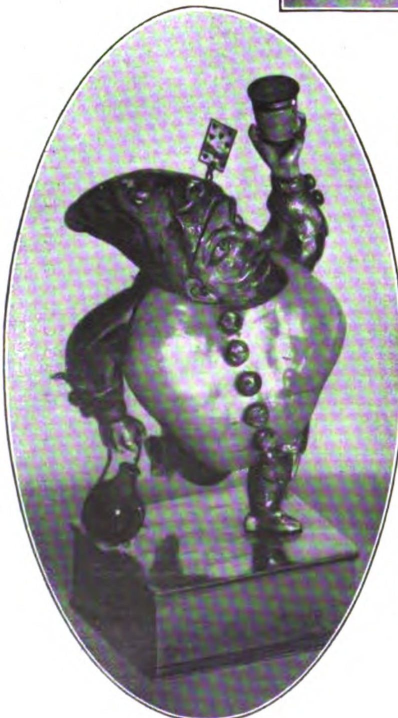
Körper gewordene Groteske der gleichen Zeit sind die kleinen burlesken Figuren Ferbecqs. Der Koch geigt ausgelassen auf dem Bratrost (Abbild. 5), der bucklige Zwerg prostet zu (Abbild. 4). Ihre Bäuchlein bestehen aus knolligen Perlen; Hut, Ärmel und Beine sind bunt emailliert. Brillanten bilden die Knopfreihen. Meistens stehen sie auf zierlichem antikisierenden Sockel. Sie sind Spielerei der Mode und keine hohe Kunst, aber sie zeigen in einer Weise schnurrige Ausgelassenheit und derben Spaß, daß sie als vergnügte Gesellen und Kabinettstücke sich auch unter den galanten Pretiosen der Zeit bewegen konnten.



1. Jaspisvase Dinglingers.



2. Büchse Dinglingers (links) und Flakons.





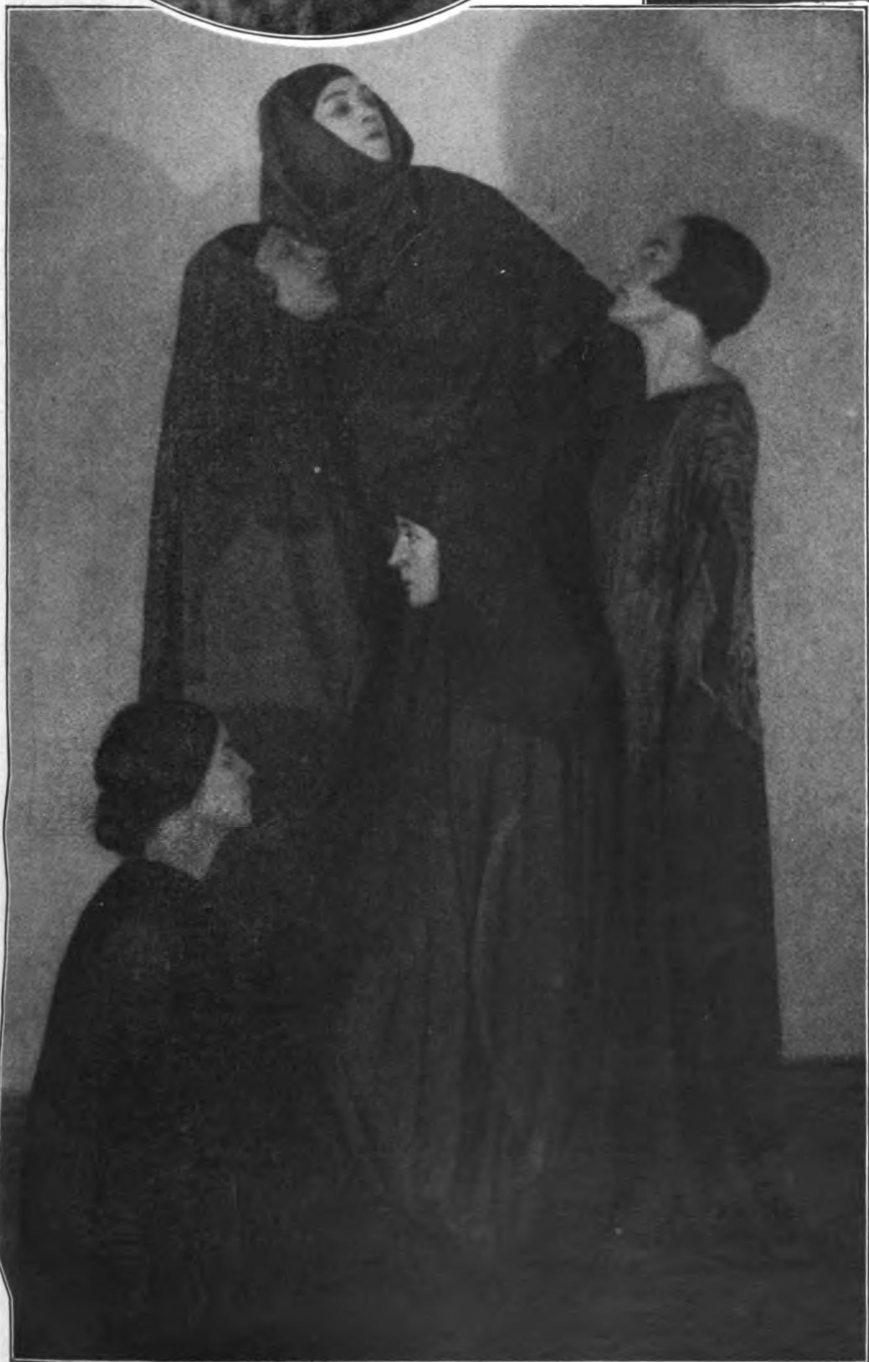
3. Dosen in Gold und Email. Links Arbeit Dinglingers.

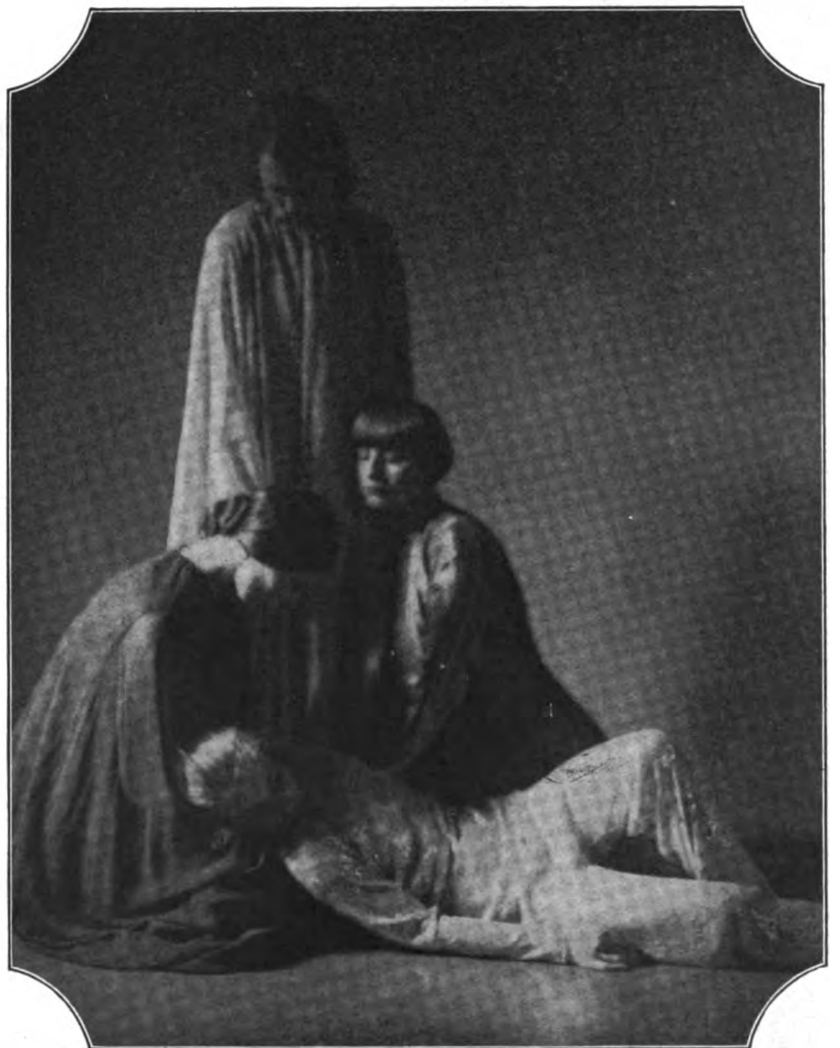


Groteskfiguren von Ferbecq: Links (4.): Der bucklige Zwerg. — Rechts (5.): Der lustige Koch.









TANZSTIMMUNGEN

* MARY WIGMAN-SCHULE IN DRESDEN *

PHOTOGR. STUDIEN VON URSULA RICHTER, DRESDEN



Ein klarer Wintertag im bayrischen Vorland

Nach einem Gemälde von Albert Reich

DER TÄNZER DES TODES

NOVELLE VON ROBERT CORWEGH

(Schluß.)

Während im Streckstuhl Seile an seinen Gliedern zerrten, standen unter seinen Füßen glühende Kohlenbecken, ihm einen Vorgeschmack der höllischen Qualen zu bereiten, die ihm drohten. Unter Ächzen, aber ohne die Lippen zu öffnen, ließ der hagere Mann die Marter über sich ergehen. Schweiß und Blut quollen an dem bleichen Körper entlang. Die Augen traten aus den verzerrten Zügen, da traf sein Blick Amedeo. Als ob sich sein ganzes furchtbares Leid in einem Fluch entladen könnte, wandte er sich mit haßglühenden Augen gegen meinen Freund, und sein gequälter Mund schleuderte ihm eine furchtbare Verwünschung entgegen: verdammt solle er sein als Verräter und Mädchenverführer, verdammt bis ans Ende seiner Tage, und jedes Weib, das er im Tanz umschlinge, solle in seinen Armen enden wie die schöne Nichte des Johannes Huß. Dann schlossen sich Mund und Augen, die Besinnung schwand unter unsinnigem Schmerz.

Ich habe in späterer Zeit vernommen, daß er schweigend, ohne Reue und Buße, stolz in den Tod gegangen sei. Uns beiden stand bei der wilden Verfluchung der Atem still. Amedeo erbleichte, sank ohnmächtig in meine Arme und mußte bewußtlos heimgetragen werden. Ich habe den Richtern die notwendigen Aussagen gemacht. Täglich ging ich zu dem Freunde, dessen verstörter Geist wochenlang in Fiebern raste. Als er sich ein wenig erholt hatte, suchte er zur völligen Genesung die Berge seiner Heimat auf. Ich selbst kehrte gleichfalls mit meinem Bischof, dessen Geschäft nach der Entsagung des Kardinals von Venedig in Konstanz erledigt war, über die Alpen heim. Nach verschiedenen Wechselfällen meines Schicksals fand ich hier in S. Lorenzo in Damaso meine stille Zurückgezogenheit in Gott, und ich blicke auf die Jahre meiner suchenden Jugend wie der Schmetterling auf seine Puppe. Sie sind mir so fremd geworden, daß ich mich oft frage: Warst du es wirklich? Von Amedeo habe ich nichts mehr vernommen."

Der Priester hielt eine Weile in der Erzählung inne. Der volle Mond sah ins Fenster und malte mit silbernen Fingern lange lichte Streifen durch den Raum. Er spielte um die zinnernen Becher und warf in die Geheimnisse stiller Winkel Licht. Dann wandte Ser Abondio sich vom Fenster ab, kehrte seinem schweigenden Beichtvater das Gesicht zu, so daß von seinem Antlitz alle Helligkeit schwand, und begann wieder:

„Gestern abend wurde ich von dem Wirt der nahen ‚Trattoria de tre Re' zu einem Fremdling gerufen, der, wenn die wilden Fieberphantasien ihn verließen, des priesterlichen Zuspruchs zum Sterben begehrte. Mit meinem Mesnerknaben betrat ich eine elende Bude dieser nicht gut beleumundeten Kneipe. Auf einem mit zerschlissenen Mänteln bedeckten Ruhebett lag ein Mann ungefähr meines Alters. Ein langer, grauer Bart umwallte ungepflegt bleiche, schmerzverzerrte Züge, in denen schwarze Augen wie Kohlen brannten. Da ich das Zimmer betrat, schrie er auf: ‚Kommst du, Tod, endlich mich holen? Bist du der anderen Opfer müde?' Er klammerte sich an mich, riß an meiner Stola und keuchte minutenlang. Allmählich kehrte Bewußtsein in das ungeordnete Denken zurück. Er erkannte den Priester in mir, küßte meine Hände und bat, den Knaben aus dem Zimmer zu weisen.

Ich habe diese Nacht und den vergangenen Tag bei ihm gesessen, bis der letzte Hauch seinen Lippen und mit ihm die Seele entwich. Zwischen Wahnträumen habe ich in den lichten Zeiten seines Geistes die Lebensbeichte meines Jugendkameraden Amedeo vernommen. Er hat mich nicht wiedererkannt, aber das Absolvo te habe ich über den Wiedergefundenen mit hoffendem Glauben an seine Erlösung gesprochen. Er hat genug auf Erden gelitten; die Erde, die ihn deckt, wird ihm leicht sein.

Laßt mich, lieber Bruder, versuchen, Euch das stückweise und zusammenhanglos Vernommene in die klare Linie einer Erzählung zu fügen. Wenn ich beendet, dann werdet Ihr meine Erschütterung begreifen und das Grauen, das mir heut' aus allem wunderdeutend entgegenblickt.

Nach seiner Genesung kehrte Amedeo in die Heimat zurück. Ein Abenteuer, durch das er sich den Zorn des Herzogs Filippo Maria zugezogen hatte, veranlaßte ihn, bei Nacht und in Eile Mailand zu verlassen. Nach kurzer Wanderschaft durch Südfrankreich mit Aufenthalt in Avignon, wo er Freunde besaß, wandte er sich nach Paris. Hier besuchte er die berühmte Universität. Wie aber leider sein Geist immer für das Sündhafte und Verbotene Neigung besaß, befaßte er sich eifrig mit Alchimie und Astrologie und erhielt, da seine Schönheit und sein feines Auftreten ihm Gönner gewannen, bald hierin Ruf. Er ward bei den höchsten Adelskreisen des Landes und in der Umgebung des Königs gern gesehen. Trotz seiner leichtsinnigen Lebensführung mied er die Segnungen unserer Kirche nicht. Er besuchte täglich die heilige Messe. Eines Tages fiel ihm bei der Frühmesse in der kleinen Kirche St. Gervais eine schöne junge Frau auf, die, von einer Dienerin begleitet, die Andacht besuchte. Er betrat fortan täglich die Kirche um die gleiche Zeit. Immer fand sich auch die Schöne dort ein. Je öfter er sie sah, um so stärker wurde sein Verlangen, sich ihr zu nähern. Endlich erreichte er es eines Tages, mit ihr zugleich die Kirche zu betreten und ihr das Weihwasser auf den Fingern zu reichen. Mit der Berührung der Hände tauchte Blick in Blick, und Amedeo entdeckte zu seiner Freude, daß auch er nicht mißfiel. Es verging wieder einige Zeit — viel zu langsam für die geweckte Leidenschaft — da konnte er nach Bestechung der Begleiterin mit der Dame seines Herzens Worte wechseln. Nun ließ er ihr durch die Dienerin Liebesgedichte in die Hand schmuggeln, und nicht lange darauf wußte er durch seine Zwischenträgerin, daß die Schöne wohl verheiratet sei, aber seine Liebe erwidere.

Ihren Namen konnte er trotz aller Mühe nicht erfahren; denn auch die Diener, die seine Herzensdame in der Sänfte zur Kirche trugen, verschwiegen auf Befehl den Namen, und die Wappenfarben waren, sicher mit Absicht, an den Livreen der Bedienten wie an der Sänfte vermieden. Nur so viel konnte er in Erfahrung bringen, daß sie in nicht glücklicher Ehe mit einem älteren Gemahl lebte und die kleine Kirche täglich auf Grund eines Gelöbnisses besuchte, in der Hoffnung auf die bisher versagte Nachkommenschaft. Die Dinge gingen, wie sie immer gehen. Wenn Liebe auf beiden Seiten im Spiele ist, findet sich Galeotto. Im Kloster der blauen Schwestern zum heiligen Herzen Jesu kam das liebende Paar zusammen. Amedeo, der die niederen Weihen seit Konstanz besaß, konnte im Gewand des Geistlichen unauffällig ins Kloster gelangen, und bei einer Frau erregt der Besuch von klösterlicher Friedensstätte ja sowieso keinen Verdacht.

Leider lassen unsere Nonnenklöster — Ihr verzeiht mir diese Feststellung, lieber Pater — in ihren Sitten viel zu wünschen übrig, und für reiche Stifterinnen oder Stifter blicken sie gern durch die Finger, wie die sündhafte Tochter Noahs. Besonders im Paris unserer Tage sind die Klöster die Unterschlüpfe vornehmer Damen, die im Frieden dieser Stätte die Freuden der Welt nicht entbehren wollen, und die Gitter im Parlatorium haben weite Maschen, daß Sünde und weltliche Lust eindringen können. So genoß Amedeo glückliche Zeiten, und der Wunsch der Schönen nach Kindersegen schien in Erfüllung zu gehen.

Da fiel der Reif mitten in diesen Liebesfrühling. Irgendein Angeber hatte dem Gatten die Abenteuer seiner Gemahlin zugetragen, und eines Tages erschien im Kloster der blauen Schwestern vom Herzen Jesu anstatt der Erwarteten ihre alte Dienerin mit der Nachricht, daß die Arme im Palast des Gatten streng bewacht werde, und daß dieser dem unbekannten Schänder seiner Ehe Rache geschworen habe. Die Folgen ihrer Liebe seien nicht mehr zu verbergen, und der angestachelte Argwohn des Betrogenen sei dadurch zur Gewißheit bestärkt. Amedeo dachte bei dieser Nachricht anfangs an Flucht. Dann aber schämte er sich in ritterlicher Gesinnung, die Geliebte den Gewalttätigkeiten des Gatten ausgesetzt zu lassen. Wenn sie irgendwie seiner bedürfte, wollte er zur Stelle sein. So blieb er. Da alles Liebesspiel im letzten Grund für ihn doch nur Spiel war, hatte er sein gewohntes Leben fortgesetzt und war in vielen Häusern gastlich aufgenommen. Er verbrachte seine Abende in angeregter Gesellschaft mit Freunden und mied nicht Wein noch Spiel.

Zum Erproben des Glücks der rollenden Würfel kamen die Edelleute in Paris in den Häusern schöner Kurtisanen zusammen. So verkehrte auch Amedeo bei einer mit dem Namen „Jeanne la Plume Rouge". Eines Abends näherte sich während einer sehr anregenden Unterhaltung meinem Freunde ein älterer Mann, dessen Zugehörigkeit zum hohen Adel seine erlesene Kleidung verriet, und bat, ihm für das nächste Zusammensein, da er von der Beschlagenheit meines Freundes in der Alchimie unterrichtet sei und die Italiener im allgemeinen die besten Kenner im Mischen giftiger Essenzen wären, ein farbloses, aber schnell und sicher wirkendes Gift zu beschaffen.

Es ist schlimm, lieber Pater Bertoldo, daß wir Italiener in diesem Ruf stehen, aber leider widerlegt ihn die Lebensführung unserer edelsten Familien nicht. Gar mancher Orsini blickt mißtrauisch in seinen Becher, ehe er aus ihm kostet. Und bei der Wahl keines anderen Bedienten übt man mehr Vorsicht als bei der eines Kochs.

Der Edelmann stellte sich Amedeo im Laufe des unterhaltsamen Abends als Graf von Artois, naher Verwandter des Königs, vor. Mein Freund versicherte, daß es ihn ehre, so hohem Gönner zu Diensten zu sein. Amedeo ließ den todbringenden Trank, nach alter Vorschrift bereitet, dem Grafen zukommen, und der edle Herr dankte mit einer Einladung zu einem Feste. Wer die Feste in Paris jener Tage nicht gesehen, weiß nichts von Festereien und den tausend Fallstricken der Hölle. Wohl kannte Amedeo auch vornehme Gastlichkeit vom Hofe der Visconti her, aber was bedeutet Mailänder gegenüber Pariser Festlichkeit? Sie unterscheiden sich wie eine Hundehütte von einem Palast.

Als sich Amedeo dem Schloß des Grafen Artois am Festabend näherte, verriet schon von großer Ferne her heller Lichtschein seine Lage. Vor dem Palast lagerten die Diener und der Troß der Geladenen mit Pferden und Sänften. Alle hielten Fackeln in den Händen, und die Wappenfähnlein der Gäste flatterten in den eisernen Ringen rings um das Gebäude. Eine freundliche Musik umfing den Ankömmling. Die Schmauserei fand für die Geschlechter in getrennten Sälen statt. Erst als die Tafeln aufgehoben waren und die Narren und Gaukler den Übergang zum Tanz einleiteten, ließen die geöffneten Türen den Strom der geladenen Edelfrauen hereinfließen. Über die seidenen Gewänder flammte tausendfacher Lichterschein. Er brach sich in Diamanten und Perlen, spielte um blondes Haar im goldenen Netz.

Wie ward unserem Amedeo, als er plötzlich inmitten der Frauenschar als ihre Krone seine Geliebte entdeckte. Jetzt war die Gelegenheit, ihren Namen zu erfahren. Graf Artois befand sich nicht weit von Amedeo, und nach kleiner Einleitung des Gesprächs über Frauenschönheit im allgemeinen, um das pochende Herz nicht zu verraten, wies er auf seine Schöne hin und forschte nach ihrem Namen. Ein bitteres Lächeln spielte um die Lippen des Grafen: ‚Die Dame dort ist meine Gattin, edler Herr. Betrachtet sie gründlich, denn nicht lange werdet Ihr den Anblick mehr genießen. Sie tanzt heute ihren letzten Tanz, wenn Euer Trunk, werter Freund, gut war.‘ — Amedeo war dem Umsinken nahe, wechselte die Farbe, aber er blieb Herr seiner Sinne, verbeugte sich, da andere Gäste nahten, vor Seiner Exzellenz, um möglichst schnell unbemerkt das Fest zu verlassen. Da trat die Gräfin selbst an ihn heran, ungezwungen, als begrüße sie irgendeinen entfernten Bekannten, und bat, weil die Instrumente gerade zur Sarabande einsetzten, um seinen Arm für diesen Tanz. Um Amedeo kreiste vor innerer Erregung der festliche Saal, aber er wahrte die Beherrschung, und in galanter Zierlichkeit führte er mit seiner Dame den Rundtanz an.

Wer hätte bei der Zurückhaltung im Gespräch und in den Gesten ahnen können, wie nahe sich diese beiden Menschen standen, welche Qualen der Kavalier erlebte? Da, als der Tanz ein festeres Umschlingen der Paare erforderte, schrie die Gräfin leise auf, tastete nach dem Herzen, wankte einige Sekunden und sank entseelt vor Amedeos Füße. Eine ungeheure Aufregung bemächtigte sich der Gesellschaft. Alles stürzte herzu. Diese allgemeine Verwirrung benutzte Amadeo, ungesehen dem Fest zu entfliehen. Noch in der gleichen Nacht schwang er sich aufs Pferd und verließ eilend Paris in der Richtung nach Deutschland. Amedeo hat nie erfahren, ob der Graf ihn selbst im Verdacht gehabt, ob nur ein Zufall ihn zum Todestänzer der Gräfin gemacht hat? Jedenfalls war zum erstenmal die Verwünschung des Schwarzen in Erfüllung gegangen, und in die helltönende Glocke der Heiterkeit Amedeos barst ein Sprung: Würde der Fluch sein Schicksal werden?

Jahre sind verstrichen, aus Amedeo dem Jüngling wurde Amedeo der Mann. Da sehnt er sich, nach vorangegangenem Verzicht auf die höheren Weihen, nach Heim, Weib und Kind. Er war der Wanderschaft und des Genießens an fremden Tafeln müde. Längere Zeit hatte er am Hofe der böhmischen und ungarischen Könige gedient, manche goldene Ehrenkette zierte sein Gewand. So wollte er nun mit Recht von der Wanderschaft in der Heimat ruhen. Eine junge Gräfin aus Pavia hatte den Wunsch nach Ehe gemehrt. Er folgte ihr, als sie für einige Zeit einer Einladung des napolitanischen Königshofes nachkam.

Es war das Leben eines echten Musenhofes, das man hier in ungetrübter Freude am Dasein führte. Fest löste Fest ab, und bei allem Tun standen die Musen Pate. Als Amedeo endlich das Jawort der Geliebten und ihrer Familie erlangt hatte, entschied die Königin, sie selbst wolle in ihrem Sommerschloß die Feier der Vermählung ausgestalten. Man zog ins Buon Retiro nahe der napolitanischen Küste. Zur Veränderung der Residenz und zum Fortgang von Neapel selbst hatte den Hof neben der Freude am Wechsel der Örtlichkeit die Kunde veranlaßt, der Schwarze Tod habe sich in der Nähe gezeigt. Zwar wußte man nichts Näheres, und unter den kleinen Leuten der stark bevölkerten Stadt suchte zu jeder Zeit die Seuche ihre Opfer. Doch man flüsterte sich zu, daß schon in dem oder jenem Palast plötzlich jemand zusammengesunken sei und man heimlich die Brüderschaft der Barmherzigkeit gerufen habe, die Toten verschwinden zu lassen. Das waren Gerüchte, nicht sicher erwiesen, aber der Hof zog es vor, in stiller Abgeschiedenheit und in reiner Luft die Sommertage zu genießen. Freier durften sich hier die durch Zeremonien eingeengten Menschen geben, und die Geselligkeit steigerte sich am ländlichen Charakter, den sie freiwillig erwählte. Hier konnten sich die Paare ungezwungen zusammenfinden, und Amedeo brannte darauf, daß Donna Eleonora ganz sein würde. Endlich war der Bruder der Jungfrau als Vertreter der Familie bei den Hochzeitsfeierlichkeiten eingetroffen, und ein blauer Himmel verschönte den Tag, da unter blühenden Orangezweigen in der kleinen Kapelle des Schlosses der Priester zum Lebensbunde die Hände ineinanderlegte. Am Abend wurde das Paar unter Scherz und Sang zur Kammer geleitet, während im Garten die Instrumente weiterjubilierten und das Fest seinen Fortgang nahm. Ins bräutliche Gemach drangen die gedämpften Klänge als zarte Begleitung liebend geflüsterter Worte, glücklicher Stunden.

Als aber immer neue Tanzweisen heraufklangen und man den taktmäßigen Schritt der tanzenden Paare deutlich vernahm, umschlang plötzlich die Braut den jungen Gatten und drehte ihn mit sich nach dem Rhythmus der Weise. Amedeo, in sein Liebesglück verstrickt, hatte des alten Fluches vergessen. Er hielt sein schönes Weib im Arm und drehte sich mit ihr nach den Klängen. Da wankte die junge Frau plötzlich, faßte nach dem Kopf, als habe ein Schwindel sie umfangen. Schnell trug sie Amedeo auf das gemeinsame Ruhebett, aber die Augen öffneten sich nur noch einmal zu einem schmerzvollen Blick auf den geliebten Mann. Dann röchelte die Jungvermählte ihr Leben aus. Mit einem Schrei, wie ein Wahnsinniger stürzte Amedeo, Hilfe suchend, in den Garten. Die Gäste stürmten zur bräutlichen Kammer, wichen aber scheu zurück, da sich schon schwärzliche Male an den toten Zügen zeigten. Noch in der Nacht holten die schwarzen Kutten der Brüder von der Barmherzigkeit die Leiche der Donna Eleonora. Am anderen Tag waren die Gäste aus Buon Retiro davongeflogen.

Der Schwarze Tod war in den lachenden Sommer getreten und mähte die Menschensaat. Amedeo wurde fast geistesgestört vom Schwager von Neapel fortgeführt. Es dauerte Jahre, bis er das Gleichgewicht seiner Seele wiederfand und die Düsterkeit des Gemütes schwand. Sein Liebreiz im Umgang mit den Menschen war geblieben, auch seine Schönheit hatte nicht sehr gelitten, nur einzelne Silberfäden waren als Reif ins braune Gelock gefallen. Noch manches Mägdlein sah mit begehrendem Blick nach ihm, und endlich entschloß er sich auf Zureden seiner Familie zu einer zweiten Ehe. Diesmal leitete die Wahl nicht Liebe, sondern Vernunft. Seine Gattin, aus dem hohen Hause der Pico, besaß die Tugenden einer vorzüglichen Hausfrau und Mutter, aber nicht die Grazie und Schönheit früherer Geliebten. Die Ehe wurde glücklich und mit Kindern gesegnet. Nie wieder hatte Amedeo, der von der Unabwendbarkeit des Fluches überzeugt war, ein Weib tanzend in die Arme geschlossen. Im Ablauf eilender Jahre verblaßte der Eindruck der dunklen Erlebnisse im Genuß einer tätigen Gegenwart. Er wirkte als der Ratgeber der Grafen von Mirandola, der Verwandten seiner Gattin, hochgeehrt und geliebt, wo er sich zeigte. Schon war die älteste Tochter vermählt, und Amedeo, als beglückter Ahne, hielt das Enkelchen, ein Kind angenehmster Gesichtsbildung, auf seinem Arm.

Die Kleine aß gerade Pflaumen und schaute vom hohen Sitz zum Fenster hinunter, wo Gaukler und Sänger des Weges kamen, um bei Hofe ihre Künste vorzuführen. Sie machten eine lustige Musik, und die Kleine klatschte in die Händchen: ‚Tanzen, Großvater Amedeo, tanzen!‘ Der Ahnungslose drehte sich beglückt mit seinem Enkelchen im Kreise, als plötzlich das Kindlein wie im Krampf die Ärmchen in die Höhe warf. Der Erschreckte schrie um Hilfe. Er erkannte sofort, daß bei der Bewegung des Tanzens ein Pflaumenkern der Kleinen in die Kehle geglitten war. Nach Atem ringend, wand sich der kindliche Körper. Vergeblich griff der Erregte in die Gurgel. Der Kern sank tiefer. Nach wenigen krampfartigen Zuckungen war der Erstickungstod eingetreten. Amedeo aber raste, wie von Furien verfolgt, aus seinem Palaste und streifte tagelang im Wahnsinn ziel- und ruhelos umher. Als die nachgesandten Freunde und Diener ihn aufgegriffen hatten, sammelte sich scheinbar wieder allmählich sein klares Bewußtsein. Doch sobald er sich unbewacht glaubte, stürzte er davon. Er fühlte sich vom Fluche des Schwarzen aus Konstanz verfolgt und suchte dem Drohenden hinter seinen Fersen zu entfliehen. Vergeblich war alle Liebe und Mühe, ihn halten zu wollen. Immer wieder verschwand er von zu Hause; so war er zum Schluß mit fahrendem Volk umhergezogen, in der Hoffnung, die unklar seinen wirren Kopf erfüllte, im Heiligen Land oder beim Heiligen Vater Erlösung vom Fluche zu finden.

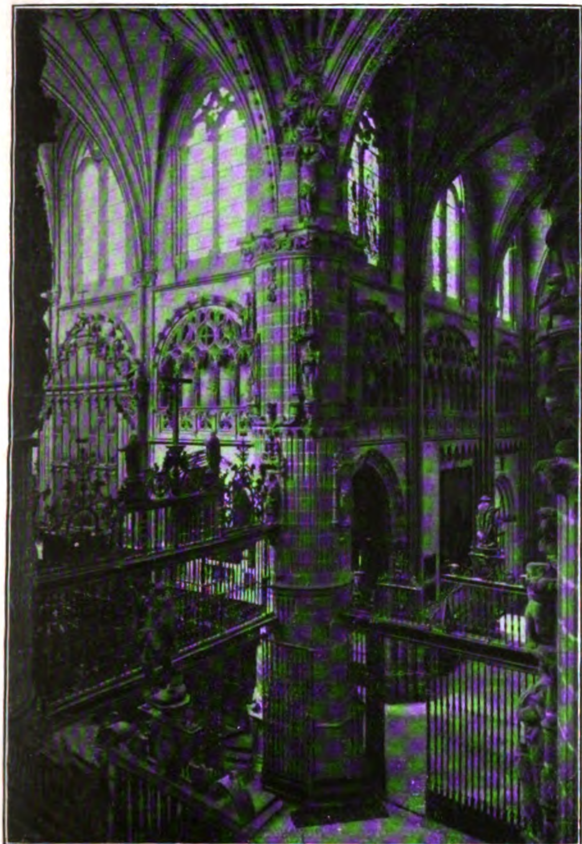
In Rom entraffte ihn gestern von seiner Wanderschaft der Tod als milder Freund. Im heiligen Land der ewigen Erlösung wird er Frieden finden. Ave anima pia. Requiescat in pace!“

Ein Schweigen folgte der Erzählung, während die Sterne am morgenkündenden Himmel schon bleichten. Fröstelnd unter der Kühle des kommenden Tages, schloß der Priester das Fenster, verlöschte die Lampe und ging mit geräuschvoller Umständlichkeit ans Kochen der Morgenspeise. Da nahm der schweigsame Beichtvater das Wort: „Alle Schicksalsschläge, die Euren toten Freund trafen, lassen sich auf natürlichem Wege erklären. Die Geliebte starb an Gift, die Gattin an der Pest und das Enkelkind am verschluckten Kern. Wozu Gott oder den Teufel beschwören, wenn die Zusammenhänge keiner geheimnisvollen Erklärung bedürfen? Das Wiedersehen mit dem geistesverstörten Jugendfreund, der in Eurer Erinnerung schön und heiter wie in Jugendtagen lebte, hat Euch durch sein trauriges Ende über die Maßen erregt. Später, in ruhigeren Zeiten, werdet Ihr beruhigter und kühler über dieses Erlebnis denken.“ Wieder faltete der Pater, als wolle er damit sein „Ich habe gesprochen“ besiegeln, die fetten kleinen Hände über dem Bauch. Doch Ser Abondio trat von der Flamme am Herd, die eben aufglühte, ins Dunkel zurück und schüttelte den Kopf: „Nein, nein, hier spielen höhere Mächte mit uns Menschen. Selbst der Fluch des Ketzers besitzt zerstörende Kraft, weil der Teufel zum Vollzieher wird. Warum fühlen wir die Mächte der Liebe nicht sichtbar wie den Haß im Leben?“ Diese Frage erfüllte noch unbeantwortet den Raum, als längst der Tag in Helle und Wärme in die Stube sah und Pater Bertoldo den Priester in seinem Sinnen allein gelassen hatte.



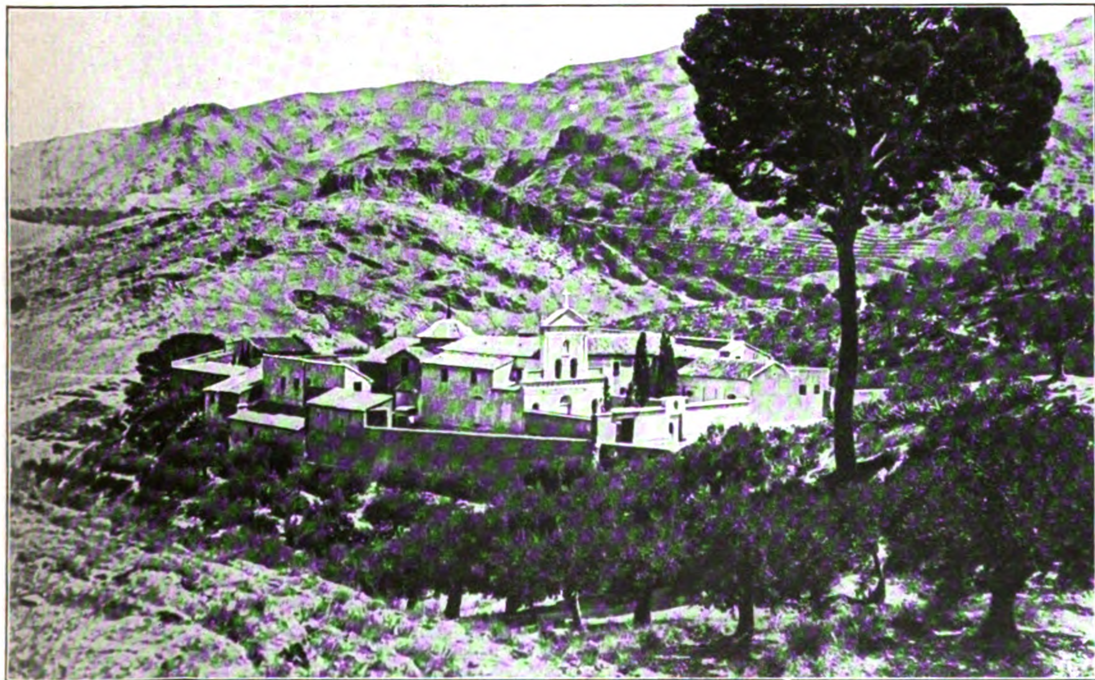


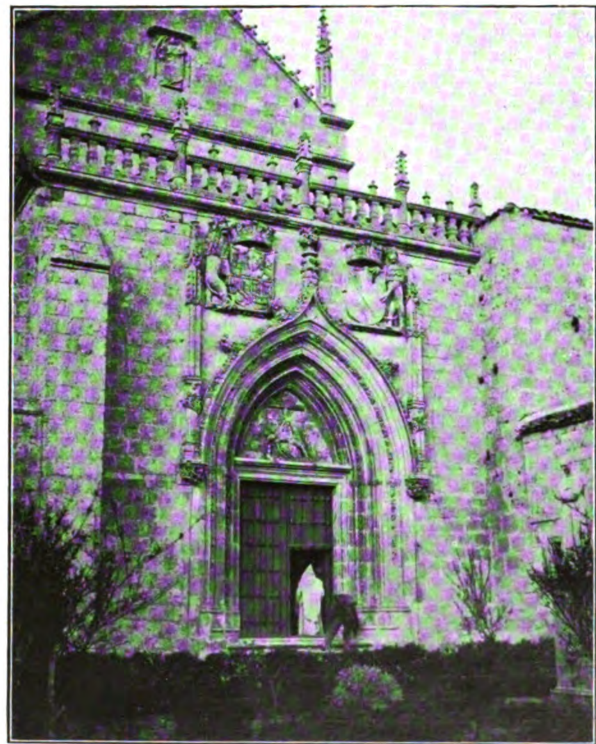
Gesamtansicht von Granada. Links der Hügel des Albaicín, des ältesten Teiles Granadas; dahinter auf einem zweiten Hügel die Alhambra. (Phot. Garzón.)
Im Oval: Córdoba: Straßenbild.





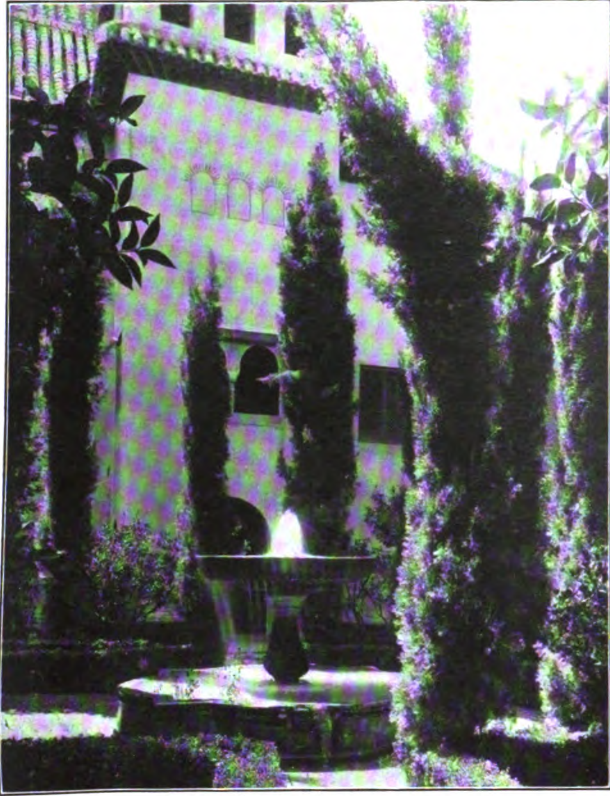
Links: Blick in das Innere der Kathedrale von Burgos. (Phot. Hauser y Menet, Madrid.)
Rechts: Gerona: Kreuzgang des Klosters des Heiligen Daniel. (Phot. Arxiv Mas, Barcelona.)





Links: Santuario de la Luz bei Murcia. — Rechts: Das Portal der Kirche des Kartäuserklosters von Miraflores bei Burgos.

Auf altem Kulturboden: Malerische Städte in Spanien.

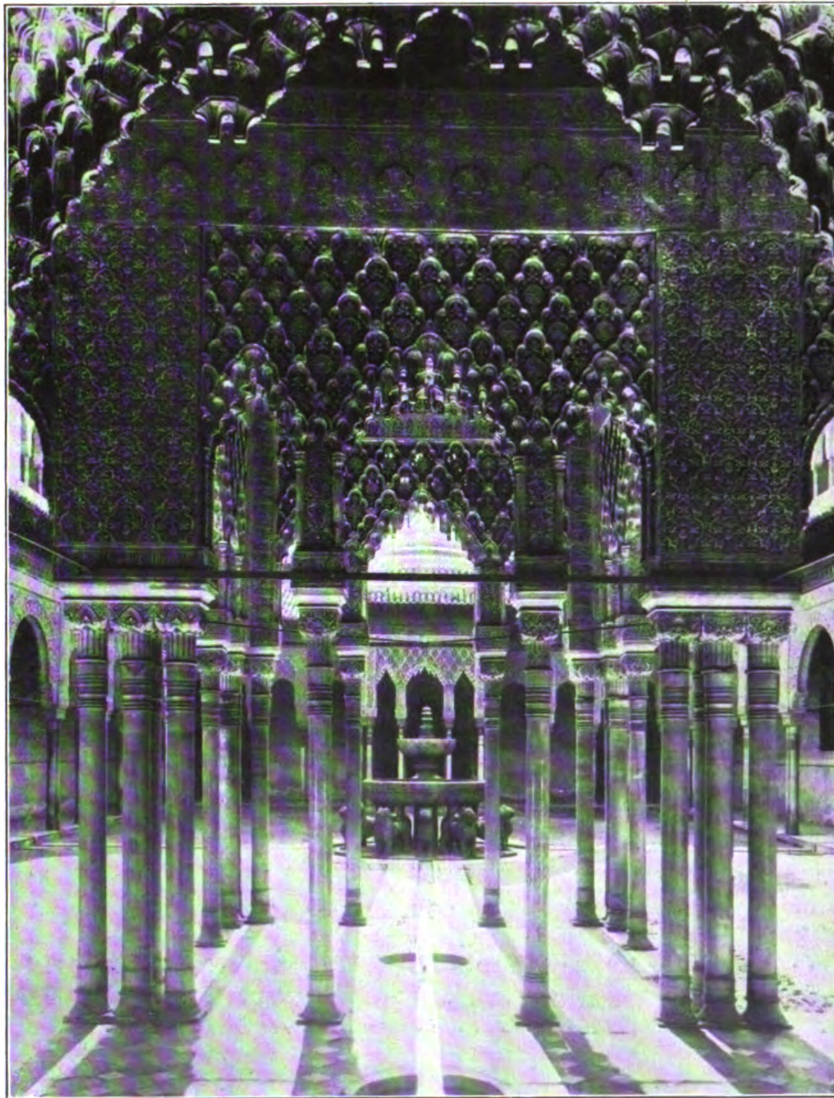

Aus der Alhambra in Granada: Hof der Daraxa. (Phot. Linares.)

DAS ALTE SPANIEN


Salamanca: Die Kirche San Estéban. (Phot. V. Gomban.)

Eine fast sprichwörtlich gewordene Sehnsucht der Deutschen nach den sonnigen Gefilden Italiens mit seinen alten Kulturstätten und -dokumenten ließ sie beinahe vergessen, daß es auch noch andere Länder gibt, die hinsichtlich landschaftlicher Schönheit Italien den Rang streitig machen und dabei ebenfalls einen alten Kulturboden darstellen. Unter diesen Gebieten verdient Spanien schon auch deswegen eine größere Beachtung, als seine Einwohner zu jeder Zeit dem deutschen Volke Sympathie bewahrt haben. Forscher und Künstler freilich haben sich schon lange Spanien zugewendet und so erreicht, daß wenigstens die letzten dreißig Jahre dieses Land immer eindringlicher in unser Blickfeld rückten. Nachdem schon die Romantiker auf seine Literatur hingewiesen, hat der Impressionismus in Velasquez den großen Ahnen erkannt. Weder Manet noch Leibl und die Münchner Malerei jener Jahre sind ohne ihn denkbar. Dann hat Greco ihn abgelöst. Was jener für die Impressionisten, das wurde dieser für die Expressionisten. Hatte man in Velasquez die Kunst der schönen Materie gefunden, den noblen Vortrag, die feingestuften Valeurs, die im Lichte schwimmende, sich auflösende Farbe, so entdeckte man bei Greco die glühende, die Form sprengende Leidenschaft, die religiöse Ekstase und jenen geistigen Rausch, in dem eine Zeit sich gefiel, die unter den Erschütterungen völkerstürzender Kriege und menschheitserneuernder Revolutionen lebte, deren feuriger Atem ihrem Erscheinen schon jahrelang vorausgegangen war. In dem Maße, wie die auf absolute Formeln gebrachte antike Schönheit ihren Einfluß verlor, wie das Dunkle, Rätselvolle primitiver Kulturen die Geister an sich zog, das Formlose des Ostens Gewalt über das Geprägte des Westens bekam, schwächte sich die Anziehungskraft Italiens ab, das mehr als ein volles Jahrhundert, ja, wenn man will, seit Dürer alleinige Macht über den Menschen des Nordens gehabt hatte. Eine Zeit, die sich selbst auf den Weg begeben, neue Antworten zu finden, die sich berufen glaubte, durch Alter Geheiligtes, Ehrwürdiges zu stürzen, empfand keinen Wunsch nach den polierten Wahrheiten der Renaissance. Hatte man Bedürfnis nach reinem Sein, nach Ruhe des Geistes, nach wunschbefreiter Existenz, so entsprach weder ein Phidias noch ein Raffael mehr. Gerade der Daibutsu von Kamakura oder der Rochana-Buddha zu Nara konnten den neuen Ansprüchen genügen. Dostojewski auf der einen Seite und Laotse auf der anderen traten an die Stelle der bisherigen klassisch-idealistischen Führer. In seltsamer Wiederkehr steigt der Mensch zu den Quellen seines Wesens hinab, wie er es schon Ende des 18. Jahrhunderts getan. Was er sucht, sind die ursprünglichen Äußerungen des Geistes, die unverhüllten Manifestationen der Triebe. Er, den die Zähmung von Jahrhunderten seiner Unmittelbarkeit beraubt, er erfrischt sich am Anblick leidenschaftlichen Geschehens oder an den Zeichen übernatürlicher Kräfte, deren Wirken er aus einfältigen Berichten halb skeptisch, halb erschüttert vernimmt. Das religiöse Moment wird als unmeßbarer Faktor von neuem erkannt. Riesengroß erhebt die katholische Kirche aus jedem Kampfe ihr Haupt, immer wieder den denkenden Geistern das Rätsel ihres fast zweitausendjährigen Lebens weisend. Die ungebrochene Kraft kindlicher, erdennaher Völker und die magische Wirkung religiöser Ideen treten von neuem als bestimmende Kräfte neben die ökonomischen, die man lange Zeit überschätzte.

Dies ist der Punkt, an dem sich uns Spanien wiederum vor die Augen schiebt. Die Geschichte seiner Vergangenheit ist die Geschichte ungezähmter Rassen, deren heiße Triebe einen Kampf bis zur Vernichtung entfachen. Es ist daneben die Geschichte vom Ringen des katholischen Gedankens um die alleinige Macht, der Krieg des Geistes ohne jede Rücksicht auf wirtschaftliche Folgen. Es ist der Bericht von der Herrschaft des reinen Idealismus, von seinem Verzweiflungskampf gegen die materialistischen Mächte einer neuen Zeit und am Ende von seinem ruhmvollen Untergang. Mag man im einzelnen den Geschehnissen nicht zustimmen, man wird sich dem Tragischen des Geschickes eines Volkes nicht entziehen können, das einzig dem Geiste gedient.


Aus der Alhambra in Granada: Blick in den Löwenhof.

Auf jedem Schritt zeugen in Spanien davon die Denkmale. Auf dem steinigen Boden der Halbinsel kämpfen die Iberer gegen die Römer, die Römer gegen die Germanen. Dann stürzt die gewaltige berberisch-arabische Welle über das Land. Rassen- und Glaubenskämpfe füllen die Jahrhunderte. Die urtümlichsten Beweggründe, dem Wilden schon eigen, der sich als Glied seiner Horde fühlt, stehen neben den höchsten des Dieners Gottes, der im Namen des Propheten oder des Gekreuzigten sich auf dem Schlachtfelde opfert, den Märtyrertod umarmt. Aus dieser Zweiheit entwickelt sich ein Geist adeliger Wildheit, religiös-ekstatischen Blutrausches, der in der ganzen spanischen Geschichte lebt, bis zu den schreckhaften Visionen Goyas. Aus ihr entstand jedoch auch die Gestalt eines Don Quijote, des reinen Idealisten, der sein Leben einem hohen, wenn auch eingebildeten Ideale weiht.

Ein Land, dessen Geschichte so stark die Spuren solchen Geistes trägt, muß in der Lage sein, von neuem einer Zeit zu spenden, deren Sehnen sich mehr denn je auf Großheit des Geistes und Verwurzeltheit des Volkshaften richtet.

Man wird in seiner Kunst wenig originale Schöpfungen finden. Die Vielfältigkeit der Rassen, die diesen glühenden Boden gedüngt, hat jene reinen Werke nicht entstehen lassen, wie sie uns Italien geschenkt. Aber man wird die seltsamen Blumen afrikanisch-europäischer Kreuzung erblicken. Man wird religiöse Bildwerke kennenlernen, geschaffen aus einer Unmittelbarkeit der Empfindung, die kaum ein anderes Land der nördlichen Halbkugel aufzuweisen hat, heute noch immer tief mit dem Leben verbunden. Und endlich wird man eine Erde überqueren, deren Anblick von allem verschieden ist, was jenseits der Pyrenäen existiert: Ungeheure Steinwüsten, auf die eine mitleidlose Sonne herabbrennt, neben rebenbestandenen Höhen, Olivenhainen und Orangenwäldern, die milden Küsten des tiefblauen Mittelmeeres und jene des stürmischen Golfes von Biskaya. Kein Land glücklicher Entspannung, leichten Genusses, aber ein Land, das die Seele erregt und ausweitet und sie von neuem an Großes glauben läßt.

Der Norden Spaniens ist das Land der romanischen Kunst und der Gotik. Vom Norden aus, von Asturien und Galizien, ging die Wiedereroberung des maurisch gewordenen Bodens. In Santiago de Compostela war das Heiligtum der christlichen Reiche. Noch heute leuchtet dort an der Kathedrale des heiligen Jago die Puerta do Platerias, eines der schönsten Werke romanischer Bildhauerkunst. In Navarra und Catalonien finden sich die vielen romanischen Kreuzgänge an den Klöstern und Kathedralen. In Gerona, Barcelona, Segovia, León und Burgos ragen die gotischen Kathedralen. Unter den blauen Schwaden des Weihrauchs und dem Flimmern unzähliger Wachskerzen leben wundertätige Madonnenbilder ihr träumerisches Leben.

Von Valladolid aus hat die Inquisition ihren Anfang genommen. Es ist die Zeit, da die Reyes católicos, Ferdinand von Aragonien und Isabella von Castilien, das Land von den Ungläubigen gesäubert, als ein einziger Schrei durch die Reiche ging nach Reinheit des Glaubens und Erneuerung der Kultur in christlichem Geiste. Ein rauschender Dekorationsstil erstand, der Estilo florido und die Plateresce. Noch zeugen davon unvergleichliche Bauwerke, die Kirche San Pablo, das Colegio de San Gregorio in Valladolid, San Estéban und die Universität in Salamanca, das Hospital de Santa Cruz in Toledo.

Im Süden aber, in Andalusien, blühte unzerstörbar weiter der Geist der maurischen Kultur. Noch heute schreitet man in Córdoba durch enge Straßen, deren verschlossene Häuserfronten den unverkennbaren Charakter des Orients tragen. Man blickt in Säulenhöfe hinein, die mit maurischen Kacheln belegt, mit Palmen bestanden sind, und es ist nicht anders als in Tetuan oder in Larasch. In die große Moschee ist eine christliche Kirche hineingebaut. Wenn an heißen Tagen die Fremden in ihren Häusern bleiben, die weiten Höfe der Alhambra verlassen sind, dann könnte man glauben, daß nichts sich verändert habe seit den Zeiten Boabdils, des letzten Königs von Granada.

Dr. Alfred Kuhn.







Oben links:

Santiago de Compostela: Kapitell in der Vorhalle, Portico de la Gloria, der Kathedrale.
(Phot. J. Lacoste, Madrid.)

Oben rechts:

Sevilla: Die Gärten des Alcázar.
(Phot. Linares, Granada.)

Links nebenstehend:

Santiago de Compostela: Hof des Colegio Fonseca.
(Phot. ArxivMas, Barcelona.)

Rechts nebenstehend:

Ronda: Blick auf die Altstadt.
(Phot. Wunderlich, Madrid.)







Links: Gesamtansicht von Segovia. In der Mitte die Kathedrale. (Phot. Wunderlich, Madrid.) – Rechts: Santiago de Compostela: Eingangsportal des Hospital Real.

Auf altem Kulturboden: Malerische Städte in Spanien.



Beim anregenden Gespräch: Ein Abend in der Künstlerklause des Vereins Berliner Künstler

Nach einer Zeichnung von Reinhold Koch-Zeuthen

Am Tische sitzend: Links: Prof. Franz Hoffmann-Fallersleben; Hans Hartig; Prof. Hans Bohrdt; Prof. Max Schlichting. An der Querseite: Prof. R. Schulte im Hofe; Prof. E. Körner; Prof. Carl Langhammer (an der Ecke). An der rechten Tischseite: C. Kayser-Eichberg; Prof. Georg Koch (vorgeneigt); Artur Johnson (mit Tabakspfeife).

Wissen und Leben

Ein zentralasiatisches Pompeji. Pompeji ist für uns der Gattungsname für eine Stätte geworden, die die Zeugnisse einer vor vielen Jahrhunderten blühenden Kultur gerade auch in ihren intimsten Auswirkungen, im täglichen, häuslichen Leben, unter einer schützenden Erdschicht so treu und unbeschädigt bewahrt hat, daß sich der kombinierende Geist der heutigen Epigonen aus ihnen eine bessere Kenntnis des Altertums zusammendichten konnte als aus all den Ruinen von Prachtbauten und auf uns gekommenen Kunstwerken zusammen. Hier sind Gelegenheiten, wo der Philologe beweisen kann, daß mehr in ihm steckt als ein Wortklauber, daß er wie ein Detektiv aus unscheinbaren Wahrnehmungen Schlüsse ziehen kann, daß er Phantasie, daß er Kombinationsgabe genug hat, uns aus den Spuren, die das tägliche Leben vor Jahrtausenden hinterlassen hat, dieses Leben selbst wieder lebendig werden zu lassen, es uns in einem Gesamtbilde vor Augen zu führen. In diesem Sinne kann man als ein zentralasiatisches Pompeji jene unscheinbare Ruinenstätte bezeichnen, die Sven Hedin im Jahre 1900 im östlichen Chinesisch-Turkestan nördlich vom heutigen Lob-nor, dem Sumpf, in dem der Tarimfluß sein ruhmloses Ende findet, entdeckte. Diese Ruinen liegen aber gleichzeitig am Südrande eines früheren Lob-nor und bezeichnen höchstwahrscheinlich die Stätte der Hauptstadt eines hier vor 2000 bis 1600 Jahren blühenden kleinen Reiches Lou-lan oder Lau-lan. Ruinenstädte sind im Bereiche der Sand- und Tonwüste, die das Innere des Beckens von Ostturkestan erfüllt, bereits eine ganze Anzahl gefunden worden, darunter weit ausgedehntere und weit ergiebigere als Lou-lan. Ihr Vorhandensein darf nicht wundernehmen in einem Gebiet, wo die Flüsse, an deren Wasser alles pflanzliche und menschliche Leben gebunden ist, nicht selten ihr Bett verlegen. Was Lou-lan, von dem neben einem massiven, aus Tonziegeln erbauten Wachtturm nur das Balkenwerk einiger weniger Häuser erhalten ist, aber seine einzigartige Bedeutung gibt, ist außer seiner Lage in der Nähe des alten Lob-nor der Umstand, daß man in der Müllgrube eines dieser Häuser etwa 150 Holzstäbchen und Holzspäne sowie zusammengeknüllte Papierfetzen mit chinesischen Schriftzeichen auffand. Hedin selbst war sich sofort über die große Bedeutung dieses Fundes klar. Er, dem es gelungen war, in der Landschaft selbst die Wanderungen des Tarimflusses und die mehrfachen Verlegungen seines Endsees, des Lob-nor, nachzuweisen, erkannte, daß man aus diesen unscheinbaren schriftlichen Aufzeichnungen nun diese Wanderungen des Sees auch zeitlich würde festlegen, sie in die Geschichte der Menschen würde einordnen können. Und er hat sich darin nicht getäuscht: den deutschen Sinologen Himly in Wiesbaden († 1904) und Conrady in Leipzig († 1925) gelang es in mehr als zwanzigjähriger mühevoller Arbeit, von der die Entzifferung der Schriften noch der geringste Teil war, uns ein umfassendes Bild von dem Leben und Treiben in einer kleinen zentralasiatischen Stadt am Rande der Wüste vor etwa 1600 Jahren zu entwerfen, das in Conradys Werk „Die chinesischen Handschriften und sonstigen Kleinfunde Sven Hedins in Lou-lan" (Stockholm, 1920) mit allem wissenschaftlichen Rüstzeug begründet worden ist und demnächst durch Dr. Albert Herrmann in einem neuen Werke einem größeren Publikum nahegebracht werden soll. Trotz seiner Weltentlegenheit bezeichnete Lou-lan einen richtigen Verkehrsknotenpunkt; hier wurde die uralte Verkehrsstraße, die von Nordchina aus den Nordrand des gewaltigen tibetischen Hochlandes entlang nach Turkestan, dem Kaspisee, Schwarzen Meer und Europa führt, von anderen Wegen gekreuzt, die aus Indien und Iran über die Hochketten des Himelaja und Karakorum und über den Pamir nach Sibirien führen. Auf dem erstgenannten Wege hatte schon in den letzten Jahrhunderten vor Christi Geburt die chinesische Macht ihre Fühler ausgestreckt bis gegen das Hochgebirge hin, das Innerasien von den Tiefländern Westturkestans und Westsibiriens trennt. Lou-lan war ein kleiner Eingeborenenstaat gewesen, in dem der Einfluß der Chinesen und der im Westen und Norden nomadisierenden Hiungnu, die später als Hunnen fast ganz Europa in Schrecken versetzen sollten, miteinander rangen. Nach mancherlei Kämpfen und Intrigen wurde die einheimische Dynastie schließlich abgesetzt und Lou-lan ein Außenposten des Chinesischen Reiches, mit chinesischen Beamten und einer chinesischen Grenzgarnison gegen die unabhängig gebliebenen „Barbaren" weiter westlich. Dies alles wissen wir aus alten chinesischen Geschichtswerken, doch ist die Lage von Lou-lan selbst erst durch Hedins Entdeckung und Funde bekannt geworden. Die von ihm aufgefundenen Schriftdokumente und Münzen rühren von chinesischen Beamten in Lou-lan her und versetzen uns in die Zeit von 250—310 n. Chr., in eine Zeit, da die chinesische Machtstellung in diesem Gebiete durch innere Wirren in China selbst bereits stark erschüttert war und zusammenzubrechen drohte. Es sind teils amtliche Urkunden, die uns mannigfachen Einblick in die chinesische Verwaltungsmaschine gewähren, eine Verwaltung, die schon damals, wie noch heute, ihre Fürsorge oder Kontrolle bis weit in das Privatleben des Volkes erstreckte. Wir erfahren daraus, wie man lebte, sich kleidete und ernährte, welche Frondienste und andere öffentliche Lasten zu leisten waren, was und wieviel auf den Feldern angebaut wurde und anderes mehr, aber auch, welch starkes militärisches Leben in dem Außenposten herrschte, wie oft Strafexpeditionen gegen die Nachbarn nötig wurden; wir erfahren vom Bestehen einer Garnison, eines Arsenals, eines Lazaretts und so weiter. Der andere Teil der Schriftstücke besteht aus Resten von Privatbriefen und ist womöglich noch interessanter, denn aus ihnen können wir Schlüsse ziehen auf das Geistesleben dieser chinesischen Beamten, die ihre Verbannung in die ferne Einöde mit überlegener Pflichttreue ertrugen, durch den Besitz von Bibliotheken in lebendigem Zusammenhang mit der hohen Geisteskultur ihres Vaterlandes blieben, durch Briefe und Geschenke die Beziehungen zu den Verwandten und Freunden in der Heimat aufrechterhielten, durch die durchziehenden Kaufleute mit den Erzeugnissen dreier Kulturwelten, der chinesischen, der indischen und der hellenistischen, versorgt wurden, wie auch die Funde von allerlei künstlerischen Gebrauchsgegenständen beweisen, und alles in allem sich so gut eingerichtet hatten, wie es nur möglich war. Den vollen Begriff von dem, was Himly und namentlich Conrady aus den Schriftstücken herauszulesen vermocht haben, bekommt man freilich erst, wenn man zu Conradys Buch selbst greift. Aber Conrady ist noch weitergegangen; er hat die Funde auch einer genauen paläographischen Untersuchung unterworfen und konnte aus dieser neue Erkenntnisse über die ursprüngliche Bedeutung der alten chinesischen Dokumente gewinnen, die auf Bambusstäbe geschrieben wurden. Diese Bambusstäbe wurden zuerst als Träger von Belehnungsurkunden verwendet und waren als solche mit dem Begriff des Zepters identisch. Später wurde die Verwendung auf alle möglichen anderen Urkunden und Quittungen ausgedehnt. Man schrieb diese in dreifacher Ausfertigung auf die verschiedenen Seiten des Bambusstabes und spaltete diesen dann in die drei Teile, die den Kontrahenten übergeben wurden, und durch deren Aneinanderpassen die Echtheit des Dokuments jederzeit nachgeprüft werden konnte. Später schrieb man auch größere Schriftstücke, z. B. Briefe, auf gespaltene Stäbe oder Holzspäne. Als dann, etwa 100 Jahre n. Chr., das Papier erfunden war, schrieb man auch auf dieses in durch Linien getrennten senkrechten Reihen, so daß das chinesische Papierschriftstück noch heute so aussieht, als ob lauter Stäbchen nebeneinander gelegt seien. Noch lange nach der Erfindung des Papiers behielt man die Stäbchen aus Konservativismus für amtliche Schriftstücke bei. Da nun in Lou-lan noch einige ungeteilte oder erst teilweise zerschnittene

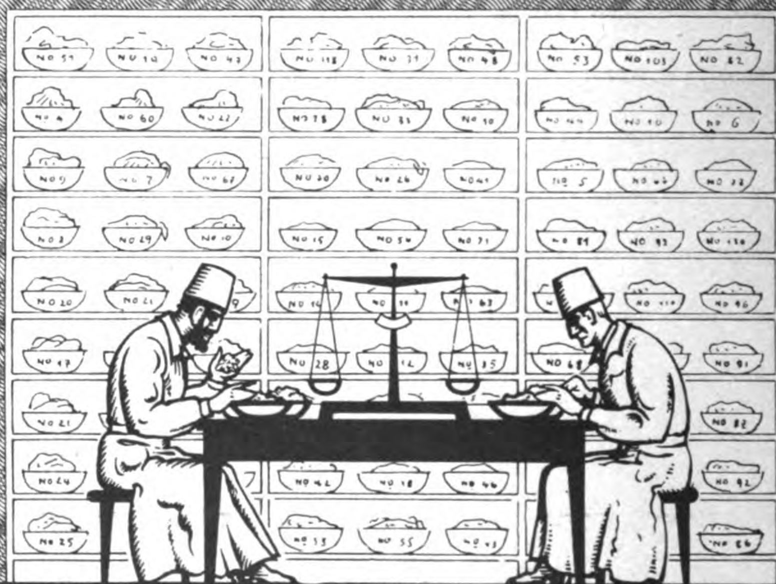
Stäbchenquittungen der oben erwähnten Art gefunden wurden aus einer Zeit, da man in China selbst längst davon abgekommen war, so sieht Conrady dies als einen sicheren Beweis dafür an, daß die chinesische Kultur sich in China selbst entwickelt hat und nicht, wie man lange geglaubt hat, zentralasiatischen Ursprungs ist. So haben die paar Kehrichtreste, die man in einer kleinen entlegenen Wüstenruine fand, sogar zur Lösung eines der wichtigsten Probleme der asiatischen Kulturgeschichte beigetragen! M. W. G.

Die Ausbreitung starker Schallwellen. Die Ausbreitung des Schalles wird in den physikalischen Lehrbüchern zumeist elementar behandelt, indem für die Schallgeschwindigkeit die an der Erdoberfläche bei normalem Druck und normaler Temperatur gültigen Zahlen angegeben werden. Wie so häufig bei physikalischen Fragen, steckt in diesem Problem aber noch viel mehr, das erst allmählich gefunden und zu erklären versucht worden ist. Eine Übersicht über das Gesamtproblem gibt A. Wegener im neuesten Heft der Zeitschrift für Geophysik (1925, S. 297). Es hat sich gezeigt, daß bei sehr starken Schallwellen, wie Kanonendonner, Explosionskatastrophen, vulkanischen Detonationen und Sprengungen, die Hörbarkeit in Abhängigkeit von der Entfernung eigentümlichen Gesetzmäßigkeiten unterliegt, deren Erklärung auch heute noch nicht ganz sichergestellt ist. Um die Schallquelle liegt eine innere Zone der Hörbarkeit, die je nach der Stärke des Schalles verschieden groß ist. Darum folgt eine „Zone des Schweigens", d. h. ein Gebiet, in dem nichts zu hören ist. In größeren Entfernungen folgt eine neue Hörbarkeitszone, die als „äußere Hörbarkeitszone" bezeichnet wird. Der Abstand dieser Außenzone ist von der Jahreszeit abhängig. Das Zentrum der Außenzone hat im Winter einen Abstand von 110 km, im Sommer einen Abstand von etwa 190 km von der Schallquelle. Das Auftreten der Außenzone ist für Europa, Japan und den Äquator nachgewiesen, sie ist also überall auf der Erde unter den verschiedensten Breiten vorhanden. Das Außengebiet hat oft nur die Form eines Sektors, gelegentlich aber auch die eines geschlossenen Ringes. Ist nur ein Sektor vorhanden, so liegt er im Winter im Osten, im Sommer im Westen der Schallquelle. Diese Gesetzmäßigkeiten sind einem größeren Kreise in dem Kanonendonner an der Westfront in die Erscheinung getreten. Auch bei gelegentlichen Explosionskatastrophen (Dynamitexplosion zu Förde in Westfalen, Explosion in East London, Explosion in Oppau usw.) haben sie sich bestätigt gefunden und neuerdings auch bei künstlichen Sprengungen, wie die von Oldebrock in Holland im Oktober 1922, in Jüterbog im Juli 1924 und die Sprengungen in La Courtine im Mai 1924. Ähnlich sind die Erscheinungen bei vulkanischen Detonationen und beim Fall von Meteoren. Es handelt sich in allen diesen Fällen um ein gemeinsames Problem der Geophysik, das dadurch noch komplizierter wird, daß jenseits der ersten Außenzone in etwa doppeltem Abstand eine zweite (schwächere) Hörbarkeitszone folgt, so daß z. T. Hörbarkeitsmeldungen bis zu 400 km Abstand vorliegen. Die Erscheinungen können nur dadurch erklärt werden, daß der Schall nicht einfach seinen Weg längs der Erdoberfläche geht, sondern an hohen Schichten in der Atmosphäre reflektiert wird und dann in die äußere Hörbarkeitszone gelangt. Die zweite äußere Zone entsteht durch Reflexion des Schalles am Erdboden und Wiederholung des Weges durch die oberen Luftschichten. Die reflektierenden Schichten in der Höhe müssen nach Beobachtungsergebnissen in den Alpen oberhalb 3000 m liegen, da der Alpenkamm die Ausbildung der Außenzone nicht hindert. Nach Meteorbeobachtungen müssen die Scheitelpunkte der von oben kommenden Wellen etwa bei 40—50 km Höhe liegen. Zur Erklärung der Reflektion des Schalles in großen Höhen sind viele Versuche gemacht worden. Man hat Temperaturschichtung dafür herangezogen. So soll die Temperatur oberhalb 50 km Höhe wieder zunehmen. Aber diese Annahmen sind recht unsicher. Man hat Windschichtungen mit Temperaturschichtung in Verbindung gebracht; dagegen spricht die häufig ringförmige Ausbildung der Außenzone. Daher läßt sich die Entstehung der Außenzone nicht dadurch erklären, wenn auch der Wind auf die Erscheinungen seine Wirkung ausüben wird. Man hat versucht, die Abbiegung der Schallstrahlen aus der Zunahme der Schallgeschwindigkeit infolge der Änderung des Molekulargewichts der Luft in großen Höhen zu erklären; aber auch diese Theorie Von dem Bornes' hat ihre heftigen Gegner gefunden. Wegener selbst versucht eine neue Erklärung, indem er annimmt, daß die nach oben fortschreitenden Schallwellen sich in Stoßwellen umwandeln, für die besondere Reflektionsgesetze gelten. Im ganzen ist das Problem noch nicht als gelöst zu betrachten, so daß noch mehr Sprengungsversuche nötig sein werden, um weiteres exaktes Beobachtungsmaterial zu liefern. Ludwig Thor.

Von der Tätigkeit der Milz. Sehr häufig führt das Eindringen fremder chemischer und morphologischer Körper in unseren Organismus zu einer Anschwellung der Milz, weil solche Körper in der Drüse zurückgehalten und weiterverarbeitet werden. Diese Tätigkeit läßt sich in Beziehung setzen zu normalen Verhältnissen; die Milz fängt nämlich die zahlreichen, dauernd zugrunde gehenden roten Blutkörperchen auf und verarbeitet sie weiter. Wahrscheinlich bereitet sie aus dem Eisen toter Blutkörperchen und aus dem der Nahrung Eisenverbindungen für die Gewebe. Der eisenhaltige Blutfarbstoff (Hämoglobin) wird von der Milz gespeichert und zum Teil der Leber zugeführt. Die weitere Verarbeitung besorgen die Leberzellen — aber auch das Milzgewebe beteiligt sich daran. Offenbar ist das Zusammenwirken beider Organe erforderlich; die bemerkenswerte Tatsache der Bildung von Milzgewebe in der Leber nach Entfernung der Milz scheint ebenfalls darauf hinzuweisen. Die Milz zerstört nach neuerer Anschauung nicht nur die verbrauchten Blutkörperchen, die von ihr zurückgehalten werden, sondern sie kann auch selbständig zerstörend vorgehen, und zwar sowohl im gesunden als auch besonders im kranken Zustand, und dadurch den Untergang noch brauchbarer roter Blutkörperchen hervorrufen. So ist es zu verstehen, daß schwere Fälle von Anämie (Blutarmut) sehr oft mit Milzschwellungen einhergehen. Mit Sicherheit ist der schädigende Einfluß der Milz beim „hämolytischen Ikterus" (Gelbsucht) festgestellt worden. Die Widerstandsfähigkeit der roten Blutkörper, besonders osmotischen Einflüssen gegenüber, ist stark vermindert, aber außerdem spielt die Milz noch eine aktive Rolle bei der Blutzerstörung. In vielen Fällen konnte dementsprechend der Zustand durch Entfernung der Milz erheblich gebessert werden, wenn auch natürlich an der geringen allgemeinen Widerstandsfähigkeit dadurch nichts geändert wurde. G. Hupfer.

Der Motor in der Seeschiffahrt. Wenn bis in die Kriegsjahre hinein das Motorschiff auf See nur eine immerhin bescheidene Rolle dem Dampfer gegenüber spielte, so hat sich dies in den letzten Jahren ganz erheblich geändert. In Dänemark allein sind bis September 1925 rund 80000 t Motorschiffsraum vom Stapel gelaufen. Dabei ist zu bemerken, daß vor dem Kriege auch in den besten Jahren kaum mehr als 20000 t auf dänischen Werften entstanden. Vielleicht noch bedeutsamer aber ist die Tatsache, daß der Motor in immer wachsendem Umfange auf den großen Passagierschiffen Eingang findet. Auch in Deutschland sind in der letzten Zeit verschiedene Schiffe dieser Art gebaut worden, darunter die 12000 t große „Monte Sarmiento" der Hamburg-Südamerika-Linie, deren fast 7000 P.S. leistende Maschinen sich tadellos bewährt haben, und die zu den größten Motorschiffen überhaupt zählt. Daneben hat der Motor begonnen, sich das Gebiet der großen Seeschlepper und neuerdings auch das der Seefischerei zu erobern, so daß die absolute Herrschaft der Dampfmaschine fast nur noch auf die ganz großen Schnelldampfer beschränkt bleibt. Hier dürfte allerdings eine Änderung auch vorerst kaum zu erwarten sein. Selbst wenn man von den eigentlichen Schnelldampfern, unter denen die „Mauretania" als unbestrittene Inhaberin des berühmten „blauen Bandes" auf einsamer Höhe thront, absieht und den im ganzen wohl als Typ der nächsten Zukunft anzusprechenden „Columbus" betrachtet, kommen hier doch immerhin Maschinen mit einer Gesamtleistung von rund 30000 P.S. (gegen rund 70000 der „Mauretania") in Frage, und Motoren dieser Leistungen gibt es bis jetzt noch nicht. — Der reine Schnell-





dampfer dürfte dabei überhaupt der Vergangenheit angehören und in nicht zu ferner Zeit durch das Luftschiff oder das moderne Riesenflugzeug ersetzt werden. Die gigantischen Maschinen der „Mauretania“, die hinreichen würden, noch einen zweiten „Columbus“ und zwei große Frachtdampfer zu treiben, können nämlich ihre Geschwindigkeit nur um rund 4 Seemeilen stündlich gegen die des „Columbus“ erhöhen. — In nicht viel mehr als drei Jahrzehnten ist der Schnelldampfertyp bis an die Grenze des wirtschaftlich Möglichen entwickelt worden. Me.

Das Jagdreiten bietet insofern einen erhöhten Anreiz, als es die Freuden des Reiters und des Weidmanns in sich vereinigt. Daß hierzu aber ein ganzer Mann voll liebevollen Verständnisses des Reittieres und des gejagten Wildes gehört, schildert in eingehender, packender Weise Generalleutnant a. D. von Eben in seinem bei J. J. Weber, Leipzig, erschienenen Werke „Das Jagdreiten, Erfahrungen und Erlebnisse eines alten Masters“ mit 84 Abbildungen. In Leinen 15 Mark. Dieser langjährige Master der Meute in Hannover schreibt als alter Herr ein so frisch anmutendes Buch und doch voll so reicher Erfahrungen, daß jeder Reiter es nur mit Genuß und Gewinn lesen wird. Hier spricht ein Könner, der Jagden bis zu 25 km angelegt und geführt hat, der in England die längste Reitjagd drei Stunden lang hinter den Staghounds des Königs durchgehalten hat. In den Hochsprungkonkurrenzen seiner Zeit gehörte er zu den Besten. Durchaus originell in seinem Stil zu reiten, nämlich in erster Linie mit nur einer Hand, kann er mit 105 Jagden in einer Saison wohl zu den schneidigsten Reitern gezählt werden, die Deutschland hervorgebracht hat. Doch nicht nur die Leistungen als Reiter lassen uns vor dem alten Master den Hut ziehen, besonders sympathisch und nachahmenswert sind die zahlreichen Erfahrungen und Winke, wie v. Eben die Harmonie zwischen Pferd und Reiter herbeiführt, wie er das Pferd viel lobt, wie er seine Pferde auf Transporten selbst begleitet und pflegt. In der Pferdebehandlung weist er auf die Araber, die erfahrensten, ältesten Pferdekenner, als Vorbild hin. Er schätzt wie diese kluge Pferde. Eine besondere Note erhält das Buch durch den Umstand, daß v. Eben, ähnlich wie einige große englische Jagdreiter, eine weidmännische Kenntnis zu den Reitjagden mitbringt, die wohl vielen deutschen Jagdreitern fehlt und deshalb gerade den Lesern viele wissenswerte Aufschlüsse gibt. Als Verfechter der Einkoppelmeute zeigt er auch unserer Zeit den Weg dazu. Das gut illustrierte Buch bietet auch dem alten Reiter nicht nur viel Anregung und Unterhaltung, sondern in der Vorbereitung seines Jagdpferdes wertvolle neue Gesichtspunkte. Den Reitvereinen sei es als Preis für die Turniere empfohlen. Es gehört in den Bücherschrank jedes Reiters. Silvanus v. B.

Für die Frauenwelt.

Kommt der schwarze Strumpf wieder? Für die Wiederkehr des schwarzen Strumpfes wird starke Propaganda gemacht. Sicher ist, daß er die Knöchel schlank erscheinen läßt, und eine Dame mit etwas starken Beinen hat jedes Interesse, ihm mit Wohlwollen entgegenzukommen. Außerdem ist der fleischfarbene oder hellgraue Strumpf im Winter, wenn es schneit und regnet, so unpraktisch wie nur möglich. Der kleinste Spritzer zeichnet einen Schmutzfleck auf ihm ab. Aber die Frauen haben sich des schwarzen Strumpfes so entwöhnt, daß er für sie, gleich einem Kreppschleier, Trauer zu versinnbildlichen scheint. Werden sie diesen Widerwillen bezwingen, oder werden sie den hellen Strümpfen treu bleiben?

Straß sieht man überall. Die Abendschuhe bedecken sich mit blauen und grünen Steinen, besonders aber mit Straß. Gleichfalls für den Abend sind die Gürtel, Achselträger und Rocksäume mit Straß bedeckt. Straßtressen ahmen über den Handschuhen Armbänder nach. Aus Straß werden Schnallen und Phantasieschmuck für die Hüte hergestellt, und man kann sich gar nicht den Glanz vorstellen, der von den zu Abendkleidern getragenen, ganz und gar aus Straß hergestellten Handtaschen ausgeht.

Zur Auffrischung alter Mäntel, deren Taschen und Kragen schon etwas abgeschabt und blank erscheinen, bedient man sich breiter Goldtresse, mit der die schadhaften Stellen eingefaßt werden. So lassen sich zum Beispiel auf einem gerade geschnittenen Pelzmantel seitlich spitze Teile aus Goldbrokat anbringen, die dem Gewande eine neue Linie geben. Die Frauen glauben so oft — ganz mit Unrecht — daß man Spezialist sein muß, um Pelz zu nähen, aber es genügt, sogenannte Pelznadeln zu kaufen, um gewisse kleine, leichte Arbeiten selbst ausführen zu können. Ist der Fuchskragen am Hals abgeschabt, wird das Futter aufgetrennt, die abgeschabte Stelle auf der Rückseite mit einem Rasiermesser abgeschnitten, die Ränder wieder zusammengebracht und, immer von der Rückseite, wieder bedeckt. Nach getaner Arbeit wird man sich freuen, den Fuchs wieder wie neu zu sehen.

Der neue Buddha-Talisman. Glaube macht selig, aber es handelt sich nicht nur darum, das Unglück fernzuhalten, sondern auch darum, es dem Glück zu erleichtern, einem entgegenzukommen. Das tun die Damen in diesem Winter mit Hilfe eines neuen Fetisches. Sie tragen ihn in Form eines kleinen Buddhas auf Samt-, Voile- und Wollkleidern, und zwar auf einem jadegrünen Motiv, das an einem gleichfarbenen Moirébande hängt.

Farbige Bettwäsche. Schon seit einiger Zeit besitzt man farbige Tischwäsche, aber neuerdings hat die Mode in dieser Beziehung auch auf die Bettwäsche ein Auge geworfen. Man färbt die Bettücher gelblich, rosa, malvenfarben. Damit das aufgedeckte Bett nicht die Wirkung eines großen weißen Flecks habe, damit es besser mit den Vorhängen und den jetzt so modernen geblümten Wänden des Schlafzimmers harmoniere, werden auch die so weißen und so frischen Laken zu Opfern für das Ganze, das, genau wie bei der Toilette, auch im Heim in seinen Einzelheiten übereinstimmen muß.

Der Bär als Garnierung. Neuerdings hält auch der Bär, und zwar auf eine sehr elegante Weise, seinen Einzug in das Reich der Mode. Man war schon an die Felle wilder Tiere gewöhnt: Leopard, Tiger, Panther bildeten das Entzücken der Weiblichkeit, aber für den Bär hatte sie sich bisher noch nicht entschieden. Jetzt ist er jedoch da, und zwar nicht als ganzer Mantel, sondern nur als Besatz für flache, kurzhaarige Pelze: Breitschwanz, Karakal, Persianer usw. Auch auf Samt- und Brokatmänteln wird er für Kragen, Ärmelaufschläge und Saum verwandt. Das Bärenfell ist sehr dick und sehr ausgiebig. Allerdings behält es einen immer etwas bäuerisch wirkenden Anstrich, selbst wenn es präpariert und entfärbt ist. Sehr hübsch und bequem ist es dagegen für Reise- und Automäntel.

Moderne Reisenecessaires. In den Reisenecessaires hat man bisher immer nur Bürsten, Kämme, Nagelfeilen und Parfümflakons gefunden. Die neuesten zeigen aber auch noch reizende kleine Rasierapparate für ... die Bubiköpfe. Denn jede Frau mit Bubikopf weiß, daß der rasierte Nacken eine große Rolle spielt.

Modische Harmonie. Kragen, Ärmelaufschläge, Gürtel, Handtasche, ja, sogar Hutgarnierung werden nach den letzten Bestimmungen der launischen Mode in Übereinstimmung gebracht. Besonders beliebt ist für diesen Zweck farbiges Leder, auf dem hübsche Ausschnitte auf goldigem Grund spielen. Das ist neu und reizend. Die Damen besitzen oft mehrere verschiedene Modelle, die es gestatten, ein und dieselbe Toilette immer wieder abwechslungsreich zu gestalten. Das Genre „Complet", das schon seit mehreren Saisons beliebt ist, scheint sich demnach noch nicht im Abflauen zu befinden!

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG VON J. J. WEBER LEIPZIG

NR. 4220. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 28. JANUAR 1926

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4220. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 28. Januar 1926.



Weder Sonne noch wiederholtes Waschen schaden indanthrenfarbigen Stoffen;

Gewebe oder Garne aus Baumwolle, Leinen und Kunstseide, die obige Schutzmarke tragen, sind unübertroffen

waschecht * lichtecht * tragecht * wetterecht.

Achten Sie deshalb beim Einkauf auf das oben abgebildete Indanthren-Warenzeichen, es bietet Ihnen Gewähr für die genannten Eigenschaften.





Junge Wackelenten mit Piep-Stimme.

Ueberall zu haben. Prospekt L und Bilderheft kostenfrei.

Margarete Steiff G. m. b. H., **Giengen a. Brenz** 7 (Württ.).

SÄURE-THERAPIE * PROF. Dr. v. KAPFF

Verdunstungsschale mit Medikament für Dauer-Inhalation Mk. 8.—

Riechdose mit 4 Füllungen Mk. 3.—

Kein Schnupfen mehr

Gripppe u. Bronchitis geheilt

Aerztliche Gutachten:

Med.-Rat Dr. A. S.: Nach meinen eigenen an mir selber gemachten Erfahrungen ist die Wirkung eine erstaunliche zu nennen. Sie hat bei mir eine überraschend schnelle, wesentliche Besserung einer langwierigen chronischen Bronchitis herbeigeführt. Akute Prozesse und frisches Asthma heilten nach wenigen Sitzungen symptomlos aus. **Med.-Rat Dr. L. U.:** Das Trockengasinhalieren habe ich bei zahlreichen Fällen von Grippe und Bronchitis mit bestem Erfolg angewendet. **San.-Rat Dr. H.:** ... dass die Inhalationen rasch und sicher wirken und sehr zu empfehlen sind bei chronischen Katarrhen der Luftröhre und der Bronchien. **Dr. med. Th. S.:** Die nach Prof. v. Kapff behandelten akuten und chronischen Katarrhe der oberen Luftwege zeigten schon nach 4—6 Sitzungen ein Verschwinden aller Erscheinungen.

Tausende von weiteren Attesten aus Aerzte- und Laienkreisen, welche die erstaunliche Wirkung der Säure-Therapie Prof. Dr. von Kapff auch bei Hautkrankheiten und zur Körperpflege beweisen. Lieferung direkt oder durch Apotheken.

POSTSCHECK MÜNCHEN 4569 TELEFON 62611 & 62811

MUENCHEN DACHAUERSTR. 112

Grosser Vacuum-Inhalator mit Gummimaske und Medikamenten Mk. 15.—

Hand-Inhalator mit Gummimaske und Medikamenten Mk. 7.50





Das altbewährte Kopf-Wasch-Pulver

Gibt seidenweiches, lockeres Haar

Allgemeine Notizen.

Eine Jahrhundert-Ausstellung deutscher Malerei findet in Wien von Mitte Februar bis Ende April statt. Sie umfaßt die führenden Meister aus den staatlichen deutschen Museen von etwa 1820 an. Der Generalvertreter für die Ausstellung ist der Direktor der Münchener Pinakothek Dörnhofer, der früher in Wien Direktor der Modernen Galerie war. In Berlin ist Geheimer Legationsrat von Sievers für die Wiener Ausstellung tätig.

Die Ingenieur-Akademie Oldenburg hat im Wintersemester 1925/26 abermals einen Zuwachs an Studierenden gehabt. Diese Tatsache dürfte mit auf die Einrichtung der Abteilung für Betriebstechnik und Ingenieurhandelswissenschaften zurückzuführen sein; verlangt doch die Praxis heute nicht nur Konstruktions- und Entwurfs-Ingenieure, sondern vor allem auch Betriebsingenieure und Ingenieur-Kaufleute. Der Akademie ist ein Kasino und ein Wirtschaftsamt angeschlossen, die billige Verpflegung und andere wirtschaftliche Erleichterungen bieten.

Die Leipziger Welt-Frühjahrsmesse findet vom 28. Februar bis zum 6. März statt. Die Gruppen Deutsche Schuh- und Ledermesse, Tabakmesse, Textilmesse dauern bis zum 4. März; die Erste deutsche Kunstseide-Ausstellung bis zum 10. März. Die Technische Messe (28. Februar bis 10. März) gliedert sich in Baumesse (28. 2. bis 6. 3.), in die Gruppen Elektrotechnik (28. 2. bis 7. 3.), Eisen- und Stahlwaren (28. 2. bis 7. 3.), Werkzeugmaschinen (28. 2. bis 20. 3.). Die Meßsonderzüge nach Leipzig genießen eine Fahrpreisermäßigung von 33⅓ v. H., und es gelten deren Rückfahrkarten für alle fahrplanmäßigen Züge (Schnellzüge mit Zuschlag).

Das Studium des Deutschen in Amerika ist in erfreulichem Steigen begriffen. Zum erstenmal seit Ausbruch des Weltkrieges haben wieder Prüfungen für Lehrer der deutschen Sprache an den höheren Schulen vor der Schulaufsichtsbehörde stattgefunden. Schon voriges Jahr war ein merklicher Aufstieg des Studiums der deutschen Sprache und Literatur unverkennbar.

Neue Naturschutzgebiete. Ein neues, etwa 38300 Quadratmeter großes Naturschutzgebiet in der deutschen Grenzmark wurde von der Stadt Schneidemühl festgelegt. An der Westseite des in der Nähe Schneidemühls gelegenen Großen Hammersees erstreckt sich eine Diluvialsenke, die vom Kleinen Hammersee und einem sich an-

schließenden Moorgelände ausgefüllt wird. Die Wasser- und Moorflora zeichnet sich durch besondere Mannigfaltigkeit und große Seltenheit aus. — Als Naturschutzgebiet wurde auch das Greifensteingebiet und das untere Schwarzatal erklärt, wo viele seltene Pflanzen vorkommen.

Ein vielumfassendes Heilverfahren bei chronischer Bronchitis, Bronchial-Asthma, Mittelohrentzündungen, Grippe, Lungenentzündung, Tuberkulose usw., das zudem für jedermann in gesunden und kranken Tagen von höchstem Nutzen ist, ist die von Professor Dr. von Kapff vor fünfzehn Jahren begründete Säure-Therapie. Durch einfache und völlig unschädliche Einatmung von gewissen Säuregasen können alle die genannten Krankheiten, zu denen auch Schnupfen und Erkältungskatarrhe gehören, vermieden, im Keime erstickt und auch geheilt werden. Auf Anfordern übersendet die Firma: Säure-Therapie Prof. Dr. von Kapff in München 37, Dachauerstraße 112 kostenlos eine Aufklärungsbroschüre über dieses interessante und vielumfassende Heilverfahren. Im übrigen sei auf die diesbezügliche Anzeige auf Seite 101 der vorliegenden Nummer verwiesen.

Der Mißerfolg der englischen Spitzenzölle. Die „Daily News" weist an der Hand der amtlichen Handelsstatistik nach, daß die ersten der neuen Safeguarding-Zölle, die auf Spitzen, sich durchaus nicht als ein gutes Geschäft erwiesen haben, nicht einmal für Nottingham, das sie lebhaft verlangt habe. Die Zölle werden jetzt ein volles Halbjahr erhoben und ihr bisheriges Ergebnis läßt sich so zusammenfassen: Der wertvolle britische Handel mit der Wiederausfuhr eingeführter Spitzen ist beinahe ganz zerstört worden. Der Wert des so zerstörten Handels kann auf zwei Millionen Pfund aufs Jahr berechnet werden; die Einfuhr von Spitzen ist auf weniger als ein Viertel der Einfuhr, als Spitzen noch zollfrei waren, zurückgegangen, was aber von der Spitzeneinfuhr nun in England zurückbehalten wird, übersteigt den 1924 zurückbehaltenen Betrag um die Hälfte, so daß Nottingham nun selbst im einheimischen Markt mit einer schärferen Auslandskonkurrenz zu rechnen hat; die Ausfuhr von Nottinghamer Spitzen hat einen Rückgang erlitten, wie er fürs ganze Jahr einem Betrag von einer halben Million Pfund gleichkäme, was ein Fünftel der Gesamtausfuhr von 1924 ist. Die Zahl der Arbeitslosen in der Spitzenindustrie ist seit Einführung der Spitzenzölle von 3378 auf 4003, die höchste Ziffer seit 1923, gestiegen.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



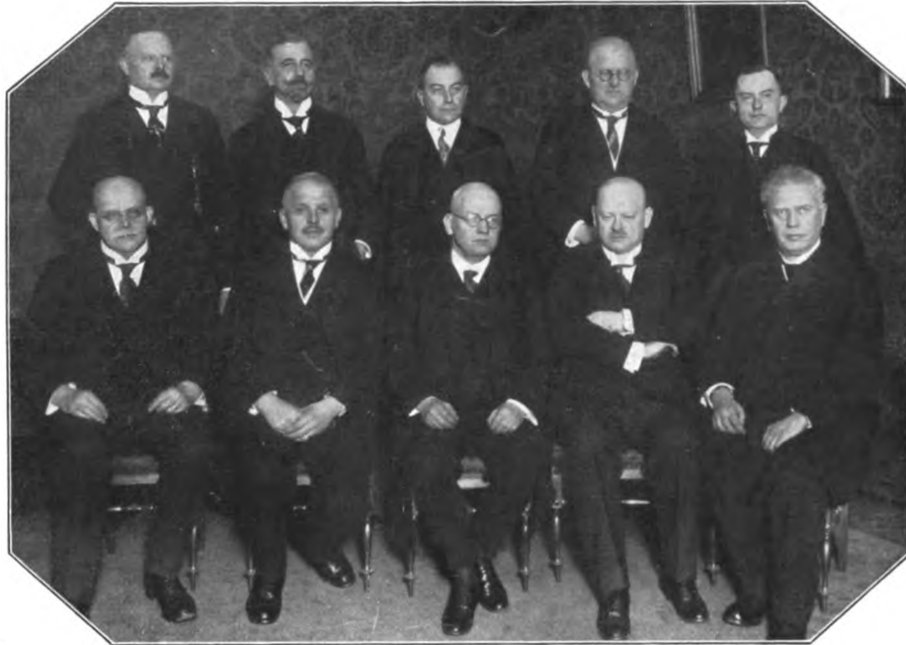
DIE LIEBE KAM ZU DEN GEFANGENEN

NACH EINEM TEMPERAGEMÄLDE VON SIDONIE SPRINGER

Worunter die Weltwirtschaft leidet. / Von Prof. Dr. Hermann Levy, Berlin.

Das Jahr 1925 hat unter den Auspizien der Konferenz von Locarno eine gewisse, wenn auch in ihrer Tragweite noch nicht abschätzbare Entspannung politischer Art unter den Völkern Europas gebracht. Den Wirtschaftspolitiker aber, der sorgenvoll die Lage der Weltwirtschaft verfolgt, mahnt gerade diese Tatsache daran, wie wenig noch bisher auf dem ökonomischen Gebiete zum Wiederaufbau der internationalen Beziehungen, wie sie vor dem Kriege bestanden haben, geschehen ist, ja, vielleicht besser gesagt, wie wenig geschehen konnte. Denn wirtschaftliche Entwicklungen, Krisen und Absatzverschlechterungen lassen sich nicht wie politische Fragen durch bloße Einsicht, Verabredungen, Konferenzen lösen; sie stoßen an den harten Widerstand der tatsächlichen Verhältnisse, die sich nicht einfach durch den „guten Willen" biegen oder verändern lassen. So muß konstatiert werden, daß die weltwirtschaftlichen Nöte sich auch im Jahre 1925 kaum gemildert haben, daß — was vielleicht noch bedenklicher erscheint — die Tendenzen der allgemeinen Weltwirtschaftskrisis zumindest die gleichen geblieben sind.

Im Zentrum der Sorgen aller Länder steht nach wie vor die allgemeine Teuerung. Selbst die Vereinigten Staaten von Amerika (USA) sind nicht davon verschont geblieben. Denn die Kosten der Lebenshaltung betrugen im Juni, wenn man die Ziffer für das Jahr 1913 gleich 100 setzt, nicht weniger als 174, während die Kaufkraft des Dollars, gemessen an allen Waren, auf 62 statt 100 Cent in der ersten Dezemberwoche 1925 gesunken war. Selbst das im Kriege und durch den Krieg reich gewordene Amerika, das heute die größten Goldreserven der Welt besitzt und ein in sich abgeschlossenes Ganzes in der Weltwirtschaft zu bilden scheint, kann sich also durch alle jene glücklichen Umstände nicht dem allgemeinen weltwirtschaftlichen Notstand: der Teuerung entziehen. In verschiedenen Ländern, wie in Frankreich, Belgien und Italien, verdeckt die zunehmende Inflation — die ebenfalls zu der Desorganisation der Weltwirtschaft gehört, nämlich ihre valutarische Zerklüftung darstellt — das Bild der Nachkriegsteuerung, in dem arm gewordenen Deutschland ist sie relativ gering, in England dagegen wiederum hoch. Die Ursachen dieser Teuerung sind einigermaßen kompliziert. Sie sind nicht, wie es im Frieden bei Preishaussen der Fall war, in einer Verknappung der Erzeugung zu suchen. Denn es ist bekannt genug, daß das Produktionsgehäuse sowohl der europäischen als auch vieler überseeischer Länder (USA, Kanada, Australien, Indien, Japan) im Kriege und nachher stark erweitert worden ist, während andererseits der heutige Bedarf nicht mit dieser theoretischen Produktionsfähigkeit Schritt gehalten hat. Woher kommt es dann aber, daß die Preise höher sind als vor dem Krieg, wogegen man doch gemeiniglich annimmt, daß eine Überproduktion die Preise herabdrückt? Die Antwort kann nur lauten: auf die Dauer kann kein Fabrikant, kein Landwirt produzieren, wenn die Preise die Kosten nicht decken. Da heute aber die Produktionskosten, von der Ernährung angefangen bis zu fast jedem Rohstoff, größer sind als im Frieden, da die Löhne erheblich gestiegen, die Soziallasten unvergleichlich höher sind als vor dem Kriege, die Steuerlast — zu einem großen Teil auf Grund der Reparationen und der Verpflichtungen der Alliierten untereinander — fast unerträglich geworden ist, die Leistung der Arbeiter dort, wo der schematische Achtstundentag eingeführt wurde, sich verringert und die Kosten des Fabrikanten erhöht hat: ist die unausbleibliche Folge, daß die Preise sich immer wieder den erhöhten Produktions- und Generalunkosten anpassen müssen. Dies kann natürlich in der Mehrzahl der Fälle nur geschehen, wenn die Produktion verringert, also die Erzeugung dem verminderten Bedarf angepaßt wird. Dies wiederum ist nur möglich durch Schließung einzelner Betriebe, Anwendung von Kurzzeit und schlechthin durch große Arbeiterentlassungen. Diese, die eigentliche Wirtschaftskrisis ist also der Ausdruck dafür, daß die ärmer werdende Welt die vorhandenen Produktionsmittel nicht mehr rentabel ausnützen kann. Nicht auf einem Mangel an Produktivkraft beruht die wachsende Teuerung, sondern auf einer Steigerung aller Erzeugungskosten bei gleichzeitig sich verringerndem Bedarf. Beispiele für die wachsenden Kosten der Erzeugung gibt es auf allen Gebieten genug. Aber ein ganz besonders markantes sei an Hand der Berechnungen des Geschäftsinhabers der Diskonto-Gesellschaft, Dr. Georg Solmssens, hervorgehoben, das er in einer überaus beachtenswerten Studie über „Finanzwirtschaft gegen Parteiwirtschaft" gegeben hat, und das gerade die deutsche Lage des Augenblicks beleuchtet. Es hat sich danach die Steuerlast im Deutschen Reich im Jahre 1924 nach Prozenten des Volkseinkommens gegenüber dem Jahre 1913/14 verdreifacht; sie ist, auf den Kopf der Bevölkerung berechnet, von 68 auf 158 Mill. Mark gestiegen. Es verblieb im Jahre 1924 auf den Kopf der Bevölkerung ein Einkommen von 325 Mark gegenüber 540 Mark im Jahre 1913! Die Sozialausgaben des Reiches betrugen im Jahre 1913/14 fast 50 Mill. Mark, sie sind auf 500 Mill. Mark im Jahre 1924/25 gestiegen. Neben diesen sozialen Ausgaben des Reiches werden von der deutschen Wirtschaft noch rund 2 Mill. Mark im Jahre an gesetzlichen Beiträgen aufgebracht. Das muß man sich vergegenwärtigen, um zu begreifen, welche „Kosten" auf den Konsumenten im Wege der Preisbildung gewälzt werden müssen.

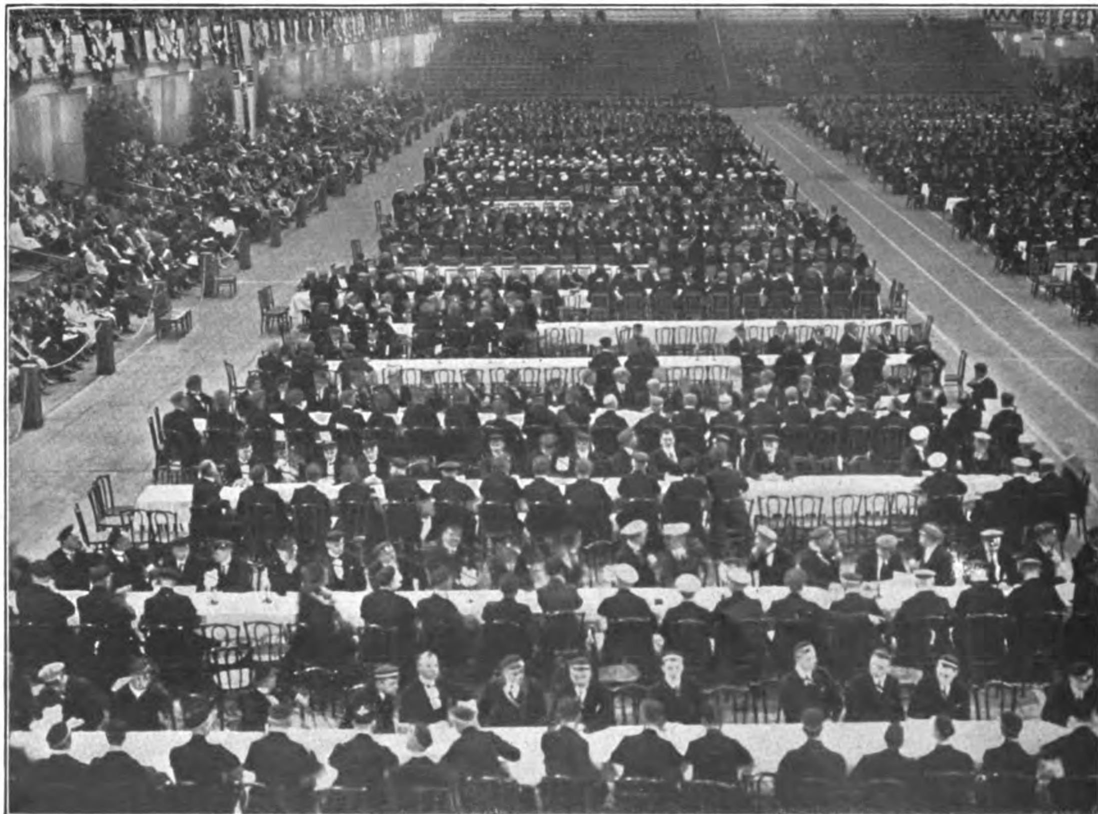


Die Mitglieder des neuen Reichskabinetts, das am 20. Januar durch den Reichspräsidenten v. Hindenburg ernannt wurde.
Von links nach rechts: Sitzend: Dr. Wilhelm Marx (Justiz und besetzte Gebiete); Dr. Otto Geßler (Reichswehr); Reichskanzler Dr Hans Luther; Dr. Gustav Stresemann (Auswärtiges); Dr Heinrich Brauns (Arbeit). Stehend: Dr. Rudolf Krohne (Verkehr); Dr. Wilhelm Külz (Inneres); Dr. Julius Curtius (Wirtschaft); Dr. Karl Stingl (Post); Dr. Peter Reinhold (Finanz).

Zweifach zeigen sich die unmittelbaren Folgen der weltwirtschaftlichen Not, wie sie in Teuerung und Verarmung ihre Wurzeln hat. Einmal in der rein binnenländischen Tatsache einer anscheinend nicht zu behebenden Arbeitslosigkeit. Hier steht die englische Wirtschaft im Vordergrund. Zu Ende November waren 1250000 Arbeiter in England beschäftigungslos. Die Prozentziffer der unbeschäftigten Gewerkvereinsmitglieder hatte 2,2 im Januar 1913 betragen; im September 1925 stieg sie auf 11,4. Aber auch Deutschland zählte am Jahresschluß 1925 nicht weniger als 1485931 Erwerbslose. Diese Arbeitslosigkeit, von der heute nur die „scheinbar" glücklichen, in Wirklichkeit nur bis zur Stabilisierung glücklich „scheinenden" Länder der Inflation eine Ausnahme machen, ist der Ausdruck der Absatzkrisis, die wiederum eine Folge des verringerten inländischen und ausländischen Warenbedarfs ist. Die zweite Tatsache der wirtschaftlichen Not liegt auf internationalem Gebiet. Sie wird illustriert durch die starke Abnahme des Welthandelsumsatzes seit den Friedenszeiten. Freilich ist hier eines zu bedenken. Der verringerte Absatz von Land zu Land braucht nicht durch das bloße Ärmerwerden der betreffenden Länder hervorgerufen zu werden. Er kann auch dadurch entstehen, daß die einzelnen Länder mehr als bisher innerhalb ihrer eigenen Grenzen erzeugen. Wir haben heute in der ganzen Welt eine starke Schutzzoll-Bewegung. Ob wir nach den USA mit ihrem hochschutzzöllnerischen Fordney-Mac-Cumber-Tarif blicken oder nach den englischen Kolonien, die fast in jedem Jahre seit dem Frieden neue Erschwerungen der Einfuhr bringen, ob nach Frankreich oder Spanien — überall begegnet uns derselbe Zug der Absperrung gegenüber der Einfuhr, wobei dann noch zu bedenken ist, daß schon durch die „Friedens"-Verträge die Zahl der selbständigen Zollstaaten sich in Europa fast verdoppelt hat. Alles das bedeutet: Verminderung des Handelsverkehrs von Land zu Land. Dazu kommt dann die verminderte Kaufkraft der Länder der Weltwirtschaft als weiteres Moment des verringerten Außenhandels der Welt hinzu. Bisher konnte man sich über den tatsächlichen Rückgang des Außenhandels der Länder kein rechtes Bild machen. Es standen nur die Ziffern zur Verfügung, die den „Wert" der Einfuhr und Ausfuhr angeben, aber angesichts des seit 1913 veränderten Preisniveaus aller Waren haben diese Ziffern ihren Wert als Vergleichsmaßstab eingebüßt. Eine Ausfuhr, die dem Werte nach höher ist als im Jahre 1913, kann der Menge nach geringer sein,



General Hermann v. François, verdienter Armeeführer im Weltkriege, der 1914 in der Schlacht bei Tannenberg das I. Armeekorps befehligte, feiert am 31. Januar seinen 70. Geburtstag.



Vom 40. Reichskommers der Burschenschafter Deutschlands, der unter Beteiligung von 2500 Studenten aus allen Gauen Deutschlands am 16. Januar in der Auto-Halle am Kaiserdamm zu Berlin stattfand: Während des Kommerses.



Oberst Brück, der als Nachfolger des im Oktober vorigen Jahres verunglückten Generalleutnants Alfred Müller am 9. Januar zum Reichswehr-Landeskommandanten von Sachsen ernannt wurde.





Von dem durch eine Explosion herbeigeführten Einsturz eines vierstöckigen Gebäudes in Berlin, der sich am 18. Januar ereignete und neun Todesopfer forderte: **Links:** Blick auf das zerstörte Gebäude, dessen Eckseite zusammenstürzte, in der Kirchstraße im Stadtteil Moabit. **Rechts:** Die Schutt- und Trümmermassen auf der Straße. Links ein durch den Luftdruck umgeworfenes Automobil.

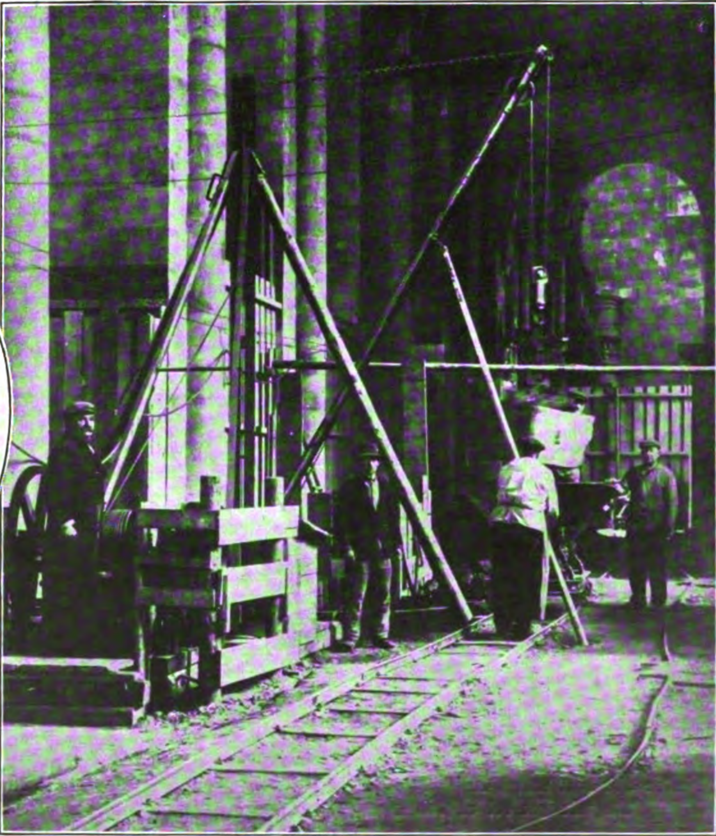


Von der kürzlich veranstalteten Abschiedsfeier in der mexikanischen Gesandtschaft in Berlin für den scheidenden mexikanischen Gesandten Ortiz Rubio (×): Die Teilnehmer während der Festlichkeit.



Von der Rundreise des russischen Schachmeisters E. D. Bogoljubow, des Siegers im Internationalen Schachturnier in Moskau, durch Deutschland: Bogoljubow bei einem Simultanspiel in Berlin am 19. Januar.





Der durch Verfaulen der Pfahlfundamente gefährdete Dom in Mainz: Im Oval: Blick auf den Mainzer Dom. **Rechts nebenstehend:** Baubetrieb im nördlichen Seitenschiff, wo Betonklötze als Unterlage eingebaut werden.



Von der Reichsgründungsfeier des „Stahlhelms", Bundes der Frontsoldaten, in Magdeburg am 16. und 17. Januar: Bundesführer Franz Seldte (×) während der Abnahme der Meldung bei der Paradeaufstellung auf dem Domplatz am 17. Januar.



Freiherr Langwerth v. Simmern, der jetzige Reichskommissar für die besetzten Gebiete, früher deutscher Botschafter in Madrid, im Kreise seiner Familie.

weil die Preise sich stärker erhöht haben als der Wert der Ausfuhr. Auf die Menge der Waren aber kommt es bei volkswirtschaftlichen Vergleichen der Ausfuhr an, nicht auf deren deklarierten Wert. Um diesem Mangel unserer Erkenntnis vom heutigen Stande des internationalen Außenhandels abzuhelfen, hat der Völkerbund in einer sehr anerkennenswerten Untersuchung neuerdings Schätzungen des verminderten Außenhandels nach der Menge der ein- und ausgeführten Güter vorgenommen. Das folgende Resultat zeigte sich: Wenn man die Ziffer der geschätzten Mengenausfuhr des Jahres 1913 gleich 100 setzt, so betrug die entsprechende Ziffer für das Jahr 1924 bei Deutschland nur 51, bei England 78, bei Rußland 20, bei der Schweiz (im Jahre 1923) 75. Dagegen bei den Vereinigten Staaten von Amerika 110, Japan 140, Kanada 161. Der Rückgang des Exportvolumens ist in Europa überaus deutlich zu erkennen, während die großen überseeischen Kriegsgewinnler eine Steigerung ihrer Ausfuhr durchgemacht haben. Freilich ist zu bedenken, daß die prozentuale Steigerung der überseeischen Ausfuhr nicht mit der absoluten identisch ist, und daß trotz allen Rückgangs seines Außenhandels heute noch immer Europa im Weltaußenhandel dominiert. Denn Europa war im Jahre 1924 noch immer mit 56,52 Proz. am Gesamtaußenhandel, seine Ausfuhr mit etwa 51 Proz. am Gesamtexporthandel der Welt beteiligt. Aber der Rückgang der weltwirtschaftlichen Kaufkraft zeigt sich dennoch an den Ergebnissen des europäischen Handels am stärksten, und diese Tatsache ist auch ohne weiteres erklärlich. Europa war und ist der große Fabrikatverkäufer der Welt geblieben, gerade aber der Bedarf nach Fabrikaten, und besonders hochwertigen Fabrikaten, ist mit dem geminderten Reichtum der Welt gesunken, während der Nahrungsmittelbedarf der Welt, der von Übersee gedeckt werden muß, annähernd der gleiche bleiben mußte, wobei der nichteuropäischen Wirtschaft noch der Vorteil zufiel, den Ausfall Rußlands auf dem Welt-Getreidemarkt wettmachen zu müssen.



Von der Eröffnung des Schwedischen Reichstags im Beisein der königlichen Familie in Stockholm am 15. Januar: Während der Eröffnungsfeier.

Es ist erfreulich, daß gerade durch die nationalökonomischen Forschungen des Völkerbundes etwas mehr Erleuchtung in das Chaos der heutigen weltwirtschaftlichen Zusammenhänge gebracht worden ist. Vor allem ergibt sich auch aus diesen Untersuchungen deutlich, daß dem starken überseeischen Interesse — repräsentiert durch Nordamerika und Japan — ein leider sehr geschwächtes Europa gegenübersteht, das endlich anfangen müßte, sich der Solidarität seiner alten Wirtschaftsbelange gegenüber der Neuen Welt bewußt zu werden. Unzweifelhaft befindet sich die Welt auf dem Wege einer wirtschaftlichen Enteuropäisierung. Nur ein wirtschaftlich einiges Europa könnte dieser Entwicklung wirklich einflußreich entgegentreten. Den Anfang aber zur Behebung der Leiden der Weltwirtschaft müßte eine Weltwirtschaftskonferenz bilden, wie sie unmittelbar nach der Konferenz von Locarno von vielen Seiten, so auch von dem früheren französischen Minister Loucheur, vorgeschlagen wurde. Wir sagten zu Anfang unserer Betrachtung: Die Not der Weltwirtschaft wird nicht durch Konferenzen zu heben sein. Harte materielle Gegensätze geschäftlicher Art müssen überwunden, Schulden gestrichen, Schutzzollwünsche zurückgestellt, soziale Lasten abgebaut werden, und das alles bedeutet vielleicht noch viel größere Widerstände als irgendein Sicherheitspakt und irgendwelche Besetzungs-Politik. Aber den Auftakt zu einer Inangriffnahme wenigstens der weltwirtschaftlichen Maßnahmen, ohne die eine Neubelebung des Weltbedarfs an Waren undenkbar ist, könnte eine solche Konferenz bedeuten. Sie könnte vor allem — und das schon wäre Gewinn — allen Staatsmännern die Augen darüber öffnen, daß eine politische Befriedung der Welt ohne wirtschaftliche Interessengemeinschaft unvollständig bleiben muß.

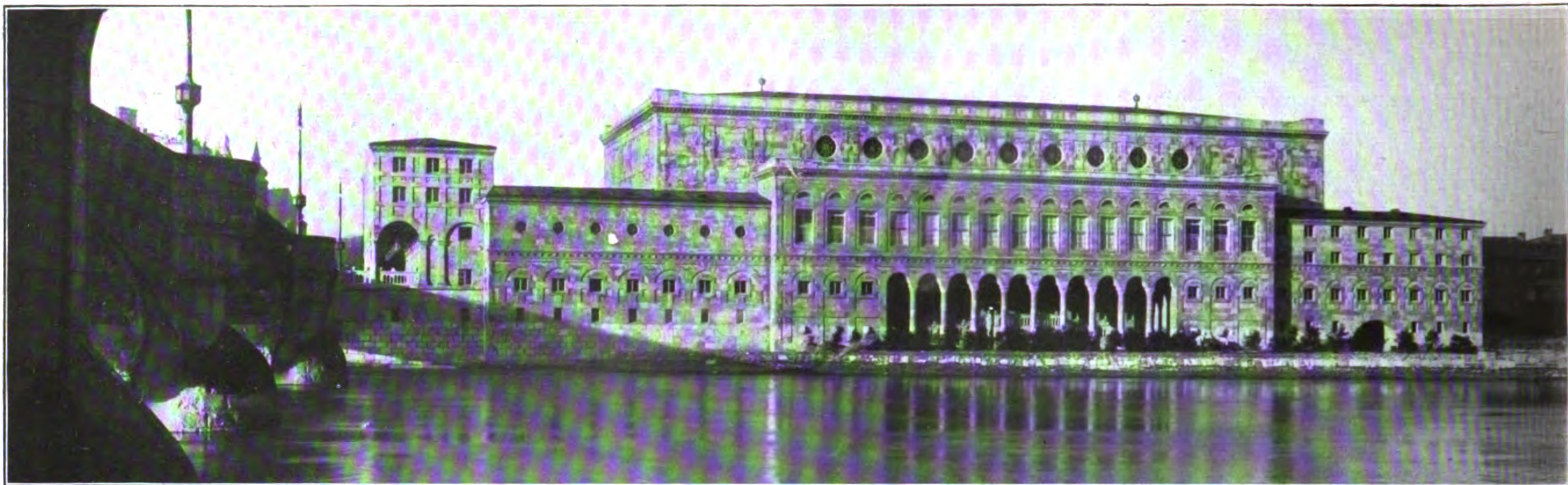




Links: Aus dem vom Bürgerkrieg durchtobten China: Ein General der Armee des Marschalls Feng-Ju-Hsiang, des sogenannten christlichen Generals, mit seinem Stabe bei der Beratung. — Rechts: Neue Ausgrabungen bei Abydos in Ägypten: Reste der großen Halle des Tempels König Sethos' I. (um 1340 v. Chr.) mit dem Eingang zum Grabe des Osiris, des Stadtgottes von Abydos.



Abend im Hamburger Freihafen: Beladen eines Überseedampfers am Hansahöft vor der Ausreise nach Südamerika / Nach einer Zeichnung von Martin Frost



Die alte Stadt Mülheim a. d. Ruhr hat eine neue Stadthalle erhalten, die zu den größten und schönsten ihrer Art zählt und das rheinisch-westfälische Industriegebiet um eine hochwertige Kulturstätte bereichert. Ihre Lage an der steinernen Schloßbrücke und ihre an klassische Formen sich anlehnende architektonische Gestaltung mit der 100 m langen, in der Ruhr sich widerspiegelnden, durch Pfeilerhallen aufgelockerten Front ergeben ein überaus reizvolles Bild. Die Pläne zu dem monumentalen Bauwerk stammen von den Architekten Pfeiffer und Großmann in Mülheim a. d. Ruhr und Karlsruhe, die innere Ausstattung ist ein Werk von Professor E. Fahrenkamp aus Düsseldorf. Von der Schloßstraße aus führt eine von einer Säulenhalle überdeckte Freitreppe auf einen offenen Vorhof und eine zweite in die Garderobenhalle, die als Versammlungsraum benutzt werden kann. Über dieser Halle liegt der große Konzertsaal, der 2000 Sitzplätze enthält. Um den Saal zieht sich eine breite, tribünenartige Galerie. Ein kleiner Saal mit 350 Sitzplätzen ist für intime Veranstaltungen vorgesehen. Außerdem enthält die Stadthalle breite Wandelgänge, Gesellschaftszimmer, Künstlerzimmer und Wirtschaftsräume. Das gesamte Äußere des Baues ist in einer Gesamtfläche von 6000 qm mit Muschelkalk verkleidet, der mit den Zierformen der Architektur ein wechselvolles Farbenspiel bieten wird. Die Innenausstattung paßt sich in den Einzelformen, in den mannigfaltigen Farbentönen und in der Beleuchtung ungemein stimmungsvoll den Zwecken der verschiedenen Räume an. Besonders feierlich und würdevoll wirkt der große Konzertsaal, der auch akustisch sehr befriedigt.



Deutschlands schönster Saalbau: Die neue Stadthalle in Mülheim a. d. Ruhr. Oben: Blick auf die Stadthalle über die Ruhr hinweg. Im Vordergrunde links die Schloßbrücke. Unten: Der Eingang zur Halle.



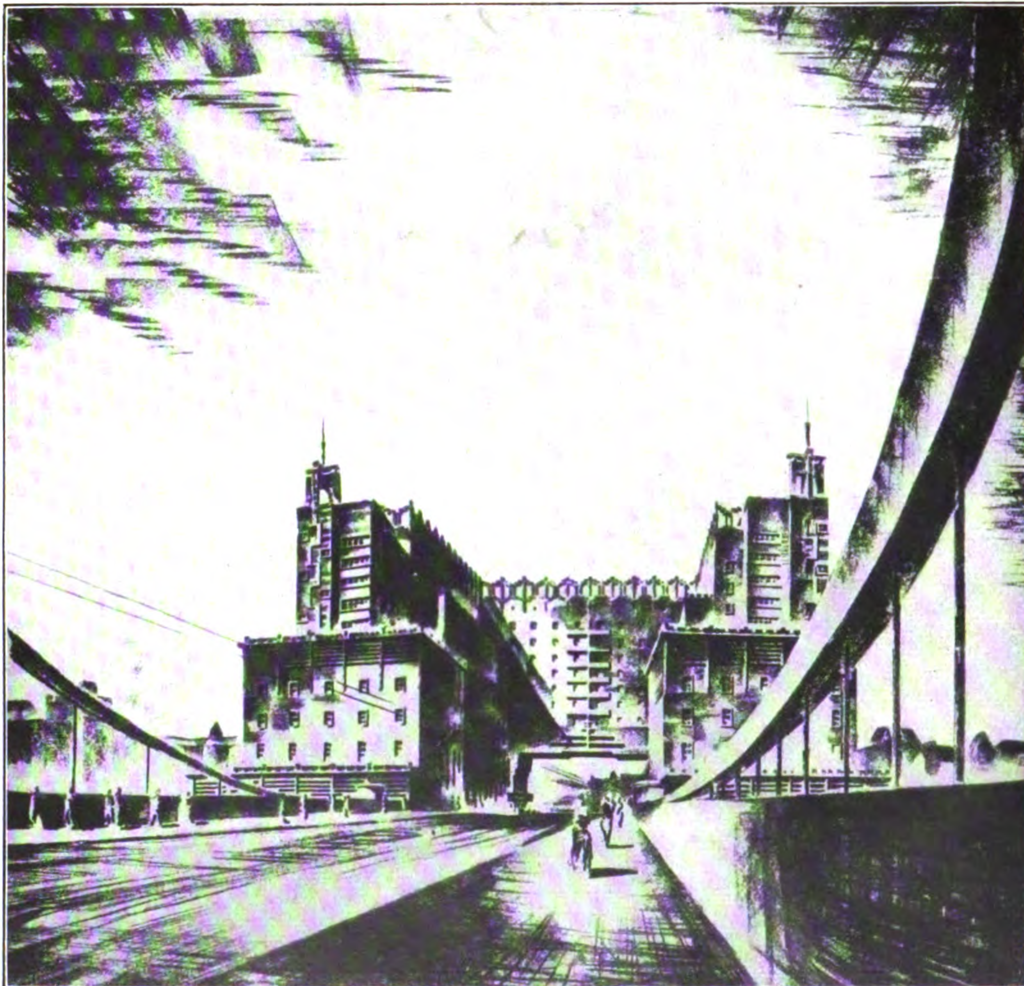
Prof. Walter Tiemann,
Direktor der Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe, ein bedeutender Führer auf dem Gebiete der Buchkunst, feiert am 29. Januar seinen 50. Geburtstag. (Hofphot. E. Hoenisch, Leipzig.)



Else Lasker-Schüler,
bekannte Berliner Schriftstellerin und Malerin, die besonders durch ihre expressionistische Lyrik viel Beachtung fand, kann am 11. Februar ihren 50. Geburtstag begehen.



Erich Ziegel,
bisher Direktor der Hamburger Kammerspiele, wurde zum Intendanten des Deutschen Schauspielhauses in Hamburg ernannt. (Phot. E. Bieber, Hamburg.)



Vom Wettbewerb um ein Brückenhochhaus in Köln a. Rh: Der mit dem 1. Preis ausgezeichnete Entwurf der Düsseldorfer Architekten Pipping und Dunkel. In diesem Entwurf glaubt man die Lösung zu haben, die Gewähr bietet, daß das Stadtbild in der Nähe des Domes keine Beeinträchtigung erfährt.



Wilhelm Schmidtbonn,
rheinländischer Dichter, erfolgreicher Dramatiker und Verfasser von Romanen und Heimatserzählungen, wird am 6. Februar 50 Jahre alt. (Phot. Becker & Maaß, Berlin.)





Ein Eislaufscherz: „Jumbo“, der Meister im Elefantenlauf, bei den Bayerischen Meisterschaften im Eiskunstlaufen auf dem Staffelsee bei München am 17. Januar.

Links nebenstehend: Von der Eröffnung der 30 m hohen und 500 m langen Rodelbahn im Volkspark zu Berlin-Neukölln am 17. Januar: Lebhafter Rodelbetrieb auf der neuen Bahn.



Von der Deutschen Rodelmeisterschaft, die am 17. Januar auf der Neuen Schlesischen Bauden-Bahn bei Schreiberhau (Riesengebirge) zum Austrag kam: Die Sieger im Doppelsitzer, der vorjährige Sieger Händler, Brückenberg, und G. Haase, Brückenberg, der außerdem die Herrenmeisterschaft im Einsitzer errang.

Rechts nebenstehend: Vom Schlitten-Trabrennen auf der Rennbahn in Berlin-Mariendorf, einem seltenen sportlichen Ereignis, am 17. Januar: Das Feld der dritten Runde.







Links: Das Eishockeyspiel des Berliner Schlittschuh-Clubs gegen den Sport-Club Charlottenburg am 17. Januar, das mit 3:2 für den Sport-Club Charlottenburg endete: Ein gefährlicher Moment vor dem Tor des Berliner Schlittschuh-Clubs. — Rechts: Vom Verbandsspiel des Vereins Tennis-Borussia gegen den Fußball-Club Weißensee am 7. Januar auf dem winterlichen Preußen-Sportplatz in Berlin: Interessanter Augenblick während eines Torschusses.





Vom Gastspiel Prof. Max Reinhardts mit der Internationalen Pantomimen-Gesellschaft am 19. bis 21. Januar im Schauspielhaus zu Leipzig: Szenenbild aus der Ballettpantomime „Die grüne Flöte“ von Hugo v. Hofmannsthal mit Musik von Mozart: Die von der Hexe Ho (A. B. Blum; links) und dem Zauberer Wu (Ernst Matray; rechts) im goldenen Käfig gefangengehaltene Prinzessin Fay-yen (Maria Solveg), die später vom Prinzen Sing-ling befreit wird. Rechts oben: Szenenbild aus „Broadway“, Straßenbild aus dem neuzeitlichen Neuyork von E. Matray und Jaap Kool: Katta Sterna als Blumenmädchen und Ernst Matray als Nigger vor der Litfaßsäule.

Die Internationale Pantomimen-Gesellschaft hat es sich unter der künstlerischen Oberleitung von Professor Max Reinhardt zum Ziel gesetzt, Ballett und Pantomime, die lange Zeit vernachlässigt in der Ecke standen, zu beleben und durch die Pflege der aus der Verbindung von beiden hervorgegangenen Ballettpantomime das heutige Theater zu ergänzen. Der große Erfolg ihres Gastspiels, das sie vor der großen Tournee durch die Hauptstädte Eurapas und Amerikas im Leipziger Schauspielhause bot, gab ihren Absichten recht. — Im Vordergrund der Darbietungen stand die Ballettpantomime „Die grüne Flöte“ von Hugo v. Hofmannsthal, die in der gleichen Besetzung, Inszenierung und Ausstattung wie zu ihrer Uraufführung bei den vorjährigen Festspielen in Salzburg gezeigt wurde. Ein zart-bizarres Spiel hebt an: Ein Märchen in Schwarz, Gold und Silber, China und Rokoko in stimmungsvoller Mischung, Kostüme und Dekoration in stilvoller Einheit, umwoben von der Musik Mozarts. Es ist das Märchen von dem finsteren Zauberer und der bösen Hexe, von der schönen gefangenen Prinzessin und der wundertätigen Flöte. — Vor dieser Aufführung wurde neben anderem noch „Broadway“ gezeigt, ein grotesker Spuk aus dem hastenden und jagenden Leben Amerikas von Ernst Matray und Jaap Kool.



Im Oval: Romain Rolland, der bedeutende französische Dichter, begeht am 29. Januar seinen 60. Geburtstag. (Vgl. hierzu den Artikel in der Rubrik „Wissen und Leben“ auf S. 128.) (Phot. Rotapfel-Verlag.)





Links: Vom Gauklerfest in Dresden, das am 23. Januar von den Studierenden der Akademie der bildenden Künste in Dresden zu Wohltätigkeitszwecken veranstaltet wurde: Der Gauklerkönig mit Gefolge. — Rechts: Eine Erinnerung an das von E. v. Wolzogen vor 25 Jahren in Berlin gegründete Überbrettl: Einstudierung eines Chansons für die Eröffnungsvorstellung am 18. Januar 1901. Von links nach rechts Bozena Bradsky; Ernst v. Wolzogen; Kapellmeister Oskar Strauß. (Vgl. hierzu den Artikel in der Rubrik „Wissen und Leben“ auf S. 128.)


Fasching 1926
5
6
4
7
3
2
1
DELI ZEITLIN 26

K·O·S·T·Ü·M·R·E·I·G·E·N

Faschingszeit! Das Leben stellt einmal den grauen Alltag auf kurze Zeit zur Seite und zeigt sich uns im buntesten Festkleid. Frauen und Mädchen holen Blumen und Seide hervor, und das Suchen und Wählen beginnt. Eine jede möchte die Schönste sein im schimmernden Reigen der Masken. Eine jede hat hundert Ideen und Wünsche und kommt doch nicht recht zum Ziele. Vielleicht können wir ihnen ein bißchen helfen? Wir wollen es versuchen. Teilen wir also den Vorhang, und lassen wir eine Reihe lustiger Faschingsgeister vorbeitanzen! Nr. 1: Ein fescher „Cow-Boy". Er hat den roten Filz hübsch auf die Locken gedrückt und die Ärmel seines blauweiß gestreiften Leinenhemdes aufgekrempelt. Eine braune Wildlederhose, mit grauem Mufflon besetzt, roter Ledergürtel, rote Stulphandschuhe und rote Stiefel mit blanken Sporen vervollständigen seinen Anzug. Er scheint sich recht wohl zu fühlen und zieht eine zarte „Inderin" (Nr. 2) hinter sich her, aus deren reich ausgeputztem blauen Atlaskaftan sich weite Ärmel und Hosen aus gelblichem Crêpe de Chine hervorbauschen. Von dem gleichen Material ist auch der Turban, der mit einer bunten Agraffe zusammengehalten wird. Nr. 3 trägt ein lichtgrünes, gesticktes Atlaskleidchen, mit schwarzem Pelz besetzt, eine weiße Perücke und grüne, ebenfalls pelzbesetzte Wadenstrümpfe. Nr. 4 hat ein orangefarbenes Seidenjäckchen an mit blauer Stickerei, weiße, aus vielen Falbeln bestehende Crêpe-de-Chine-Beinkleider und einen lustigen, aus Seide und Perlen gefertigten Kopfputz. Das schwarze Teufelchen (Nr. 5) ist voller Bewunderung für sie. Es trägt ein enges schwarzes Samtgewand mit rotem Seidenkragen und roten Seidenecken. Ein paar rote Hörnlein und eine rot-schwarze Feder zieren seine schwarze Samtkappe, dazu trägt es hohe rote Stiefelchen. Und wen hält der reizende Teufel denn da an beiden Händen fest? Einen Harlekin! (Nr. 6) im grün-orange gewürfelten Schellenkleid. Mütze und Jacke sind aus glänzendem Atlas gefertigt und mit dunkelblauen Seidenbändern geziert. An jedem Band ist eine kleine goldene Schelle befestigt. Als Beinkleid dient ein orangefarbener Seidentrikot. Und in der Mitte steht Pierrot (Nr. 7) und singt zur Laute. Ihn ziert eine schwarze, buntbemalte Jacke mit einer weißen Seidenkrause, weiten weißen Seidenärmeln und Beinkleidern. Auf der schwarzen Seidentrikotkappe, an die gleich die Maske angeschnitten ist, schwanken zwei Pfauenfedern. Weiter geht der Reigen. Es folgt (Nr. 8) ein phantastisches Kostüm aus schwarzem Atlas mit bunter Kante und buntem Kopfputz. Dazu gehören weiße, am Gelenk mit einem bunten Schmuckreifen zusammengehaltene Seidenhosen. Nr. 9 heißt „Fräulein Biedermeier". Sie führt einen blau-gelben Blütenschmuck im schlicht gescheitelten Haar und hat ein weißes Rüschenkleidchen aus Mull mit einem blauen Atlasmieder an. Die langen, ebenfalls aus Mull gefertigten Höschen halten blaue Seidenbänder zusammen. Fräulein Biedermeier kommt mit ihrem Pagen (Nr. 10), einem Pagen im grünen Samthabit. Sein Wams ist mit einem schwarzen, bunt eingefaßten Seidenkragen und ebensolchen Manschetten verziert und mit einem prächtigen Gürtel zusammengenommen. Natürlich hat sie eine rote, nach Pagenkopf frisierte Perücke gewählt. Da naht auch „Carmen", die stolze Spanierin (Nr. 11). Sie hat sich in ein schwarzes Seidenkaschmirtuch gehüllt, das eine prächtige bunte Kante in leuchtenden Farben mit langen schwarzen Chenillefransen umsäumt. Durch die Fransen schimmern rote Seidenstrümpfe und schwarze Schuhchen. Ein großer schwarzer Hut mit breiter, gerader Krempe, große runde Ohrringe und ein paar hinter das Ohr gesteckte rote Blumen vervollständigen das kleidsame Kostüm. Nr. 12 aber will auch nicht an Farbenpracht zurückstehen. Das gewickelte Kleid ist aus orangefarbenem und königsblauem Atlas gefertigt, dessen lange, blau gefütterte Schleppe in einer Spitze endigt. Der orangefarbene Atlas ist reich mit schwarzen Perlen und schwarzer Seide bestickt, ebenso die aus dem gleichen Stoff bestehenden Armreifen und das Stirnband, das um die volle schwarze Lockenfrisur geschlungen ist. „Madame Confetti" (Nr. 13) beschließt den Reigen. Ihr weißes Atlaskleidchen mit den vielen bunten Tupfen ist mit schwarzem Pelz besetzt und hat an der Seite zwei schwarze Pompons. Eine schwarze Atlasrüsche umschließt den Hals, die hohe weiße Perücke hebt sich davon vorteilhaft ab. — Die Kostüme können natürlich je nach Geschmack, Charakter und Haarfarbe der jeweiligen Trägerin in der Farbenzusammenstellung abgeändert werden, ohne an Wirkung zu verlieren. Besondere Sorgfalt sollte auf die Wahl der Schuhe verwendet werden. Auch hebt es den Eindruck wesentlich, wenn der Arm mit vielen bunten Reifen, die Hand mit einigen wirkungsvollen Ringen und der Hals mit einer schönen Kette geschmückt ist. So, nun sind wir ja gerüstet, und jetzt kann das tolle, lebenslustige Spiel beginnen, in dem wir alle zu heiteren Kindern werden wollen, und in dem alle Sorgen und Nöte des Lebens untergehen mögen, als wären sie nicht gewesen. Es lebe Prinz Carneval!

Deli Zeitlin.



Moderne Gold- und Silberschmuckarbeiten von Karl Berthold.



Schmuckdöschen aus Silber und Gold. Den Deckel bildet eine Muschelkamee.

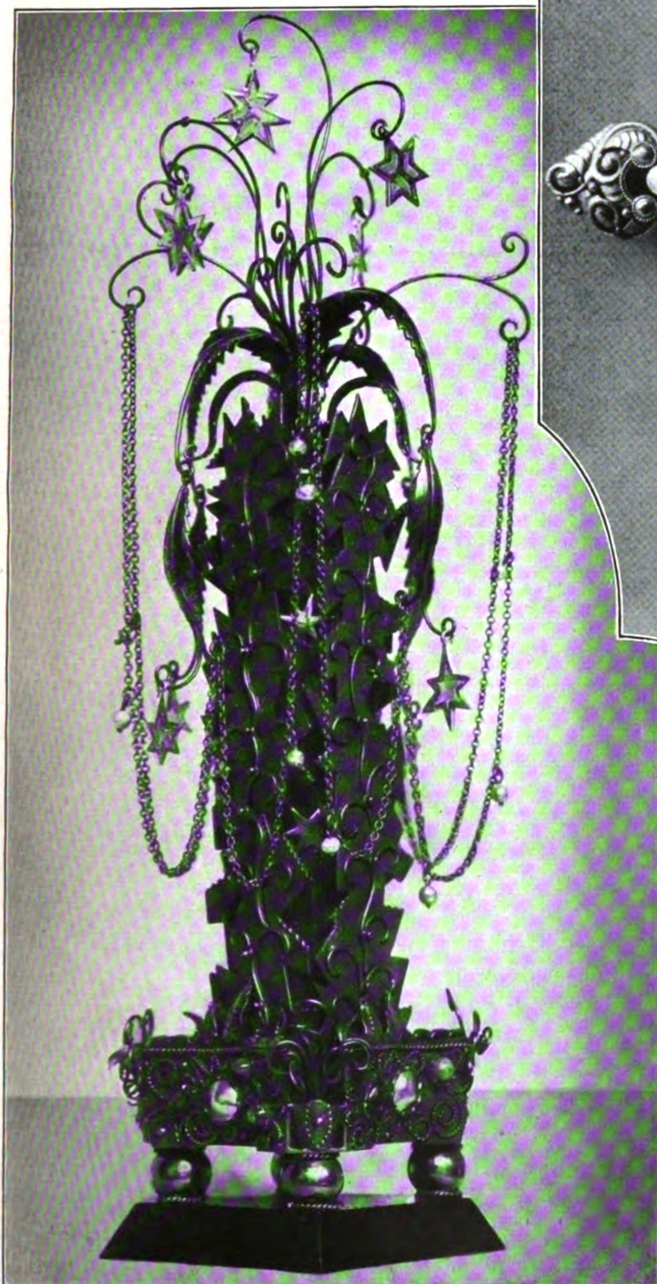
Die Bedingungen zu einer eigenartigen Entwicklung des Kunsthandwerks sind aus den Bestrebungen unserer modernen Kunst heraus gegeben, insbesondere scheint die Edelmetallkunst zu einer selbständigen Beteiligung am modernen Kunsthandwerk mit der Aussicht auf eine dem Material entsprechende Lösung befähigt. An der Spitze des neuzeitlichen Goldschmiedehandwerks steht eine Reihe starker Persönlichkeiten, zu denen Frankfurts Goldschmied Karl Berthold gehört. Über seiner Kunst, deren äußerer Anlaß oder Inhalt unbegrenzt ist, liegt der Geist der Werkstatt. Nach denkbar gründlichster Schulung aller Technik vereinigen sich bei ihm künstlerischer Schaffensgeist und leidenschaftlicher Arbeitswille zu meisterhafter Überwindung des Stoffes, wovon groteske Zierstücke mit humorvoller Phantastik in Gold und Silber, deren bezaubernde Fröhlichkeit durch geschickt angebrachte Emailsternchen noch gehoben wird, Zeugnis ablegen. Wird der Charakter von Bertholds Kunst schon im Bezirk dieser mutwilligen Spiellust offenkundig, so sehen wir ihn bei Schmuckdöschen aus einem reichen Formen- und Ideenschatz schöpfen. Der Drang zum Gestalten führt ihn zur Bearbeitung der Rosamuschel, die, als Kamee in prächtiger Fassung aus Edelmetall oder kostbarem Gestein im Döschen einen Deckel von intimster Wirkung bildend, geschicktes Verwerten des Materialreizes zeigt. Dem technischen Vermögen unseres Meisters, schöne Dinge aus Elfenbein zu schnitzen, dessen wunderbare Oberfläche allem Schnitzwerk einen sanften Glanz gibt, verdanken wir das Elfenbeindöschen mit einem Reigen tanzender Schlangen. Hier wird der Kunstwert noch durch den das Köpfchen bildenden Edelstein gesteigert und so dem verwöhntesten Geschmack Rechnung getragen. Besondere Beachtung verdient die in Aufbau und Art überraschend wirkende Schöpfung in Form eines Pokals. Dies Glanzstück läßt uns den Typus des neuzeitlichen Stils klar erkennen und vermittelt einen Einblick in den Ideenreichtum und die Leistungsfähigkeit künstlerischen Könnens. Die kirchliche Kunst, das einst in hohem Ansehen stehende Hauptgebiet der alten Meister, ist durch Bischofskreuz und Bischofsstäbe vertreten. Trotz aller traditionellen Form sehen wir auch hier den Künstler auf einer beträchtlichen Höhe; wird doch das goldene Bischofskreuz mit seinem reichen Schmuck zum Maßstab dessen, was an kunsthandwerklicher Arbeit verlangt wird. Viele Ausstellungen der hervorragenden Schöpfungen Bertholds erbrachten den Beweis einer Gestaltung in vornehmster und reizvollster Form sowohl bei Schmuck, Kleinodien, Dosen und Zierat als auch bei Gebrauchssilber und anderem nach eigenen Entwürfen. Otto Müller.



Silberner vergoldeter Prachtpokal mit Phantasiegebilden.



Goldenes Bischofskreuz mit Perlen.



Zierstück aus Silber, Gold und Filigran, behangen mit transparenten Emailsternen.



Elfenbeindöschen mit Schlangenreigen (Gold, Email und Rubinen).

150 JAHRE BURGTHEATER IN WIEN

ZUR JUBELFEIER DER ERSTEN DEUTSCHEN NATIONALBÜHNE

Es hält schwer, ein ganz bestimmtes Datum als den Geburtstag des Wiener Burgtheaters festzulegen, denn seine Geschichte ist nicht wenig wechselvoll; man muß unterscheiden zwischen den Baulichkeiten, in denen das Theater untergebracht war, und dem Institut selbst. Das kleine, unansehnliche Gebäude am Michaelerplatz, anstoßend an den Haupttrakt der Kaiserlichen Burg, das ursprünglich als Ballhaus und Vergnügungslokal Verwendung gefunden hatte, sah schon im März des Jahres 1741 in seinem Saal die ersten Theatervorstellungen, aber das waren mehr improvisierte Veranstaltungen, die Herr Selliers, „Entrepreneur derer Lusstbarkeytten“ am Hofe Maria Theresias, dort in Szene setzte. Denn die Kaiserin hatte nicht besonders viel für die theatralische Kunst übrig, verachtete den Stand der „Akteurs“ und ließ das ganze Unternehmen nur als Geschäft für ihre Günstlinge unter den Hofkavalieren gelten, die zufolge unterschiedlicher kaiserlicher Privilegien im Parkett Kaffee ausschenkten oder Hasardpartien arrangierten. Ob dazu französische oder deutsche Tragödien gespielt wurden, oder ob man oben auf der Estrade die Commedia dell' arte italienischer Herkunft oder wienerische Hanswurstiaden improvisierte, das blieb ganz und gar nebensächlich. So lange allerdings, bis der viel kunstverständigere Kaiser Joseph sich entschloß, das „Theater nächst der Burg“ zum Nationaltheater zu ernennen, und anordnete, es sollten statt der Volksschauspiele von nun ab nur „gute regelmäßige Originale und wol geratene Übersetzungen aus anderen Sprachen“ dargestellt werden. Am 17. Februar 1776 verlas der Hofsekretär v. Mercier den Wiener deutschen Komödianten das kaiserliche Edikt, das sie zu „k. k. Hof-National-schauspielern“ machte, und dieser Tag wird nun anläßlich seiner 150. Wiederkehr von den Wienern binnen kurzem als das Geburtsfest des Burgtheaters festlich begangen werden.


Heinrich Laube (1850—1867).


J. v. Sonnenfels (1776—1787).


Franz Dingelstedt (1870—1881).

Bedeutende Leiter des Burgtheaters in Wien.

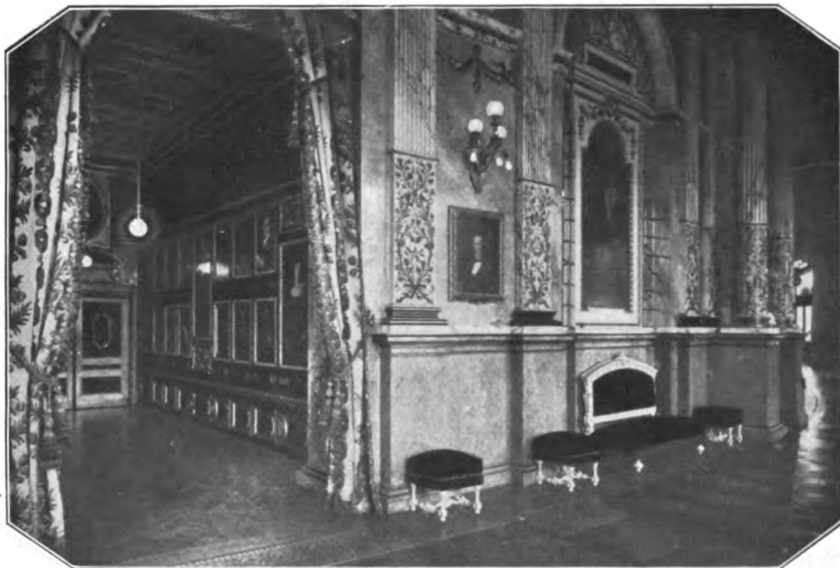

Direktor Franz Herterich, der jetzige Leiter.

Allerdings ist das „alte Burgtheater“ längst dahin, und wie manche sagen, in doppelter Beziehung: Das kleine, bescheidene Haus am Michaelerplatz ist schon seit Jahrzehnten der Spitzhacke zum Opfer gefallen, und heute befindet sich das Burgtheater an ganz anderer Stelle, gegenüber dem Rathause, auf einem der schönsten Teile der Ringstraße, in einem neuen, monumentalen Prachtbau, der an architektonischer Gestaltung seines Äußeren und Inneren wie auch an Vollkommenheit der technischen Einrichtungen seinesgleichen sucht. Am 12. Oktober 1888 fand die letzte Vorstellung im alten Burgtheater statt, Goethes „Iphigenie“; und Adolf v. Sonnenthal, wohl der beste Sprecher der damaligen Zeit, trug den von Baron Alfred v. Berger, dem unvergessenen Direktor des Instituts, verfaßten wehmutsvollen Epilog vor. Groß ist die Zahl derer, die behaupten, seit jenem Abend gebe es überhaupt kein Burgtheater mehr, und der traditionelle Geist, die ganz besondere weihevolle Note der ersten deutschen Bühne seien unwiederbringlich dahin. Aber sie haben wohl nur zum Teil recht. Denn auch heute noch ist sich das Wiener Burgtheater seiner großen kulturhistorischen Vergangenheit und der sich daraus ergebenden großen Verpflichtungen durchaus bewußt. Wenn heute nicht in dem Maße den hehren künstlerischen Idealen gehuldigt werden kann wie ehedem, so ist das eine natürliche Folge nicht nur der drängenden, rastlosen Zeitentwicklung, sondern auch der nicht zu übersehenden politischen Umstellung, die das Theater von seinem unerschöpflichen materiellen Nährboden, der kaiserlichen Privatschatulle, losriß und es als äußerst unbeliebten Defizitposten dem Budget der jungen Republik präsentierte. Da ist es wohl erklärlich, wenn geschäftliche Rücksichten den künstlerischen Wünschen vorangehen müssen, und wenn das traditionsgeschwängerte Ideal ein wenig in den Hintergrund treten muß.

Es ist hier nicht der Platz, eine Geschichte des Burgtheaters und der mit ihm für immer verbundenen Namen zu schreiben, von denen auch nicht annähernd alle, die es verdienen würden, für die bloße Erwähnung Raum finden könnten, geschweige denn für eine gebührende Würdigung. Nur das sei gesagt, daß es die besten und die hervorragendsten Köpfe des österreichischen Geisteslebens waren, die während anderthalb Jahrhunderte an der Spitze des Theaters standen und ihm den Stempel ihrer Persönlichkeit aufprägten, über dreißig hervorragende Männer, unter denen sich auch einige anerkannte Dichter befanden (Berger, Burckhard, Dingelstedt, Laube, Wilbrandt, Wildgans). Und was ließe sich erst von der unvergleichlichen Künstlerschar sagen, die hier gewirkt hat, und von der eine Unzahl sich im Glanze internationaler Anerkennung sonnen durfte.

Auch heute noch ist es ein besonderer Ehrentitel, „Burgschauspieler“ zu sein, und die immer wieder bekanntwerdenden Neuverpflichtungen erster deutscher Schauspieler ans Burgtheater straft am besten jene Lügen, die dieser Bühne ihren Platz in der Theatergeschichte der Gegenwart absprechen möchten. Das stolze, schöne Haus am Ring hat seine Rolle noch lange nicht zu Ende gespielt, im Gegenteil, es denkt, noch viel und nur im guten Sinne von sich reden zu machen.

Julius Just.



Nebenstehend:

Das große Foyer und die Ehrengalerie im Burgtheater mit den Porträten der hervorragendsten Mitglieder aus früherer Zeit.





Links: Das alte Burgtheater neben der Hofburg. Nach einem Aquarell von Rudolf v. Alt. — Rechts: Das Burgtheater in seiner jetzigen Gestalt (eingeweiht am 13. Oktober 1888), vom Rathausturm aus gesehen. Im Hintergrund der Stephansdom. (Phot. Postiag, Wien.)



Joseph Lewinsky.



Blick in das Treppenhaus des neuen Burgtheaters. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ aus dem Jahre 1889 von W. Gause.

Links und rechts: Porträte bedeutender einstiger Schauspieler am Burgtheater.



Friedrich Mitterwurzer.



Charlotte Wolter.



Joseph Kainz.

Der Burgtheater-Stammtisch in Wien. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung“ aus dem Jahre 1906 von W. Gause.

1. Red. Dr. Zweybrück. 2. Red. Fuchs. 3. Hugo Thimig. 4. Frau Thimig. 5. Dr. Herz. 6. Regisseur Brandt. 7. Frau Goltz. 8. Frau Brandt. 9. Björn Björnson, Direktor des Theaters in Christiania (Sohn des Dichters), als Gast. 10. Direktor Dr. Paul Schlenther. 11. Fritz Krastel. 12. Frau Reimers. 13. Max Devrient. 14. Dr. Nilius. 15. Ernst Hartmann. 16. Frau Schandera. 17. Bernhard Baumeister. 18. Der Dichter Dr. Karl Schönherr. 19. Prof. Creizenach. 20. Red. Jacobsohn. 21. Red. L. Klinenberger. 22. A. D. Goltz, Vorstand des Ausstattungswesens. 23. Frau Direktor Paula Conrad-Schlenther. 24. Georg Muratori. 25. Red. Max Schandera. 26. Georg Reimers.

TUSKULUM

ROMAN · VON · ELISABETH · DAUTHENDEY

(4. Fortsetzung.)

Dann werden Sie vielleicht auch gehört haben, daß ich in Scheidung mit meiner Frau bin?"

„Wie schrecklich!" sagte Sylvia, dachte aber dabei, wie schwer für sie selbst dieses fatale Zusammentreffen der Ereignisse sei.

„O nein," sagte Stephan lächelnd, „das ist nicht so schlimm. Man ist sich eben über, und da geht man anständig auseinander — aber —"

Sylvia war ganz blaß geworden. So leichtfertigen Sinnes solch ernsten Konflikt mit dem sonnigen Lächeln ausgesprochen! Und das war Musas Bruder!

„Sie wundern sich so deutlich, Gnädigste, daß ich wohl ein wenig erklären muß."

„Nein, nein — ich will Sie zu keiner Erklärung veranlassen. Ich wunderte mich nur —" Sie brach verlegen ab.

Wie reizend naiv sie ist und so durchsichtig! dachte Stephan. Wie jung am Leben sie sein muß!

„Sie wundern sich nur, daß ich Musas Bruder bin."

Sylvia errötete, und ihr holdes Gesicht war dadurch von süßestem Reiz überflutet.

„Ja, sehen Sie, mit Musa dürfen Sie mich nicht vergleichen. Sie ist der reinste Engel gegen mich und ich ein kleiner Teufel — aber nur ein ganz kleiner. Sie brauchen sich nicht vor mir zu fürchten —" Und dabei brach Stephan in ein fröhliches, seltsam melodisches Lachen aus. Unwillkürlich mußte auch Sylvia lachen, und da schien eine zarte Brücke sich zwischen ihnen zu bilden. Immerhin war es Musas Bruder, und da diese selbst immer in liebevollster Weise von ihm gesprochen, hatte sie wohl kein Recht, sich gegen ihn zu entscheiden.

„Aber", sagte Stephan in die kleine Pause hinein, stand auf und ging ein wenig erregt im Zimmer hin und her, „das Schlimmste ist, ich habe in Monako den Rest meines Vermögens verloren."

Er war nun doch tief erblaßt, und die Augen blickten ernster, als man nach dem leichtsinnigen Wort und Lächeln vorher überhaupt für möglich gehalten.

Sylvia schwieg erschreckt.

Stephan setzte sich nieder, nahm Sylvias Hand und küßte sie zart und behutsam.

„Nun verstehen Sie wohl, warum ich zuerst zu Ihnen kam? Musa muß erst ein wenig vorbereitet sein. Ich weiß nicht, wie es mit ihren Finanzen eben steht, ob ich sie mit diesem Eklat überfallen darf. Übrigens ist es nur auf Zeit. Ich bin in Unterhandlung mit einer chemischen Fabrik um die Direktorstelle."

„Darüber weiß ich nichts", sagte Sylvia. „Ich wollte eben zu Musa, der Wagen wird wohl schon warten."

„Ah, da können wir ja zusammen fahren. Ich wohne im Hotel in ihrer Nähe."

Wieder errötete Sylvia jäh. Sie fühlte sich zu sehr belastet mit dem, was sie selbst Musa mitzuteilen hatte. Zudem brauchte sie alle Kraft dazu, an dem gefaßten Entschlusse festzuhalten. Das oberflächliche Geplauder dieses Mannes war ihr gerade eben unerträglich.

„Ich habe erst noch anderes zu erledigen", sagte sie ein wenig schroff.

Sie ist doch ein rechter Backfisch! dachte Stephan ärgerlich, denn so ein kleiner Flirt im Wagen mit dem wundervollen Geschöpf wäre ihm eine angenehme Zerstreuung gewesen. Die leichte Pariser Luft saß ihm noch in den Lungen, und der Dunstkreis von Monte hüllte ihn noch ein.

„Ich darf Sie also bitten, Musa auf mein Kommen und seinen Grund ein wenig vorzubereiten?"

„Ich werde tun, was ich kann."

Stephan verneigte sich und hatte wieder sein hinreißendes Lächeln um den schön geschwungenen Mund, das dem feinen Gesicht und den dunklen Augen einen bezaubernden Reiz verlieh.

Sylvia ließ den Wagen zur Bank fahren, wo sie wirklich zu tun hatte. Dann aber wollte sie auch die Zeit dorthin dazu benutzen, in sich zur Ruhe zu kommen, und zum Überlegen, wie sie nun aus diesem vielfachen Konflikt den rechten Weg finden könne. Dem geliebten Menschen gleich zwei schwere Nachrichten bringen, ging fast über die Kraft dieses zarten, lieblichen Wesens. Denn gerade jetzt hätte sie Musas ganze Teilnahme und Beratung für sich allein gebraucht.

Sie rang verzweifelt mit ihrer Schwäche, die sie überreden wollte, diese Störung als Warnung vor einem voreiligen Schritt aufzufassen; aber sie fühlte, wenn die Empörung über die heute erlebte Roheit ihr nicht die Kraft zum Entschluß gab, würde sie diese nicht leicht wiederfinden. Und der Gedanke, noch eine lange Reihe von Jahren in diesem Widerspruch mit sich selbst weiterzuleben, überwältigte sie mit so fürchterlicher Qual, daß ihr schwankender Wille plötzlich starr und fest wurde.

„Nie mehr zurück, nie!" sagte sie und rief dem Führer Musas Adresse zu.

Die Fahrt durch den sommerlichen Park beruhigte sie allmählich. Das Grün der weiten Grasflächen und der leise bewegten Baumkronen, die linde Stille umher und das sanfte rhythmische Rieseln des fließenden Gewässers legten sich wie weiche Hände auf ihre bebenden Nerven, und allmählich löste sich eine dämmernde Ahnung von kommender Freiheit aus dem Wirbel der Erregungen, die wie ein Licht aus weiter Ferne sie mit einem seltsamen Glücksgefühl durchschauerte.

„Was ist dir, Liebste? Du siehst ja ganz zerstört aus! Was ist es, was hast du erlebt? Komm hinunter zu meinen Bäumen. Da spricht es sich am besten, sie geben uns Kraft und Mut. Sie sind selbst so voll Sturm und Geheimnis, daß wir uns der unseren nicht zu schämen brauchen."

Im Schatten der hohen Ulmen, in den wohligen Stuhl geschmiegt, ließ Sylvia allen Schmerz und Zorn, Empörung und Abscheu in Musas verstehende Seele überströmen. Sie hatte doch zuerst von Stephan sprechen wollen. Aber auf den sympathischen Anruf der besorgten Liebe hin entlud sich spontan die eigene, kaum erträgliche Spannung und Überreizung der Nerven.

„Armer Liebling, ich habe es kommen sehen. Du wirst dich auf manches Ungute gefaßt machen müssen. Bleibe gleich bei mir. Doch nein, das geht nicht. Da er durch mich beleidigt ist, wird er es dich entgelten lassen und die Angelegenheit schwieriger machen, als es nötig ist. Laß uns zur Fürstin fahren. In ihrem feinen Herzen und vornehmen Hause ist viel Raum. Sie wird dich mit offenen Armen aufnehmen."

„Aber da ist noch etwas", sagte Sylvia, beschämt, daß sie so ganz nur an sich gedacht hatte, und sprach von Stephan und seinem Auftrag.

„Also doch!" Musa war erblaßt, und ihrer Stimme fühlte man die tiefe Erregung an.

„Ich hatte ihm so dringend von der Scheidung abgeraten. Elna ist zwar leicht und spielerisch dem Leben gegenüber, aber ihre feine Kunst gab ihr doch einen ernsten Hintergrund und ihm alle Möglichkeiten der Beweglichkeit und Zufälligkeit, die sein rasches Temperament und seine auf Wechsel und Geselligkeit eingestellte Natur so sehr bedürfen. Das andere mit dem Vermögen wird wohl kaum zur Katastrophe führen. Wenn es Ernst wird, entwickelt er stets einen starken Elan des Willens und weiß dann seine bedeutenden Fähigkeiten voll auszuwirken. Es ist fast seine außergewöhnliche Begabung, die ihn so leichtsinnig macht. Er muß nun wieder von vorn anfangen. Vielleicht gibt ihm das doch noch den Ernst, ohne den das Leben keinen Tiefgang hat." — — —

Luva Schuschin nahm Sylvia mit offenen Armen auf. Und so von Güte und Liebe umhegt, von vornehmster Gesinnung in jeder Verletzlichkeit geschont, konnte ihre zarte, leichtbewegliche Seele in Ruhe der kommenden Ereignisse harren.

VII.

Es kam seltsam.

Zur größten Verwunderung der Beteiligten machte Bottner nicht die geringsten Schwierigkeiten. Nachdem er in einem rohen Briefe an Sylvia sich seines Unmutes in brutalster Weise entledigt hatte, ging die offizielle Scheidung ohne jede weitere persönliche Reibung vonstatten; auch die finanziellen Fragen lösten sich glatt, und Sylvia war frei.

Frei, nach jeder Richtung frei. Wohin ihre Wünsche und ihre Sehnsucht blicken mochten, der Weg zur Erfüllung stand offen.

Es war wie ein Wirbel, wie ein Schwindel in ihr.

Wie wenn man von einem hohen Berg plötzlich ins enge Tal zurückschaut und den Brodem der Niederung darüber schwelen sieht. Dort hatte man gelebt! Diese Luft geatmet! Da weitet sich die Seele, der Blick geht zur leuchtenden Höhe, und die Knie beugen sich in der Demut des Dankes.

So im Glanze demütiger Glückseligkeit ging Sylvia ihren neuen Weg. Und alle Augen, denen sie begegnete, blieben verhaftet in dem strahlenden Liebreiz ihrer zarten Jugendschöne. Vorerst blieb sie noch in Schutz und Umsorgung der Fürstin, bis ihre Lebenspläne sich zu sicherem Ziele geordnet haben würden.

„Sylvia, mein Töchterchen, du solltest immer bei uns bleiben."

„Ach, Luva, da würde ich bald ein ganz verwöhntes Prinzeßchen sein. Und das ist gar nicht mein Wunsch."

„Prinzeßchen bist du schon, wenn du auch selbst nicht weißt, wo du das her hast. Das liegt im Blut, und wie sich das im Hintergrunde unseres Lebens gemischt hat, wer will uns diese Geheimnisse von Haus und Familie kundtun!"

„Aber es ist auch Bürgerblut in meinen Adern, und das ruft nach Arbeit und Kampf und Ziel."

„Recht so, Liebe! Ich beneide dich um diesen schönen harten Willen zu einem Ziel. Wir Blaublütigen sind meist nur zum Spiel geboren und erzogen. Und Spiel allein macht müde, macht alt vor der Zeit."



Sichernder brauner Bär

Nach einem Temperagemälde von Richard Friese

„Ja," sagte Sylvia leise und versonnen, „ohne Arbeit könnte ich nicht leben."

„Wenn Arbeit zugleich Kunst ist und diese Kunst wieder im Dienste der Menschheit steht, dann gibt dies allerdings eine Erfüllung des Lebens höchster Art. Und dir, zierliches, süßes Lichtgeschöpf, fällt nun diese schöne Aufgabe zu. Wer dich so sieht, kann's kaum fassen, daß deine zarten Schultern solcher Last gewachsen sind."

„Oh, sage nicht Last. Sage Freude, und Freude trägt sich leicht."

„Und Iwan Gregorowitsch will die Illustrationen zu diesem Werke machen?"

Ein feines Erröten flog über Sylvias Züge. Die Fürstin blickte eifrig auf ihre Stickerei.

„Ja, er hat schon damit begonnen. Es wird etwas Schönes, Luva, und ich bin so stolz, meiner Heimat mit diesem Werk einen Dienst leisten zu können."

„Deine Dichtungen und Iwans Radierungen, das muß freilich etwas Wundervolles werden."

„Wir müssen aber noch sehr schaffen daran, und so wirst du nicht böse sein, Luva, wenn ich jetzt öfter bei deinen Empfängen nicht zugegen bin."

„Böse? Nein, aber traurig. Du wirst allen fehlen, du Rose von Schiras, wie Stephan dich so reizend genannt hat."

Wieder errötete Sylvia. Die Fürstin schaute sie einen Augenblick forschend an, seufzte leise und blickte dann unwillkürlich, wie von einem dringenden Gedanken gelenkt, auf das lebensgroße Gemälde, das, in sein genau berechnetes Licht gepaßt, den intimen Raum des kleinen Boudoirs mit Ton und Geste völlig beherrschte.

Als Sylvia sich in ihre Zimmer zurückgezogen hatte, ging die Fürstin mit unruhigen Schritten umher. Sie hatte die Gewohnheit sehr lebhafter Menschen, laut mit sich selbst zu sprechen.

„Ach, Fedor, diese Blume solltest du nehmen!"

Sie blieb vor dem Bilde ihres Sohnes stehen und blickte mit mütterlichem Stolz zu ihm auf. Die elastische, vornehme Gestalt des jungen Mannes, durch die mit reicher Goldstickerei verzierte Galauniform aufs vorteilhafteste betont, trat fast aus dem Rahmen heraus, so stark hatte der Künstler die Bewegungsenergie dieses heftig pulsenden Temperaments erfaßt. Das Gesicht war nicht vom rein slawischen Typ der Fürstin. Es war schmal und bleich, das weiche üppige Haar dunkelblond, und die blauen Augen unter fest gezeichneten Brauen blickten träumerisch ins Weite, wurden aber ebenso wie der etwas weichliche Mund von der Strenge der hohen, geistvollen Stirn gleichsam im Zaum gehalten.

„Du mußt kommen und sie sehen!" murmelte die Fürstin. „Bist so allein, armer Fedor, seit Katuscha dir starb, und du leidest, ich weiß, du leidest, auch wenn du schweigst." Und in ihrer Impulsivität ging sie zum Schreibtisch und schrieb:

„Fürst Fedor Schuschin. Kaiserlich Russische Gesandtschaft, Konstantinopel."

So, das war wenigstens das fertige Kuvert! Der Brief kam dann später daran. Aber damit hatte sie doch ihrem Willen die feste Richtung gegeben. — — —

„Siehst du, Musa," sagte Stephan, „ich falle immer wieder auf die Beine, wenn es auch aussieht, als ob ich den Hals hätte brechen müssen!"

„Manchem steht der Leichtsinn gut. Wenn er ein echter Teil seines Blutes ist, wirkt er wohl wie Schaumwein und treibt die aktiven Kräfte zu höchsten Leistungen. Aber Glück muß auch dabei sein, und das hast du ja."

„Diesmal in Gestalt des Direktorpostens und dazu ganz in deiner Nähe. Hoffe aber noch auf ein feineres Glück — auch ganz in deiner Nähe."

„Kaum ein halbes Jahr, daß du die Ketten gelöst, willst du schon wieder Fesseln suchen?"

„Ça va — ça va — ça va toujours", trällerte Stephan und trat ans Fenster.

Draußen blühten die letzten Rosen im Vorgarten. Aus heimlichen Winkeln hauchten die feinen melodischen Düfte der Reseden herauf.

„L'aimable printemps fait naître
Autant d'amours que de fleurs —
Tremblez — tremblez jeunes cœurs!"

sang er mit einem feinen, durchsichtigen Tenor leise vor sich hin.

„Aber es ist Herbst, lieber Bruder."

„Für den Liebenden ist es immer Frühling. — Aber sag' doch, was bedeutet dieses wundervolle Gefieder hier in der Vitrine mit dem rätselhaften Wort darunter?"

„Das gehört zu einem Geheimnis, das mir selbst noch ein Rätsel ist."

„Das ist pikant. Erzähle mir davon!"

„Da ist eigentlich wenig zu sagen, und das wenige zerfällt in nichts, wenn man es mit Worten berührt. Ich liebe das Geheimnisvolle an dem fremden Ding, zerstören wir es nicht!"

„Geheimnis umgibt dich von jeher. Schon als Kind warst du ein ander Wesen als die anderen, und später gingst du abseits deine eigenen Wege. Man hat dich nie ganz in der Hand. Du weißt deine Geheimnisse zu hüten."

„Ich war immer einsam, trotz der vielen und allzuvielen, die mein Leben umschwirrten, und der Einsame hat sein Geheimnis nicht auf der Zungenspitze; der Einsame lebt von seinem Geheimnis."

„Und es müssen tiefe und starke sein," sagte Stephan mit warmer Stimme, „denn du bist schön an ihnen geworden, Schwester. Nur eines verstehe ich nicht, wie so etwas — so etwas —"

„Sag' nicht zu viel!" rief Musa lächelnd.

„Nun, sagen wir einfach — so etwas noch immer einsam seine Wege geht. Du Flammenseele, die du tausend Feuer anzünden kannst — wie kann das sein?"

„Hat nicht jeder seine strengen Gesetze in seinem Geist und Blut, über die er nicht hinaus darf, ohne sich selbst zu verlieren?"

„Oh, nicht jeder, nicht jeder! Aber solche wie du haben sie — und sterben wohl eher an ihrem Weh, als daß sie untreu werden an sich."

Musa war bleich geworden, und der Mund zuckte leise wie von verhaltenen Tränen.

Stephan umarmte sie und küßte sie dabei mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit.

Aber es war ihm nicht gegeben, lange den ernsten Problemen des Lebens standzuhalten.

„Also heute abend bei Luva, und die süße Rose von Schiras wird uns ihr fertiges Werk vorlesen. Kann man es eigentlich glauben, wenn man diese entzückende Tanagrafigur sieht, daß sie die schwere Last der Kunst auf diesen zarten Schultern tragen kann?"

„Das ist wohl weniger zu verwundern, als daß diese zarte Seele die Last einer rohen Ehe jahrelang getragen und doch rein geblieben, rein wie Kristall. Ihre Kunst hat sie gerettet; ihr eine eigene Welt gegeben, in die sie flüchten konnte zu sich selbst."

„Aber die Ehe ist dadurch wohl schwieriger geworden. Ein Gatte verträgt keinen so starken Nebenbuhler."

„Ist das dein Ernst?" fragte Musa mit vielsagendem Lächeln.

„Man müßte es ihr abgewöhnen."

Da lachte Musa hell auf.

„Ah, dein Lachen, dein Lachen, wie ich es liebe! Wie lange habe ich es nicht mehr gehört!"

Das Mädchen meldete Besuch.

„Prinz Gogolsky", las Musa.

„Ich lasse bitten. In den kleinen Salon, Netta."

Der Prinz war hochgewachsen, schlank, mit etwas müder Haltung. Der interessante Kopf mit dem schon ergrauten üppigen Haar saß ihm hochmütig auf den etwas vorgeneigten Schultern. In dem scharfgeschnittenen Gesicht, das die welke Farbe des Lebemanns hatte, glimmten die dunklen Augen in einem seltsam düsteren Schimmer.

„Ich komme mit einer Bitte, Gnädigste. Das Bild, das Sie von Madame Oda Bellona malten, ist mein tägliches Entzücken. Ich möchte nun noch eines von ihr besitzen, ein ganz intimes. Würden Sie die Güte haben, mir einen Akt von ihr zu malen?"

„Nein, Durchlaucht."

„Oh — wie — nein? So geradeaus nein! Und darf ich fragen, warum? Haben Gnädige nie einen Akt gemalt?"

„Gewiß — Dutzende."

„Nun also."

„Das war in meinen Lehrjahren."

„Später nicht mehr?"

„Sehr oft, für meine Studienzwecke. Auf Bestellung nie."

„Ist da ein Unterschied?"

„Wenn man ihn fühlt. Doch können Durchlaucht ja jedenfalls hundert Hände finden, die ihren Wunsch gern erfüllen."

„Hände — Hände genug! Aber Ihre subtile Kunst, die müßte gerade da ein Wunder leisten. Fieber in jeder Linie und Lust in jeder Bewegung."

Er vergaß sich. Vergaß, wie sehr diese Forderung nur ein Vorwand war, Musa wiederzusehen und, wenn sie für seinen Wunsch zu haben war, ihr irgendwie näherzukommen.

Stephan im Nebenzimmer hörte den plötzlich unsicher werdenden Unterton in der Stimme des Mannes; er erhob sich und ging einige Male mit lautem Schritt auf und ab.

„Ah, habe wohl gestört?" sagte der Prinz mit einem leisen infamen Ton.

Stephan schob die Portiere zurück und trat über die Schwelle.

„Mein Bruder", sagte Musa.

Die Blicke der beiden Männer kreuzten sich wie scharfe Klingen.

Der Prinz verbeugte sich. „Ich bitte um Verzeihung, Gnädigste."

„Solchen Widrigkeiten bist du ausgesetzt — zwischen den rohen Modellen aus dem Plebs und diesen Hochstaplern des Lebens? Wie erträgst du das nur? Du als Weib, fürchtest du dich so gar nicht all dem gegenüber?"

„Mir ist bisher keiner zu nahe gekommen, und im schlimmsten Fall habe ich meine Sicherung." Sie wies auf eine Elfenbeinkassette.

„Hast du sie schon einmal notwendig gehabt?"

„Einmal — ja. Aber ich brauchte nur nach ihr zu greifen, und das Phantom verschwand."

„Ja, alle entzünden sich an dir, und du bleibst marmorkühl in deinem eigenen Feuer."

„Und leide", sagte Musa.

Stephan nahm ihre beiden Hände und küßte sie. — — —

Der Abend bei der Fürstin war sehr bewegt.

Sylvia las ihre Dichtung mit zarter, leiser Stimme, die wie von scheuer Scham zitterte, da sie selbst die letzten Schleier von ihrer keuschen Seele hob.

(Fortsetzung folgt.)



Symphonia domestica.



Die Alpensymphonie.



Ein Heldenleben.

RADIERUNGEN VON ALOIS KOLB ZU DEN SYMPHONISCHEN DICHTUNGEN VON RICHARD STRAUSS.

Der bekannte Maler und Graphiker Alois Kolb hat es unternommen, in elf Radierungen das, was von Richard Strauß durch das Symbol der Töne meisterlich zum Ausdruck gebracht wird, ins Graphische zu übersetzen. Die wiedergegebenen Beispiele zeigen, wie glänzend es dem Künstler gelungen ist, Rhythmus und Schwung, Stimmung und Geist der Straußschen Tonwerke zu erfassen.

(Mit Genehmigung des Bavaria-Verlags, München-Gauting.)

Bilder aus der Schule von heute.

Von Paul Georg Münch. Illustriert von Alfred Seckelmann.

IV*). Naturgeschichte.

Zugleich ein Beispiel für das Heranziehen von sachverständigen Mitarbeitern.

Daß wir Lehrer allenthalben versuchen müssen, den Kindern Vorstellungen und Begriffe draußen in den Werkstätten der Handwerker, in Fabriken, auf Messen und Märkten zu verschaffen, statt in der Schulstube ein langes und breites um die Sache herumzureden, diese Erkenntnis ist längst Gemeingut der Lehrerschaft! Und auch weite Volksschichten begrüßen diese lebensnahe Art des Unterrichts. Was die Kinder draußen, wenn sie mit offenen Augen beim lebendigen Leben zu Gaste sind, in einer Stunde lernen, das wiegt vielleicht den Ertrag von zehn Stunden Theorie im Klassenzimmer auf. Im Bereiche des Bauern und des Gärtners gibt es immerfort zu schauen und zu erleben, dort können wir nicht oft genug Zaungäste sein! Mit Kindern in einen Schacht einfahren oder im Mondenschein mit ihnen auf dem Anstand liegen, das können wir freilich nicht. Aber etwas anderes können wir tun: wir können Bergmann und Jäger zu uns ins Klassenzimmer bitten, damit sie das Beste aus dem Schatze ihrer Erfahrung vor unsere Kinder hinbreiten! Wie viele Gelegenheiten, Kindern durch unmittelbaren Bericht von Fachleuten zu Erkenntnissen zu verhelfen, ließ die alte Schule ungenützt! Mühte sich da ein Lehrer, den Kindern das Leben und Treiben in Neuyork zu schildern, und neben der Schule wohnte vielleicht eine Familie, bei der gerade der Onkel aus Amerika zu Besuch war. Der hätte ganz gern einmal seinen kleinen Neffen in die Schule begleitet und dort eine Stunde von Amerika geplaudert. Aber durfte man ihn denn zu Gaste laden? Durfte man einen fremden Menschen in die Klasse hereinlassen? Einen ohne pädagogische Vorbildung? Um Gottes willen, das ging doch nicht! Erst in den letzten Jahren haben wir diesen alten Schulmeisterdünkel, wir brächten alles allein am besten, abgestreift.

Eines Tages kündigte ich meinen Jungen des vierten Schuljahres an, wir würden nächste Woche vom Bussard sprechen.

„Mein Onkel ist Förster, der hat einen ausgestopften Bussard!“ sagte ein Junge. Ich setzte mich sofort mit dem Onkel in Verbindung und bat ihn, uns einmal zu besuchen und womöglich seinen Bussard mitzubringen. Wir haben zwar in unserem Lehrmittelzimmer Raubvögel aller Art; daß meine Jungen aber den Bussard des Onkels tausendmal interessanter finden würden als unsern, das stand für mich von vornherein fest.



2. „Das Mäuslein rührte wie hypnotisiert kein Glied.“

Der Onkel sagte zu. Wer in Kinderseelen zu lesen weiß, wird das Echo dieser Botschaft sich vorstellen können! Die Freude wurde zu hellem Jubel, als der Herr Förster mit einem geheimnisvollen Koffer in der Klasse erschien. Ein richtiger Grünrock in der Schulstube? Und noch dazu mit einem Koffer? Da muß doch jedes Herzlein höher schlagen!

Der Herr Förster packte zunächst seinen Bussard aus. Mit einer geradezu rührenden Zärtlichkeit strich er ihm das in Unordnung geratene Gefieder. Ich glaube: wenn ich die zwingendsten Beweisstücke für die Nützlichkeit des Bussards beigebracht und die Kinder dreimal hätte im Chor sagen lassen: „Der Bussard ist ein nützlicher Vogel“, es hätte nicht annähernd die Tiefenwirkung gehabt wie des alten Herrn liebevolle Hantierung am Bussardwams!

„Ich habe euch aber noch etwas Feines mitgebracht,“ sagte der Förster, „etwas, was ihr nicht alle Tage seht!“ Er packte einen Horst aus, der großzügig flüchtig, mit genialer Liederlichkeit aus Weidenruten, Fichtenreisern und Andenken an verschmauste Feldtiere zusammengescharwerkt war (Abbild. 1).

„Wie flach das Nest ist!“ sagte ein Junge. „Wie eine Schüssel!“

„Ja, der Bussard braucht seine Jungen nicht zu verstecken, denn...“



3. Die Jungen untersuchen das „Gewölle“: Mausefell, Mausekrallen und — ein Vogelschnabel!



1. Willkommener Besuch in der Schule: Der Herr Förster zeigt den Kindern Bussard und Horst.

„Halt, Herr Förster! Die Jungen mögen ihr verehrtes Köpfchen nur selber ein bissel anstrengen!“

„Ich weiß“, meinte einer. „Der Bussard hat keine Feinde, an sein Nest traut sich kein Tier heran.“

„Wie schützt er sich aber gegen die bösen Burschen, die mit Steinen nach seinem Horst werfen? — Richtig! Er versteckt ihn in die Krone der Kiefer. So geschickt macht er das, daß ich den Horst lange Zeit selbst nicht gefunden habe. Wißt ihr, wie ich ihn schließlich ausfindig machte?“ — Der Förster brachte ein paar walnußgroße Bälle aus der Tasche. „Diese Kugeln haben es mir verraten. Das ist das Gewölle. Das würgt er heraus, weil es ihm zu schwer im Magen liegt.“

Meine Jungen untersuchten das geheimnisvolle Knäuel (Abbild. 3). Hei, was da alles zum Vorschein kam: ungezählte kleine Mausekrallen und zusammengefilzte Fellstücke! — Wie? Auch Vogelfedern? Und ein Schnäblein?

„Wenn er Vögel frißt, warum haben Sie dann den Bussard so gern, Herr Förster?“

„Der Bussard fühlt sich am wohlsten, wenn er auf die Mäusejagd gehen kann. Dann und wann verzehrt er freilich auch einen Finken. Früher dachte man, er brächte mehr Schaden als Nutzen, ich habe aber einmal einen Bussard beobachtet, wie er sein Frühstück verzehrte. Ich saß am frühen Morgen auf der Wildkanzel dicht am Waldrand; ich saß auf einen Rehbock. Im ersten schwachen Dämmerschein sah ich neben mir in einer Kiefer einen Bussard. Er äugte ganz starr auf den Rain zwischen Haferfeld und Wald. Was hatte er denn im Seher? Ich nahm den Feldstecher: eine Maus! Die kam ganz vergnügt aus dem Hafer getrippelt und verzehrte ihr Waldfrühstück; sie knapperte an einer Eichel. Armes Mäuschen, dachte ich, wenn du wüßtest, wer dich beobachtet!“

„Aber kann denn der Bussard die Maus sehen?“ fragte einer. „Sie sagten doch, es wäre noch halb dunkel gewesen? Und Sie mußten den Feldstecher nehmen?“

„Ihre Kerlchen gefallen mir!“ sagte der Förster halblaut, zu mir gewendet. „Die gehen der Sache auf den Grund!“ Dann erklärte er den Kindern, was für ein scharfes Auge der Bussard hat, und fuhr in seiner Erzählung fort: „Ganz sachte breitete er seine großen Schwingen aus. Plötzlich stieß er ab, stürzte wie ein Pfeil nieder, und unten breitete er die Flügel blitzartig auf.“

„Da hat er gebremst!“

„Richtig. Das Mäuschen wollte entschlüpfen, aber da schob er seine Fänge vor, und im Nu hatte er die Maus gegriffen.“

„Halt!“ sagte ich. „Wir wollen einmal alle Ausdrücke des Herrn Förster, die uns fremd vorkommen, an die Tafel schreiben, daß wir sie nie wieder vergessen!“ (Abbild. 5.) Die Sprache der Jäger, der Seeleute, der Handwerker ist ja so wundersam plastisch! Ich wüßte nicht, wie man den eigenen Stil besser aufwerten könnte als dadurch, daß man diese mit sinnlicher Anschauung geladenen Redewendungen immer wieder auf sich wirken läßt!

Der Förster fuhr fort: „Acht Dolche steckten mit einem Male in der Maus! Fühlt einmal die Fänge an! — Im Augenblick hatte er aber auch schon mit seiner Beute in der Kiefer auf!“

Der Späher an der Wandtafel, der nach seltsamen Redewendungen auf dem Anstand liegt, hat wieder Arbeit. —

„Ich höre noch das Mäuschen pfeifen. Plötzlich stiehlt der Bussard ab. Fort ist er!“

Wieder ein Sprachkleinod! „Er stiehlt ab“ — wie man aus dem Jägerwort das diebsleise Sichdavonmachen hört!

„Ich weiß, wo der Bussard hin ist“, sagte ein Junge. „In den Horst, zu seinen Jungen!“

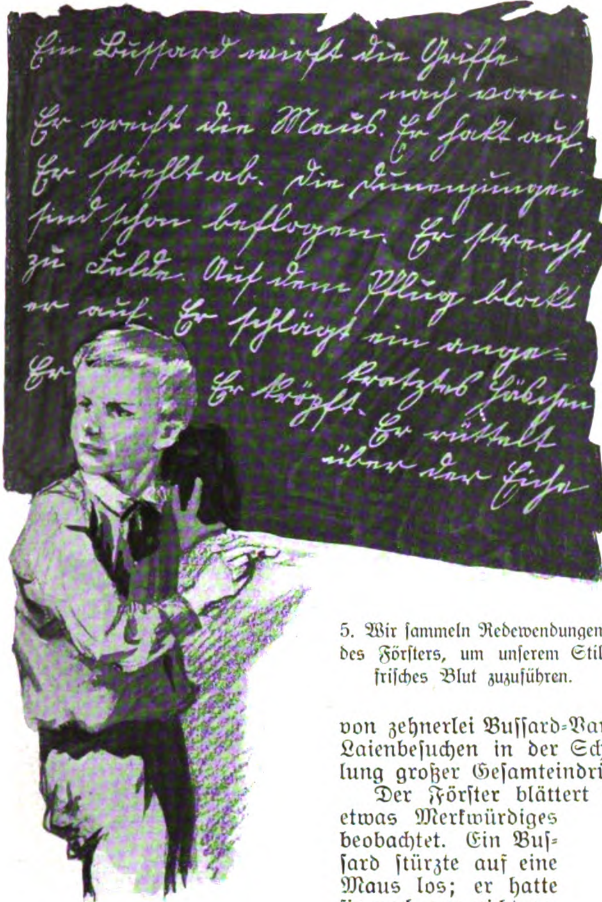
„Richtig! Vor vierzehn Tagen sind drei kleine Bussarde aus dem Ei gekrochen. Nun sind sie schon beflogen. Was für einen Appetit die Dunenjungen haben! Ein junger Bussard braucht zwölf Mäuse den Tag, ein alter zwanzig. Nun rechnet aus, was die ganze Familie in einem Monat verzehrt! — Der Bussard frißt aber nicht nur Mäuse. Ich habe mir jeden Abend aufgeschrieben, was ich tagsüber im Walde erlebt — auch manch lustigen Husarenstreich von Freund Bussard!“ Diese Freude meiner Jungen, als der Förster sein Tagebuch aus der Tasche zog und zu blättern anfing!

„Eines Tages, ich stand am Waldrand und wollte einen Hühnerhabicht unschädlich machen, da kam ein dicker Hamster promeniert; er kam aus seinem Speicher und wollte sich ein bissel Bewegung machen. Auf einmal stößt ein Bussard nieder und packt unser Hamsterlein! Der aber setzt sich zur Wehr und beißt wütend mit seinen scharfen Zähnen um sich. Ob der Bussard, als er nun am Beine blutete, den bissigen Burschen losgelassen hat?“



4. Ein junger Maler, Bruder eines Jungen, illustriert uns des Försters Erzählung: „Wenn es dir Vergnügen macht, Hamsterlein, beiß ruhig zu!“

*) Siehe die Aufsätze in Nr. 4190, 4198 und 4209.



5. Wir sammeln Redewendungen des Försters, um unserem Stil frisches Blut zuzuführen.

Es kommen ja und nein. Der Förster freut sich diebisch, daß er die Jungen aufs Eis geführt hat, und klopft mit dem Schlüssel an die schützenden Hornschilder ...

„Der Bussard denkt: Beiß nur zu, Hamsterlein, wenn es dir Vergnügen macht! (Abbild. 4.) Mit seiner scharfen Spitzhacke spaltet er ihm den Schädel und schleppt ihn fort. Masthamster schmeckt gut! Ei, da werden sie kröpfen!“

„Was ist denn das: kröpfen?“

„Der junge Bussard hat heute schon acht Mäuse verzehrt, einen Rattenschinken, eine Portion Ringelnatter, nun noch Hamsterbraten, als Nachtisch vielleicht noch einen Frosch und eine Eidechse — das hat nicht in seinem Magen Platz, das kommt in den Kropf. Und das ist gut, daß er das Speisekämmerchen hat!“ Der Förster schildert Bussards Not in Regenwochen. Er redet gelegentlich auch über die Köpfe Zehnjähriger hinweg, spricht vom Kampf ums Dasein und von zehnerlei Bussard-Varietäten — was verschlägt's! Bei Laienbesuchen in der Schule kommt es nur auf Vermittelung großer Gesamteindrücke an!

Der Förster blättert weiter. „Eines Tages habe ich etwas Merkwürdiges beobachtet. Ein Bussard stürzte auf eine Maus los; er hatte sie noch gar nicht gepackt, aber die Maus rührte sich nicht von der Stelle.“

„Die ist so erschrocken!“

„Ja, aber sie erholte sich gar nicht von ihrem Schrecken. — Seht, die Augen des Bussards sind viel größer als der ganze Mausekopf. Denkt, vor uns stünde plötzlich jemand mit feurigen Augen, die viel größer wären als unser Kopf — da würden wir auch wie hypnotisiert kein Glied rühren!“

„Hynoptipisiert“, sagte einer gewichtig nach, aber sie verstehen ihn schon, den alten Herrn! „Wir würden erstarren!“ (Abbild. 2.)

Der Förster erzählt dann, wie ihm an einem Sommermorgen Familie Bussard ihre Flugkünste vorführte. Wir haben uns schon selbst an solchen Spielen erfreut, wir hatten auf einem Ausflug einem Bussard zugeschaut, der auf seinem Gefieder den Glanz der Abendsonne trug, als hätte er einen goldenen Mantel um. Wenn aber der alte Förster diese Schilderung gibt und sie ausklingen läßt: „Oh, das ist feierlich, da steht man ganz andächtig da und schaut!“ — dann ist einer der Augenblicke gekommen, die für das Verhältnis des Kindes zur Natur entscheidend sind. Die Naturliebe dieses ehrwürdigen Alten wird in den jungen Herzen weiterklingen!



7. Stunden, die man nicht vergißt: Ein Lokomotivführer, Vater eines Jungen, erzählt von seiner Fahrt durch Nacht und Nebel.

Fein lustig schildert unser Förster, wie die jungen Bussarde in die Turnstunde und in den Handfertigkeitsunterricht gehen müssen. „Zuerst lernen sie im Astwerk herumklettern und Nachtschmetterlinge auflesen. Dann dürfen sie mit auf den Waldboden, Raupen und Würmer zu suchen. Einmal habe ich zugesehen, wie ein kleiner Bussard einen furchtbaren Kampf zu bestehen hatte! Er schlug die Flügel und drehte sich und tänzelte — endlich hatte er die Beute gepackt: einen Regenwurm! (Abbild. 6.) Ein anderer kleiner Kerl war gerade dabei, ein Schneckenhaus zu spalten, eine Vorübung für den Hamsterfang — da schrie auf einmal die Bussardin Jäääh! Jäääh! Die Jungen sollten rasch aufhaken! Sie hatte eine Kreuzotter herankriechen sehen. Das ist keine Arbeit für Lehrlinge, denn die Bussarde sind nicht wie die Igel gegen Ottergift gefeit.“

Sein Tagebuch bringt dem Förster ein anderes Bild in Erinnerung. „Herr Bussard war mit seinem Söhnchen zu Felde gestrichen und auf einem Pflug am Feldrain aufgeblockt ...“

„Ich kann mir's denken: sie müssen so ruhig sitzen wie ein Block.“

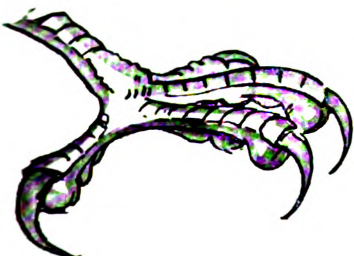
„Richtig. Im Geröll, in der Nähe des Pfluges, taucht plötzlich ein Mäuschen auf. Sssss! fährt der Bussard zu. Pah! Der kleine Tolpatsch ist zu spät gekommen. Nun sitzt er in den spitzen Steinen und hat sich sicher die Krallen verdorben! Nein, glücklicherweise trägt er Krallenschoner! (Abbild. 8) Seht euch die Hornballen an, laust mit der Hand so über die Bank! — Der Bussard zankt, daß sein Bürschlein lange der Maus nachtrauert, statt rasch auf den Pflug zurückzukehren. Das muß im Nu gehen: Hinab, gegriffen, aufgeblockt! Warum die Eile? Es könnte ja ein Fuchs im Getreide auf der Lauer liegen!“

Die Schulglocke reißt die Kinder aus ihrem andächtigen Lauschen.

„Bitte, bleiben Sie noch eine Stunde, Herr Förster!“

„Den ganzen Vormittag, bitte!“

„Nur noch eins will ich euch erzählen. Denkt mal, was ich eines Tages im Walde sehen mußte: Die Bussard-Eltern hatten eins ihrer Kinder aus dem Nest geworfen, weil das Kerlchen blind geboren war. Ist das nicht grausam?“



8. Nagelpflege bei Mutter Natur: Schutzballen als Krallenschoner.

Die einen sagen: „Er wäre ja doch verhungert!“

Die anderen: „Den kleinen Blinden hätten sie auch noch satt bekommen!“

Der Förster läßt sie die rechte Antwort selbst finden. Um zu zeigen, daß die Bussarde im Winter kaum für sich selbst genug Ätzung finden, schenkt er uns noch ein Bild aus seinem Tagebuch: „Ich sehe es vor mir, als wäre es gestern gewesen: Trübselig sitzt ein Bussard auf der Pappel. Der Schnee kätzt ihm um die Ohren! Der Hamster schläft. Die Mäuse bleiben bei dem Hundewetter zu Hause. Wie der Magen knurrt! In einer Hagebuttenhecke knabbert er an den roten Fäßchen herum — Mauseblut schmeckt besser! Im Graben findet er eine tote Krähe. Pfui, wie zäh Gefrierfleisch ist! Der Winter hat sein großes weißes Tischtuch ausgebreitet und alle köstlichen Happen darunter versteckt — verkehrte Welt! Schüsse knallen. Treibjagd! Der Bussard greift ein vom Schrot angekratztes Häslein, das in den Wald humpeln will, um dort zu sterben. Wie er sich gerade über den Weihnachtsbraten hermachen will, hacken hundert Krähenschnäbel auf ihn, und der König des Waldes muß der Übermacht weichen.“



6. Vorübung zur Kreuzotterjagd: Der junge Bussard erlegt einen — Regenwurm.

Ich drücke dem Förster die Hand.

„Es war eine der glücklichsten Stunden meines Lebens“, sagt er. „Wenn man in diese hellen Kinderaugen hineinschaut und junge Menschenkinder mit seinen Erfahrungen beschenken kann — gibt's denn etwas Schöneres auf der Welt?“

Und so wie der Förster, würden auch andere Gäste urteilen. Darum herein in die Schulstube, wer Erfahrungen an Kinder zu verschenken hat! — — —

Am nächsten Tage muß natürlich wiederholt werden — repetitio ist noch immer die Mutter der Studien. Wiederholung war in der alten Schule gleichbedeutend mit kalter Dusche. Es setzte eine üble Abfragerei ein, oder die Kinder mußten die Sache noch einmal erzählen. Wem? Dem Lehrer, der die Geschichte schon kannte? Das Interesse der Kinder an solchen Übungen kann man ermessen! Heute gestaltet man den Kindern Wiederholungen interessanter:

Mich besuchte öfters ein ehemaliger Schüler und Bruder eines jetzigen, ein junger Künstler von der Akademie. Ich bat ihn, eine Stunde unser Gast zu sein. Er kam, als in den Herzen meiner Jungen das Förster-Erlebnis noch quicklebendig war.

„Erzählt unserm lieben Besuch, was ihr gestern vom Bussard gelernt habt! Der junge Herr wird euch das alles rasch an die Tafel zeichnen! Begreift man, mit welchem Feuereifer die Kinder jetzt über das plauderten, was sie gestern erlebt hatten? Die ganze Freude von gestern lebte noch einmal in ihnen auf, und sie wußten gar nicht, daß es sich um eine Wiederholung handelte! Und nun entstanden die schlichten Skizzen, die die Abbildungen 2, 4, 6 und 8 zeigen. Im lustigen Nachschaffen füllten sich die Skizzenbücher meiner Jungen. — — —

Wir wollen also nicht mehr Schulmeister sein mit dem Beigeschmack von Alles-am-besten-Können, sondern Organisatoren der Bildungsarbeit, Regisseure. Wenn auch der Forscher, der Künstler, der Handwerker aus der Schulgemeinde stockend und holprig spricht und seine Erzählung nicht nach den Regeln pädagogischer Kunst und nach psychologischen Gesetzen anlegt, die Gäste sollen uns ja nicht ersetzen, ihre Erlebnisse sollen unsere Arbeit nur ergänzen! Wir haben, wie Abbildung 7 zeigt, einmal einen Lokomotivführer zu Gaste gehabt, ein andermal einen Flieger, eine Schauspielerin. Ich habe einmal einen lieben alten Herrn gebeten, uns etwas aus der Geschichte unseres Vororts zu erzählen (Abbild. 9), und ich muß ehrlich bekennen: Eine solche Stunde Heimatkunde, ein so verinnerlichtes Erleben hätte ich meinen Kindern nicht schenken können, und hätte ich mit Menschen- und mit Engelszungen geredet!

„Während des Unterrichts sind die Herren Lehrer nicht zu sprechen!“ Dieses Plakat in den Schulhäusern muß durch ein anderes ersetzt werden: „Bitte, nähertreten, wer ein ganzer Kerl ist und an Kinder Bildungswerte zu verschenken hat!“



9. Der Großvater eines Jungen erzählt uns, wie seltsam es vor 70 Jahren dort aussah, wo jetzt unsere Schule steht.



Freudenbringer Schnee: Wintersport in einer Kleinstadt

Nach einer Zeichnung von Hanns Langenberg

DER TAG DER ERKENNTNIS

NOVELLE VON HANS-EBERHARD v. BESSER

Die Studentin Anne Lore Eggebrecht ließ ihren kleinen Lederkoffer zur Erde gleiten und verwahrte die Fahrkarte, die sie soeben an der Sperre vorgezeigt hatte.

Um sie her drängte, stieß und schob eine ungeduldige Menge.

Durch das hochbogige Glasdachwerk der riesigen Bahnhofshalle floß ein milchweißes, sonnenflimmerndes Licht hernieder.

Fernher, von den Bahnsteigen, erscholl das dumpfe Rollen der ein- und auslaufenden Züge.

Als sie ihren Koffer an der Handgepäckannahme abgegeben hatte, schlenderte die hohe Mädchengestalt, die Hände in die Taschen ihres Gummimantels versenkt, durch das Gewühl der hastenden Menschen. Unter dem kleinen Hut senkte sich ein schwerer Knoten matt glänzenden schwarzen Haares in den Nacken. In der Blässe eines schmalen Gesichtes lagen ein Paar dunkle Augen, von dem kühn ausholenden Schwung der Brauen überwölbt. Ruhe und Tiefe des Blickes wurden gehoben durch eine leise Schattenlinie, die mit ihrem dämmerfarbenen Ton das Auge umsäumte. Der rote, ein wenig volle Mund war leicht geöffnet.

Anne Lore Eggebrecht hatte in ihrem Äußeren nichts Auffallendes, und dennoch ließ die rassige Mädchengestalt manchen Vorübergehenden unwillkürlich aufschauen. Man konnte ihrer Erscheinung den seltenen Reiz des Eigenartigen nicht absprechen.

Anne Lore wußte, welchen Eindruck sie machte; sie wußte auch, daß beherrschte Gemessenheit in Miene und Bewegungen den Eindruck noch erhöht. Sie hatte sich deshalb eine Zurückhaltung angewöhnt, die beinahe kühl wirkte und sich in ihren Zügen als Unnahbarkeit ausprägte.

Auf dem weiten Platz vor dem Bahnhof wütete der ungestüme Mittagsverkehr. Eine endlose Reihe von Kraftdroschken langte hinüber bis zu der herrischen Wucht riesenhafter Hotelpaläste, die herausfordernd jenseits des Platzes prunkten.

Die Studentin überlegte eine Weile, dann ging sie mit langen, federnden Schritten auf einen Polizisten zu. Sie mußte sich nach dem Wege erkundigen, da ihr Tina nur die Straßenbahnverbindungen angegeben hatte, sie jedoch gehen wollte. Die Reise lag ihr noch in den Gliedern, und sie war froh, ein wenig laufen zu können.

„Eine gute halbe Stunde", erklärte der Beamte, den brausenden Verkehr überschreiend, und zeigte ihr die Richtung. Dankend nickte Anne Lore, und mit kühner Sicherheit sich durch den Trubel windend, gelangte sie auf die gegenüberliegende Seite. —

Über ein Jahr war dahingegangen, seit sie Tina Völker nicht wiedergesehen hatte.

Sie lächelte. Es war ein Lächeln voller Überlegenheit.

Über ein Jahr hatten sie sich nicht gesehen, und im Laufe dieser Zeit war Tina Völker Frau und Mutter geworden. Das mußte sie sich immer wieder ins Gedächtnis zurückrufen, als sie nun so dahinschritt. Wie würde sie die Freundin vorfinden? Ob sie sich verändert hatte? Ohne Zweifel. Wer konnte wissen, was noch von der frohen Studiengefährtin, der schelmischen, allezeit ausgelassenen Tina übrig war!

Noch einmal durchlebte Anne Lore Eggebrecht jenen Augenblick, in dem sie die Verlobung Tinas erfahren hatte. Sprachlos und ohne zu verstehen, hatte sie auf die Anzeige gestarrt. Tina Völker hatte sich schon nach den ersten verheißungsvoll beginnenden Semestern verlobt. In den Universitätsferien hatte sie ihren Mann kennengelernt und war dann gar nicht mehr zum Studium zurückgekehrt.

So hatten sie sich nicht wiedergesehen, und als die Hochzeit gefeiert wurde, hatte eine tückische Grippe mit ihren fieberwilden Nächten sie fest auf das Krankenlager gebannt.

Heute sollten sie sich nun endlich wiedersehen. Der Zufall hatte es gefügt, daß sie gerade durch die Stadt reiste, in der Tina jetzt lebte.

Die Studentin blieb stehen, musterte die Namensschilder der Straßen und bog dann um eine Ecke. Sie hielt sich genau an die Beschreibung des Polizisten.

Sie konnte Tina nicht begreifen, konnte diese Verheiratung nicht fassen — besonders darum nicht, weil der Mann der Freundin ein — nun ja, ein kleiner Bankbeamter war. Ein Mensch also, der sich stündlich und täglich mit Geld beschäftigte. Jenem Geld, für das man nur ein geringschätziges Achselzucken haben konnte. Es genügte doch wahrlich, daß man sich beim Bestreiten seines Lebensunterhaltes damit herumschlagen mußte. —

Eine Stunde flog erinnerungshell Anne Lore Eggebrecht durch den Sinn. Wie hatten sie doch immer gesagt, wenn sie in dem winzigen Café beieinander gesessen hatten und durch die große Spiegelscheibe das Gewoge der vorüberflutenden Menschen musterten? Ein Glück, daß die Zeiten vorüber sind, in denen die Mädchen aufs Heiraten angewiesen waren. Die Zeiten, in denen man im Manne in erster Linie den Brotverdiener sehen mußte, in denen man als Wesen zweiten Ranges galt. Nein, heute standen sie sich gleich; man sah nicht mehr in der Ehe das Ziel aller Ziele. Im Gegenteil, man stand auf eigenen Füßen. Und wenn man heiratete — dann trat man heutzutage anders in die Ehe. Darüber waren sie sich immer einig gewesen. Der Mann mußte dann danach sein, daß es sich lohnte, Freiheit und Selbständigkeit zu opfern. Vor allem mußte er geistig bedeutend sein, eine ganze Persönlichkeit, ein Wissenschaftler oder sonst ein Führender, dem man in geistiger Gemeinschaft Gefährtin war. Und mit dem geistigen Gehalt mußte das Äußere eines solchen Mannes übereinstimmen — eine Gestalt von hoher Schlankheit, ein Ästhet in jeder Beziehung, charaktervolle Züge von strenger Regelmäßigkeit.

Und nun Tinas Ehe! Das war ein harter Schlag. Sie schien, ohne sich zu besinnen, zugegriffen zu haben, mitten in der Seligkeit der ersten Semester. Sie heiratete, heiratete einen kleinen Bankbeamten. Einen Mann vielleicht, der nicht einmal weiterkam und ewig bei seinem Kontobuch, bei Schecks und Wechseln blieb.

Anne Lore lachte laut auf.

Was mußte in Tina gefahren sein? Torschlußpanik? Das war undenkbar. Sie konnte nicht urplötzlich von der kläglichen Angst ergriffen worden sein, sitzenzubleiben, wenn sie die Gelegenheit nicht beim Schopfe erfaßte. Oder war das Mädel gar, wie man es so nannte, auf einmal mannstoll geworden? Unsinn! Anne Lore schnippte mit den Fingern durch die Luft. Das konnte einer Studentin nicht geschehen, die berechtigt war, den Mann mit ganz anderen Augen zu betrachten — die im kameradschaftlichen Verkehr mit den Studiengenossen anders denken lernte als vielleicht irgendein rückständiges Gänschen, das noch errötet, wenn ein Mann auf der Bildfläche erscheint.

Anne Lore riß die oberen Knöpfe ihres Mantels auf, es wurde ihr heiß. Was grübelte sie unnötig, heute war ja Gelegenheit, Tina Völker einmal ordentlich unter die Lupe zu nehmen! Dieser Besuch auf der Durchreise mußte ihr Gewißheit bringen.

Sie erkundigte sich nun doch noch einmal nach dem Wege. Noch einige Minuten hatte sie zu gehen. Sie schaute die Straße hinab, die Häuser sahen nicht eben berückend aus. Es schienen viele kleine Leute darin zu wohnen, aber schließlich nahm heutzutage jeder, was er bekam; man mußte froh sein, wenn man ein Unterkommen gefunden hatte.

Nun prüfte sie die Nummern und trat bald in ein kühles Treppenhaus. Jedes Türschild studierte sie, es gab viele Parteien. Der Atem wurde ihr knapp, als sie im vierten Stockwerk angelangt war. Hatte sie sich getäuscht? War es ein falsches Haus? Sie drehte sich um, noch einmal las sie alle Namen.

Da öffnete sich im ersten Stock eine Tür, und Tina stand auf der Schwelle: „Schönen guten Tag, Anne Lore. Wo kletterst du denn herum?"

Anne Lore lachte und schlug sich ärgerlich vor die Stirn: „Intelligenz I a! So eine Duselei! Ich suchte Völker, Tina Völker. Richtig, du heißt ja jetzt Rohloff."

Die beiden Freundinnen schüttelten sich herzhaft die Hände.

Anne Lore zog ihren Gummimantel aus.

„Ich bin froh, daß ich das Ding endlich loswerde. Ich hätte es mit abgeben sollen." Sie schaute bei diesen Worten prüfend auf die junge Frau.

Tina war ein wenig voller geworden, aber das lustige Schelmengesicht hatte sie noch, wenn auch über ihrer ganzen Erscheinung Gereiftheit lag — das Frauenhafte.

„Du bist noch ganz die alte, Anne Lore", sagte Tina und schaute die Freundin vergnügt an.

„Du auch und doch wieder nicht."

Eine Pause entstand. Es war, als reiße mit diesen letzten Worten das alte Band, das sie wie einst — auch im Augenblick des Wiedersehens — noch verbunden hatte. Sie betrachteten einander beinahe verlegen.

„Du willst gewiß etwas essen", begann nun Tina Rohloff rasch. „Ich muß dir eine Enttäuschung bereiten, Mittag gibt es erst um drei Uhr. Mein Mann kommt dann erst zurück, die Bank arbeitet immer durch. Du sollst daher erst ein kleines Frühstück haben."

„Ich bin gar nicht hungrig. Ich tat mich im Speisewagen schon gütlich. Aber die Hände möchte ich mir waschen, wenn du nichts dagegen hast."

„Schön, komm. Dabei kann ich dir gleich unsere Kleine zeigen."

Ein Schimmer stiller Glückseligkeit glitt über Tina Rohloffs Antlitz.

Sie traten in das Schlafzimmer, Tina legte warnend den Finger auf den Mund. Anne Lore folgte auf den Zehenspitzen. Die junge Mutter schlug die Vorhänge des Wagens zurück, und die Freundin entdeckte inmitten von Spitzen und feinem Linnen das schlafende Kind. Auf seinen Wangen schwebte ein zartes Rot, wie der Nachhall eines traumleisen Wiegenliedes. —

Als Anne Lore Eggebrecht sich zurechtgemacht hatte, gingen sie ins Nebenzimmer.

„Das ist die Stube meines Mannes," erklärte Tina, „und hier" — sie schritten weiter — „ist unser Eßzimmer. Wir sind so froh, eine solche Wohnung zu haben. Was glaubst du wohl, wie schwer es war, sie zu bekommen!"

Anne Lore stand zwischen den beiden Räumen und ließ ihre Augen über die geschmackvollen Möbel gleiten, über die Bilder an den Wänden, über den schon gedeckten runden Tisch. Überall war Geschmack und Stil.

„Hübsch," sagte sie, „sehr hübsch!" Dabei dachte sie bei sich: Man merkt Tinas Stilgefühl, ein Bankbeamter wird nicht viel für Raumkunst und Farbenwirkung übrig haben.

„Ich will dir nun etwas zu essen holen. Ein Mädchen habe ich nicht, also entschuldige mich. Dann plaudern wir."

Tina ging hinaus, die Freundin sah ihr nach. Sonderbar, sie hatte sich eine Frau und Mutter, die alles allein tat, ganz anders vorgestellt. Tina war immer noch so gediegen angezogen, hatte so gar nichts Hausbackenes bekommen. — —

„Mein Mann kommt bald, die Zeit vergeht rasch. Hier — stärke dich erst. Ich wollte gern, daß wir drei zusammen essen. Es ist dir doch recht? Es ist so viel gemütlicher."

„Gewiß, Tina, natürlich." Anne Lore war mit ihren Gedanken nicht ganz bei der Sache. Irgendwo in der Tiefe ihres Inneren fühlte sie ein Spannen, als straffe sich eine Sehne. War es ein Schmerzgefühl? Sie achtete nicht weiter darauf.

„Was macht dein Studium, Anne Lore?"

„Wie du das sagst, Tina! Es klingt so gar nicht, als ob du das sagtest — so fremd. Das Studieren ist noch immer so fidel wie früher und ebenfalls genau noch so interessant. Freund Holtz, der große Geist, nuschelt noch immer in seinen Bart, so daß man aufpassen muß wie ein Luchs, um folgen zu können. Im übrigen werden gewagte Purzelbäume im Lande des Geistes geschossen. Na, das kennst du ja."

„Ich sehe uns ordentlich ins Kolleg wandern", lächelte Frau Tina.

Anne Lore fühlte, daß der Freundin ihre Berichte ziemlich fernlagen, dennoch redete sie weiter, um keine Pause, die verlegen machte, eintreten zu lassen. Sie beobachtete Tina Rohloff. Diese hörte zu, wie man Dingen zuhört, die längst hinter einem liegen. Wie hübsch sie ist! dachte die Studentin. Ihre Augen durchleuchtet ein so heimlicher Glanz! Und Anne Lore Eggebrecht ahnte dunkel, das war das stille Weihelicht, das das große Erlebnis — die Ehe — in der Freundin Innerstes getragen hatte.

Tina hatte sich erhoben und ging jetzt mit ihrem Gast auf den kleinen, von purpurnen Pelagonien überglühten Balkon hinaus.

„Sitzt ihr oft hier draußen?" fragte Anne Lore Eggebrecht, nur um zu sprechen, und ärgerte sich über die Fadheit dieser Worte.

„O ja — oft." Tina hatte sich spähend über die flammenden Blütendolden gebeugt. „Da kommt mein Mann! Heute beeilt er sich aber."

Anne Lore neigte sich hastig vor. „Wo?" fragte sie und schaute gespannt die Straße hinab.

Die Studentin blickte mit scharfem Auge hinunter. Sie sah niemand, nur einige spielende Kinder. Oder doch — da kam flinken Schrittes ein kleiner Mensch mit brauner Aktenmappe daher. Sie hielt ihn für einen Einzieher von Krankenkassenbeiträgen oder etwas ähnlichem.

„Der? — Der da?" Sie drehte sich schnell um, selbst erschrocken über den eisigen Hohn, der in ihrem verletzenden Tone lag.

Tina aber war längst fortgeeilt.

Anne Lore überwand ihre Ironie und riß sich zusammen.

Da trat Franz Rohloff ein und rief wohlgelaunt dem Besuch entgegen: „Guten Tag, ich freue mich, daß Sie nicht bei uns vorübergefahren sind. Tina hat mir schon viel von Ihnen erzählt, wir sind uns ja keine Fremden mehr."

Nur mit Mühe verbarg Anne Lore ihre Bestürzung. Dieser hellblonde, kleine Herr mit den wasserblauen Augen — nichts von Bedeutung in dem Durchschnittsgesicht! Wie konnte Tina nur, wie konnte sie nur!

Bald setzte man sich zu Tisch. Die Unterhaltung floß leicht dahin, Rohloff erzählte lebhaft, wie wohl täglich, von seinen kleinen Erlebnissen in der Bank.

„Heute war ein Kontoauszug verschwunden; mein Abteilungsleiter wurde wieder krebsrot vor Zorn. Der Mann hat nicht ein bißchen Geduld. Natürlich war das Ding nur falsch abgelegt; es fand sich, alle Aufregung war unnütz. — Unser Kassenbote hustete wieder toll, wenn der Mann doch einmal etwas für seine Gesundheit tun könnte."

„Er hat eine Menge Kinder", ergänzte Tina.

Anne Lore hätte am liebsten laut aufgelacht. Diese Unterhaltung! Das war also der Grund, auf dem die geistige Gemeinschaft der beiden aufgebaut war. Und Tina, Tina schien nichts bei diesem Alltagsgeschwätz zu finden.

„Ist der Beruf eines Bankbeamten nicht recht eintönig?" konnte sie sich nicht enthalten, zu fragen.

„Mein gnädiges Fräulein, es gibt nur wenige, die ihren Beruf nach Geschmack und Lust wählen können. Auch ich hatte ganz andere Absichten. Da schlug mir das Leben hart auf die Schulter und nannte mir ein Losungswort, das meine Zukunft bestimmte: Erwerb. Heute jedoch bedauere ich es nicht mehr. Seit ich verheiratet bin" — sein Blick senkte sich lange in Tinas Augen — „weiß ich, wofür ich arbeite und schaffe."

Drüben lallte das Kind. Man schwieg, und Anne Lore fühlte, daß sie außerhalb dessen stand, was hier zwei Menschen verband. Und wieder spannte sich die Sehne schmerzhaft in ihrer Brust.

Nach dem Essen ging man in das Herrenzimmer.

Die Studentin beobachtete immer wieder den Mann, und in ihr blieb das Staunen über Tinas Wahl.

Eine Stunde verrann — eine zweite. Anne Lore war nicht mehr ganz bei der Sache. Scheinbar aufmerksam saß sie da, aber ihre Gedanken hatten sich in eine Weite verloren, die voller Widersprüche war. Sie wollte diese Ehe durch Spott und Lästerung zerren, aber ihr Inneres wehrte sich dagegen, und die Geringschätzung um ihren Mund blieb ein nervöses Zucken.

Schließlich hieß es für Anne Lore aufbrechen.

„Du begleitest deine Freundin wohl?" sagte Franz Rohloff. „Ich werde hierbleiben."

Tina nickte, und Anne Lore, die abwehren wollte, willigte endlich ein. Sie kleideten sich an, und bevor sie gingen, schaute Tina noch einmal in das Zimmer.

Rohloff hatte einen bequemen Sessel an die halb geöffnete Schlafzimmertür geschoben, so daß er das schlummernde Kind sehen konnte. Er saß weit zurückgelehnt und blätterte in einer Kunstmappe. Den versunkenen Blick hebend, nickte er seiner Frau zu.

Anne Lores dunkles, hart glänzendes Auge erfaßte das Bild. Ein Antlitz, in das der zermürbende Kleinkrieg des Alltags seine Spuren gerissen, und in das sich jetzt der scheue Friede einer Feierstunde gewagt, war ihr zugekehrt. Das Leben schaute sie an. Eine reife Geschlossenheit lag über der Mannesgestalt — sie fühlte dumpf die Persönlichkeit. — —

„Es war schön, daß du gekommen bist, nur leider zu kurz."

Sie schritten die Straße hinab.

„Ein anderes Mal bleibe ich vielleicht länger. Ich habe mich gefreut, dich so glücklich zu sehen, Tina."

„Ja, Anne Lore, es geht wunderlich zu im Leben. Ich hatte mir von meiner Zukunft immer eine ganz andere Vorstellung gemacht. Wir sprachen so oft über den Mann und die Ehe, eins aber vergaßen wir immer, das Ausschlaggebende — die Liebe."

„Liebe?" wiederholte die Studentin. Zwischen ihren Brauen richtete sich eine trotzige Falte empor.

„Die Liebe, Anne Lore, die über alles Äußere, alles Gegensätzliche hinwegträgt. Die Liebe, die verbindet und allein die seelische Einheit bringt. Ich wünsche dir, daß du einmal auch so —"

„Willst du noch weiter mitkommen?" unterbrach die Freundin rasch, und ihre Stimme klang farblos und fremd. „Dort kommt gerade die Bahn, laß mich fahren. Habe schönen Dank! Es ist besser so, Tina. Dein Mann will auch noch etwas von dir haben."

Die Frau lächelte. „Ja, wenn du meinst —"

Anne Lore Eggebrecht stand in der überfüllten Straßenbahn. Menschen stiegen ein, drängten heraus. Endlich schob sich der Bahnhofsplatz heran.

Sie holte ihr Köfferchen — der Zug war schon da. Sie belegte einen Eckplatz.

Ruhig lehnte sie im Gange des D-Wagens am geöffneten Fenster.

Die Räder rollten an, die Häuser wichen zurück, tief unten stellte eine abenderregte Straße flüchtige Bilder — weiter — ein mit Kohlen beladener Güterzug harrte in stumpfsinniger Wagengleichheit auf Einfahrt. Aus einem Maschinenschuppen glotzten Lichter fahrtbereiter Lokomotiven. Dann sanken die steilen Umrisse der gewaltigen Stadt ins Nichts, als hätten sie jäh den Halt verloren.

Anne Lore schaute zurück, die Endlosigkeit der Weite griff nach ihr, sie kam sich vereinsamt vor.

Brennend rot ging der Tag unter. An seiner goldenen Bahre standen Schatten wie ratlose Gestalten vor einem Sterbenden. Wald düsterte auf, scharf zeichneten sich die Wipfel im durchsichtigen Abendlicht. Ein Ährenfeld flog heran, windbewegte Halme verglühten in müdem Glanz. Dann entlief das Land in die Unbegrenztheit der silberfarbenen Dämmerung.

Der Zug raste, die Achsen hämmerten.

Das Denken des Mädchens irrte zu Tina hin. Liebe? Da überfiel Anne Lore Eggebrecht eine Erkenntnis, die sie zur Wahrheit vor sich selbst zwang: Frau — Mutter! Jener Schmerz in ihrem Inneren war die geweckte Sehnsucht des Weibes, jenes urhafte Drängen, das seiner Bestimmung zuflutet.

Eine innere friedevolle Stille fand zu ihr, eine Stille, die Erlösung war. Erlösung, weil Anne Lore seit Wochen mit sich rang — weil sie das Wunder der Liebe nicht anerkennen wollte.

Jetzt fiel alle Überheblichkeit, alles Sichüberschätzen von ihr ab. Ihre Seele fühlte die hochzeitliche Stunde, die die Seele jedes Weibes ergreift, wenn sie das Glückswunder der Liebe erlebt.

Anne Lore liebte — die Stunden bei Tina hatten ihr diese erkenntnisvolle Reife geschenkt. —

Der Zug hetzte durch die Finsternis, die von allen Seiten das Land mit Nacht zuschüttete.

Die Studentin starrte in das Dunkel. Wenn sie nun Bernhard Lucht wiedertraf — vielleicht schon morgen — Sie sah seine urwüchsige Landwirtserscheinung vor sich: gedrungen und untersetzt die Gestalt, die Nase kurz und breit und den aufgeworfenen Mund — aber die Augen voll tiefer Beseelung.

Morgen, vielleicht schon morgen konnte sie Bernhard Lucht gegenüberstehen. Dann — sie lächelte versonnen. Dann wollte sie — —

„Jemand zugestiegen?" Die gleichmütige Stimme des Schaffners erscholl. „Bitte, die Fahrkarten!"


ELIDA
Jdealseife
ELIDA
JDEAL

Wissen und Leben

Romain Rolland. (Zu seinem 60. Geburtstag am 29. Januar.) Romain Rolland ist eine isolierte Erscheinung in der französischen Literatur. Wollte man nach einem parallelen Beispiel in ihrer Geschichte Umschau halten, so käme man allenfalls auf Stendhal. Wie bei jenem waltet in seinem Schaffen, abweichend von dem Durchschnittscharakter französischer Dichtung, eine ernste, oft beinahe trocken anmutende Sachlichkeit; wie jenem ist ihm der Inhalt mehr als die Form. Und daher kommt es vielleicht, daß er in Deutschland eine größere Gemeinde als in seiner Heimat gefunden hat. Hinzu gesellt sich allerdings noch der Nimbus seiner Persönlichkeit, die, frei von aller chauvinistischen Einstellung des Geistes, nur im rein Menschlichen tief wurzelnd, in ihrer vornehmen Gesinnung und ethischen Würde über dem Kampf der Meinungen steht als ein Wahrzeichen mutigen Bekennertums in einer von Haß und Leidenschaften getrübten Zeit. Rollands Schaffen bietet uns das Bild großer Vielgestaltigkeit. Politischer Publizist, Kritiker, Musik- und Kunsthistoriker, Essayist, Dramatiker und Romancier vereinigen sich in seiner Person. Zum Politiker wurde Rolland erst durch den großen Krieg. Erfüllt von dem Ideal eines Weltbürgertums in Goetheschem Sinne, für das er jahrzehntelang mit der Feder gestritten, sah er in jener Katastrophe den Zusammenbruch der großen Hoffnung auf eine Eintracht der Nationen und fühlte sich zum Anwalt des europäischen Gewissens berufen, um in Manifesten und Schriften während des Völkerringens die Welt des Hasses zu bekämpfen und auch nach dem Friedensschluß offen und unentwegt gegen den Wahnwitz der Sieger für eine gerechte Neuordnung Europas einzutreten. Was er über Händel, Beethoven, Michelangelo, Tolstoi geschrieben hat, verrät einen tiefschürfenden Geist und starken Gestalter. Besonders die deutsche Musik, repräsentiert durch Mozart und Beethoven, beschäftigte ihn von Kindestagen an, wurde ihm ein aufwühlendes Erlebnis, als dem Zwanzigjährigen in Malwida von Meysenbugs römischem Salon das Verständnis für Richard Wagner aufging, und erschloß ihm durch immer tieferes Vertrautwerden mit ihr allmählich das deutsche Gemüt, das er wie kein anderer ausländischer Zeitgenosse in seiner Wesensart erkannte. Es war sein tragisches Verhängnis, daß er auf dem Gebiet, auf dem er sich zuerst als Dichter betätigte — dem Drama — keine Anerkennung fand, obwohl er die Leistung von einem Dutzend Dramen, deren Entstehung in das letzte Dezennium des vorigen Jahrhunderts fiel, der Öffentlichkeit vorlegen konnte. Er blieb unbeachtet von der maßgebenden Kritik, und die französischen Bühnen wagten nicht einmal, eines dieser Werke aufzuführen. Erst sein Roman „Johann Christoph", der ihn zu einer Weltberühmtheit machte, lenkte die Aufmerksamkeit auf seine dramatischen Geisteskinder und zwang die Theater, sich ihrer in gebührender Weise anzunehmen. Und doch liegt Rollands eigentliche dichterische Größe weder in seinem Schaffen für die Bühne noch in seinen heroischen Biographien, sondern in dem Roman. Und hier ist es wiederum nicht die von feinstem Humor durchwobene Erzählung von dem „Meister Breugnon", auch nicht das mit wunderbarer psychologischer Zartheit und Feinheit geschilderte Schwesternpaar „Anette und Sylvia", sondern die grandiose Lebensgeschichte des deutschen Musikers Johann Christoph Krafft, der — ein moderner Beethoven — den dornenvollen Weg des Genies bis zu Ziel und Vollendung schreitet. Mit diesem Bildungsroman, der in den Fußtapfen eines „Wilhelm Meister" und „grünen Heinrich" wandelt, hat sich Rolland in die Reihe der besten Dichter gestellt.

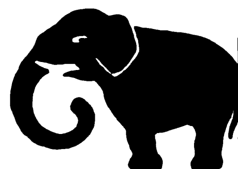
Dr. Valerian Tornius.

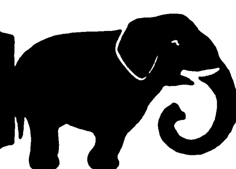
Das Überbrettl. Es sind jetzt gerade fünfundzwanzig Jahre her, daß Ernst v. Wolzogens „Überbrettl" gelegentlich eines Goethefestes in der Berliner Philharmonie, das der „Verein zur Förderung der Kunst" veranstaltete, am 17. Januar 1901 geboren wurde. Der Ahn dieses launigen Wechselbalges, dessen kurzfristiges Dasein doch vielen Erdenbürgern Stunden köstlicher Heiterkeit bereitet hat, war der Franzose Aristide Bruant (nicht zu verwechseln mit Briand, dem heutigen Premierminister), der mit einigen temperamentvollen und witzigen Schriftstellern und Künstlern das Cabaret „Chat Noir" in Paris begründete. Warum sollte, was die Gallier zuwege brachten, nicht auch den Germanen möglich sein? dachte Wolzogen und zeugte sein „Überbrettl". Er hätte die französische Bezeichnung für seine Kleinkunstbühne ganz ruhig, ohne in die Gefahr der Fremdwörterei zu verfallen, beibehalten können; denn „cabaret" war nichts anderes als das verstümmelte Wort „Kaffeebrett". Aber „Überbrettl" paßte so gut zu der damaligen Generation, die den „Übermenschen" kultivierte. Wolzogen war für die Aufgabe, die er sich gestellt hatte, die geschaffene Persönlichkeit: Dichter, Sänger, Schauspieler, Komponist in einer Person und dazu noch ein Improvisator mit feinem Geist und schlagfertigem Witz, wie man ihn sich nicht besser wünschen kann. Er besaß auch die für einen Kabarettleiter notwendige Fähigkeit, geeignete Talente ausfindig zu machen. Kurzum, die mit Spannung erwartete erste Vorstellung während des Goethefestes wurde eine vielversprechende Ouvertüre zu weiteren Veranstaltungen dieser Art. Woldemar Sacks bearbeitete mit vielem Humor als internationaler Klaviervirtuos Wladimir Paschnikoff das Klavier, Marie Madeleine trug ihre Dichtungen „Auf Kypros" vor, Wolzogen produzierte sich als geistreicher Conferencier, als Komponist von Liliencrons Ballade „König Rangnar Lodbrog" und Dichter, und Oskar Strauß führte sich ein mit seiner liebenswürdigen Musik zu Bierbaums Gedicht „Der lustige Ehemann", das Bozena Bradsky und Robert Koppel in unnachahmlicher Weise sangen und tanzten. Der „lustige Ehemann" bildete den Clou des Abends; Strauß wurde mit einem Schlage durch ihn berühmt, und ganz Berlin sprach in nächster Zeit von nichts anderem als von dem ergötzlichen Paar. Wer mag sagen, wieviel hundertmal es diese kleine Biedermeierszene zur Belustigung des Publikums aufführen mußte! Dann, nachdem man in der Hauptstadt sich an ihm satt gesehen hatte, machte es eine Hochzeitsreise in die Provinz und wurde überall gern aufgenommen. Das „Überbrettl" hat nicht lange bestanden — gute und schlechte Konkurrenten schossen, angestachelt von seinen Erfolgen, aus dem Boden — aber wenn man alle die Nachkommen betrachtet, so muß man wehmütig gestehen, sie sind nur matte und farblose Nachahmungen; vom Geist ihrer Vorfahren — Wolzogens Gründung und deren zeitgenössische Rivalen „Schall und Rauch" oder „Elf Scharfrichter" — spürt man nicht das geringste mehr.

D. V.

Schlafstörungen beim Kind. Zähneknirschen im Schlaf hat meist mit beunruhigenden Träumen weniger zu tun, als wohl angenommen wird. Es findet sich nicht selten in der Familie, ohne daß eine besondere nervöse Belastung vorhanden wäre. Auffallend sind manchmal rasch zusammenzuckende Bewegungen der Arme, der Beine oder des ganzen Körpers im Schlaf. Dabei ist nicht an plötzliches Erschrecken des Kindes durch eine Berührung oder ein Traumerleben zu denken, sondern die Erschlaffung und Lösung einzelner Muskelgruppen führt wie beim Erwachsenen zu solchen heftigen kurzen Zusammenzuckungen. Nach Grippe finden sich oft eine bestimmte Form der Muskelunruhe und langdauernde Schlaflosigkeit. Nächtliches Aufschreien kommt (außer bei Fieber, heranziehenden Krankheiten, Aufregungen usw.) bei sonst ganz gesunden, aber etwas nervösen Kindern von Zeit zu Zeit vor. Eine unangenehme, aber nicht ernstlich beunruhigende Störung ist das nächtliche Aufschrecken der Kinder, der Pavor nocturnus. Einige Stunden nach dem Einschlafen jagen die Kinder schreiend aus dem Schlaf empor, mit den Anzeichen heftiger Angst. Richard Wagner und

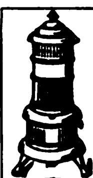
Dostojewski litten an solchen Anfällen. In der Regel tritt in einer Nacht nur ein Angstanfall auf. Die Kinder schlafen bald ein und wissen am andern Tag nichts mehr von dem Vorkommnis. Aber auch zwei und drei Anfälle in einer Nacht können sich mit Unterbrechung von einigen Stunden abspielen. Monate und Jahre hindurch können solche Anfälle bei gesunden Kindern wiederkehren. Schelten und körperliche Züchtigung sind natürlich ganz und gar nicht angebracht. Die Ursache ist allerdings nicht immer festzustellen. Sehr häufig liegen aber doch Atmungsbehinderungen infolge irgendeiner Ursache zugrunde. Beseitigung der körperlichen Ursache (vergrößerte Rachenmandel!) läßt Atemstörung und nächtliche Angstzustände verschwinden. Wenn man eine gewisse Art von Hintertreppenliteratur zur Hand nimmt, so könnte man in den Wahn versetzt werden, eines der häufigsten Vorkommnisse sei das Nachtwandeln (Noktambulismus oder Somnambulismus) mit und ohne Mondbegleitung. In Wirklichkeit handelt es sich dabei um ein seltenes Begebnis. Die Kinder stehen nachts auf, wandeln im Zimmer umher oder hinaus, nehmen irgendeine Handlung vor und kehren ins Bett zurück, ohne zu erwachen. Nachtwandeln bei Erwachsenen soll an Stelle eines Anfalls bei einem Epileptiker auftreten. Bei Kindern ist es jedenfalls auch Ausdruck nervöser Konstitution. Richtig ist die Vorstellung, daß man einen nachtwandelnden Menschen, der sich am Fenster oder sonst in gefährlicher Lage befindet, nicht durch Zurufe erschrecken darf, denn plötzliches Erwachen und brüske Bewegungen könnten einen Absturz (vom Dach) hervorrufen. Wecken dürfte man den Nachtwandelnden in solchem Fall erst dann, wenn man ihn so fest zu fassen vermöchte, daß er nicht vom Dach herunterstürzen könnte. Ludwig Ganghofer, dessen Lebens-Selbstbeschreibung zahlreiche Zeichen einer Kindernervosität liefert, die sich im späteren Leben wieder ausglichen, beschreibt seine Anfälle von Nachtwandeln in der Kindheit und die Art, wie er sich selbst davon befreite. Er nahm einen Garnknäuel, knüpfte zwei doppelte Zwirne um die Handgelenke und band die Enden um die Knäufe der Bettlade. Als er nachts wieder wandern wollte, spürte er den Zug der Fäden und erwachte. Von da ab traten keine derartigen Anfälle mehr auf. Nicht allen nervösen Grundlagen, die sich als Nachtwandeln äußern, ist freilich auf so einfache und rasch erfolgreiche Art beizukommen. Dr. W. Schweisheimer.





V W KABINET **VEREINIGTE WEINGUTSBESITZER** QUALITÄTSWEINE **V W**
KOBLENZ — WEIN – U. — SEKTKELLEREI G.M.B.H. **KOBLENZ**

Die kürzlich erfolgte
Nitro-Glycerin-Sprengung
eines hochwichtigen Geldschrankes in **London** wurde **erfolglos** durch das weltbekannte
D.R.P. **„Protector"**-Schloß.
Theodor Kromer, Freiburg (Baden)
Fabrik auch des absolut diebessicheren **D.R.P. „Novum"**-Schlosses für **wichtigere Räume.**



MARKE „TURM"
Petrol.-Heizöfen
verbürgen durch ihre anerkannt gute Konstruktion geruch- u. rauchfreies Brennen. Zu haben in guten einschlägigen Geschäften oder man wende sich an
Metallwarenfabrik Meyer & Niss, G. m. b. H.
Bergedorf 17 bei Hamburg

J. J. Webers Illustrierte Gartenbibliothek

WILLY LANGE

Gartengestaltung der Neuzeit

Unter Mitwirkung für den Architekturgarten von Otto Stahn. Mit 309 Abbildungen, 16 bunten Tafeln nach Lichtbildern in natürlichen Farben. 5. Auflage. In Halbleinen 15.— RM.

„Kaum ist von einem neueren Gartenkünstler unsere Gartengestaltung so befruchtet worden wie von Lange. Sein umfangreiches, reichillustriertes Werk „Gartengestaltung der Neuzeit" . . . wirkte in dieser Beziehung bahnbrechend. Es enthält das Ergebnis seiner langjährigen praktischen Tätigkeit wie seiner tiefgründigen Beobachtungen und Studien in der Natur. Stets geht er den Dingen auf den Grund, sucht er die Beziehungen zwischen Mensch und Natur auf und weiß sie für seine Bestrebungen und als Stütze für seine Lehren zu verwerten". Der Tag.

Gartenbilder

Mit Vorbildern aus der Natur. Mit 216 Abbildungen. In Halbleinen 12.— RM.

„Wer die Natur liebt und einen Garten hat, dem schenke man dieses prächtige Buch, das mit seinen 216 Abbildungen jedem Naturfreund das Herz im Leibe lachen läßt. Willy Lange (Wannsee) ist ein Fachmann ersten Ranges, ein Kenner, der seinen schönen Gegenstand zu beseelen weiß ‚Des deutschen Volkes Seele wurzelt im Walde, die Seele der Familie im Gartenheim', sagt er im Vorwort. Und wir wünschen auch unsererseits all diesen Bestrebungen reichsten Erfolg" Der Türmer.

KARL FOERSTER

Winterharte Blütenstauden und Sträucher der Neuzeit

Ein Handbuch für Gärtner und Gartenfreunde. Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage mit 174 in den Text gedruckten und 47 farbigen Abbildungen auf 14 Tafeln. In Leinen gebunden 18.— RM.

„Ein wahrhaft herzerfreuendes Buch und dabei von eminent praktischer Brauchbarkeit, ein Buch, das nur ein Mann schreiben konnte, dem die Liebe zu seinem Gegenstand die Hand führte und der zugleich ein Meister seines Faches ist. Ein Pflanzenkenner ersten Ranges, ein scharfsinniger, geschulter Beobachter und ein Denker hat hier ein Werk geschaffen, das bald für jeden Gartenbesitzer und Gartenfreund unentbehrlich sein wird". Das Wissen.

OTTO PAULS

Der Imker der Neuzeit

Handbuch der Bienenzucht. Mit 199 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln. In Halbleinen gebunden 7.50 RM.

„Der Verfasser Otto Pauls ist ein praktischer Imker von großer Erfahrung, das bezeugt jede Seite seines herrlich ausgestatteten Buches. Wenn es nur in recht viele, viele Hände käme, der heimischen Bienenzucht zunutze. Auch die praktische Seite kann vor dem verbissensten Nörgler bestehen". Weigert, Kreisbienenmeister, Regenstauf.



Verlagsbuchhandlung J. J. Weber, Leipzig 26.

Ehrenpflicht

im In- und Ausland ist es, die wichtigste Trägerin deutscher Kultur, die

Leipziger „Illustrirte Zeitung"

von J. J. Weber in Leipzig nicht bloß zu lesen, sondern sie gegen die verhältnismäßig geringe Bezugsgebühr von vierteljährlich 13.50 Mark bzw. monatlich 4.50 Mark zuzüglich Zustellungsgebühr vor allem ständig zu halten.

Haltung und gute Figur gibt ein elastischer
Leib- und Hüftengürtel
Jedes Stück nach Maß
Prospekt m. Abbild. gratis.
Carl Burmeister
Berlin 11 Rosenthalerstr. 62

Das Neueste aus aller Welt

bringen die „Aktuellen Bilder" der Illustrirten Zeitung in anerkannt vorzüglicher Tiefdruck-Ausführung. Allwöchentlich erscheinen Serien bis zu acht Bildern, die für jedes offene Ladengeschäft eine *billige und doch*

wirkungsvolle Schaufenster-Reklame

sind. In geschmackvollen Sammelbüchern aufbewahrt, eignen sich die „Aktuellen Bilder" auch als Auslagen in Reise- und Verkehrsbüros, Hotels, Sanatorien u. dgl. und stellen auf diese Weise einen beliebten Unterhaltungsgegenstand der Gäste dar. Unverbindliche und kostenlose Preisofferte nebst Probebildern erhältlich von der

Illustrirten Zeitung,
Verlag J. J. Weber in Leipzig.

Der gute Ton und die feine Sitte.
Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem.
Siebente Auflage. Preis 1.50 R.-M.
Verlag J. J. Weber, Leipzig 26.

Photos!
Pariser Salon- und Modellstudien
Bildermappen für Kunstfreunde.
Herrliche künstl. Naturaufnahmen.
Mustersendung auf Wunsch.
Postfach 323, Hamburg 36/353 A.

Ich bin rasiert mit der Rasier-Klinge Querhahn

Die „Auerhahn-Klinge" ist ein deutsches Erzeugnis von unübertroffener Güte.

Feinste Präzisions-Tasch[e…]

Schönheit *rosigen Teint, weiße Hände, weiche, glatte Haut erzielt*

KREM BIRKON

Nicht fettend. Unentbehrlich bei spröder Haut, bei Frost, wunden Stellen, Röte, Mitessern und Sommersprossen. Tube Mk. 1 — und Mk. 2.—.

Franz Schwarzlose Berlin SW 19, Leipziger Str. 56.

Okasa für Männer!



Nach Geheimrat Dr. med. Lahusen. Vielfach nachgeahmt! Niemals erreicht! **Ein Beweis** für die prompte und anhaltige Wirkung von „OKASA" sind die in letzter Zeit aufgetauchten versuchten Nachahmungen der gesetzl. geschützten Marke „OKASA" nach Geheimrat Dr. med. Lahusen. Nur anerkannt bewährte Präparate bieten Anreiz zur Nachahmung. Weite Wege haben die Rohprodukte zurückgelegt, bevor sie in Deutschland zu den bewährten Okasa-Tabletten nach Geheimrat Dr. med. Lahusen (Sexual-Kräftigungsmittel bei vorzeitiger Schwäche) verarbeitet werden. Ersatzmittel gibt es nicht! Die Wirkung von Yohimbin allein ist in den Schatten gestellt! Hochinteressante Broschüre mit täglich eingehenden geradezu frappanten Anerkennungen über die prompte und nachhaltige Wirkung von Ärzten und Privatpersonen jeden Standes erhalten Sie kostenlos absolut diskret in verschlossenem Doppelbrief ohne Absender gegen 20 Pfg. Porto. Es wird ausdrücklich betont, daß keine unverlangten Nachnahmesendungen, wie dies jetzt vielfach üblich, versandt werden. Die Zusendung der Broschüre verpflichtet Sie zu nichts. Bestellen Sie sofort (auch wenn Sie bisher alles mögliche, Apparate, sogen. Kräftigungsmittel usw. erfolglos angewandt), und dann — — urteilen Sie selbst. Eine Originalpackung à 100 Portionen 8,50 Mk. Zu haben in den Apotheken. Generaldepot und alleiniger Versand:

Radlauer's Kronen-Apotheke, Berlin 244, Friedrichstraße 160.

VORWERK-TEPPICHE-MÖBELSTOFFE
NUR ECHT MIT DEM NAMEN



VORWERK & Co, BARMEN

INTERNATIONALE GALALITH-GESELLSCHAFT HOFF & CO
HARBURG, ELBE BOSTELBECK

Galalith

MAN ACHTE BEIM EINKAUF STETS DARAUF, DASS DER ARTIKEL SELBST ODER DIE VERPACKUNG DIE QUALITÄTSMARKE *Galalith* (EINGETRAGENE SCHUTZMARKE) TRÄGT.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



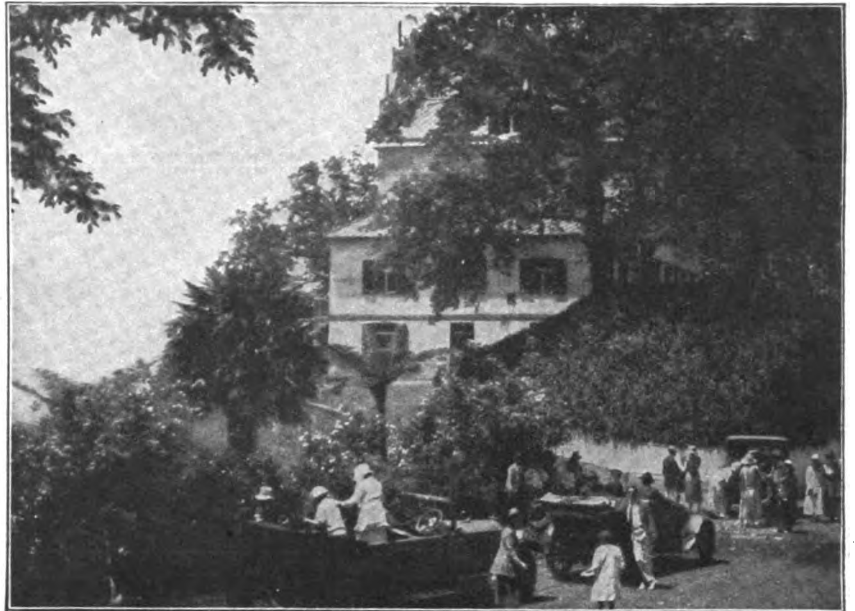
VERLAG · J. J. WEBER · LEIPZIG

NR. 4221. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 4. FEBRUAR 1926

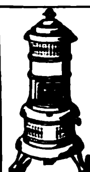
Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4221. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 4. Februar 1926.









Allgemeine Notizen.

Die nächste große Berliner Pferdeschau findet während der landwirtschaftlichen Woche vom 20. bis zum 28. Februar in der Arena der Neuen Autohalle am Kaiserdamm statt. Die Turnierabteilung des Reichsverbands für Zucht und Prüfung deutschen Warmbluts hat sich trotz der überaus ungünstigen wirtschaftlichen Lage entschlossen, die Veranstaltung vor sich gehen zu lassen, um der deutschen Pferdezucht und der deutschen Reiterei die gerade heutzutage dringend notwendigen Impulse zu geben. Die ganze Schau ist nur deutschen Reitern offen. Im Gegensatz zu dem November-Turnier trägt das Turnier im Februar rein nationalen Charakter. — Im nächsten November soll dann wieder ein großes internationales Turnier stattfinden. An Preisen werden 50000 Mark gegeben. Dazu kommen 15000 Mark Reiseentschädigungen und für 15000 Mark Ehrenpreise. Die Programme der Abende erfahren eine vollkommene Änderung. Das Publikum hatte an dem zu langen Springen während der Abende Anstoß genommen und auch daran, daß in vielen Konkurrenzen mäßige Pferde vertreten waren. Deshalb werden im Februar sämtliche Springkonkurrenzen, mit Ausnahme eines einzigen mittleren Jagdspringens, als schwere Klasse ausgeschrieben, so daß nur das beste Material zu konkurrieren vermag. Die grundlegende Einteilung strebt die Abwicklung des Abendprogramms in längstens drei Stunden an. Das Turnier soll eine besondere Anziehungskraft durch zwei große Attraktionen erfahren, die eine züchterischen, die andere reiterlichen Charakters. Es kommen zu diesem Turnier aus dem preußischen Hauptgestüt Trakehnen nicht weniger als 24 junge Stuten, die in einer großen Springquadrille gezeigt werden. Über die Attraktion reiterlicher Art wird noch berichtet.

Internationale Reit- und Fahrturniere 1926. Das erste international ausgeschriebene Reit- und Fahrturnier wird in diesem Jahr, da das des Reichsverbands im Februar in Berlin national beschränkt ist, das des Comitato permanente vom 2. bis zum 9. Mai in Rom sein. Wenige Tage später, vom 12. bis zum 18. Mai, folgt das internationale Turnier der Societa napoletana caccia a cavalle in Neapel. Wiederum geht in Italien vom 20. bis zum 30. Mai eine internationale Reit- und Fahrveranstaltung, durchgeführt vom Comitato permanente,

Palazzo delle Sport, in Mailand vonstatten. Vom 3. bis zum 11. Juli ist das Turnier des Schweizerischen Rennklubs Luzern in Luzern ausgeschrieben. Vom 17. bis zum 19. Juli folgt in Holland das internationale Turnier in Hilversum; am 21. und 22. Juli die Veranstaltung in Hoofddorp bei Haarlem; am 24. und 25. Juli das internationale Turnier im Haag. Vom 25. September bis zum 3. Oktober findet alsdann in Stresa (Italien) das Turnier der Societa Ippica del Verbano statt.

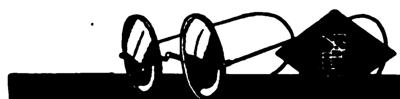
Der Reiseverkehr der Kraftfahrer wird wesentlich gefördert durch Wegweiser-Schilder, die von der „Continental" in Verbindung mit dem ADAC an Einfahrten in Ortschaften angebracht worden sind und ständig weiter angebracht werden. Eine Ergänzung dieses Zurechtfindens sind die im Verlag der „Continental" erschienenen vier Reisebücher „Continental-Handbuch" (4 Mk., Porto 30 Pfg.) „Continental-Atlas von Mitteleuropa" 1:1000000 (6 Mk., Porto 30 Pfg.), „Neuer Continental-Atlas von Deutschland" 1:500000 (8 Mk., Porto 30 Pfg.), „Continental-Straßenkarte" (jedes Blatt 75 Pfg., Porto 3 Pfg.). Durch alle Auto-, Fahrrad- und Buchhandlungen oder von der Continental-Caoutchouc- und Gutta-Percha-Comp. in Hannover zu beziehen.

Die Bäderbahn um die Lübecker Bucht, die von Lübeck bezw. Bad Schwartau aus die Bäder Timmendorf, Scharbeutz und Haffkrug dem Eisenbahnverkehr erschloß, soll nach Neustadt in Holstein weitergebaut werden. Mit der Eröffnung der neuen Linie dürfte gegen Ende d. J. zu rechnen sein. Dann sind alle Bäder der Lübecker Bucht, von Travemünde bis Neustadt, leicht zu erreichen.

Fünf billige Mittelmeer-Fahrten veranstaltet der Norddeutsche Lloyd, Bremen mit seinem beliebten Doppelschrauben-Salondampfer „Lützow" in nur ein- und zweibettigen Kabinen bei anerkannt vorzüglicher Verpflegung, über die in der bezüglichen Anzeige auf Seite 133 der vorliegenden Nummer näheres nachzulesen ist.

Targa Florio 1926. Der Automobil-Klub von Sizilien bringt das diesjährige Rennen um die Targa Florio am 25. April auf der bekannten Madonie-Rundstrecke, die fünfmal (gleich 540 Kilometer) zu durchfahren ist, zum Austrag. Die Wagen werden einzeln in gewissen Abständen auf die schwere Reise geschickt, die stärksten zuletzt. Nennungen mit der Gebühr von 1000 Lire pro Wagen sind bis zum 31. März bzw. 18. April an den A. C. von Sizilien, Palermo, Via Catania, zu richten.





ILLUSTRIRTE ZEITUNG



NEUIGKEITEN

NACH EINEM GEMÄLDE VON PROF. HANS BEST



Dr. Julius Dehne,
bisher Direktor der Sächsischen Bank in Dresden, wurde am 27. Januar als Nachfolger des jetzigen Reichsministers Dr. P. Reinhold zum sächsischen Finanzminister ernannt.



Das neue Reichskabinett bei seiner ersten Reichstagssitzung am 26. Januar: Reichskanzler Dr. Luther während seiner Ansprache.



Josef Kollmann,
langjähriger Nationalrat und Bürgermeister der Kurstadt Baden bei Wien, wurde zum österreichischen Bundesminister für Finanzen ernannt.



Eduard Graf O' Rourke,
der kürzlich das neugeschaffene Amt eines Bischofs von Danzig antrat.



Dr. Georg Swarzenski,
Leiter des Städelschen Kunstinstituts und der Städtischen Galerien in Frankfurt a. M. und Professor der Kunstgeschichte an der dortigen Universität, feierte am 11. Januar seinen 50. Geburtstag.

Der germanische Einschlag im französischen Volkstum.

Die Germanen haben auf ihren Wanderungen alle Völker Europas mit ihrem Blute durchsetzt und dadurch ungemein viel zur Blutauffrischung und somit zur Verjüngung und Erhaltung der vielfach entarteten Völker beigetragen. Sie haben dabei auch politisch befruchtend gewirkt, indem gerade ihr Geist Pate gestanden hat beim Aufbau der meisten europäischen Staatswesen, aber auch der Neuen Welt. Wir sehen dies besonders deutlich an Großbritannien, an dessen Staatengründung vor allem die Angelsachsen und die Normannen beteiligt waren, an Spanien und Italien, wo ebenfalls ein sehr beträchtlicher Zuschuß germanischen Blutes nicht bloß kulturell, sondern auch politisch wirksam geworden ist, und wir können dies sogar an Rußland wahrnehmen, dessen erste staatliche Grundlage von blondgelockten germanischen Nordlandsrecken, Warägern, gelegt wurde. So trägt ganz Europa eine germanische Oberschicht. Ganz besonders stark ist dies der Fall bei unseren westlichen Nachbarn, den Franzosen, in deren Volkstum das germanische Element gar deutlich ausgeprägt ist.

Schon vor der Wanderung der Cimbern sind germanische Stämme über den Niederrhein vorgedrungen und haben allmählich die Landschaften zwischen Marne und Seine besiedelt, indem sie mit den dort ansässigen stammverwandten Kelten verschmolzen. So sind wohl die Belgen entstanden, die gegenüber den schon etwas verweichlichten Galliern die kriegerischen Tugenden der nordischen Rasse viel reiner bewahrten. Bald folgte eine neue germanische Welle, die von den Moselgebieten Besitz nahm: Mediomatriker bei Metz, Treverer um Trier, und endlich besiedelten, wie uns dies Arldt („Die Völker Mitteleuropas") so recht anschaulich schildert, als dritte Welle rein germanische Stämme die Ardennen südlich von Namur und Lüttich, so die Eburonen, Pämanen, Kondrusen, Cürosen, Aduatiker und andere, mit denen schon Cäsar heftige Kämpfe zu bestehen hatte. Dann ist zu erwähnen der Vorstoß des Suevenführers Ariovist, der etwa um 61 v. Chr. vom Oberrhein aus in Gallien eingebrochen war, begünstigt durch die inneren Streitigkeiten der Gallier. Cäsar hatte Mühe genug, die aus verschiedenen germanischen Völkerschaften zusammengesetzten Heerscharen Ariovists, deren Kern aber Markomannen bildeten, zurückzuschlagen. Er besiegte sie in der Schlacht bei Mülhausen 58 v. Chr., wie es ihm dann auch gelang, die zwischen Bonn und Coblenz über den Rhein gegangenen Usipeter und Tenkterer dadurch zu überwältigen, daß er ihre Fürsten meuchlerisch umbringen ließ. Bekanntlich überschritt



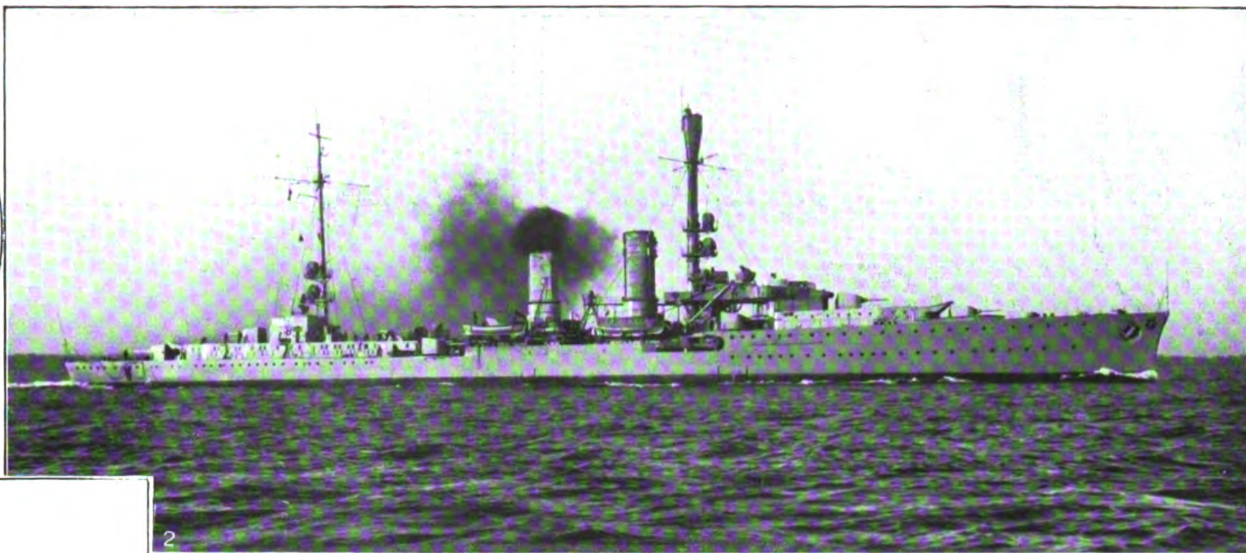
Zu der am 7. Februar stattfindenden Silberhochzeit der Königin von Holland: Wilhelmina, Königin der Niederlande, mit dem Prinzgemahl Heinrich. (Phot. F. Esch, Ludwigslust.)

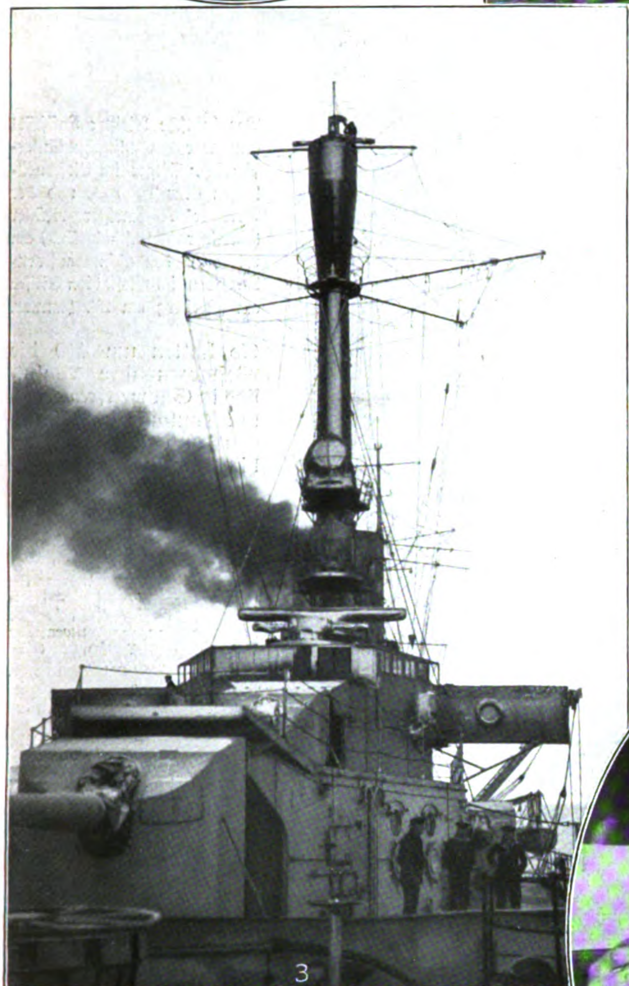




Der Kampf gegen das Eis im Finnischen Meerbusen: **Links:** Ein estländischer Eisbrecher und ein Bergungsdampfer bei der Hilfeleistung für ein vom Eise eingeschlossenes Schiff. **Rechts:** Das deutsche Linienschiff „Hessen", das zu einer Hilfsexpedition für die durch das Eis bedrängten Dampfer entsandt wurde und hervorragende Rettungsarbeit geleistet hat, vor dem Hafen von Reval.







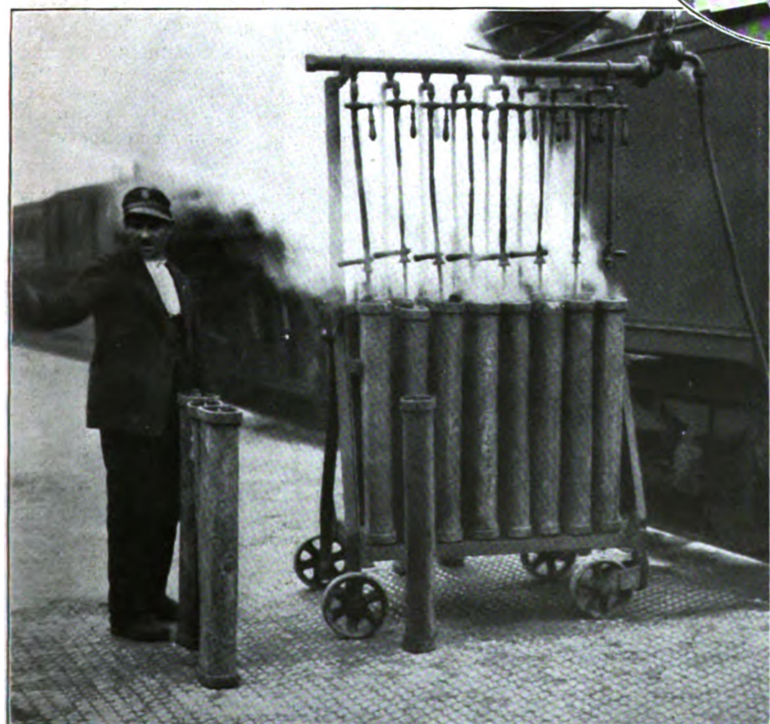






Die Probefahrten des neuen deutschen Kreuzers „Emden“: 1. Kommandant und Navigationsoffizier beim Beobachten der Landmarken während der Meilenfahrten der „Emden“ in der Danziger Bucht. 2. Gesamtansicht des Kreuzers „Emden“. 3. Kommandobrücke und Gefechtsmast der „Emden“.
Im Oval: Vicomte Kato, japanischer Ministerpräsident seit 1924, † am 27. Januar in Tokio, 67 Jahre alt.

Der Ozeanflug der spanischen Flieger Ruiz de Halda und Franco von Spanien nach Südamerika: 1. Das von den Fliegern benutzte Dornier-Wal-Wasserflugzeug (deutsche Konstruktion). 2. Die Piloten vor ihrem Abflug am 23. Januar.





Links: Primitive Eisenbahnbeheizung in Italien, wie sie noch in den meisten Teilen des Landes bei Personenzügen üblich ist: Aufwärmen der Wärmflaschen, die in die einzelnen Wagen verteilt werden, durch den Dampf der Lokomotive. — Rechts: Die Weihe der Lämmer der heil. Agnes, ein eigenartiger, alljährlich am Tage der heil. Agnes, dem 21. Januar, geübter kirchlicher Brauch in Rom: Die Tragbahre mit den zwei Lämmern, die geweiht und vom Papst gesegnet werden, da ihre Wolle zur Herstellung der Pallien (kragenförmigen Binden für Erzbischöfe) verwendet werden soll. Bis zu der in der Osterwoche stattfindenden Schur werden die Tiere im Kloster der heil. Cäcilie in Trastevere gepflegt.



Das Ehepaar Hoppe (Troppau) bei der Vorführung der schwierigen „Todesspirale“ während des Kunsteislaufes in Triberg.



Der deutsche Meister Vollstädt (Altonaer Schlittschuhläufer-Verein), Sieger im Eisschnelllaufen über 1500 m, und der Berliner Klubmeister Müller (Berliner Schlittschuh-Club) am Start bei den Schnellaufwettbewerben im Eisstadion Titisee am Feldberg am 28. Januar.



Die Stätte der Kampfspiele in Triberg während der Hauptwettkämpfe.

Von den Deutschen Winterkampfspielen im Schwarzwald, die am 23. Januar ihren Anfang nahmen.

Cäsar zweimal, 56 und 53 v. Chr., den Rhein, um nach Unterwerfung der auf dem linken Rheinufer bereits seßhaft gewordenen germanischen Stämme weitere Zuzüge von Germanen abzuwehren.

Wohl hatte Cäsar einen Riegel vorgeschoben gegen neue gewaltsame Einbrüche germanischer Stämme in Gallien, allein es fehlte keineswegs an Zufluß germanischen Blutes. Man bedenke, daß die Legionen der Römer überwiegend aus Germanen bestanden, die man vielfach durch Landanweisungen besoldete. So blieb von den römischen Besatzungstruppen ein nicht geringer Prozentsatz von Germanen in Gallien seßhaft. In der späteren Kaiserzeit hat dann Kaiser Probus Tausende von überwundenen Alemannen in Gallien angesiedelt, Kaiser Maximilian viele Franken in Belgien, Constantius Sachsen, Franken und Friesen in den Gegenden um Amiens, Beauvais, Troyes und Langres ansässig gemacht, so daß das nördliche Gallien schon vor dem großen Franken-Einfall in ziemlich hohem Grade germanisches Gepräge trug. Der Engländer Taylor zählt in seinen „Words and Places“ (Wörter und Plätze) an die 1100 Ortsnamen in Frankreich auf, die auf fränkische Siedlungen hinweisen. Diese verdanken ihren Ursprung freilich hauptsächlich der systematischen Ausbreitung der Franken im 5. Jahrhundert, die schließlich nach Beseitigung der letzten Reste der römischen Herrschaft durch den Sieg des Chlodwig über Syagrius (486) zur Begründung des Frankenreichs auf gallischem Boden führte. Chlodwig und seinen Söhnen gelang es dann, auch die übrigen germanischen Völker, die im Laufe der Völkerwanderung von Gallien Besitz genommen hatten, dem Frankenreich einzuverleiben und so ein vorwiegend germanisches Staatswesen zu begründen.

So hatten um 419 die Westgoten ihre Wohnsitze in Südwestfrankreich um Toulouse aufgeschlagen und sich langsam bis zur Loire vorgeschoben, und 446 hatten sich die Burgunder im Juragebiet und in Savoyen angesiedelt, allmählich aber auch das Rhonegebiet bis Dijon sich untertan gemacht und bis zur Loire ihre Herrschaft ausgedehnt. Sie hatten sich aber dabei verzettelt, indem sie sich über das ganze Land zerstreuten. Jeder Burgunde ließ sich die Hälfte eines römischen Hofes abtreten, gerade dadurch bereiteten sie selbst ihren völkischen Untergang vor, indem sie zunächst verwelschten und später ganz in den Romanen aufgingen. Von 507 an war die bisher westgotische Provence in den Händen der Ostgoten. Ebenso schoben sich Alemannen über den Wasgenwald bis Lothringen und die südliche Champagne vor, wo sie gleichfalls romanisiert wurden. Unter den letzten schwachen Karolingern fielen die nordischen Wikinger (Normannen) in Frankreich ein und setzten sich an der Seine-Mündung fest. Karl der Einfältige mußte sie 911 im Besitze der Normandie bestätigen. Endlich darf nicht vergessen werden, daß Karl der Große bei der Unterwerfung der trotzigen Sachsen zahlreiche Sachsen ins Innere des Frankenreiches, teilweise sogar bis in die heutige Bretagne, verpflanzte. Dorfanlage, Hausbau und die unter dem welschen Firnis zäh bewahrte germanische Sitte und Art, lassen heute noch mitten in Frankreich die germanische Herkunft der Bewohner erkennen. So stark ist der germanische Einfluß vor allem in Nordfrankreich gewesen, daß der Engländer Ripley, der bekannte Anthropologe, in seinem Werke „Die Rassen Europas“ (1900 erschienen)



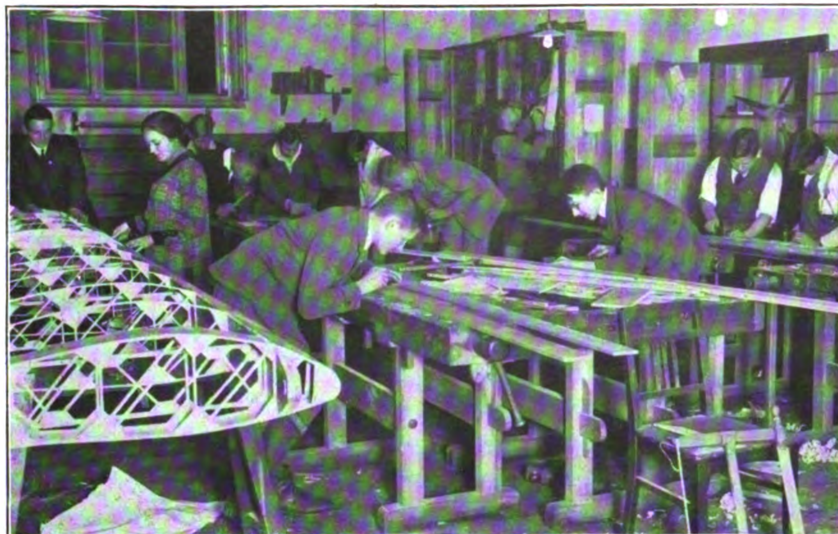


Links: Vom Skijöring-Trab- und Galopprennen in Garmisch am 24. und 25. Januar: Moment während des Rennens. (Phot. Zello, Garmisch.) — Rechts: Vom internationalen Eishockey-Turnier auf dem Riessersee bei Garmisch: Wettkampf zwischen dem Berliner Schlittschuh-Club und dem S. C. Riessersee am 24. Januar, der mit 3 : 2 für die Berliner Mannschaft endete. (Phot. B. Johannes, Partenkirchen.)



Eine andächtige Zuhörerschar: Auf der vierten Galerie der Staatsoper in Wien / Nach einer Zeichnung von Adalbert Sipos

Der „Olymp" im Opernhaus ist überall bekannt als die Stätte derer, die wohl recht viel Kunstbegeisterung, aber oft nicht entsprechende Geldmittel besitzen, der Musikstudierenden, Musikenthusiasten und Verehrer der Künste. Das typische Bild dieser Galeriebesucherschar gibt unsere Zeichnung treffend wieder, die den „Olymp" der Wiener Staatsoper während einer Vorstellung zeigt.

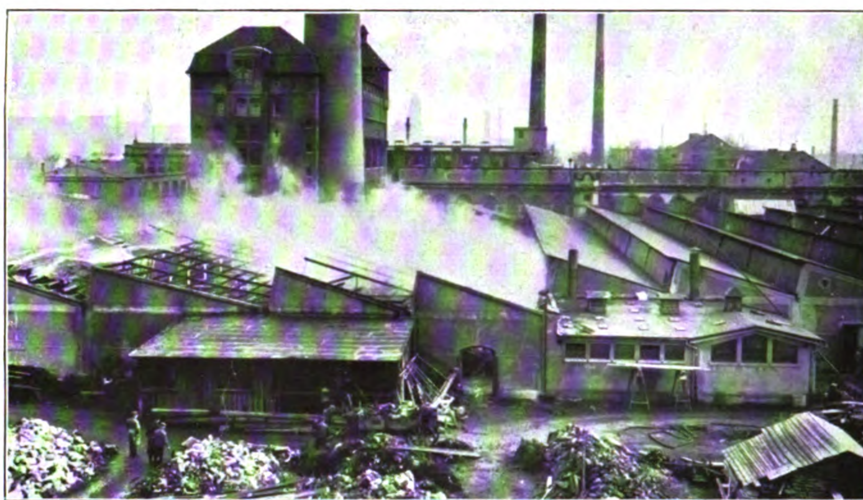




Der Gleitflug als Sport für die Jugend: Bilder aus der von der Arbeitsgemeinschaft für motorlosen Flug eingerichteten Gleitflug-Schule in Berlin. Links: Die Schüler an den Hobelbänken in der Werkstatt bei der Anfertigung von Bestandteilen des Gleitflugzeuges. — Rechts: Transport eines Flugzeuges auf der Landstraße zur Abflug-Höhe.

freilich übertrieben, behauptet: „Das nordöstliche Drittel Frankreichs und die Hälfte Belgiens sind heute germanischer als Süddeutschland.“

Haben diese Germanenstämme zum Aufbau des eigentlichen französischen Volkstums viele wertvolle Bausteine geliefert — höchst bezeichnend ist ja schon die bloße Tatsache, daß der Name der Franken das Aushängeschild für die Staatsfirma der Gallo-Romanen bilden mußte — so haben die Franzosen infolge ihrer späteren Eroberungen noch viel deutsches Blut in ihren Volks- und Staatskörper aufgenommen. Besonders erfuhr das germanische Element noch eine Verstärkung durch die Eroberungen des 16. und 17. Jahrhunderts, wodurch ihnen viel flämisches und fränkisch-alemannisches Blut zugeführt wurde, strebte ja doch Frankreich seit dem Verfall der mittelalterlichen Kaisermacht unentwegt danach, die westdeutschen Grenzlande sich anzugliedern und seine Herrschaft bis an den Rhein vorzutragen. Im Zeitalter der Reformation, des Dreißigjährigen Krieges und insbesondere durch die Raubzüge Ludwigs XIV. ist ihm dies auch leider gelungen. So wurden nach Flandern Lothringen und das Elsaß ein Raub der Franzosen.



Großfeuer in der Mechanischen Weberei in Zittau am 26. Januar: Blick auf den brennenden Websaal, der 700 Webstühle umfaßte.

An der Nordgrenze verleibte sich Frankreich in der Gegend um Lille und Dünkirchen zahlreiche Flämen ein. Man schätzt die dort geschlossen siedelnden Niederdeutschen heute noch auf mehr als 300000. Ende des 17. Jahrhunderts gab es noch 250 Gemeinden, in denen das Flämische als Familien- und Verkehrssprache diente; heute ist natürlich deren Zahl, die vor dem Kriege noch etwa 70 betrug, sehr bedeutend zurückgegangen. Der Anthropogeograph Ratzel berichtet uns, daß er bei einem Besuche Lilles (flämisch Ryssel genannt) in den 80er Jahren in Gesellschaft eines französischen Gelehrten die dortige Gassenjugend flämisch sprechen hörte und sich zum lebhaften Erstaunen seines Begleiters mit ihr unterhalten konnte. Ebenso weist der berühmte deutsche Geschichtschreiber Lamprecht, der selbst jene Gegend bereiste, darauf hin, daß die cinq départements du Nord, die Reste des alten Flandern, sich deutlich von dem übrigen Frankreich unterscheiden. Seit dem neuerlichen Raub Elsaß-Lothringens beträgt die Zahl der Deutschen in Frankreich etwa 1,5 Millionen.

Das Wirken der Germanen hat natürlich in Frankreich deutliche Spuren hinterlassen. Das germanische Element hat nicht bloß dem platten Lande, sondern auch den Städten in Anlage und Baukunst seine Runen eingedrückt. Man denke nur daran, daß die Gotik ihren Ausgang von Frankreich nahm. Sehr deutlich prägt sich der Germanengeist im altfranzösischen Schrifttum aus. Der französische Literarhistoriker Gaston Paris sagt selbst: „Das altfranzösische Heldenepos ist germanischer Geist in romanischer Form.“ Freilich mag es wohl etwas übertrieben sein, wenn Stolzing in den „Politisch-Anthropologischen Monatsblättern“ einmal schreibt: „Alles was Frankreich an wirklichen Kulturwerten besitzt, ist einzig und allein germanischem Blute entsprossen“, aber es ist doch eine unleugbare Tatsache, daß die Kultur des heutigen Frankreichs im wesentlichen ein Werk des höherstehenden nordischen Anteils seines Volkstums ist. Man hat berechnet, daß 80 Proz. der französischen Staatsmänner, Dichter, Feldherren aus den nordöstlichen, germanisch durchsetzten Teilen des Landes stammen. Jedenfalls eins steht fest: ihre Prägung zur Nation erhielten die romanisierten Kelten erst durch ihre Unterwerfung unter die Franken.



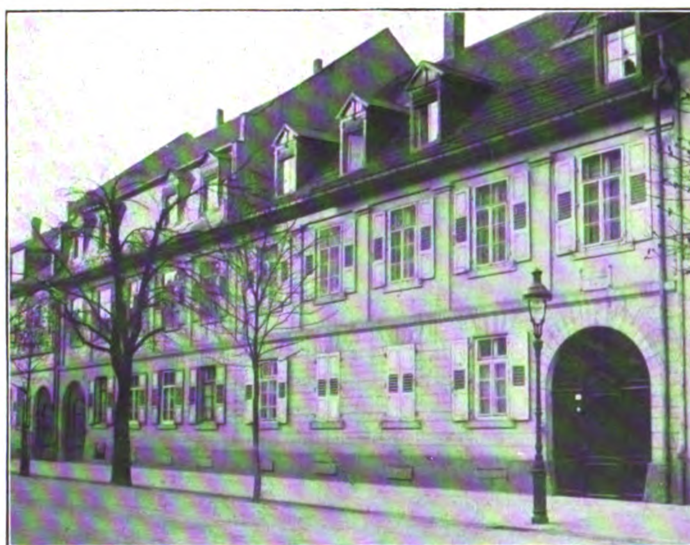
Johannes Daniel Falk,
der Vater der Jugendfürsorge, Begründer des Falkschen Instituts in Weimar, † vor 100 Jahren am 14. Februar. Gemälde von Anton Graff (1803). (Vgl. Beitrag S. 161.)

Die Reaktion des gallischen Blutes auf die Beimischung arisch-germanischen Blutes blieb nicht aus. Das gallo-romanische Bastardentum lehnte sich immer wieder dagegen auf und versuchte, die germanischen Elemente wieder auszuscheiden; was mit mehr oder weniger offener Gewalttätigkeit geschah, z. B. in den Hugenottenkriegen. Die Hugenotten waren ja meist Germanen. Damals wurden Tausende hingemordet bzw. zur Auswanderung getrieben. Ebenso räumte in der Revolutionszeit die Guillotine hauptsächlich unter dem germanischen Adel Frankreichs auf. Der Rassenforscher Prof. Dr. R. Freiherr v. Lichtenberg erblickt in der Revolution ebenfalls einen Rassenkampf: „Den Kampf der Volksschichten unreinen Blutes gegen das reiner erhaltene.“ Gleicher Ansicht war Bismarck: „Die Revolution von 1789 war die Niederwerfung des germanischen Elements durch das keltische.“ Und so vermögen wir die bange Furcht der französischen „Siegernation“ vor den an Volkszahl ihr so gewaltig überlegenen Deutschen und das Bestreben, diese nicht zur nationalen Einheit gelangen zu lassen, sondern auseinanderzuhalten, uns gar wohl zu erklären aus der nicht unbegründeten Besorgnis, aus der rassenmäßig instinktiven Angst des absterbenden Gallo-Romanentums vor dem lebenskräftigeren germanischen Volkselement der Deutschen.

Georg Widenbauer.



V. v. Scheffel als Student. (Im Besitze des Scheffel-Museums in Karlsruhe.)



Das Haus Stephanienstraße 16 in Karlsruhe, wo Scheffel seine letzte Lebenszeit verbrachte, und wo er auch gestorben ist.



Bildnis V. v. Scheffels aus dem Jahre 1884. (Im Besitze des Scheffel-Museums in Karlsruhe.)

Zum 100jährigen Geburtstage des Dichters Joseph Viktor v. Scheffel am 16. Februar.

Scheffel wandte sich, ehe er seine dichterische Begabung entdeckte, der juristischen Laufbahn zu. Seine Werke, besonders „Der Trompeter von Säckingen“, „Ekkehard“ und die Gedichte, haben seinen Namen lebendig erhalten. In Karlsruhe, seinem Geburtsort, starb der Dichter am 9. April 1886.





Szenenbild aus dem Anton-Bruckner-Stück „Der Musikant Gottes“ von E. Decsey und V. Léon, bei dessen Aufführung am Stadttheater in Wien Wilhelm Klitsch (rechts) die Rolle des Komponisten Anton Bruckner spielte. (Phot. Willinger, Wien.) — Rechts: Von der Uraufführung des Schauspiels „Gong“ von Emil Pirchan am Stadttheater in Magdeburg am 25. Januar: Szenenbild mit Karl Wessels als Großglanz und Herta Kolb als Dornblüte. Das Stück spielt in China zur Zeit des Dichters Li Tai pe († 762 n. Chr.). (Phot. Franz Beck, Magdeburg.)





Szenenbild aus der Uraufführung des Dramas „Die Jagd Gottes“ von Emil Bernhard, die am 18. Januar im Schauspielhaus zu Frankfurt a. M. erfolgte. (Phot. Nini & Carry Heß, Frankfurt a. M.) — Im Oval: Von der Erstaufführung des Stückes „Kronprinzessin Luise“ von Ludwig Berger im Deutschen Künstlertheater zu Berlin am 15. Januar: Szenenbild mit Käthe Dorsch (rechts) als Kronprinzessin Luise und Käthe Haack als deren Schwester, Prinzessin Friederike. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.)



Szenenbild aus der Aufführung des altindischen Stückes „Sakuntala“ des indischen Dichters Kalidasa (6. Jahrh. n. Chr.) am Theater in der Josefstadt zu Wien, mit Helene Thimig in der Titelrolle. (Phot. Willinger, Wien.)



Von der Uraufführung der historischen Tragödie „Schwärmer“ von Heinz Steguweit im Stadttheater zu Remscheid am 12. Januar: Szenenbild. Das Stück spielt in der Zeit des Wiener Friedens (1809). Der junge Fr. Stapß versucht, Napoleon, den Friedensstörer, zu töten; sein Messerstoß geht fehl, und Napoleon läßt ihn in Schönbrunn hinrichten. (Phot. W. Matthäus, Köln.)

Der Frühjahrs-Hut

Spezial-Aufnahmen von Edith Glogau durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin CLAIRE PATEK





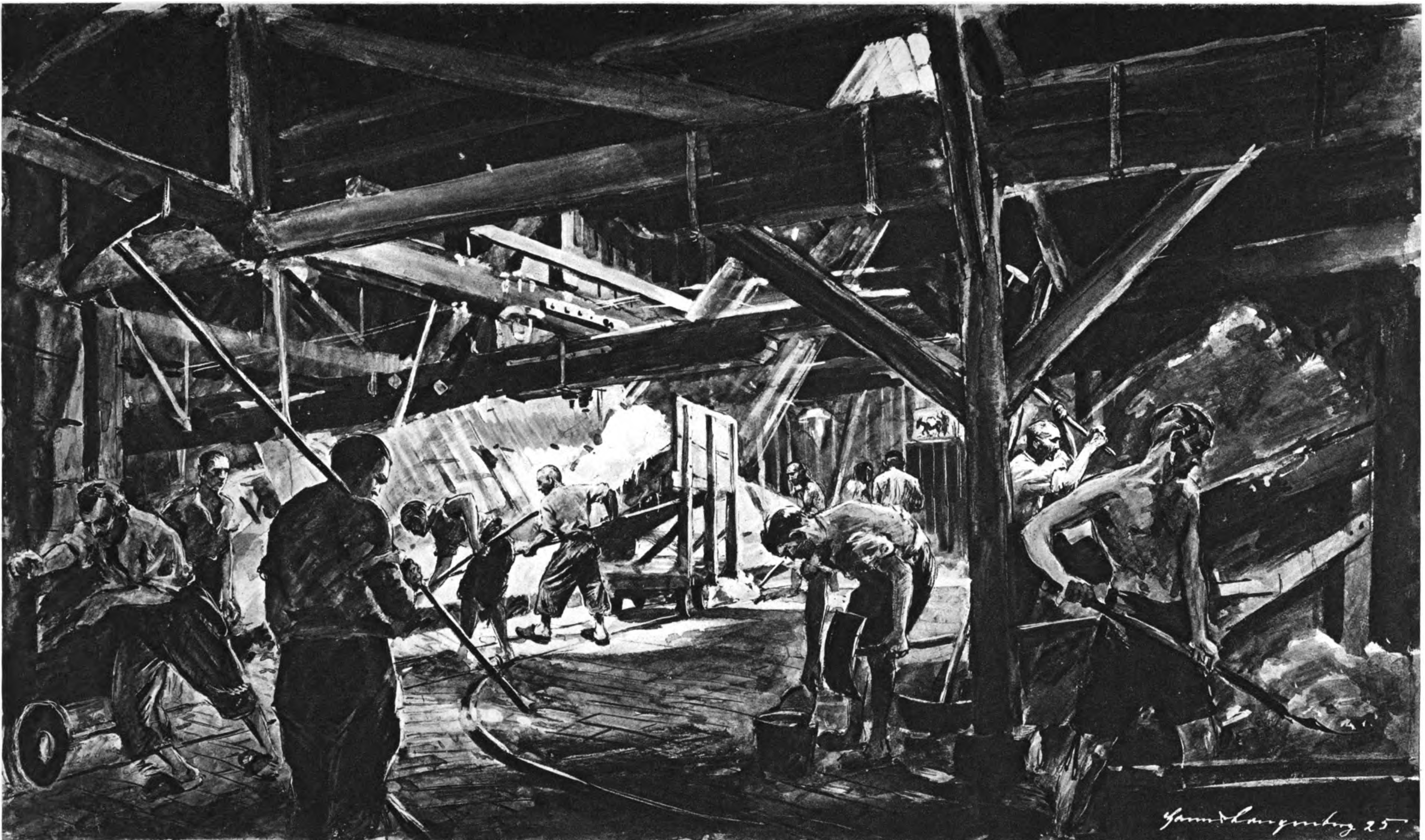






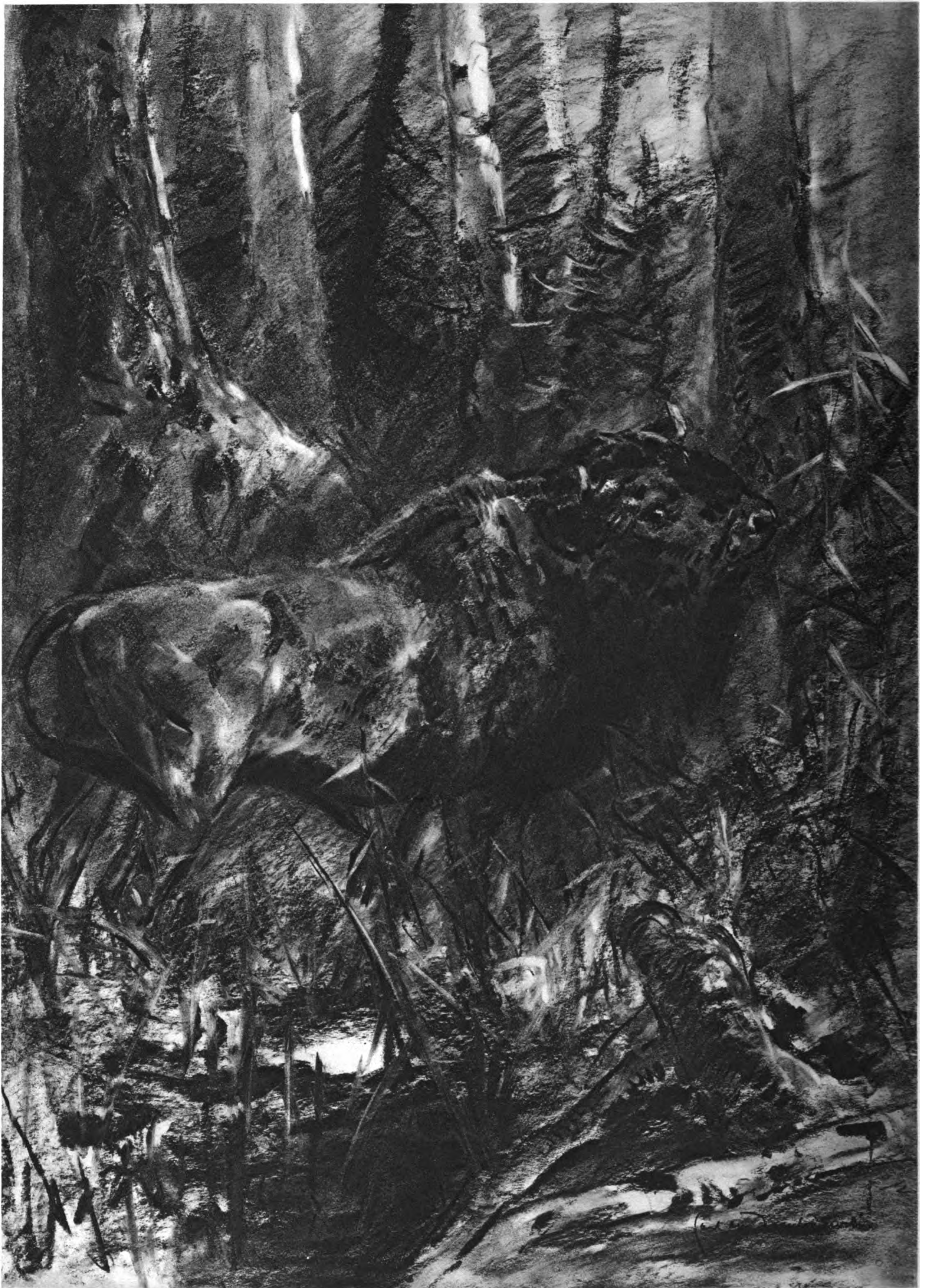


1. Die Operettensoubrette Louise Kartousch in einem kleidsamen grünen Exotenstrohhut. 2. Reizvolle rote Strohhut-Toque in türkischem Stil. Trägerin: Louise Kartousch. 3. Louise Kartousch in einer zweifarbigen cerise-terra Grosgraintoque mit seitlichem Maschenarrangement. Modelle (1—3): Berteaux, Wien. 4. Die Tänzerin Ria Guenzel im Jumperkleid mit abknöpfbarem Rock in Rose-de-l'-opera-Tuch, dazu ein gleichfarbiger hoher Hut aus Grosgrain. 5. Margarete Hruby mit lila Exotenstrohhut mit Bandeck in abschattierten Farben zu einem Kostüm aus lila-weißem Freskostoff. 6. Ria Guenzel in Grosgraintoque und terrakottafarbenem Jumperkleid. Kleider (4—6): Kuschnitzky & Gerstl; Hüte: Gaby, Wien.



Halloren bei der Arbeit in der Saline zu Halle a. d. S. Nach einer Zeichnung von Hanns Langenberg.

Die Salzquellen von Halle waren bereits in ältester Zeit weltbekannt und halfen mit dazu beitragen, daß diese Stadt schon früh zu blühendem Wohlstand gelangte. Bei der Gewinnung des Salzes sind noch heute, wie schon seit vielen hundert Jahren, die Halloren als Arbeiter beschäftigt, deren Zahl allerdings, entsprechend der gegen früher geringeren Bedeutung und Auswertung der halleschen Solen sehr zusammengeschrumpft ist. Ehedem bildeten sie durch strenge, kastenartige Abgeschlossenheit einen Stamm für sich, der sehr wahrscheinlich keltischer Abkunft war. Bekannt sind sie vor allem wegen ihrer Beziehungen zum preußischen Königshof. Sie pflegten alljährlich zu Neujahr dem Herrscher Salz, Soleier und Wurst zu überreichen. Eine altertümliche Tracht, die noch aus der friderizianischen Zeit stammt, zeichnet sie vor ihren Mitbewohnern aus.



Wisentstier. Nach einer Kohlezeichnung von Carl v. Dombrowski.

Der europäische Wisent (Bison europaeus), das größte Säugetier des europäischen Festlandes, war einst über ganz Europa und einen großen Teil Asiens verbreitet. Das wie sein amerikanischer Verwandter (Bison americanus) im Aussterben begriffene Tier wird jetzt nur noch in wenigen Exemplaren in Schutzparkanlagen und einigen zoologischen Gärten gehegt. Der Pflege dieser geringen Bestände und ihrer Weiterzüchtung dient die „Internationale Gesellschaft zur Erhaltung des Wisents" unter dem Präsidium von Dr. Kurt Priemel, Direktor des Zoologischen Gartens in Frankfurt a. M.

TUSKULUM

ROMAN VON ELISABETH DAUTHENDEY

(5. Fortsetzung.)

Es brannte nur eine Krone gerade über Sylvias Haupt, rings-um im weiten Raum war es dunkel. Die Zuhörenden hatten sich jeder einen fernen Sitz gesucht, um ungestört voneinander, isoliert in sich selbst, der feinen Kunst zu lauschen.

Im fernsten, dunkelsten Winkel saß Iwan Gregorowitsch. Die Arme auf den Knien, den Kopf in die Hände gestützt. Sein Blut pulste ihm in den Adern, seine Brust bebte in schwerem Atem.

Von zwei strömenden Gewalten im Tiefsten ergriffen, fühlte er sich von Ufer zu Ufer geworfen; ruhelos in zweifacher Leidenschaft glühend, konnte er die erlösende Sekunde nicht halten, die ihn sanft und leise zu einem Entschlusse führen wollte.

Musa ahnte seinen Kampf. Selbst von zwei Wünschen und Hoffnungen bewegt, litt sie mit ihm und um ihn und wußte nicht, daß mit der schönen Geste ihres Mitleidens immer wieder ein neuer Gluthauch über seine Seele ging und die andere Sehnsucht verblühen ließ.

Sylvias Stimme wurde immer tiefer und klingender. Die Gewalt und die Stimmung ihrer Dichtung schienen sie wie etwas ihr selbst fremd und neu Gewordenes zu überwältigen und alle ihre Kräfte zu höchster Leistung anzuspannen. Und um all ihre eigenste Kunst, die sie so hergab, strömte noch ein anderes Fluid, das, geweckt durch das Pathos der Stunde, ihr selbst unbewußt, dem glühenden Rausch ihres Blutes entströmte und allmählich Fühlung nahm mit den schwebenden Gewalten in der Männerbrust im entferntesten Winkel des Raumes.

Immer tiefer wurde ihre Stimme, immer beladener mit allen unvergeudeten Kleinodien ihres erwachenden Blutes.

Ob diese schwingende Sehnsuchtsflut dem leidenden Manne die Lösung seines schmerzlichen Zwiespaltes brachte?

Als Sylvia geendet und man die graphischen Blätter zu ihrem Werke beschaute, war der Künstler verschwunden.

Stephan war erschüttert. Mit erregten Schritten ging er zu Sylvia und bedeckte ihre Hände mit glühenden Küssen. Aus Sylvias Augen kam ihm ein süßes, dankbares Leuchten entgegen, daß sie wie von Seligkeit umflutet erschien. Der magische Wellenstrom der Leidenschaft löst die von ihm getroffene Seele zur feinsten Essenz ihres Wesens auf, auch wenn ihre eigene Melodie keine Antwort für den lockenden Ruf des anderen Ufers hat.

Luva und Musa blickten sich stillschweigend an. Sie fühlten die schweren wogenden Lebenswellen, die den Raum geheimnisvoll erfüllten, fühlten die seltsamen Kreuzungen von Wunsch und Willen im kreisenden Blute der beiden.

„Ich habe eine Neuigkeit für euch", sagte die Fürstin heiter, um die allzu lastende Spannung des Augenblicks zu zerstreuen. „Mein Sohn Fedor kommt in den nächsten Tagen."

VIII.

Der Hochsommer gilbte allmählich in den Frühherbst hinein. Die Fürstin hatte ihr kleines Landhaus unweit der Stadt bezogen. Musa und Sylvia waren ihre Gäste.

Iwan Gregorowitsch bewohnte eine Villa nahebei, wo Stephan bei seinen häufigen Besuchen auch Platz gefunden.

Fedor wurde erwartet.

Die Fürstin fieberte ein wenig bei dieser Erwartung. Würde er das Glück nehmen, das er so lange entbehrte? Würde es sich zu ihm hinfinden.

Je länger sie die wundervolle Atmosphäre, die von Sylvias entzückender Körperlichkeit und reiner, reich bewegter Seelenfülle ausströmte, um sich fühlte, desto tiefer und brennender wurde der Wunsch, dieses seltene Geschöpf mit den engsten Banden für immer an sich zu fesseln.

Daß Stephans Gedanken mit denselben Wünschen Sylvia umkreisten, war kaum mehr zu übersehen, aber der mütterliche und wohlberechtigte Stolz ließ sie nicht zweifeln, wem im Falle der Wahl das gute Los zufallen würde.

Iwan wußte sie an Musa gefesselt, und so blieb ihr Wunsch und Hoffnung wie ein süßer Taumel im stark bewegten Temperament. —

Die Teestunde auf der Terrasse war vorüber.

Luva und Sylvia tändelten an einer leichten, duftigen Stickerei. Iwan saß an einem Tischchen abseits und zeichnete die Landschaft. Musa war in den Wald gegangen zu ihren geliebten Bäumen.

Es lag eine feine Stille über den dreien. Jene ruhevolle Stille, die gesättigt war von dem Nachhall eines lebhaft bewegten Gespräches. Iwan hatte noch den Nachklang von Musas warmer Stimme im Ohr, die allem, was sie sagte, Ferne und Nähe zugleich gab, und von der ein melodischer Zauber ausging, der Geist und Blut in ihren Tiefen berührte und erregte.

Sylvias helles, jungsüßes Geplauder war daneben wie ein liebliches Glockenspiel, wie ein rieselnder Springbrunnen, dessen perlende Kaskaden Ohr und Seele mit lockenden Träumen erfüllte.

Alle drei waren in leise Abendtraumstimmung versunken und störten einander nicht.

Plötzlich hörte man die Hupe eines Autos.

„Ah, Fedor!" rief die Fürstin, erhob sich lebhaft und eilte die Stufen zum Garten hinunter.

„Ich führe ihn gleich in sein Zimmer", rief sie den anderen zu.

Eine schlanke, elastische Gestalt sprang aus dem Wagen. Mutter und Sohn lagen sich mit herzlichem Ungestüm einen Augenblick in den Armen. Dann bogen sie in den zur Rückseite des Hauses führenden Weg.

„Sie kennen Fedor noch nicht, Sylvia?" fragte Iwan.

„Nein, nur nach dem Bilde in Luvas Boudoir."

„Es ist ein wundervoller Mensch, vornehm in jedem Zuge seines Wesens — heißes Blut und kühler Geist, eine ganz seltsame Mischung. Luva wird Ihnen viel von ihm erzählt haben", sagte Iwan mit einem leisen bangen Lauschen in der Stimme.

„Nein, sie spricht nur wenig von ihm. Aber ihre Augen leuchten, und ein so strahlendes Lächeln ist in ihrem Gesicht, das mehr sagt, als tausend Worte könnten."

„Ja, sie liebt ihn abgöttisch, und er ist es auch wert."

Als Fedor dann vor Sylvia stand, ging ein glückliches Lächeln über seine Züge. So viel holdeste Lieblichkeit bot sich seinen Augen dar! Die Fürstin warf einen schnellen Blick zu dem Sohne hin, und ein leises triumphierendes Gefühl flog ihr durch das Herz.

Die Freunde begrüßten sich mit herzlichem, vielsagendem Händedruck.

„Wie steht es in Zuleimas Land?" fragte Iwan scherzend.

„Schwül, schmutzig und gefährlich, wie immer", entgegnete Fedor, trat an die Brüstung und blickte in den Garten. Plötzlich wurde sein Blick dunkel und gespannt.

Versonnen, in schönem Schreiten kam Musa den Mittelgang heran. Sie hatte ein Buch und einige lose Waldblumen in der Hand.

Die Fürstin hörte die Schritte und trat zu Fedor hin.

„Das ist Musa", sagte sie.

Fedors Blicke hingen wie gebannt an der Kommenden. Nicht das einzelne ihrer Erscheinung war es, das man zuerst an ihr wahrnahm. Es war ein Etwas um sie her, das Blick und Gefühl heftig anzog.

Gleichsam eingehüllt in das Fluid ihrer besonderen Eigenart, wurde die geistige Sphäre einer fremden Persönlichkeit davon sofort beunruhigend berührt und gefesselt.

Die Fürstin ging ihr entgegen und führte die beiden einander zu.

Fedor neigte sich über Musas Hand.

Wie blaß und ernst er ist! dachte Luva. Wo war das strahlende Lächeln, das er für Sylvia hatte?

Iwan und Sylvia traten herzu, und Musa stand, wie in einen Ring strömender Gefühle gefaßt, zwischen ihnen.

Es war eine Stille. Jeder hatte mit etwas in sich fertig zu werden. Iwan nahm das Buch aus Musas Hand und rückte ihr einen bequemen Sessel zu.

„Ah, Sie fühlen sich auch von der Weisheit des Ostens bewegt!" sagte Fedor, den Titel des Buches lesend. „Wie denken Sie darüber?"

„Es ist so viel Tiefe darin — fast zu viel. Man muß sich vor dem Versinken hüten."

Fedor blickte scharf auf.

„Wie glänzend Sie den Kern des Wesens treffen. Ja, die Völker des Ostens sind zumeist an dieser ihrer Weltanschauung versunken. Quietismus, Fatalismus, politische Indolenz scheinen es zu beweisen."

Er blätterte in dem Buche.

„Ah, Professor Fred Rolf an der Universität Kalkutta ist der Verfasser! Da haben Sie eine der bedeutendsten Kapazitäten auf diesem Gebiete." —

Der Diener meldete die Mahlzeit.

Man stand auf, Fedor bot Musa den Arm. Iwan fand sich zu Sylvia. Trotz des angeregten Gespräches fühlte man eine seltsam gereizte Spannung zwischen Wort und Geste der Menschen, wie sie der erregende Zusammenprall fremder und starker Persönlichkeitselemente immer verursacht.

Da hörte man das Geräusch von Wagenrädern und Pferdehufen. Es hielt an der Gartentür.

Zwei Damen und ein Herr stiegen aus. Stephan sprang aus dem Sattel.

„O Lissa!" rief die Fürstin, erfreut, die momentan sich kreuzenden Gedankenströme in ein banaleres Fahrwasser einlenken zu können.

„Das ist ein guter Gedanke, nicht wahr?" rief Lissa.

„Heute ist Vollmond, da wollen wir ein wenig nachtwandeln und auf dem See träumen mit euch. Die Anakonda wollte gern mit, und Stephan ist uns unterwegs begegnet."

„Küss' die Hand, Fürstin, mich müssen S' schon in Kauf nehmen, wo Lissa ihren Schatten wirft", rief Liebmann lachend dazwischen.

„Sie sind alle willkommen", sagte Luva, froh der neuen Bewegung in die Stille sich stauender innerer Erregungen. Es paarte sich ganz angenehm bei der Tafel, der die Fürstin präsidierte, und die fremden Elemente mischten sich zu sprühender Unterhaltung, die die verhaltenen Stimmungen in ein allgemeines Frohempfinden auslöste.

Nach Aufhebung der Tafel zerstreute sich die Gesellschaft. Man stieg die Stufen zum Garten hinab. Die Paare suchten und fanden sich, wenn auch nicht immer zum selbstgewünschten Ziel.

Geschmeidig und listig verstand es die Brasilianerin, sich zu Fürst Schuschin hinzuwinden. Ihre schlanke Üppigkeit und die brennenden Glutaugen im schmalen olivtönigen Oval des Gesichtes, das von einem krausen Kranz blauschwarzen Haares umflutet war, sprühten Lockung und Versprechung in Fülle um sich her. Man hatte ihr in ihren Kreisen den Beinamen „die Anakonda" gegeben, nach der seidenweichen schlanken Schlange am Amazonas, die mit ihrer schillernden Schönheit ihr gefährliches Gift zu verdecken weiß.

Fedor kannte diese Spezies des Weibes gut genug, um sofort den rechten Ton feinsten Spottes und plänkelnden Übermutes für sie zu finden und damit jedem versteckten Angriff mit scherzhafter Abwehr die Aussichtslosigkeit des beabsichtigten Spieles leicht und sicher anzudeuten.

Stephan hatte sich Sylvia zu sichern gewußt. In der lauen, linden Abendstille, die vom traumhaften Licht des hochstehenden Mondes eine seltsam durchgeistigte, melodisch schwingende Einsamkeit um sie schuf, umhüllte er sie mit all dem starken Duft seiner blühenden Leidenschaft in so zarter und leiser Weise, daß ihre mimosenhafte Seele, heiß bewegt bis zu der eigenen Tiefe des bebenden Blutes, sich nicht verletzt fühlen konnte. Aber die geweckte Sehnsucht schloß sich nicht im erfüllenden Ringe dem Manne zu, der ihre Nähe in glühendem Rausche genoß; sie strebte abseits in die Ferne zu einem andern Wunsche hin.

Er aber in der Versunkenheit seines ekstatischen Zustandes merkte das nicht.

Auf dem Wege zum See kam ihnen Iwan mit Musa entgegen.

Ein scharfes Weh drang in Sylvias Herz.

Wie er sie noch liebt! dachte sie.

Sie wußte zwar, daß Musa sich ihm nicht für die letzte Gebundenheit gegeben hatte. Aber konnte sie denken, neben diesem Wesen je einen Klang für sich zu wecken in des Mannes Seele, der dieses liebte und begehrte?

Lissa und Liebmann saßen schon im Boote und sahen den kommenden Paaren mit jener vergnügten Neugier entgegen, die aus vertraulichen Mutmaßungen zu entspringen pflegt. —

In später Nachtstunde war die Fürstin noch einige Zeit mit ihrem Sohne in lang entbehrter Aussprache zusammen.

Die Fürstin fieberte in Erwartung, hörte nur mit halbem Ohr von Fedors Erlebnissen erzählen und lauschte auf die Minute, die reif war für die Frage, die ihr auf der Zunge brannte.

„O maman, ich höre, was du denkst", sagte Fedor endlich.

„Und willst du mir nun sagen, ob ich recht habe? Ist es nicht eine Köstlichkeit, dieses wunderbare Geschöpf?"

„Ja, ja — ein holdseliges Wesen. Man muß an Rosen und Nachtigallen denken — Primavera — Botticelli. Aber —" sagte er und griff mit unruhigen Händen nach dem nächstliegenden Gegenstand, um ihn gleich wieder beiseitezulegen. Er stand auf und ging einige Male durch das Zimmer.

„Aber die andere — maman. Die, mit der süßen Schwere der Reife beladen, mit dem herben Ernst in den Augen, dem schmerzlichen Lächeln um den blühenden Mund. Da kommt mir ein anderes Bild — das verschleierte Bild zu Saïs mit dem weiten Hintergrunde eines Tempels. So sehe ich ihr Wesen und fühle ich die Tiefe eines unendlichen Reichtums."

Die Fürstin bedeckte ihr Gesicht mit beiden Händen und seufzte.

„Du bist enttäuscht, chère maman? Aber konntest du erwarten, daß meine leidbeladene Seele vom linden Frühlingshauch mehr als den süßen Augenblick holdester Überraschung nehmen würde? Ihr Blick ist Sonnenspiel und läßt Blumen sprießen. Das Auge der andern traf die Mitte meines Wesens. Sie hat den Blick, der schaut und erkennt, die Stimme, die lockt, ohne es zu wollen, ihre Bewegungen haben den Rhythmus der Musik — von ihrem Geiste kann ich Antwort erwarten und die Fülle nehmen, die dem Leben den kostbarsten Wert gibt."

„Fedor!" rief die Fürstin mit einem Ton, der fast ein Schrei war.

„Du erschrickst? Liebst du die andere mehr?"

„Wie könnte ich wohl! Aber ich hätte es wissen sollen. Keiner geht unberührt an ihr vorüber. Das Flehen der Liebe folgt ihr auf allen Wegen."

„Und sie selbst, ist sie nicht frei?" fragte Fedor mit schwerer Stimme.

„Sie ist frei und doch gebunden."

„Sprich, sprich und laß mich alles wissen!"

„Zweimal sah ich sie an ihrer Leidenschaft sich fast vernichten."

„Warum blieb sie unerlöst?"

„Wer kann es sagen! Rätselvoll ist ihr Wesen. Aber es ist wohl die seltsame Sicherheit in sich selbst, die sie vor jedem falschen Schritt bewahrt, der diese Sicherheit zerstören würde."

„So wäre sie also frei."

„An Wunsch und Erinnerung gebunden, die nicht allzuweit zurückliegen, ist sie eben eingeschlossener in sich selbst denn je."

Fedor war erblaßt. Er neigte sich zu Luvas Händen und küßte sie mit liebevoller Zärtlichkeit.

Armer Fedor, hätte ich dich nicht gerufen! dachte die Fürstin und blickte der geliebten Gestalt, die sich langsam und versonnen von ihr entfernte, traurig nach. — — —

Das Landleben ging seinen ruhigen Gang nach außen hin. Aber das Innenleben der Menschen war in heftigster Bewegung und äußerster Spannung.

Musa und Sylvia als Mittelpunkt, um den die Leidenschaften und Begehrungen der Männerseelen in wirrem Hin und Wider kreisten, waren immerfort vom Spiel und Widerspiel der erotisch heiß beladenen Atmosphäre umflutet, die kaum noch eine unbefangene Pause aufkommen ließ. Von scheinbar leichtem Geplauder übertönt und harmlosen Zielen zustrebend, glimmte, kaum noch überdeckbar, die dunkle, schwere Glut starker Manneheischung in jedem Wort und Blick, in jeder Geste.

Für Musa war dieser wirre Zustand eine neue Qual. Die feine, ritterliche Werbung des Fürsten umschwebte sie wie ein tief melodischer Klang, von dem Geist und Seele sich wohlig zu ihren fernsten Weiten ausgespannt fühlten. Es war ein heimlich beglückender Traum, in dem sie sich selbst in dem Bilde erkannte, das die leuchtende Leidenschaft des vornehmen Mannes vor ihr aufblühen ließ. Aber das Tor des letzten Wunsches blieb seiner Frage verschlossen. So hatte sie wieder unter dem bitteren Schmerze zu leiden, von so viel wundervoller Werbung nur den lockenden Schaum genießen zu dürfen, ohne die Fülle der Erfüllung geben und nehmen zu können.

Warum mußte ihr das so oft geschehen?

Sie wußte es nicht. Sie fühlte nur wieder jene Unerbittlichkeit ihres Wesens, die ihr nur auf seltsamste Ergänzung Sturm und Antwort ihres Blutes gab.

Sylvia aber litt anders unter dem Andrängen der sich um sie sammelnden und kreuzenden Strahlungen vieler Wünsche.

Die Fürstin wähnte noch immer, die Erfüllung ihrer Hoffnungen herbeiwünschen zu können, und umstrickte Sylvia mit der ganzen Wärme ihrer mütterlichen werbenden Zärtlichkeit. Musa hoffte für Stephan, den sie um Sylvia in einem Grade leiden fühlte, den sie von seinem scheinbar leichten Wesen kaum erwartet hatte. So gingen auch ihre Wunschwellen zu Sylvia hin. Iwan, geteilt zwischen zwei Gewalten, ließ alle unerreichbaren Wünsche, die ihn an Musa banden, zu Sylvia hinströmen, die indes diese, nicht wagend, sie auf sich zu beziehen, antwortlos lassen mußte, solange sie nicht zu deutlicher Frage geworden.

Das brachte sie zuletzt in solche Unruhe und Verwirrung, daß sie sich, als die Werbung Stephans zu letzter Entscheidung herandrängte, all den Wirrungen nicht mehr gewachsen fühlte.

Sie schrieb der Fürstin und Musa wundervolle Briefe des Abschieds und verließ lautlos nach schmerzlicher Qual die geliebten Menschen, um in Stille und Einsamkeit zu sich selbst zurückzufinden. Sie wußte, daß alle diese geliebten Menschen sie verstehen würden.

Vielleicht nur der eine nicht, von dem sie gerade am tiefsten verstanden zu sein wünschte. —

Das wurde plötzlich eine große Leere.

Man wußte jetzt noch tiefer, welch weiten Strahlungskreis die sanfte Stille dieses reinen Wesens um sich her ausgespannt hatte.

Stephan kürzte seinen Landaufenthalt ab.

Fürst Schuschin hatte noch einige Tage seines Urlaubs zur Verfügung. Iwan Gregorowitsch ließ sich wenig sehen. Malte am See und im Walde und war schweigsamer denn je.

So legte sich eine seltsame Schwere auf die letzten Tage der bisher traulichen Villeggiatur.

Die Fürstin war von nervöser Verstimmung befallen und schlug Musa vor, einen Tag in die Stadt zu fahren, um einiges Nötige dort zu ordnen.

Musa willigte gern ein. Es war heute wieder der Jahrestag ihrer Tuskulumerinnerung, und eine seltsame Unruhe drängte sie aus der ländlichen Stille zur Bewegung der Stadt, um dort einer Erwartung nachzugehen, die sie diesmal mit vollem Bewußtsein mit diesem Tage verknüpfte. —

Hatte sie eine Nachricht, eine Sendung aus der Ferne erwartet, so wurde sie enttäuscht. In der Wohnung fand sie nichts. Auf telephonische Erkundigung lag auch im Postamt nichts vor.

Beunruhigt und seltsam erregt ging sie ziellos in den Straßen umher. Die Fürstin hatte sich bis zum Abend von ihr verabschiedet.

Unbewußten Schrittes stand sie plötzlich vor dem kleinen, intimen Raum, an den jene Erinnerung gebunden war, die sie heute wieder so stark bewegte.

Sie zauderte.

Sollte sie einen Blick hineinwerfen, einen kurzen Augenblick das Erlebnis aufleben lassen, das nur ein Schatten gewesen und, je weiter zurück in der Zeit, desto drängender die Dimension der Wirklichkeit annehmen zu wollen schien?

Nein, sie wollte es so schattenhaft wie möglich bleiben lassen. Mochte es, wenn es stark genug war, seine eigenen Spannungen auswirken lassen an den Elementen des Lebens, die das Schicksal bestimmen.

Es ging schon in den Abend hinein. In einer Stunde sollte sie mit der Fürstin sich am Zuge treffen.

Musa war nicht weit vom Bahnhof und wollte in seiner Nähe in einem Café die Abgangszeit erwarten.

(Fortsetzung folgt.)



Vogtländische Landschaft im Winter / Nach einem Gemälde von Richard Sachs

DEUTSCHE GRAPHIK DER GEGENWART

ZUR AUSSTELLUNG DEUTSCHER GRAPHIK IN BARCELONA





Links oben: Otto Dix: Amerikanischer Reitakt. Radierung. (Mit Erlaubnis des Verlags Neumann-Nierendorf, Berlin.)
Rechts oben: Max Slevogt: Don Juan. Lithographie. (Mit Genehmigung des Verlags Bruno Cassirer, Berlin.)



Das 19. Jahrhundert hat zwei große deutsche Graphiker hervorgebracht, die als Väter der neueren Produktion anzusehen sind: Menzel und Klinger. Der erstere, ein Realist mit einer unbändigen Freude an dem Leben der Dinge selbst, ein Künstler, dem nichts Irdisches unwichtig schien, dessen Wirklichkeitsfrömmigkeit zu vergleichen ist mit der der deutschen Mystiker und mit der das Letzte mit Andacht umfassenden Kunst Dürers. Klinger dagegen ist der Ausdruck jenes Strebens nach der großen Form, die auch wiederum Dürer zeigt in der zweiten Hälfte seines Lebens, und die dem deutschen Idealismus in Goethe und Schiller den Stempel aufgedrückt hat. Diese beiden Richtungen finden sich nebeneinander laufend, miteinander kämpfend in der ganzen deutschen Kunst bis in die neueste Zeit. An Menzel kann man Liebermann anschließen und den deutschen Impressionismus, an Klinger Käthe Kollwitz und die deutsche idealistische Kunst, mag sie auch dann im Expressionismus so ganz andere Formen annehmen. Dieser deutsche Expressionismus, der vertreten ist durch fünf Künstler: Heckel, Kirchner, Nolde, Pechstein, Schmidt-Rottluff, dem sich im weiteren Sinne dann Männer wie Barlach, Meidner und Beckmann angeschlossen haben, entstand einige Jahre vor dem Kriege



Links nebenstehend: Max Pechstein: Frauenbildnis. Radierung. (Mit Erlaubnis des Verlags Neue Kunsthandlung, Berlin.)
Rechts nebenstehend: Max Beckmann: Selbstbildnis. Holzschnitt. (Mit Erlaubnis des Verlags Neumann-Nierendorf, Berlin.)



Emil Oppler: Spanische Tänzerin. Radierung.



Max Liebermann: Fahrt auf dem Monte Pincio (1911). Radierung. (Mit Genehmigung des Verlags Paul Cassirer, Berlin.)



Emil Orlik: Japanerinnen. Schabeblatt.



Max Slevogt: Faust und die Lemuren. Radierung. (Mit Genehmigung des Verlags Bruno Cassirer, Berlin.)

aus einer idealen Reaktion auf die Wirklichkeitsfreude der Impressionisten. Er unternahm es, mit primitiven Mitteln nur sich auszudrücken. Die Erlebnisse des Krieges und der Revolution steigerten noch das Ekstatische dieser Kunst. Es entstanden die furchtbaren Zeitanklagen eines Dix, eines Groß, eines Meidner, die unbarmherzigen Darstellungen Beckmanns. Darauf folgten der Rückschlag und die Besinnung. Das Gefühl, das ins Nebelhafte sich gewagt, jeder Verankerung im Tatsächlichen frei, suchte von neuem nach einem Halt. So ist in der gesamten Kunst Europas ein neuer Realismus entstanden, der mit doppelter Inbrunst das Objekt betrachtet. — Daneben jedoch blühte weiter die Kunst von Persönlichkeiten, deren Stil eine vorhergegangene Epoche schon gebildet, oder die so stark individualistisch gerichtet sind, daß der Strom der sich überstürzenden Ereignisse neben ihnen vorbeilaufen mußte. Liebermann hat seine klaren, reifen Schilderungen des ihn umgebenden Kreises fortgesetzt und Slevogt aus seiner Traum- und Märchenwelt mit olympischer Heiterkeit weiterfabuliert. Nur die Kunst Corinths wurde befruchtet von den Erregungen der Zeit, die sein Griffel zu riesenhaften historischen Schilderungen steigerte. Thomas Lebenswerk war beendet, es wurzelt im deutschen Idealismus. Was noch an den Tag kommen durfte, war nichts anderes, als was schon auf der Linie des frommen Schwarzwälder Eigenbrötlers gelegen hatte. Auch Männer wie Orlik und Meid haben ihren eigenen, schön geformten Stil nicht mehr verändert, Hofer schreitet weiter auf dem Wege zur inneren Klärung. — Schließt man analog dem die Sturmzeit vorhersagenden Expressionismus von der nachexpressionistischen Graphik auf die kommende Zeit, so wird man sagen dürfen, daß es eine klare, sachliche, fleißige sein wird. Alfred Kuhn.



Lovis Corinth: Kriegerlehre. Radierung. (Mit Genehmigung des Verlags Fritz Gurlitt, Berlin.)



Käthe Kollwitz: Jugend-Selbstbildnis. Radierung. (Mit Erlaubnis des Verlags Emil Richter, Dresden.)

FRIEDRICH WILHELM VON DER TRENCK
DER BERÜHMTE STAATSGEFANGENE FRIEDRICHS DES GROSSEN



Frhr. von der Trenck als Gefangener in den Kasematten von Magdeburg. Nach einem Stich von J. E. Mansfeld.

Barockzeit und Rokoko sind die Zeitalter der großen Abenteurer: Königsmarck, Baron Neuhof („König Theodor von Korsika"), Graf Benjowski, Casanova, Cagliostro, Saint-Germain und wie sie heißen mögen. Heute in den Armen der Liebe und morgen im Dunkel des Kerkers, führten diese zweifelhaften Helden ein bewegtes Dasein, das nicht selten tragisch endete. Manche haben ihr Leben beschrieben, aber ihre Mitteilungen sind mit großer Vorsicht aufzunehmen, da ihnen das Lügen „zur zweiten Natur geworden war". Einer der sonderbarsten Gesellen dieser Zunft war Friedrich von der Trenck, den Friedrich II. zehn Jahre lang in der Zitadelle und der Sternschanze zu Magdeburg gefangenhielt, und der, beim Anbruch einer neuen Zeit, von den Wogen der Französischen Revolution, zu deren Vorkämpfern er gerechnet werden darf, verschlungen wurde.

Friedrich Wilhelm von der Trenck, am 16. Februar 1726 in Königsberg i. Pr. geboren, kam sehr früh auf die dortige Hochschule, wo er die Rechte studierte, und trat dann in die preußische Garde. Er wurde vom König anfangs ausgezeichnet, fiel aber später in Ungnade, anscheinend wegen eines Verhältnisses, das sich zwischen ihm und der Prinzessin Amalie, einer der Schwestern Friedrichs II., entsponnen hatte. Die Natur dieses Verhältnisses ist bis zur Stunde nicht recht aufgeklärt. So viel darf als gewiß angenommen werden, daß die Prinzessin sich für den körperlich schön gewachsenen, geistig regsamen und dabei verwegenen jungen Mann lebhaft interessiert, ihn auch später mit Geld unterstützt und sich in der Zeit seiner schweren Not ihm gegenüber immer hilfreich erwiesen hat.

Während des Zweiten Schlesischen Krieges wurde Trenck plötzlich verhaftet und auf die Festung Glatz gebracht, von wo er nach einiger Zeit entkam. Er sollte mit seinem Vetter Franz von der Trenck, dem berüchtigten Pandurenführer der Maria Theresia, landesverräterische Verbindungen angeknüpft haben. Auch diese Sache ist ungeklärt geblieben, und die Vermutung liegt nicht fern, daß Friedrich II. eine an sich vielleicht harmlose, wenn auch unter den Umständen mindestens ungehörige Korrespondenz des Vetters zum Vorwand genommen hat, um den wegen seiner Beziehungen zu der Prinzessin Amalie mißliebig gewordenen Offizier unschädlich zu machen.

Verdächtig bleibt immerhin, daß sich Trenck nach seiner Befreiung nach Österreich wandte, wo er ein paar Jahre später zum Rittmeister ernannt wurde. Inzwischen hatte er einige Zeit in russischen Diensten zugebracht. Im Jahre 1754 wurde er in Danzig, wo er sich in Erbschaftsangelegenheiten einfand, plötzlich verhaftet, nach Preußen übergeführt und in Magdeburg in einem engen Kerker gefangengesetzt.

Der Unglückliche wurde mit schweren Ketten belastet, nach mehreren Fluchtversuchen sogar mittels eines Halseisens an die Wand geschmiedet. Seine Befreiungsversuche, bei denen er die Ketten durchfeilte und mit selbstgefertigten oder ihm zugesteckten Werkzeugen unterirdische Gänge unter den Boden seines Kerkers grub, zeugen von staunenswerter Minierkunst. Manches hat er offenbar in seiner „Merkwürdigen Lebensgeschichte" hinzugedichtet, fabuliert, kurz, erlogen. Er will auch einen Teil seiner literarischen Erzeugnisse in dem schauerlichen Magdeburger Kerker ersonnen und in Ermangelung von Tinte mit dem eigenen Blut (?) geschrieben haben, Dichtungen, deren poetischer Wert gering ist, die aber als kulturhistorische Dokumente einer längst abgeklungenen Zeit, der Zeit der Aufklärung, noch heute ihre interessanten Seiten haben.


Trenck-Silhouette. Von einem unbekannten Scherenkünstler.

Nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges aus dem Gefängnis entlassen, wendete sich Trenck wieder nach Wien, dann nach Aachen. Auch sein dortiges Leben ist nicht arm an Abenteuern und Streitigkeiten mit den klerikalen Kreisen der damaligen Reichsstadt. Er schreibt eine Wochenschrift, seinen „Menschenfreund", der Gegenschriften ins Leben ruft, kämpft in aufklärerischem Sinne gegen Absolutismus, Hofadel und Geistlichkeit, hat Beziehungen zu allen möglichen Persönlichkeiten, unter anderen zu Karl Theodor von Pfalz-Bayern, und unterhält dabei einen Weinhandel. Auch Ehemann ist Trenck in Aachen geworden. Die Tochter des Bürgermeisters de Broe hat dem interessanten Manne die Hand zum Bunde gereicht.

Das unruhige Blut treibt den Vielgewanderten wieder nach Österreich. Hier spielt er in den Verfassungskämpfen eine noch nicht völlig klare, aber kaum sehr saubere Rolle und leistet dem Kaiserlichen Hofe Kundschafterdienste in Ungarn. Er fährt fort, gegen die Geistlichkeit zu schreiben, hat eine Unzahl von Prozessen und steckt beständig in Schulden, zumal er bei der Bewirtschaftung eines Gutes, das er aus dem Erlös der Erbschaft seines Vetters, des Pandurenobersten, erworben, kein Glück hat.


Friedrich Wilhelm Freiherr von der Trenck. Nach einem Stich von F. Garnerey, 1789.

Nach dem Tode seines großen Feindes, Friedrichs II., hat Trenck die Erlaubnis zur Rückkehr in die preußischen Staaten sowie eine Entschädigung für seine dort konfiszierten Güter erhalten. Er besucht Berlin und sieht auch seine alte Gönnerin, die Prinzessin Amalie, wenige Monate vor deren Tode, wieder. Die Französische Revolution, die ihre Schatten vorauswirft, ruft diesen ihren Vorkämpfer nach Paris. Er will in Frankreich glänzend aufgenommen worden sein. Trenck war schon damals als der Staatsgefangene Friedrichs II. und als Vertreter radikaler Ansichten in allen Ländern so bekannt, daß er zu Lebzeiten zum Helden einer dramatischen Dichtung gemacht worden war.

Ganz anders gestaltete sich ein zweiter Besuch in der französischen Hauptstadt, den er im Anfang des Jahres 1793 unternahm. Er selbst hat als Grund seiner Übersiedelung angegeben, daß er die Despoten vernichten helfen und die Freiheit in Deutschland predigen wolle. Doch haben offenbar materielle Verhältnisse den Ausschlag gegeben. Trenck, der die letzte Zeit seines Lebens in Deutschland zu Hamburg und Altona verbrachte, hatte dort eine Monatsschrift herausgegeben, in der er für die Grundsätze der Revolution warm eingetreten war. Er erwartete Belohnung von seiten der republikanischen Regierung, trug sich mit der Hoffnung, General im französischen Heer zu werden, und rechnete auch auf eine Dotation aus den eingezogenen Gütern der Emigranten. Er geriet in bittere Not, pumpte und bettelte bei Landsleuten herum und mußte, um leben zu können, einen Teil seiner fahrenden Habe veräußern. Den Konvent bestürmte er mit Bittgesuchen, die ergebnislos blieben. Schließlich wurde er im September 1793 als „verdächtig" in Haft genommen. Trenck wanderte also noch einmal ins Gefängnis, erst in die weltbekannte Conciergerie, dann nach Saint-Lazare. Er war völlig heruntergekommen. Unausgesetzt belästigte er den Konvent weiter mit seinen Klagen und Drohungen, wodurch er dessen Mitgliedern lästig wurde.

So konnte es nicht ausbleiben, daß man seine Beseitigung erstrebte. Den erwünschten Vorwand lieferte Trencks angebliche Beteiligung an einer ebenso angeblichen Verschwörung der Gefangenen des Saint-Lazare-Gefängnisses. Am 25. Juli 1794 wurde er vom Revolutionstribunal zum Tode verurteilt. Das Auftreten Trencks vor dem Gerichtshofe scheint nicht unwürdig gewesen zu sein. Über Einzelheiten seines Lebens schwebt noch Dunkel, das um so schwerer zu lichten sein wird, als die eigenen Angaben dieses pathologisch veranlagten Menschen sehr unzuverlässig sind, archivalische Belege vielfach fehlen und auch die wenigen noch vorhandenen Exemplare seiner zahlreichen Flugschriften in alle Welt verstreut sind.

Eine sehr reichhaltige Sammlung ist im Besitze des österreichischen Trenck-Forschers Max v. Portheim in Wien, der uns auch die Vorlagen zu unseren Abbildungen zur Verfügung gestellt hat.

Paul Holzhausen.


Der letzte Gang nach wechselvollem Schicksal: Trencks Guillotinierung zu Paris im August 1794.



Ein Heim des Alters: Mittagszeit im Heiligen-Geist-Hospital zu Lübeck / Nach einer Zeichnung von Reinhold Koch-Zeuthen

Das Heiligen-Geist-Hospital in Lübeck, das die ganze Ostseite des Geibelplatzes einnimmt, ist um das Jahr 1280 errichtet worden. Diese Stiftung diente, gleich ähnlichen Anstalten anderswo, ursprünglich als Krankenhaus und wurde dann in eine Altersversorgungsstätte verwandelt, die 140 kleine Wohnungen aufweist.

Tiere im Pflanzenkleid.

Von Dr. Willy Ramme, Berlin.



Das „Wandelnde Blatt" (Phyllium siccifolium; Ostindien).



Die Feldheuschrecke Xiphicera der Sundainseln.



Die südamerikanische Laubheuschrecke Chlorophylla.

Seit langem ist der Streit entbrannt um Darwins Theorie von der „Anpassung" an die Umgebung und der „Mimikry". Auf der einen Seite finden wir bedingungslose Anhänger, auf der anderen schroffe Ablehnung. Nun, die Wahrheit liegt, wie so oft, wohl in der Mitte. Vorweg sei noch bemerkt, daß man unter Mimikry nur die Nachahmung (in Gestalt, Zeichnung und Färbung) eines — beispielsweise durch einen Giftapparat — geschützten Tieres durch ein harmloses, oft verwandtschaftlich ganz fernstehendes anderes Tier versteht. Letzteres sucht durch diese Ähnlichkeit seine Feinde irrezuführen. Dagegen hat die Anpassung an die Umgebung, also z. B. die Ähnlichkeit von Insekten mit Pflanzenteilen, von der hier die Rede sein soll, mit Mimikry im eigentlichen Sinne nichts zu tun, wird aber oft fälschlich als solche bezeichnet.

In mannigfachster Form tritt uns in der Insektenwelt Ähnlichkeit mit Pflanzenteilen entgegen. Musterbeispiel und allbekannt ist ja das „Wandelnde Blatt", eine Gespenstheuschrecke, die in mehreren Arten in Ostindien lebt. Die Flügel dieses Tieres zeigen in täuschender Ähnlichkeit die Nervatur eines Blattes, und die flache Form des Hinterleibs, die blattartigen Verbreiterungen der Beine sowie die grüne Färbung erhöhen seine Unauffälligkeit im Laubgewirr. Besonders bemerkenswert ist dabei, daß bei manchen Arten die Jugendstadien, die naturgemäß die zarten Spitzentriebe als Nahrung und infolgedessen als Aufenthaltsort bevorzugen, ebenso wie diese rötlich gefärbt sind. Noch mehr als das „Wandelnde Blatt" verdient eigentlich diesen Namen die Laubheuschrecke Chlorophylla (Südamerika), bei der fast nur die völlig blattartigen grünen Flügel in die Erscheinung treten. Bei der auf den Sundainseln heimischen Feldheuschrecke Xiphicera übernimmt der Halsschild mit den darunter hervorragenden Flügeln die Vortäuschung trockenen Laubes. Bei dem bekannten indischen „Blattschmetterling" Kallima spielt die Unterseite der Flügel diese Rolle.



Die europäische Stabheuschrecke Bacillus rossii *F.* In der Pfeilrichtung die bei der Ruhelage nach vorn gestreckten Vorderbeine.

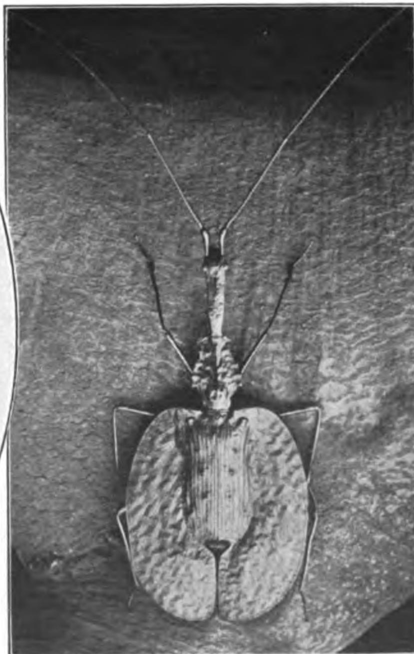
Zweige ahmen die sog. Stabheuschrecken nach, die in tausendfachen Variationen, oft mit dornigen oder blattartigen Anhängseln versehen, namentlich die außereuropäischen Länder bewohnen. Die häufigste europäische Art, Bacillus rossii *F.*, zeigt auf unserer Abbildung, daß die Zweig- oder Stengelähnlichkeit noch dadurch erhöht wird, daß in der Ruhelage die Vorderbeine ganz nach vorn, die Hinterbeine nach hinten gestreckt werden, während nur die kleinen Mittelbeine zum Festhalten dienen. Auch die Raupen der „Spanner" genannten Nachtschmetterlinge ahmen durch Form und Haltung kleine Zweige nach. Baumrinde gleicht der indomalaiische Käfer Mormolyce, dessen Flügeldecken seitlich außerordentlich breite Lamellen von Rindenstruktur tragen, und dessen im ganzen flache Form auch den Aufenthalt hinter loser Baumrinde und zwischen Pilzlamellen gestattet.

Am überraschendsten jedoch tritt die Nachahmung von Pflanzenteilen bei manchen, besonders tropischen „Buckelzirpen" zutage, die völlig Dornen gleichen und im Dorngestrüpp leben. Blätter und Dornen zugleich kopiert die groteske südamerikanische Laubheuschrecke Markia.

In dem eingangs erwähnten Streit gehen die Gegner unter anderm von der Erfahrung aus, daß die „geschützten" Tiere vielfach von ihren Schutzmöglichkeiten keinen Gebrauch machen, daß beispielsweise oft eine andersfarbige Umgebung aufgesucht wird, in der die Tiere auffallen und der Schutz illusorisch wird. Das sei auch zugegeben. Wenn aber auf Grund dieser und noch anderer Erwägungen der Wert der Anpassung überhaupt geleugnet wird, so liegt dies an einer falschen Fragestellung. Es handelt sich nicht darum, ob ein Tier etwa durch sein pflanzenartiges Aussehen überhaupt geschützt ist, sondern darum, ob nur ein weit höherer Prozentsatz seinen Feinden entgeht, als dies ohne diese Maskierung der Fall wäre. Und diese Frage muß unbedingt bejaht werden.



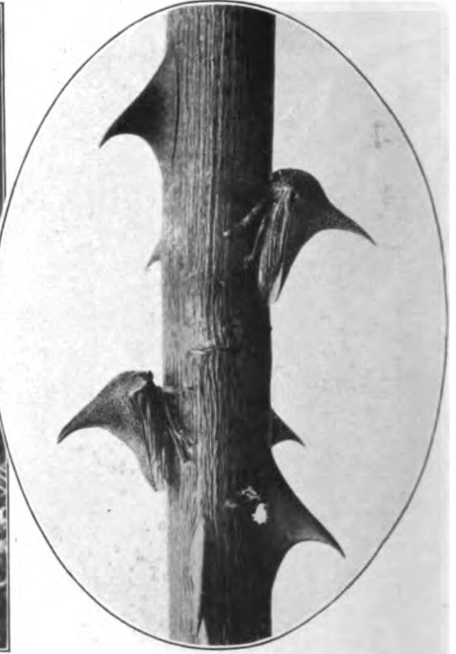
Spanner-Raupe am Eichenzweig.



Indomalaiischer Gespenstlaufkäfer (Mormolyce phyllodes) auf Borke.



Die stachlige südamerikanische Laubheuschrecke Markia.



Dornenähnliche Buckelzirpen (Südamerika).

Der Kawatiri, der Rhein Neuseelands. / Von A. M. Karlin.

Die Bullerschlucht, wie die Neuseeländer das Flußbett des Kawatiri nennen, gehört zu den schönsten Landschaftsbildern der Südinsel. Wo die schluchtbildenden Hügel Durchblick gewähren, leuchtet der ewige Schnee der Antipodenalpen, auf deren Gestein sich das Pflanzenschaf, ein eigenartiges Gewächs, das ein ruhendes Schaf vortäuscht, angeklammert hat, und wo man aus steifem Blatt, in dem das Schneewasser steht, die schlanke und blendend weiße Neuseelandlilie wachsen sieht. Die bewaldeten Hügel der Schlucht selbst zeigen die Bäume der Maori — den Rimu mit den zarten, niederfallenden Zweigen, den Kahikatea, den vor Jahrhunderten ein Häuptling von ferner Insel brachte, indem er dem Riesenvogel, der ihn trug, einige Brustfedern ausriß und sie auf das Strandwasser fallen ließ, den Mahoe, in den die Göttin der Unterwelt, die stolze Mahuika, das Feuer geworfen, als die Götter des Sturms und Hagels sie in ihr dunkles Reich zurückscheuchten, den Ake-Ake oder „Auf-immer-und-immer", weil seine Blätter immer grün bleiben, den Maku, dessen kleine weiße Blüten an Schneesternchen erinnern, und viele andere. Da und dort fällt die Straße steil ab, als sehne sich der Berg nach schneller und enger Vereinigung mit dem kühlen, tiefgrünen Strom, der von den Schneefeldern und den Seen des Hochlandes zu erzählen weiß. Manchmal wölbt sich ein grottenartiger Tunnel über die Straße, und an einer Stelle müssen Pferd, Wagen und Insasse auf eine Fähre, die große Neigung zeigt, ganz anders zu fahren und zu landen, als im Ratschluß der Menschen, die sie betreten, vorher beschlossen worden war, daher folgen — für alle Fälle — Rettungsboot und Schwimmgürtel mit.

Still ist es heute in der Bullerschlucht, und nur die feurigen Blüten der Pohutukawa unterbrechen die Einförmigkeit. Hier erzählt man sich auch allerlei Geschichten von Feen, die nachts zu Tal stiegen und manchmal Maorimädchen davontrugen, weshalb jeder Vater besorgt war, seine Töchter gründlich mit Kokowai einzureiben, denn ob in China, in Australien oder im Maoriland — immer fürchten die Geister die rote Farbe.

Und während man durch das Dickicht der purpurnen Veronikas, den Scharlach der Riesenfuchsien, das hindernde Gewinde des „kriechenden Advokaten", einer stacheligen Schlingpflanze, den Abhang emporklettert zum Sattel der Hoffnung, von dem aus man eine herrliche Aussicht genießt, glaubt man die Geister der Maori um sich zu fühlen.

Ein Mirozweig streift das Haar, und man schrickt zusammen. Ist es ein Patu-Pae-A-Rehe, ein Bergkobold, der festhält?

Da bricht eine Weka, eine Maorihenne, aus dem niedrigen Strauchwerk und blickt neugierig aus schwarzen Augen, und der Spuk weicht. Man hat die Höhen erklommen, und das Auge schweift trunken über glitzernde Bergzüge, grüne Hügel, stille Seen. Tief unten, wie eine Tropenschlange so farbig und lang, windet sich der Kawatiri.





Im Oval: In der Bullerschlucht.

Mitte: Der Bullerweg.



Nebenstehend: Am Kawatiri in der Nähe von Longford.



Kirche in Wasserburg am Inn

Nach einem Gemälde von Prof. Ernst Liebermann

DER HELD VON EICHSTÄTT

VON EUGEN KALKSCHMIDT, MÜNCHEN

Im Spiegelsaal der fürstbischöflichen Residenz zu Eichstätt war es kühl. Durch die geöffneten Fenster drang das melodische Plätschern des Schloßbrunnens, aus dem die Mariensäule in feierlicher Lieblichkeit aufragte, ein gutes Stück über die saftgrünen Kronen der jungen Platanen hinaus in die heiße Sommersonne. Drüben, im schmalen Schatten der gelben Kavalierhäuser, gingen drei Domherren gemächlich auf und ab. Sie waren vertieft, sehr vertieft, denn sie hatten kein Auge für den Wirt „Zu den drei Mohren", der auf seiner Freitreppe stand und vergebens versuchte, seinen submissesten Morgengruß an den Mann zu bringen. Jetzt blieben sie stehen, und ihre sonoren Stimmen übertönten fast den munteren Lärm der wasserspeienden Putten zu Füßen der heiligen Gottesmutter.

Vom schweren Fenstervorhang des Spiegelsaales halb verborgen, schaute der Fürstbischof von Stubenberg gedankenschwer in die sommerliche Pracht des Gartens hinab. Das gute große Antlitz des alten Herrn war gerötet, und kleine Schweißtropfen perlten auf seiner gefalteten Stirn. Sein Auge folgte mechanisch dem Wandel der drei Herren drüben. Als sie die Stimmen erhoben, horchte er auf. „Natürlich," murmelte er, „die Beratung ist im Gange. Und das Unheil auch."

Er trat zurück, fuhr sich mit seidenem Tüchlein über die Stirn. Ein junger Kleriker stand in der Tür zum Arbeitszimmer, verbeugte sich tief: „Wann befehlen Hochfürstliche Gnaden, daß die Eingänge...?"

„Hast du weitere Nachrichten vom Kriege, Damasus?"

Der Sekretär zögerte. „Sie sind nicht angenehm, Hochwürdigster Fürst und Herr."

„Ohne Umschweife, mein Sohn. Wir stehen in Gottes Hand."

„Der Feind ist im Vorrücken. Rothenburg ist genommen, Ansbach bedroht. Es gewinnt den Anschein, daß General Desaix mit seinen Sansculotten durch das Altmühltal aufwärts gegen Ingolstadt marschieren will. Flüchtlinge aus Pappenheim, die heut früh eingetroffen sind, erzählen von 12000 Mann."

„Die Söhne der Revolution sind eifrig, unsere Knechtschaft zu brechen und die Völker zu beglücken." Der Fürstbischof zog ironisch die Brauen hoch. „Und unsere hohen Verbündeten?"

„Eine kaiserliche Kavallerie-Abteilung unter dem Obersten Kinsky ist nach Eichstätt unterwegs, Euer Fürstliche Gnaden. Sie kann morgen hier sein. Sie ist uns bestimmt zugesichert worden."

„Meine drei Kompanien wären mir lieber, Damasus. Aber die stehen am Main und verteidigen das Reich. Nun ja. Eine Kavallerie-Abteilung, sagst du? Das sind fünfhundert Mann, wenn es so viele sind. Und General Desaix kommt mit einem Korps von 12000. Das ist ein Unterschied, Damasus. Die Logik der Zahl ist unabweisbar. Aber die Logik der Pflicht gebietet, daß wir dem Unwetter die Stirn bieten. Meinst du nicht auch?"

„Hochgebietender Herr halten zu Gnaden, wir sind Männer des Friedens und der heiligen Kirche. Was können wir tun?"

„Was wir tun können, Damasus? Ei nun — wir können freilich nicht mehr den Harnisch anlegen und mit Schwert und Schild das Streitroß besteigen wie so mancher fromme Kirchenhirte vordem, der gleich Uns um seine Herde bangte. Zwar, ich täte es — der Herr verzeihe mir — ich täte es gern auch heute noch. Aber du hast recht, wenn du lächelst — doch, doch: du hast heimlich gelacht, und ich verüble es dir nicht. Denn es würde Uns ein wenig seltsam zu Gesicht stehen, dieses reiterliche Wagnis, Uns wie dem hohen und weisen Domkapitel. Wir halten es mit dem Palmzweig und vergessen des Wortes, das uns vom Herrn überliefert ist: Ich bin nicht gekommen, Frieden zu senden, sondern das Schwert. Ein streitbares, ein mannbares Wort unseres sanftmütigen Heilands, mein junger Freund!"

Der Fürstbischof durchmaß hochaufgerichtet, mit kurzen, kräftigen Schritten den Saal. Seine stahlblauen Augen blitzten jugendlich unter den weißen Brauen. Tief atmend blieb er vor dem jungen Pater stehen.

Der verbeugte sich in Ehrerbietung. Dann sagte er, und sein Blick ging dabei durch die Brillengläser hinaus in die melodische Stille des Gartens:

„Vielleicht könnte man erinnern: Wer das Schwert ziehet, der soll durchs Schwert umkommen. Aber ich verstatte mir nicht, die Meinung von Hochfürstlicher Gnaden im geringsten antasten zu wollen."

„Nicht schlecht, Damasus, gar nicht schlecht disputiert. Ich habe auf das Wort gewartet. Es ist das entscheidende, denn es ist in letzter Stunde gefallen, als der Herr sein Schicksal in der Hand hielt. Er wollte keine Entscheidung durch das Schwert, weil das Schwert keine Entscheidungen bringen kann. Und so wollen denn auch wir an uns halten in unserem gerechten Zorn und in der Sorge um unser geliebtes Land nicht vergessen..."

Er hielt inne. Ein Taubenflug blitzte in der Sonne über den roten Dächern auf. Ein leichter Wind trug eine Wolke herben Wohlgeruchs von den reifenden Ährenfeldern am Berghang herüber. Der Brunnen rauschte und plätscherte.

Tief aufatmend stützte sich der Bischof auf die mit köstlichen Hölzern verzierte Tischplatte. Mit der Faust stützte er sich darauf.

„Was wir tun können, fragst du, mein Sohn? Wir könnten diesen großmäuligen Volksbeglückern, diesem französischen Raubgesindel entgegentreten mit der Frage: Was wollt ihr eigentlich hier in unserem deutschen Land? Wer hat euch gerufen, unseren Frieden zu stören? Wer sagt euch, daß wir eurer blutigen Freiheit bedürfen?" Und zur Bekräftigung einer jeden Frage hieb der geistliche Herr auf die köstliche Tischplatte, daß es dröhnend an den Muscheldekorationen und blitzenden Spiegeln des Saales widerhallte.

Der junge Kaplan war ein wenig zusammengefahren. Er zuckte bekümmert die Achseln.

„Wir werden keine Antwort bekommen, Hochwürdigster. Und dann, die Große Koalition, zu der wir wohl oder übel gehören..."

Der alte Herr hatte sich in den Sessel fallen lassen. Sein Auge wanderte zur bemalten Decke empor. An den bunten Gestalten des Mittelbildes blieb es haften.

„Gerechtigkeit und Friede als Sieger auf dem Thron", murmelte er bitter. „Die Geister der Finsternis fliehen, und die Genien des Lichtes spenden ihren Segen! — Ein Märchen, will es mich bedünken, ein Märchen aus uralten Zeiten, mein junger Konfrater. Die Kunst liebt solche Dinge. Die Wirklichkeit wird sehr rasch einen unerwarteten Kommentar dazu liefern. Ist das Domkapitel berufen?"

„Wie Ew. Gnaden befahlen: auf elf Uhr im großen Saal."

„Und die Meinung der Herren ist?"

Pater Damasus blätterte in den Papieren seiner Aktenmappe. „Soweit ich unterrichtet bin, ist die Mehrzahl überzeugt, daß es unter den obwaltenden Verhältnissen geboten sei, Ew. Hochfürstliche Gnaden vor persönlichen Insulten durch den Feind zu bewahren."

„Mit anderen Worten: Ich, der Fürstbischof Graf von Stubenberg, soll vor diesem Haufen zügelloser Einbrecher Reißaus nehmen. Wie lautet doch das Märchen dort oben? Die Geister der Finsternis fliehen, und die Genien des Lichtes spenden ihren Segen."

Erschrocken abwehrend hob der Sekretär die Hand. Der Fürstbischof grollte.

„Es sei, wie es sei. Und während wir uns in Sicherheit wiegen, schmarotzt der Feind im Lande und erpreßt bei Bürger und Bauer, was er kriegen kann. Doch ich vergesse: die kaiserlichen Kavalleristen unter Kinsky. Sie werden ein übriges tun und unsere Willibaldsburg halten. Ein Glück nur, daß nicht viel an ihr zu halten ist. An die Arbeit, Damasus! Wir müssen unser Haus bestellen, bevor wir es verlassen."

Und bedächtig schritt der Fürstbischof der Tür seines Arbeitszimmers zu, die der Sekretär mit eiligem Griff vor ihm öffnete. —

Die Vollversammlung des Domstiftes fand im Beisein der beiden Staatsminister statt. Mit einmütiger Überzeugung faßten die Herren den Beschluß, daß der allverehrte und geliebte Landesvater seine hohe Person vor den anrückenden Franzosen in Sicherheit zu bringen habe, um unwürdigen Belästigungen vorzubeugen. Der Erste Minister, vom ältesten Domherrn unterstützt, übernahm die Statthalterschaft des Landes. Die Abreise nach Graz, über Ingolstadt und Salzburg, wurde auf den nächsten Morgen festgesetzt. Nach einigem Sträuben fügte sich Stubenberg in die Zwangslage.

Wie ein Lauffeuer verbreitete sich die Kunde in der getreuen Stadt Eichstätt. In kleinen Trüpplein standen die Bürger beisammen und besprachen kummervoll die Neuigkeit. Der Feind im Land, und der Franzose obendrein! Was würde er anstellen? Wie könnte man sich schützen vor Brandschatzung und Leibesgefahr? Gab es so etwas wie Recht und Gesetz überhaupt bei diesen wilden Revolutionsmännern? „Heilige Maria, Mutter Gottes, bitt' für uns arme Sünder!"

„Tja," sagte der Stadtschreiber Vincularius, „der Fall ist schwierig. Und außerdem eilig und gefährlich. Ich habe darüber nichts in den Akten, denn die neuere Kriegführung hat sich gewaltig geändert. Ist Eichstätt eine offene Stadt, ist es eine Festung? Wenn die Österreicher unsere Willibaldsburg verteidigen, sind wir verloren, dann geht Eichstätt in Flammen auf. Und was wird Leutnant Krach machen, unser Schloßhauptmann Krach? Der tolle Kerl ist imstande und schießt. Er kann das größte Unheil anrichten!"

Inzwischen hatte sich der Leutnant Lorenz Krach seine alte Montur geputzt, den alten Paradehut mit der gefiederten Kokarde aufgesetzt und war gestiefelt und gespornt vom Burgberg herab in die Residenz marschiert. Hier bat er beim Herrn Fürstbischof um Audienz, zwecks Empfang von Instruktionen für die Landesverteidigung.

Der hohe Herr mußte lachen, als ihm Damasus den Fall meldete.

„Laß ihn herein, in Gottes Namen", sagte er munter.

Der Leutnant, ein Riese an Gestalt, trat ins Kabinett und machte eine militärische Reverenz, daß die Wände zitterten.

„Gemach, mein Lieber, gemach. Ich höre, Er will das Land verteidigen gegen den bösen Feind? Das ist brav von Ihm, sehr brav. Aber wie will Er alter Bursche das anfangen?"

„Mit Verlaub, Hochwürdigster, ich hab halt einen geheimen Kriegsplan für die Burg, und ich tät schön bitten, daß mir die Östreicher nicht neingesetzt werden, denn die kann ich dabei nicht brauchen, in keiner Hinsicht, mit Verlaub."

„Soso, einen Plan hat Er? Und wieviel Mann und wieviel Waffen dazu?"

„Zwanzig Mann, zwei Kanonen, drei Mörser, fünf Petarden und sechsundzwanzig Musketen, Ew. Gnaden."

„Sieh mal einer an. Und können denn Seine Invaliden noch schießen? Habt Ihr genug Munition?"

„Haben wir nicht nötig, Hochwürdigster. Es geht auch so."

„Wie denn, so?"

„Ich kenne die Franzosen von Roßbach her, Hochwürdigster, aber die Östreicher dürfen mir nicht neinpfuschen, sonst steh' ich für nichts."

„Und wofür will Er einstehen mit Seinem geheimen Kriegsplan?"

„Ich werde die Franzosen aufhalten, drei Tage lang, dafür stehe ich ein, Ew. Gnaden."

Der Fürstbischof lehnte sich im Sessel zurück und überlegte.

„Gut, Krach, Er soll Seinen Willen haben. Drei Tage Zeit sind besser als gar nichts. Aber mach' Er mir keine Dummheiten, keine unnütze Schießerei; es sind zwölftausend im Anmarsch. Das vergesse Er nicht. Und der Kinsky soll Quartier in der Stadt beziehen."

„Untertänigsten Dank, Ew. Gnaden." Und mit dröhnender Kehrtwendung stampfte der Haudegen hinaus.

„Da hast du es gehört, Damasus. Unser Schloßhauptmann kommandiert den Krieg nach eigenem Gusto. Möcht' wohl wissen, was er plant. Zuversichtlich war er ja. Und dem Kinsky wollen wir Order hinterlassen, daß die Willibaldsburg dem Leutnant und Schloßhauptmann Lorenz Krach zu treuen Händen übergeben und von ihm allein zu verteidigen sei. Punktum."

•

In der Morgenfrühe des 6. August 1796 schwankten die Reisewagen des Fürstbischofs mit Gefolge schwerfällig zum Tore der Residenz hinaus und das Altmühltal abwärts. Anderntags rückten die Österreicher ein, drei Schwadronen Dragoner, mit schmetternden Trompeten und übermütig, wie wenn es zum Tanze ginge. Die Mädchen lugten hinter den Gardinen hervor und freuten sich. Die Bürger traten vor die Werkstatt, beobachteten das kecke Treiben der neuen Garnison und schüttelten sorgenvoll die Köpfe.

Der Herr Oberst hatte sogleich die schönsten Zimmer der Residenz für sich und seinen Stab belegt. Auf die Burg hinauf — o nein! Das begehrte er nicht. „Ein Reiter braucht freies Feld zum Angriff", sagte er. „Was sollen meine Dragoner — bitte sehr! — hinter Mauern, Wall und Graben? Wir werden die Stadt in offener Feldschlacht verteidigen. Bei meiner Ehre, das werden wir!" Mit solchen und ähnlichen soldatischen Kraftreden pflegte der Oberst bei Tafel aufzuwarten, in dem schönen Spiegelsaal, wo es sich trefflich schmausen ließ.

Woche um Woche verging; fast hätte man vergessen können, daß der Krieg im Lande umging. Einer freilich vergaß es nicht, und das war der Leutnant Krach. Mit seinem alten Fernrohr bewaffnet, stieg er Stunde um Stunde auf den Turm und hielt Ausschau. Er traute dem Frieden nicht und hatte alles vorbereitet. Aus Schießscharten und Mauerlöchern drohten gefährliche Geschützmündungen, die Invaliden humpelten mit geschulterten Musketen im strengen Wachtdienst über die Wälle, und die Zugbrücke öffnete sich nur, wenn die Bäckmarie am Morgen mit dem Brot kam und der Metzgersepp mit dem Fleisch. Die eiserne Ration lag unter sicherem Verschluß in der Kasematte, und ein paar Fäßlein gut eingebrauten Bieres gleich daneben. So konnte man den kommenden Dingen beherzt entgegensehen.

Um die Mittagsstunde des 12. September näherte sich eine Staubwolke der friedlichen Stadt Eichstätt auf der Talstraße von Dollnstein her. Der Schloßkommandant auf seinem Turm unterschied durchs Glas fünf österreichische Dragoner. Sie jagten durchs Land, als sei der Leibhaftige hinter ihnen. „Da haben wir den Salat", sagte der Leutnant Krach, stieg eilig in die Tiefe und befahl verstärkte Bereitschaft. Dann inspizierte er seine Posten.

Drunten in der fürstbischöflichen Residenz saß der Herr Oberst mit seinen Offizieren just beim Mahle. Die leckeren Fasanen, die gereicht wurden, hatten den allgemeinen Wunsch nach einer kleinen Jagdpartie geweckt. Der Oberst gab Befehl, für den Nachmittag die Pferde zu satteln. Da stürzte die Ordonnanz herein und schrie: „Herr Oberst, die Franzosen kommen!"

Und bevor sich noch die Tafelrunde von ihrer Verblüffung erholt hatte, stand da in der Tür ein Korporal, verstaubt und schweißbedeckt, wie er vom Pferde gefallen war, und berichtete, mühsam nach Atem und Haltung ringend: er mit seinen vier Kameraden drunten, sie seien die einzigen Überlebenden der Feldwache in Dollnstein. Der Franzos habe sie heut nacht in aller Stille umzingelt und mit Übermacht überfallen. Es sei nichts übriggeblieben als schleunige Flucht.

Woraufhin der Herr Oberst Kinsky Alarm blasen ließ, die Bagage in größter Eile zusammenraffte und mit seinen drei Schwadronen einen strategischen Rückzug auf Ingolstadt zu antrat, weil, wie er dem erschreckten Bürgermeister kurz und vornehm beim Abschied erklärte, das enge Altmühltal mit seinen Gebirgen der Entwicklung einer schneidigen Kavallerie-Attacke nicht ganz günstig sei.

Eine halbe Stunde später waren die Österreicher über alle Berge, und die alte Bischofstadt mit ihren grauen Dächern träumte wieder friedlich und still in der warmen Septembersonne. Im verlassenen Spiegelsaal der Residenz aber standen die prächtig garnierten Fasanenschüsseln und waren kalt geworden.

Als nach Verlauf einiger Stunden abermals von Westen her eine Staubwolke näher zog, eilten die Bürger, die Frauen, die Kinder, kurz, alles was Beine hatte, auf die Landstraße bis weit über die Mühlen hinaus, um sich den Einzug des Feindes anzusehen. Lange geschlossene Kolonnen in guter Marschordnung wurden sichtbar, Reiterpatrouillen streiften vorauf durch die Wiesen und Felder, Kanonen und Munitionswagen rasselten, und nicht lange, so hielt der General Desaix mit seinem Stabe hoch zu Roß am äußeren Stadttor und sprach zum Bürgermeister:

„Mein Lieber, ich vermerke mit Wohlgefallen, daß das Volk von Eichstätt seinen Befreiern entgegenkommt und ihnen freundschaftlich gesinnt ist, anstatt in blöder Furcht vor uns davonzulaufen. Wir bringen euch Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit. Die Republik ist ein Hort des Friedens. Nieder mit den Unterdrückern. Es lebe die Republik!" Er zog seinen Hut.

Mit lautem Widerhall pflanzte sich der Ruf durch die Kolonnen fort. Der General bedeckte sich. „Was ist mit der Festung dort oben? Ist sie besetzt?"

„Zu dienen, Herr General, jawohl."

„Mit wieviel Mann?"

Der Bürgermeister zuckte die Achseln. Der General fuhr fort:

„Man meldet mir, sie sei gut bestückt mit schweren Kalibern. Wir müssen diese Geschütze haben. Ich würde es bedauern, wenn es Blut kosten sollte. Die Soldaten der Republik sind gekommen, um euch die Segnungen des Friedens zu bringen. Wie heißt der Kommandant?"

„Krach, Herr General."

„Gut, wir wollen es in Güte mit ihm versuchen. Oberst Duffin, nehmen Sie einen Trompeter und fordern Sie den General Krach zur bedingungslosen Übergabe auf, binnen zwei Stunden! Vorwärts, meine Herren!" Und die Eskorte setzte sich in Bewegung nach dem Residenzschlosse, wo sie zu ihrem angenehmen Erstaunen die Tafel im Spiegelsaal bereits gedeckt fand. Die kalten Fasanen auf den zierlichen Frankenthaler Schüsseln waren von erlesenem Geschmack, und der goldgelbe Steinwein im blitzenden Kristall weckte bei den Bringern des Friedens alsbald eine entschieden kriegerische Lustbarkeit.

Inzwischen ritt der Oberst Duffin, einen Trompeter mit der weißen Fahne in der Hand voran, in langsamem Schritt den Bergweg hinauf. Vor dem verschlossenen Tor ließ er sein dreifaches Signal erschallen, aber niemand regte sich. Duffin hatte vollauf Zeit, die gähnenden Mündungen der Geschütze zu betrachten und zu zählen. Alle Wetter, dachte er, das wird Arbeit kosten! Und diese Bastionen im Sturm zu nehmen — eine heikle Sache! Wir müssen den General Krach aushungern.

Da rollte das Fallgatter hinter der Zugbrücke hoch, und aus dem Dämmer des Tores trat, von seinem Korporal begleitet, die ragende Gestalt des Leutnants Krach. In seiner abgetragenen Paradeuniform, den Degen an der Seite und den Sponton in der Hand, stand er hochaufgerichtet da und maß mit stolzem Blick den Franzosen von Kopf zu Fuß. Unwillkürlich salutierte der Oberst sehr höflich. Und nachdem er sich von seinem Erstaunen erholt hatte, begann er alsbald mit gelenker Zunge zu parlieren. Mit großer Geste wies er auf die endlosen Reihen der anmarschierenden Kolonnen im Tal, über das der Abend seine ersten Schatten warf, und verlangte die sofortige Übergabe im Namen des Generals Desaix, des ruhmreichen Führers der Rheinarmee. Bedingungslose Übergabe der ganzen Besatzung, der Geschütze und Waffen samt der Munition, der gesamten Magazine. Andernfalls...

Unbeweglich ließ der tapfere Krach den Redeschwall über sich ergehen. Dann erhob er gebieterisch die Hand und rief mit lauter Kommandostimme, in einem etwas rauhen, jedoch durchaus verständlichen Französisch:

„Sagen Sie Ihrem General, ich werde die Festung bis zum letzten Mann verteidigen!"

Sprach's, trat ins Halbdunkel zurück, das Fallgatter rasselte, und der Oberst stand wiederum allein mit seinem Trompeter im Schatten der schweigenden Willibaldsburg.

An diesem Abend sank die Temperatur der guten Laune bei den französischen Herren um beträchtliche Grade. Ein schweres Stück Arbeit stand offenbar bevor; eine Verzögerung, die Gefahr bringen mußte, denn die Kaiserlichen waren von der Donau her mit starken Kräften im Anmarsch, und der Rückzug durch Feindesland war nicht gesichert. Wenn es gelungen wäre, die offenbar sehr starke Besatzung zu überrumpeln! Zur umständlichen Belagerung aber hatte man weder Zeit noch Lust. Trotzdem mußte man so tun und sehen, wie weit man kam. Es war unmöglich, diese starke Festung unbezwungen im Rücken zu lassen.

Am andern Morgen, schon in aller Frühe, begannen die Franzosen ihre Geschütze in Stellung zu bringen, Schanzen aufzuwerfen und Gräben auszuheben. Sie arbeiteten mit großer Vorsicht, um sich keine Blöße zu geben, suchten Deckung auf den Höhen und im Tale, denn die fürchterlichen Kanonen und Mörser der Burg bedrohten weithin das ganze Gelände. Jeden Augenblick konnten sie losdonnern. Aber sie donnerten nicht, nein, General Krach sparte offenbar sein Pulver bis zuletzt.

„Ein unheimlicher Bursche, dieser Kommandant," berichtete Duffin, „ein Kerl wie ein Haus! Ein richtiger deutscher Bär. Er scheint zum Äußersten entschlossen."

Unangenehm, sehr unangenehm. Um sich zu trösten, plünderte General Desaix zunächst die Eichstätter ein wenig aus. Im Namen

der Brüderlichkeit, der Freiheit und Gleichheit. Sie mußten Hafer liefern und Heu, Brot und Fleisch, Schuhe, alles Tuch und Linnenzeug, das aufzutreiben war. Auch der Bestand der Staatskasse mit 66923 Gulden Bargeld war nicht zu verachten. Denn die völkerbefreienden Heere der Republik brauchten dringend Geld.

Dabei ging es mitunter sonderbar genug zu. Zumindest die Eichstätter waren sehr erstaunt, daß der General Desaix ihnen dringlich empfahl, seinem armen Adjutanten hundert Louisdors zur Ausstattung beizusteuern, weil er gar so ein armer Teufel sei und bald heiraten wolle. Nun, die hundert Louisdor fanden sich. Als aber die Franzosen im Jahre 1800 zum zweiten Male die Bischofsstadt heimsuchten, bat der General Joba, den das Volk den „General Schieb—ein" nannte, die Statthalterschaft um hundert Fürstentaler — die letzten und schönsten, die der Bischof aus seinem Tafelsilber hatte prägen lassen. Er hätte sie gar zu gern als Spielmarken für seine liebe Frau, so sagte zwinkernd der General Joba. Diesmal wollte man der Prellerei begegnen und antwortete ausweichend, die schönen Münzen seien längst nicht mehr im Kurs. Der General erwiderte: das bedaure niemand mehr als er; im übrigen habe er den traurigen Befehl, die Altmühlbrücke zur Spitalvorstadt abzubrechen, was er bisher immer noch vermieden habe. Aber nun sei die militärische Lage so ernst geworden, daß er mit drei Bataillonen ans Werk gehen müsse und werde. Da kratzten sich die Eichstätter nachdenklich hinter den Ohren, suchten in Kisten und Kasten, und wirklich: am andern Morgen hatte General Schieb—ein seine hundert schön geprägten Fürstentaler in der Tasche.

Drei Tage und drei Nächte hatten die Soldaten des Generals Desaix geschanzt, geschuftet und geflucht über diesen vermaledeiten Festungskrieg. Immer noch lag die Burg wie eine Riesensphinx in tiefem Schweigen gebietend über der Stadt und dem herbstlich erglühenden Felsental. Von den beiden Doppeltürmen wehte stolz die Flagge mit dem fürstbischöflichen Wappen, und jedesmal, wenn das Auge des französischen Generals darauffiel, zischte er einen kräftigen Fluch durch die Zähne. Indessen, was half's! Man mußte zum Sturm schreiten.

Am Morgen des vierten Tages aber beschloß der General, noch einen friedlichen Versuch zu machen. Zum zweiten Male erschien der Oberst Duffin mit seinem Stabstrompeter vor dem Burgtor, und diesmal schmetterten die Signale dermaßen durch die Luft, als gelte es, die Toten aufzuerwecken. Wiederum erschien der Leutnant Krach in gemessener Haltung unter dem Gatter und hörte gelassen die Fanfaronaden des Obersten mit an. Dann stieß er klirrend seinen Sponton auf den Boden, trat einen Schritt vor und rief:

„Sie wünschen meine Bedingungen der Übergabe — hier sind sie: wir weichen der Übermacht. Die Besatzung erhält freien Abzug mit der Waffe und den Fahnen unter klingendem Spiel und Erweisung militärischer Ehren. Die Geschütze, Mundvorräte und Magazine fallen dem Belagerer anheim. Jeder andere Vorschlag ist zwecklos und unwürdig."

Sprach's und verschwand mit militärischer Wendung hinter dem rasselnden Fallgatter.

Der General Desaix sah nachdenklich in die Ferne, als ihm der Oberst, noch einigermaßen konsterniert über die barsche Antwort des Generals Krach, seine Meldung überbrachte. Sollte man es auf einen Kampf ankommen lassen? „Was meinen Sie, Duffin?"

„Die Österreicher sind im verstärkten Anmarsch, mein General, sie können übermorgen dort drüben auf den Höhen stehen."

„Ganz richtig, mein Lieber. Lassen wir also die rabiaten Kerle laufen, dann haben wir die Festung heute noch. Und kommandieren Sie drei Bataillone zur Zeremonie der Übergabe. Mehr als tausend Mann haben wir schwerlich zu erwarten."

Die ganze Stadt war auf den Beinen, als es hieß: binnen einer Stunde werde die Besatzung unter dem Teufelskerl, dem Leutnant Krach, mit klingendem Spiel in Freiheit ihres Weges ziehen. Die französischen Bataillone nahmen mit Fahnen und Standarten Aufstellung. Vor der Residenz hielt mit glänzender Suite der General Desaix, um den Vorbeimarsch abzunehmen. Man war in größter Spannung.

Und siehe, da begannen die Trommeln zu wirbeln, die Pauken dröhnten und die Trompeten schmetterten. Lauter aber als Trommeln, Pauken und Trompeten erscholl der Jubel und das Gelächter, als Bürger und Franzosen des Häufleins ansichtig wurden: vorweg der tapfere Kommandant mit dem geschulterten Sponton, hinter ihm zwei Konstabler mit den Fahnen, dann der Korporal an der Spitze seiner achtzehn Invaliden mit ihren Musketen — ein kümmerliches Häuflein alter Männer, Stelzfüße und Krüppel, die mühsam nach dem Takte der Marschmusik Schritt hielten und mit martialischen Mienen um sich blickten. Vor dem französischen General salutierte der Leutnant, und die alten Soldaten stampften im dröhnenden Paradeschritt über das Pflaster. Der General Desaix erwachte aus seinem stummen Staunen, griff schweigend an den Hut, und seinem Beispiele folgte mit verstohlenem Schmunzeln der ganze Stab.

Noch größer wurden die Augen der Franzosen, als sie auf den Bastionen der Burg nur drei rostige Kanonen und zwei uralte Mörser, dafür aber eine stattliche Anzahl kräftig gebauter Ofenrohre fanden. In den Kasematten stießen sie beim Suchen nach Mundvorräten auf fünf Bierfässer, und die klangen hohl.

Eine seltsame Maske.

Eine Münchener Faschingsgeschichte von Ernst Hoferichter.

Xaver Pfaffinger, der auch im Winter eine blühende Wiese von Sommersprossen im Gesicht hatte, war pensionsberechtigter Kulissenschieber an der Hofbühne. Und da er früher nacheinander Aufseher im Zoologischen Garten und Portier am Schlachthof gewesen war und so im Umgang mit Tieren eine beträchtliche Übung hatte, war ihm jetzt auf der Bühne alles Vieh, das in den großen Opern auftreten mußte, von der Intendanz anvertraut worden. So zog Xaver Pfaffinger in der „Zauberflöte" die Schlange aus der zweiten Kulissengasse hervor, ließ die freischützliche Wildsau über die Szene hopsen und den tranigen Drachen Feuer speien. Am liebsten aber schob er im „Lohengrin" den Schwan von fernen Landen nach Brabant hinüber, ließ er die gralische Taube vom Soffittenhimmel herabhängen — denn das Geflügel stand seinem Herzen am nächsten. So kam es, daß er durch diese Vögel Oper und Held „Lohengrin" an Sinn und Wert über alles andere schätzte und geradezu in sie verliebt war.

Und wie sich zuweilen Hausfrauen nach dem Waschhaus sehnen, so sehnte sich der Kulissenschieber Pfaffinger nach den Worten, Tönen und Taten dieses edlen Ritters mit Schwan und Taube. Wenn es kam, daß diese Oper einmal für längere Zeit auf dem Spielplan fehlte, dann ging er sehnsüchtig am Viktualienmarkt zwischen den Geflügelständen hin und her, wo die weißgefiederten Gänse ihm als verkleinerte Schwäne und vergrößerte Gralstauben erschienen. Wie es des andern Menschen gibt, die über alles gern Trambahnschaffner, Stierkämpfer, Obersekretär oder Feuerfresser werden möchten, so war für Xaver Pfaffinger der Held Lohengrin zum Ideal geworden.

So lange flog der Schwanenvogel in seinem Gehirnkasten herum, bis es ihm eines schönen Tages von einer Idee schwante, die von Verheißung schwanger war.

In den Auslagefenstern und Spalten der Zeitungen machte sich um diese Zeit allmählich der Fasching bemerkbar. Da sah man knallfarbige Kostüme aller Nationen und Stände zur Schau gestellt. Beim Maskenverleiher wurde der Mann aus dem Volke gegen eine Leihgebühr hinter dem Ofenschirm in wenigen Augenblicken zum feurigen Spanier, Zar und Zimmermann, Eskimo und Vorstadtindianer angeschirrt. Artikel feuerwerkten über Maskenfreiheit, Kostümbälle und Faschingstreiben... Die Luft wirbelte schon ahnungsvoll von Konfettistaub und Luftschlangen, die als Vorstellung auch in Pfaffingers Heldenkopf herumflogen und dort zusammen mit dem Flügelschlagen des Schwans den Einfall aufwehten, der ihm seine siedepunktheißen Wünsche erfüllen sollte. Ja, wenn er maskiert als Lohengrin aufträte, das würde es ihm ermöglichen, wenigstens auf Stunden sich ganz als Held und Ritter vom Schwan ausleben zu können! —

In derselben Nacht schrieb er noch einen Brief an die hochwohlgeborne Intendanz — sie möchte ihm hochachtungsvollst das Ritterkostüm des Lohengrin mit dem Schwan zusammen für einen Abend leihweise überlassen. Am dritten Tage traf ihn die abschlägige Antwort wie ein Kugelblitz. Aber in ihn war vorschußweise schon so viel Heldentum gelegt, daß er beschloß, zu gewaltsamen Taten überzugehen und handlungsfähig zu werden. So begann er sich das heldenhafte Kostüm stückweise zu erkämpfen. Und Xaver Pfaffinger riß nun nach jeder „Lohengrin"-Aufführung dem Schwan eine Schwanzfeder aus — und da gerade sehr oft „Lohengrin" gespielt wurde, hatte er bald das Flügelpaar für seinen Helm zusammengerupft, ohne daß es bemerkt wurde.

Dann fertigte er sich noch das eherne Schuppenkleid aus den Deckeln von Konservenbüchsen an und schmiedete den Schild vom Pappdeckel einer Korsettschachtel, wobei er die verräterischen Stellen mit Goldlack übertünchte. Selbst das goldene Horn und das heilige Schwert wuchsen aus bürgerlichem Hausgerät durch solcher Erfindung Pracht zu ritterlichem Adel empor.

Einige Schwierigkeiten bereitete ihm das Problem des Schwans. Schließlich aber fand er auch da den glücklichen Notausgang. Am Hundemarkt im Gasthof „Oberottl" kaufte er mit fünf Maß Bier einen liebreichen Köter, der für sich allein eine Hundeausstellung war, weil er alle Rassen in einem Exemplar wiedergab. Er hieß Nero und ging nach hinten wie ein Klavier in die Höhe. Pfaffinger verwechselte durch die Schuld des häufigen Kinobesuchs den Namen und rief ihm immer „Quo vadis" zu, worauf er dann hinging, wo er gerade wollte...

Dieser Hund nun, der durch die römische Geschichte schon genügend belastet war, wurde jetzt noch von Xaver Pfaffinger in die deutsche Sagenwelt eingeführt — und zwar buchstäblich. Denn er sollte zum Schwan werden, der ihn als Helden und Ritter Lohengrin auf seinem Gange begleiten sollte. So nähte er das Tier in ein Schwanenkleid ein, das aus altem Zeichenpapier, gestärkten Schillerkragen und abgetragenen Papiermanschetten zusammengebaut war und in der Form den Schwan mit Hals und Flügel ahnen ließ...

So bereitet er sich eines Samstagabends zur Heldenfahrt mit seinem Schwane vor, die zur Redoute in die Blumensäle führen sollte. Da werden die Frackaffen und Salontiroler Augen machen, wenn ich komme als Lohengrin mit Schwan, Schwert und Helm! dachte sich Xaver Pfaffinger, als er durch das Haustor auf die Straße trat. Dort merkte er aber erst, daß sein Schwan wider Erwarten anderen Geschlechtes war und eher Nera als Nero zu heißen hätte. Alle Hunde der Nachbarschaft kamen aus den Metzgerläden und Parterrefenstern hinter ihm hergelaufen —

„Was bist denn du für a Maschkera?" fragte ihn das Empfangskomitee an der Saaltür.

„Geh, dös muaß doch a tschechslowakischer Goaßboa sei, weil er a kloans Schaf dabei hat...!"

„Na, der geht do als Hennavogel! Siehgst net die Flügel auf sei'm Kopf...?"

Obwohl nun der Pfaffinger hätte wissen können, daß er die Kraft seiner Sendung verliert, wenn er schon bei der Landung seinen Namen nennt, sprach er doch: „Kennt's Ihr dös net — i bin da Lohengrin...! Und dös da is mein Schwan...!"

Daß er nicht sogleich als Held erkannt und mit dem Brautmarsch aus dem zweiten Akt begrüßt wurde, das beeinträchtigte auf eine kleine Weile seine Ritterschaft. Während um ihn her Dreher wehten und Frahsäh gestampft wurde, saß er als Lohengrin vor seinem Maßkrug und sah melancholisch nach dem schaukelnden Bier, wobei er an die Brandung der brabantischen Küste denken mußte.

„Jessas, da sitzt da Lohengrün...! Und grad zünfti schaut er aus! Magst net hintere kemma zu uns...? Bei der Musi sitz ma...!" rief ihm eine mit geblumtem Dirndlkostüm über drei Tische hinüber zu... Xaver Pfaffinger wölbte heldisch seine Brust. Da war eine, die ihn restlos erkannte... Sie schrie nach ihm! War es eine Art Elsa von Brabant, die einen Erretter nötig hatte? Wer weiß es...? Lohengrin wäre gemäß seiner Sendung gleich gefolgt, wenn nicht gerade jetzt sein Schwan verlangt hätte — auszutreten. Und er brauchte doch das Vieh zur Landung an ihrem Tisch...

Nachher aber brach er zu ihrem Platze hinauf. An der Leine zog er den Schwan nach, umgekehrt wie bei Wagner. Aber der Vogel des Pfaffinger sah wirklich so aus, als ob er gerade den Wellen entstiegen wäre, denn sein Kleid war durchnäßt.

Am Tisch bei der Musik empfing ihn ein alkoholisches Gejohle. „Hennavogel, da hau di hera!" „Ganshandler, sauf da grad gnua!" „Federnpepi! Narrischa Deifi, pflanz di hin!" schrien sie ihm entgegen. Und in der Heldenbrust Pfaffingers wurde es für eine gutgemeinte Huldigung aufgenommen.

„Nun sei bedankt, mein lieber Schwan! Zieh durch die weite Flut zurück!" begann er nun, zuerst leise, dann mächtig ansteigend zu singen. „Geh, halt bei Maul und sauf!" grölte ihm mit Baßstimme ein als Beduine Maskierter zurück, der jener Dirndl-Elsa die Zipfel von Weißwursthäuten in den Blusenausschnitt warf. Diese blickte dabei zufällig auf Lohengrin. Pfaffinger erkannte darin einen Anruf seines

Heldentums und riß das Schwert aus der Scheide: „Zum Kampf für eine Magd zu stehn, der schwere...“ sang er ergreifend.

„Waaasss, a Magd soll i dir sei?“ kreischte die scheinbar hilfsbedürftige Elsa ihrem Retter zurück. „Du flaumiger Hanswurst, mit deiner Bruathenna am Kopf! Du, Ludwigl, zoag's eahm, ob i a Magd waar!“ Und schon stand der Beduine Ludwig Zettelmeier, Obsthausierer am Isartorplatz, auf und schrie also: „Du spinnat's Rindviech, du spinnat's! Derfst du zu der Meinigen Magd hinsagn, wo sie Verkäuferin in einem Feinkostg'schäft is?“

Der ganze Tisch war alarmiert. „D' Schweinsbladern her, daß ma den Depp'n a bisserl ontupfa kenna...!“ Und das taten sie so lange, bis dem armen Helden Lohengrin die Federn über sechs Nachbartische hinflogen und das weiße Kleid seines Schwanes, durch herabfließendes Bier durchweicht, in Fetzen herabhing.

So zog er ohne Elsa und Heldentat ab. Auf dem Heimweg sprach er zu seinem Begleiter: „Siehgst, allaweil a echter Schwan macht's, sowohl an Zauber wia's G'schäft!! Dös siecht ma bei uns im Hoftheadda...! Und drum ham's ma dös Viech net g'lieha... Von weg'n der Zauberkraft!“

Wissen und Leben

Zum 100jährigen Todestag von Johannes Falk. Der 14. Februar 1926, der 100jährige Todestag von Johannes Daniel Falk, darf nicht vergessen werden. War er als Dichter und Schriftsteller auch nur ein Stern zweiter Größe, so dürfte man doch auch daran nicht stillschweigend vorübergehen. Sein Lied: „O du fröhliche, o du selige, gnadenbringende Weihnachtszeit“ wird überall im deutschen Volke gern gesungen. Als deutsch-evangelischer Volkserzieher aber steht er an erster Stelle für alle Zeiten. Auf diesen Umstand ist heute mit Nachdruck hinzuweisen. Falk ist von uns nach seiner hohen Bedeutung für die deutsche Kulturgeschichte zu würdigen. Keiner der Männer seiner Zeit hat wie er die Schäden unseres Volkes — Verrohung der Jugend — so tief erkannt; keiner hat die Mittel zur Erreichung wahrer Volkswohlfahrt — nicht Kriminal und Sträflingsarbeit, sondern christliche Zucht und Sitte — so energisch angewendet wie er, und keiner hat so seine ganze Persönlichkeit für die Erreichung dieses Zieles eingesetzt wie Johannes Falk. Nicht dichterischer oder schriftstellerischer Ruhm, nicht die Freundschaft mit den bedeutendsten Männern seiner Zeit, wie mit Schiller und Goethe, nicht die lichte, breite Straße auf den Höhen der Menschheit lockten ihn: er stieg, seinem inneren Drange folgend, herab zum Volke, als „gütiger Herr Rat“ zu dem kriegsgeplagten Bauer und als Retter zu der verwilderten Jugend. Im Herbst 1813, nach der Schlacht bei Leipzig, fing er an, die armen verwaisten, verirrten Kinder zu sammeln. Seine Mietswohnung in Weimar wurde das erste Fürsorgeerziehungsheim Deutschlands. Zwei große Aufgaben: Volkserziehung und Volksbildung sollten durch seine Anstalt gelöst werden. Familie, Schule und Werkstatt oder: Zucht, Unterricht und Arbeit waren die Grundlagen, auf denen er aufbaute. Dabei legte er den Nachdruck auf Volkserziehung. Er schreibt: „Was in aller Welt nützen dem Staate gebildete Spitzbuben? Sie sind ihm nur um so gefährlicher. Die mechanisch erlernten Fertigkeiten sind nur eben so viele Dietriche, die man ihnen zur Plünderung des Heiligtums der Menschheit in die Hand gibt. Das Fundament alles Unterrichtes und aller Lehre ist Religion und Moral.“ Unter den 277 Zöglingen im Jahre 1817/18 befanden sich 174 Lehrlinge. Diese hatte Falk zu tüchtigen Meistern getan. „Ein frommer Fleiß brachte die Jugend zur Vernunft und bändigte das Tier in ihr.“ Zu den Werkstätten trat die Sonntagsschule, die für Bildung des Verstandes sorgte, und die sonntägliche Erbauungsstunde, in welcher „der bessere innere Sinn“ geweckt werden sollte. Gestützt wurde die Falksche Anstalt durch die „Gesellschaft der Freunde in der Not“, den ersten Verein für innere Mission, den Falk am 11. Mai 1813 ins Leben rief. So hat er mit großem Segen für seine Zeit gewirkt und in zwölf Jahren über 300 Kinder auf den rechten Weg gebracht. Nicht nur in Deutschland, auch im Ausland entstanden Anstalten nach dem Vorbilde des „Lutherhofes“ in Weimar. Von ihm lernte die Mitwelt, auf seine Schultern stellte sich die Nachwelt. Ehre seinem Andenken! H. Diersch.

Jean Paul — ein Kußgenie. Ein Dichter braucht sich nicht zu genieren. Als Jean Paul einmal, wie H. A. O. Reichard in seiner Selbstbiographie erzählt, beim Herzog August von Gotha zum Teeabend geladen war, forderte der Dichter, dem Tee nicht behagte, „ein Glas Weizenbier, was im ganzen, überaus eleganten Hause unerhört war und erst geholt werden mußte“. Ebenso erbat sich der Dichter, als er 1817 in Heidelberg war und die ganze Stadt auf den Kopf stellte, von Heinrich Voß die Erlaubnis, in der Laube des schönen Vossischen Gartens lesen und arbeiten zu dürfen, aber es müsse ein Krug Bier dabeistehen. Wenn Heinrich Voß auch betont, daß Jean Paul keineswegs unmäßig im Trinken gewesen sei, so verdroß ihn Jean Pauls „schreckliche Untugend, allen artigen Mädchen einen Kuß zu stehlen, und gewöhnlich hört es erst auf beim 24ten Kusse, ja wohl gar erst beim 136ten. Und noch immer ist es mir unbegreiflich, daß keine der Heidelberger Frauen und Jungfrauen, die alle darunter litten, ihm gram geworden. Herr Gott! wie ward mir, als ich solchen Greuel ansah, und 26 mal nahm ich mir vor, das seiner Frau zu schreiben — aber was tat der Verruchte? Er schrieb das alles selbst seiner Frau, und entblödete sich nicht, mir den Brief zu zeigen. Ihr seht“ — so schließt Heinrich Voß — „liebe Cousinen, der Mann hat seine großen Fehler, und daher spannt nur immer eure romantische Vorstellung von ihm etwas herab.“ — Solche und ähnliche Erlebnisse entdeckt man in dem Buche von Ludwig Bäte „Kranz um Jean Paul“. Es erzählt von den Heidelberger Festtagen in ungedruckten Briefen von Heinrich Voß (J. Hörning, Heidelberg). E. Ebstein, Leipzig.

Die Bluterkrankheit. In seinem Roman „Die Frauen von Tanno“ schildert der Schweizer Dichter Ernst Zahn die Leidensgeschichte einer Gebirgsdorfgemeinde seines Heimatlandes, deren männliche Mitglieder an einer eigenartigen Krankheit leiden: ihr Blut besitzt nicht die Fähigkeit, zu gerinnen. So kommt es, daß diese Unglücklichen bei der geringsten Verletzung der Gefahr der Verblutung ausgesetzt sind. — Der dem Roman zugrunde liegende Gedanke, so unwahrscheinlich er erscheinen mag, ist trotzdem durchaus wissenschaftlich. Es gibt in der Tat Menschen, deren Blut die sonst so selbstverständliche Eigenschaft der Gerinnung außerhalb der Blutgefäße nicht oder nur in geringem Maße besitzt. Tatsache ist auch, daß diese Eigentümlichkeit fast ausschließlich beim männlichen Geschlechte vorkommt, während das weibliche davon meist verschont ist. Geradezu verwirrend aber wirkt die Feststellung, daß die aus der Ehe eines solchen „Bluters“ mit einem gesunden Weibe stammenden Kinder selbst keine Bluter sind, daß diese Erscheinung aber bei den männlichen Nachkommen der Töchter des Bluters wieder auftritt. Die Forschung hat diese Tatsache an Hand entsprechender Stammbäume einwandfrei festgestellt. Es mag der dichterischen Erfindungsgabe des Schriftstellers wie der Phantasie des einzelnen überlassen bleiben, sich die oft katastrophalen Folgen eines an sich harmlosen Messerschnittes, einer unscheinbaren Hautverletzung oder einer notwendigen Zahnextraktion vorzustellen. Uns möge hier nur die Frage nach der Ursache jener Gerinnungsunfähigkeit des Blutes beschäftigen. Doch voraus noch zwei weitere Fragen: Warum gerinnt das Blut normalerweise? Warum gerinnt es nicht innerhalb der Blutgefäße? Neben anderen wesentlichen Bestandteilen enthält das kreisende Blut einen Eiweißkörper, das Fibrinogen. Kommt aber das Blut — z. B. nach einer Verletzung — mit Fremdkörpern — z. B. der äußeren Haut — in Berührung, so scheidet sich aus ihm ein neuer Stoff, das Fibrinferment oder Thrombin, aus, das wiederum erst aus zwei Körpern, der Thrombokinase und dem Thrombogen, unter Einwirkung der Kalksalze des Blutes entsteht. Durch Verbindung dieser beiden nun vorhandenen Stoffe entsteht das Fibrin, jener Faserstoff, mit dessen dichtem Gewebe die festgehaltenen roten und weißen Blutkörperchen den Blutpfropfen oder Thrombus bilden, der das verletzte Gefäß vollständig verstopft und so den Körper vor weiterem Blutverlust

schützt. Eine Gerinnung des Blutes innerhalb der Gefäße ist im allgemeinen deshalb nicht möglich, weil dort die Bildung des einen der zur Gerinnung notwendigen Stoffe, des Fibrinferments, nicht stattfinden kann. Bei den Blutern ist dies nicht nur innerhalb, sondern auch außerhalb der Gefäße der Fall, so daß es dann natürlich auch nicht zur Entstehung eines Blutschorfes kommen kann. Die Gründe hierfür sind aller Wahrscheinlichkeit nach in einer angeborenen und vererbbaren Schwäche derjenigen Zellen zu suchen, die man als die Erzeuger der zur Gerinnung notwendigen Stoffe, besonders der Thrombokinase, anzusprechen hat.

Dr. med. H. Dreßler, Hannover.

Das moderne Unterseeboot. Wie fast alle modernen Kampfmittel, ist bekanntlich auch das Unterseeboot durch den Friedensvertrag für Deutschland verboten worden, und eine Folge davon ist, daß man bei uns diesem im Kriege von der deutschen Technik auf den Höhepunkt der Entwicklung gebrachten Fahrzeug heute kaum noch Beachtung schenkt. Um so eifriger haben aber auf diesem Gebiet unsere ehemaligen Gegner gearbeitet, und wenn sich auch wohl das Meiste, was hier geschaffen wird, der Öffentlichkeit entzieht, so ist doch festzustellen, daß im kommenden Seekrieg der Untersee-Kreuzer eine Rolle von kaum schon übersehbarer Bedeutung spielen wird. Man muß, um sich klarzumachen, was es bedeutet, wenn ein Unterseeboot wie das jetzt verlorene englische „M. I“ als Hauptwaffe ein 30-cm-Geschütz trägt, sich vor Augen halten, daß ein solches Geschütz eine Rohrlänge von etwa 15 m besitzt und ein Geschoß von nahezu 400 kg Gewicht mit einer Mündungsgeschwindigkeit von beinahe 900 m pro Sekunde verfeuert. Ein Geschoßgewicht also, das nahezu das Dreifache dessen darstellt, was ein Kleiner Kreuzer der „Emden“-Klasse mit seiner ganzen Breitseite verfeuerte. Berücksichtigt man dabei, daß die Fahrzeuge in der Überwasserfahrt dem Kleinen Kreuzer fast ebenbürtig sind, über ein hochentwickeltes Tauchvermögen verfügen und auch lange Strecken unter Wasser zurücklegen können, so ist es schwer, sich ein zutreffendes Bild von den Auswirkungen des künftigen Kreuzerkrieges zu machen. — Daß im übrigen auch das Großkampfschiff mit Tauchmöglichkeit in Zukunftsplänen eine Rolle spielt, ist wohl sicher. Mindestens aber gehört dies vorerst ebenso sicher in das Reich der Phantasie.

Me.

J. J. Webers illustr. Gartenbibliothek

WILLY LANGE

Gartengestaltung der Neuzeit

Unter Mitwirkung für den Architekturgarten von OTTO STAHN.

Mit 309 Abbildungen, 16 bunten Tafeln nach Lichtbildern in natürlichen Farben. 5. Aufl. In Halbleinen 15.— RM.

„Kaum ist von einem neueren Gartenkünstler unsere Gartengestaltung so befruchtet worden wie von Lange. Sein umfangreiches, reichillustriertes Werk „Gartengestaltung der Neuzeit“ . . . wirkte in dieser Beziehung bahnbrechend. Es enthält das Ergebnis seiner langjährigen praktischen Tätigkeit wie seiner tiefgründigen Beobachtungen und Studien in der Natur. Stets geht er den Dingen auf den Grund, sucht er die Beziehungen zwischen Mensch und Natur auf und weiss sie für seine Bestrebungen und als Stütze für seine Lehren zu verwerten“. Der Tag.

Gartenbilder

Mit Vorbildern aus der Natur. Mit 216 Abbildungen. In Halbleinen 12.— RM.

„Wer die Natur liebt und einen Garten hat, dem schenke man dieses prächtige Buch, das mit seinen 216 Abbildungen jedem Naturfreund das Herz im Leibe lachen lässt. Willy Lange (Wannsee) ist ein Fachmann ersten Ranges, ein Kenner, der seinen schönen Gegenstand zu beseelen weiss. ‚Des deutschen Volkes Seele wurzelt im Walde, die Seele der Familie im Gartenheim‘, sagt er im Vorwort. Und wir wünschen auch unsererseits all diesen Bestrebungen reichsten Erfolg“. Der Türmer.

KARL FOERSTER

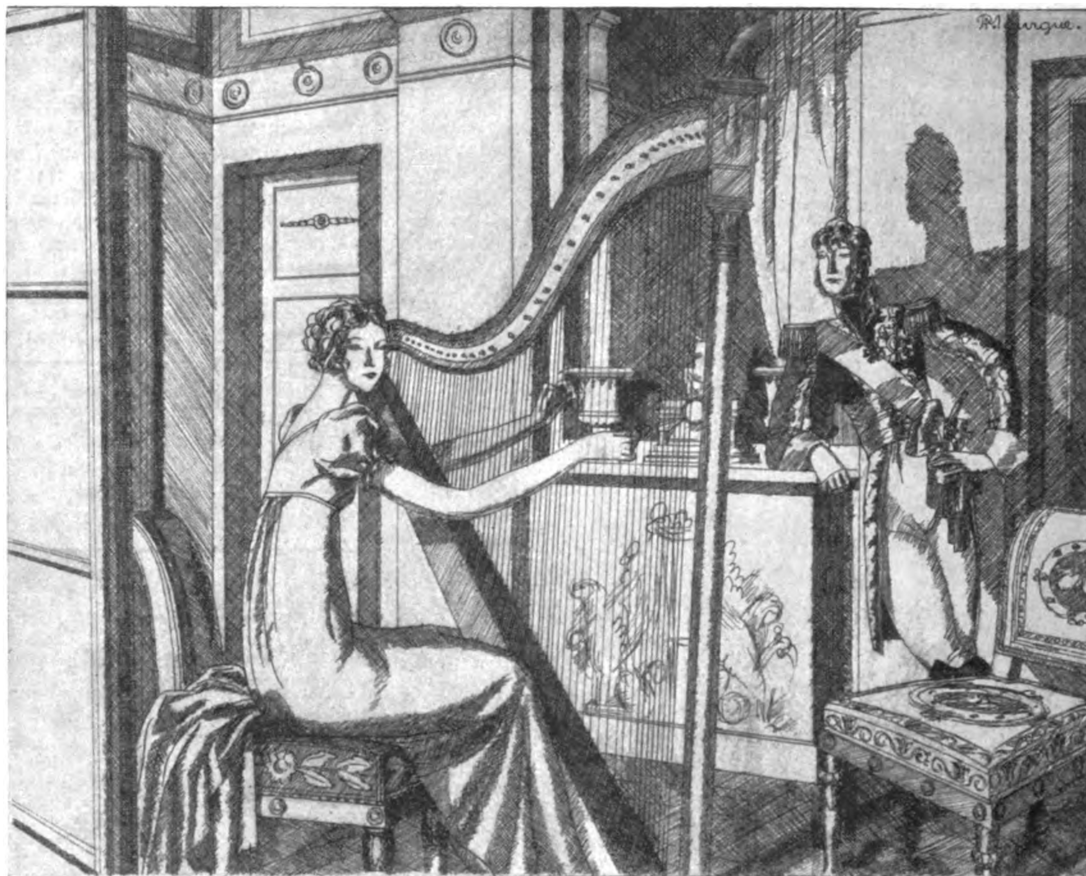
Winterharte Blütenstauden und Sträucher der Neuzeit

Ein Handbuch für Gärtner und Gartenfreunde.

Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage mit 174 in den Text gedruckten und 47 farbigen Abbildungen auf 14 Tafeln. In Leinen gebdn. 18.— RM.

„Dieses Foerstersche Buch ist nicht nur das erste seiner Art gewesen, sondern es ist auch das Beste auf diesem Gebiete. Foerster ist ja als erstklassiger Fachmann auf seinem Sondergebiete anerkannt. Der Inhalt des prachtvollen Buches ist dementsprechend auch in jeder Weise erschöpfend. Alles Wissenswerte ist mit meisterhafter Geschicklichkeit in knappen Worten aber dennoch überzeugend behandelt worden. Es gibt nicht eine Frage, die nicht eine befriedigende Antwort fände. . . . Es ist einfach unmöglich, auch nur einen Bruchteil des grossen Inhaltes anzuführen. Das Buch ist für den Liebhaber sowohl wie für den Berufsgärtner unentbehrlich. Der geringe Preis von 18 Mark steht in gar keinem Verhältnis zu dem Gebotenen“. Mitteilungen des Verbandes ehemal. Köstritzer „Pamona“.

J. J. Weber, Leipzig 26



Stimmung und Wohlbehagen in Ihren Räumen.

Ein armseliges Dachstübchen ist oft trauter, wohnlicher als manche Prachtwohnung. In Ihren Räumen bewegen Sie sich doch den grössten Teil Ihres Lebens, nach Ihren Räumen werden Sie beurteilt.

Was nützen all die kunstvollen Prunkstücke an Möbeln, Meisterwerken, wenn sie im Raume verloren oder von Kälte umgeben sind. Erst die richtige Harmonie löst Wohlbehagen und die Bewunderung all der Pracht aus. Die Harmonie kann einzig und allein mit dem Hintergrund — dem Wandkleid — geschaffen werden, das alles umgibt, abhebt und umschliessen muss, das den Raum bedingt, sein Gepräge, seine Stimmung.

Tekko und Salubra sind die einzigen Wandbekleidungen, die mit denselben Farben hergestellt sind, die der Kunstmaler für seine Ölgemälde braucht. Diese Tapeten bleiben daher unveränderlich. Sie können mit Bürste und Seifenwasser gewaschen werden, wenn Flecken oder Schmutz an sie kommt. Sie nehmen keinen Staub oder Geruch in sich auf und bieten somit alle Voraussetzungen zu einem wahren Kleid der Wand, zu Qualität. Der eigenartige Farbenschmelz, den andere Tapeten nicht haben, bringt eine wohltuende Harmonie in jeden Raum und erhöht alles im Raume, was sich darin befindet. Die Tekko- und Salubra-Tapeten sind daher schon verwendet im Schloss Nymphenburg, in den Gemächern der Prinzen u. Prinzessinnen des königlichen Schlosses in Barcelona, in den Räumen der Königin von Italien, in den Empfangs- und Festräumen von Regierungspalästen, in unzähligen Privatwohnungen, Hotels, in Sanatorien, Geschäftshäusern. Wir laden Sie höfl. ein, sich Tekko und Salubra im Grossen mit Anwendungs-Beispielen im nächsten erstklassigen Tapetengeschäft anzusehen. Die Wahl aus dieser Fülle von stimmungsvollen Mustern ist ein Genuss. Tekko und Salubra in allen Preislagen von M. 3.60 bis M. 34.— die Rolle. Verlangen Sie Muster und Raumskizzen erster Künstler kostenlos von

SALUBRA A.-G., GRENZACH 5b (BADEN)

In der Literatur werden Tekko und Salubra besonders hervorgehoben und in mehrfarbigen Bildern oder Proben wiedergegeben. Siehe Band „Räume und Menschen“ von Architekt und Kunstmaler Aug. Trueb. (Preis Mark 10.—). Zu beziehen vom Walter Hædecke Verlag in Stuttgart.

Wir haben die Erfahrung gemacht, dass die Salubra- und Tekkowandbekleidung, welche schon länger als zehn Jahre verwendet wurde, jetzt noch fast neu erscheint. Dieselbe lässt sich tadellos abwaschen u. ist vor allen Dingen dem Lichte widerstandsfähig. Hotel Kurhaus, Bad Mergentheim.

Man achte auf die Schutzmarke!



Verein deutscher Nähmaschinen-Fabrikanten

Die hochentwickelte deutsche Nähmaschinen-Industrie hält im In- u. Ausland dank der Gediegenheit ihrer Erzeugnisse die führende Stellung inne.

KAUFT NUR DEUTSCHE NÄHMASCHINEN!

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I·I·WEBER·LEIPZIG

NR. 4222. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 11. FEBRUAR 1926

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4222. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 11. Februar 1926.

Allgemeine Notizen.

Ernennung zum Ehrendoktor. Professor Walter Tiemann, Direktor der Staatlichen Akademie für graphische Künste und Buchgewerbe in Leipzig, dessen Bildnis wir aus Anlaß seines fünfzigsten Geburtstags in Nr. 4220 vom 28. vorigen Monats gebracht haben, ist von der Philosophischen Fakultät der Universität Leipzig zum Ehrendoktor der Philosophie ernannt worden.

Ein ornithologischer Weltkongreß. Im Mai dieses Jahres findet in Kopenhagen eine Zusammenkunft der bedeutendsten Ornithologen aller Länder statt. Der letzte Kongreß dieser Art hat einige Jahre vor dem Weltkrieg in Berlin getagt. Der diesjährige Versammlungsort ist durch einen von dem Internationalen Ornithologischen Komitee gewählten Ausschuß festgesetzt worden. Diesem Ausschuß gehören deutscherseits A. Erwin Stresemann und Hermann Grote an; ferner sind hervorragende Wissenschaftler Amerikas, Englands (Dr. E. Hartert), Schwedens und Frankreichs vertreten.

Die Pferderennen für das Jahr 1926 sind wie folgt festgesetzt worden: Baden-Baden: 20., 22., 24., 27., 29. August. Bremen: 3., 6. Juni, 22., 26., 29. August. Breslau: 16., 18. Mai, 4., 6., 13. Juni, 4., 6. Juli, 1., 3. August, 5., 7. September. Danzig: 24., 30. Mai, 27. Juni, 4., 11. Juli, 15. August, 12., 19. September. Doberan: 25., 26., 28. Juli. Dortmund: 28. März, 21., 25. April, 27., 30. Mai, 4., 7. Juli, 19., 22. September, 17., 20. Oktober, 10., 14. November. Dresden: 4., 6. April, 1., 2., 23., 25., 30. Mai, 28., 29. August, 18., 19. September, 24., 30., 31. Oktober. Düsseldorf: 21., 24. März, 11., 13. Mai, 27., 29. Juni, 25., 28. Juli, 22., 25. August, 3., 6. Oktober. Frankfurt a. M.: 18., 22., 25. April, 13., 17., 20. Juni, 15., 17. August, 3., 7., 10. Oktober. Grunewald: 18., 22., 28. April, 13., 22., 29. Mai, 8., 13., 16. Juni, 1., 11., 16., 24., 29. Juli, 7., 11., 13., 18., 25., 29. August, 7., 19., 24., 26. September, 1., 9., 14., 22., 24., 27. Oktober. Halle a. S.: 5., 6. Juni, 3., 4. Juli, 8., 11., 15. (Dessau-Halle) August, 25., 26. September. Hamburg-Großborstel: 13., 15., 16. Mai, 18., 19., 21. September. Hamburg-Horn: 25., 27. April, 19., 20., 23., 25., 27. Juni, 26., 30. September, 3. Oktober. Hannover: 5., 7. April, 9., 13. Mai, 13., 15. Juni, 1., 3., 5., 8. August, 12., 15. September. Harzburg: 11., 13., 16., 18. Juli. Hoppe-

Etwas für Raucher. Die bekannte und seit einiger Zeit von erfahrenen Rauchern viel begehrte Zigarette „Aco-Silber", eine Schöpfung der Zigarettenfabrik Constantin in Hannover, ist auch künftig in gleicher Güte zum bisherigen Preise von fünf Pfennig überall zu haben. Das Charakteristische für diese Zigarette ist die Feinheit der Mischung in Verbindung mit dem eigenartigen Aluminium-Mundstück.

Das Sanatorium Bilz, Dresden-Radebeul ist in den Wintermonaten 1925 eingehend renoviert worden. Besonders wurden die Kur- und Baderäume derartig modernisiert und erweitert, daß ein jeder der früheren Gäste über die erfolgten Verschönerungen und Erweiterungen usw. entzückt ist. Infolge der günstigen klimatischen Lage und der entsprechenden inneren Einrichtungen eignet sich das Sanatorium Bilz besonders für Winter- und zeitige Frühjahrskuren. Zwei erfahrene approbierte Ärzte überwachen die gewissenhaft durchgeführte Kur. Die vielseitige Küche wird als vorzüglich und reichhaltig anerkannt. Der Besuch ist daher immer ein sehr guter. Alles weitere in dem ausführlichen kostenlos erhältlichen Prospekt.

garten: 2., 5., 7., 11., 16., 19., 24. Mai, 3., 6., 11. Juni, 4., 7., 10., 13., 18., 22., 27. Juli, 4., 31. August, 2., 4., 9., 14., 17., 28. September, 3., 5., 11., 17., 19. Oktober. Horst-Emscher: 5., 9. Mai, 1., 3. Juni, 15., 18. August, 26., 29. September, 31. Oktober, 1., 21. November. Karlshorst: 5., 10., 15., 24., 27. April, 1., 9., 15., 25. Mai, 1., 5., 10. Juni, 20., 25. Juli, 3., 8., 15., 19., 23., 28. August, 5., 11., 16., 23., 30. September, 6., 10., 13., 21., 28. Oktober. Kolberg: 18., 25. Juli, 15., 18., 22. August. Köln a. Rh.: 14., 18. April, 13., 16. Juni, 18., 21. Juli, 8., 11. August, 10., 13. Oktober. Königsberg i. Pr.: 9., 16. Mai, 6., 20., 27. Juni, 1., 8., 29. August, 5., 26. September, 3. Oktober. Krefeld: 28. April, 2. Mai, 6., 9. Juni, 11., 14. Juli, 29. August, 1. Septbr., 4., 7. Novbr. Leipzig: 24., 25. April, 13., 16. Mai, 26., 27. Juni, 4., 5., 11., 12. Septbr., 2., 3., 16., 17. Oktober. Magdeburg: 10., 11. April, 1., 2. Mai, 19., 20. Juni, 24., 25. Juli, 21., 22. August, 9., 10. Oktober. Mannheim: 2., 4., 9. Mai, 5., 8., 12. Septbr. Mülheim-Duisburg: 8., 11. April, 23., 24. Mai, 20., 23. Juni, 12., 15. Septbr., 24., 27. Oktober. München: 5., 11. April, 24., 30. Mai, 3., 6., 27., 29. Juni, 4., 7., 11. Juli, 17., 21., 24., 31. Oktober. Neuß: 4., 5. April, 16., 19. Mai, 1., 4. August, 5., 8. Septbr. Strausberg: 28. März, 3., 8., 12., 17., 21. April, 27., 30. Juni, 6., 9., 17. Juli, 1., 5, 9, 14. August, 26. Oktober, 1., 4., 7., 10. Novbr. Travemünde: 2. oder 6. und 4. Juli. Wiesbaden: 13., 16. Mai, 19., 23., 26. Septbr.

Das Projekt einer Bahn über den Fernpaß bei Garmisch-Partenkirchen, die eine kürzere Verbindung von Augsburg nach dem Inntal und dem Bodensee herstellen würde, ist von maßgebenden Stellen ins Auge gefaßt worden. Die Bauzeit der etwa dreißig Kilometer langen Bahn wurde auf drei Jahre, die Kosten auf siebzehn Millionen Goldkronen angegeben, wobei sieben Millionen auf den fünf Kilometer langen eingleisigen Fernpaßtunnel entfallen sollen. Die bayerische Regierung nimmt lebhaftes Interesse an dem Projekt.

Heinemanns altbewährte echte Erfurter Samen finden in dem 317. Hauptverzeichnis für das Jahr 1926 der Samenzucht und Samenhandlung von F. C. Heinemann in Erfurt würdige Erläuterung. Die gediegene Ausstattung des Katalogs mit einer großen Anzahl von vortrefflichen Abbildungen ist ein zweckdienliches Vorzeichen für die hervorragende Güte der Heinemann-

schen Gemüse-, Blumen- und landwirtschaftlichen Sämereien. Im Bedarfsfalle lasse man sich den über alles genau unterrichtenden Katalog von genannter Firma gleich kommen, da er sehr bald vergriffen sein dürfte. E. M.

Vom amerikanischen Außenhandel. Die Einfuhr der Vereinigten Staaten erreichte 1925 einen Wert von 4224 Millionen Dollar, die Ausfuhr einen solchen von 4908 Millionen Dollar. Die Goldausfuhr belief sich auf 262 Millionen Dollar, die Einfuhr auf 128 Millionen Dollar. Handelssekretär Hoover erklärte, 1925 sei der Außenhandel der größte in der amerikanischen Geschichte der Warenmenge nach, wenn auch nicht dem Werte nach.

Internationale Ausstellung in Philadelphia. Anläßlich der Feier der 150jährigen Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika findet in der Zeit vom 1. Juni bis zum 1. Dezember d. J. in Philadelphia eine große internationale Ausstellung statt, an der sich auch europäische Aussteller beteiligen werden. Das Ausstellungsgelände erstreckt sich über einen Raum von nahezu 3 qkm. Ausstellungspaläste von imposanter Größe werden für die verschiedenen Industrien und ihre Fabrikate, für die Landwirtschaft mit ihren Erzeugnissen, für Bergbau und Metallverhüttung, für Unterrichtswesen und Sozialwissenschaft sowie für die freien Künste errichtet. Ein besonderes Gebäude bleibt der Automobilindustrie vorbehalten. Die Ausstellung wird auch in Europa die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf sich lenken und der im steten Wachsen begriffenen Neigung zu Studienzwecken nach den Vereinigten Staaten einen neuen Impuls geben. Da erfahrungsgemäß gerade während der Sommer- und Herbstmonate die Dampfer nach den Vereinigten Staaten besonders stark besetzt sind, empfiehlt es sich, die Platzbelegung frühzeitig vorzunehmen. Für Reisende, die an den Eröffnungsfeierlichkeiten der Ausstellung teilnehmen und die Überfahrt nach Amerika mit einem neuen großen Schiff unternehmen wollen, bietet sich eine vorzügliche Reisegelegenheit mit dem Doppelschraubendampfer Hamburg der Hamburg-Amerika Linie, der auf seiner zweiten Reise ab Hamburg am 21. Mai kurz vor Ausstellungsbeginn in Amerika sein wird. Weitere Überfahrtsgelegenheiten geben auch die anderen in allen Passagierklassen vorzüglich eingerichteten Dampfer des Gemeinschaftsdienstes der Hamburg-Amerika Linie und der United American Lines (Harriman Line), die allwöchentlich von Hamburg nach Neuyork fahren.

Illustrirte Zeitung



LIEBESERKLÄRUNG

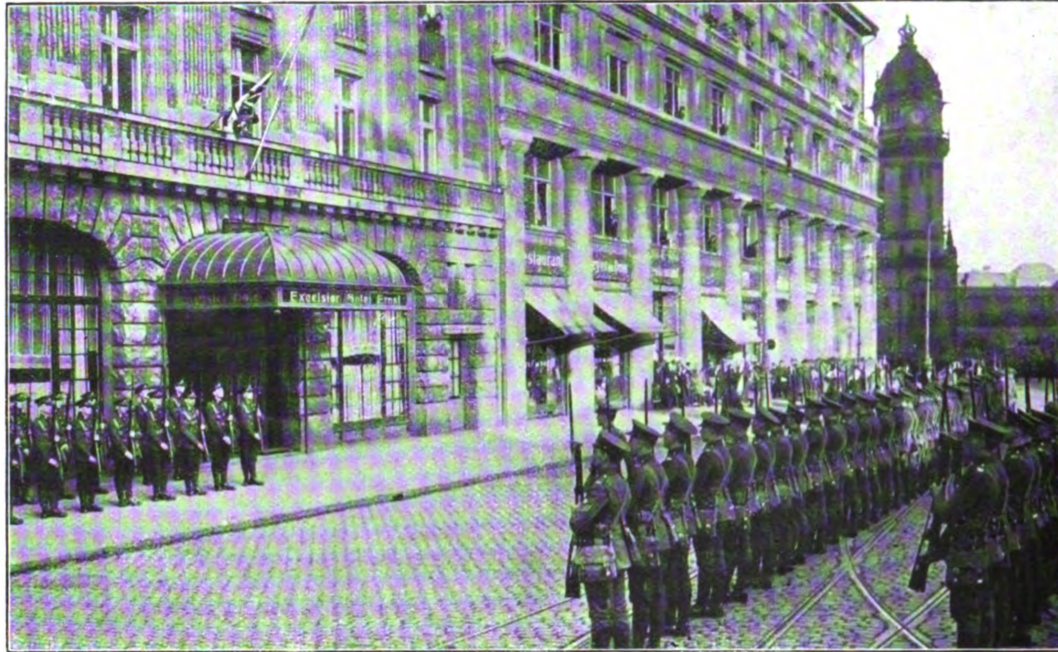
NACH EINER ZEICHNUNG VON W. HELWIG

Der Volkscharakter als Träger der Geschichte eines Volkes.

Von Generalleutnant Heinrich Meyer.

Wenn die Geschichte der romanischen, der festlandgermanischen, der angelsächsischen und der slawischen Völker einen voneinander so verschiedenen Verlauf genommen hat, so ist dies in erster Linie nicht auf den Unterschied der Verstandesanlagen dieser Völker, sondern auf die Verschiedenheit ihrer Charaktereigenschaften zurückzuführen.

Zwei Ideen, zwei verschiedene Charaktereigenschaften trennen von Hause aus die romanischen und slawischen Völker von den festlandgermanischen und angelsächsischen. Der Trieb zur Gemeinschaft, der Trieb zum „Sozialismus“, der Trieb zur Einheit und Gleichheit bewegt und durchdringt das Leben der Romanen und Slawen; der Trieb zur Persönlichkeit, die Neigung, alles nach dem eigenen Sinne ordnen zu wollen, die Vorliebe für den „Individualismus“ liegt in übertriebenem Grade den Festlandgermanen, zum Teil auch den Angelsachsen im Blute. Dementsprechend entwickeln sich die Charaktereigenschaften und die Geschichte all der vorgenannten Völker, denn auch für den Charakter eines Volkes gilt das Gesetz der Entwicklung. Der Charakter eines Volkes ist nichts Feststehendes, nichts Unabänderliches. Neue religiöse Ideen und Lehren, neue politische Ideen beeinflussen bei dem einen Volk mehr, bei dem andern weniger die Charakterentwicklung. Neben der Abstammung, neben der Blutmischung wird der Charakter eines Volkes auch von der Umwelt beeinflußt. Zur Umwelt kann man rechnen: Geographie, Klima, Topographie des von dem betreffenden Volke bewohnten Landes, friedlicher oder kriegerischer Charakter, kulturelle Höhe der Nachbarvölker usw. Die Annahme des Christentums hat auf die Charakterentwicklung der europäischen und amerikanischen Völker nicht den erhofften Einfluß gehabt. Auch der Übergang vom Agrarstaat zum Industriestaat kann in hohem Grade bei einem Volk eine wesentliche Charakteränderung hervorrufen.



Von der Räumung der Stadt Köln durch die englischen Besatzungstruppen: Die Niederholung der englischen Flagge am 30. Januar nachmittags drei Uhr am Hotel Excelsior, dem bisherigen englischen Hauptquartier, mit dem Rest der Truppen in Paradeaufstellung.

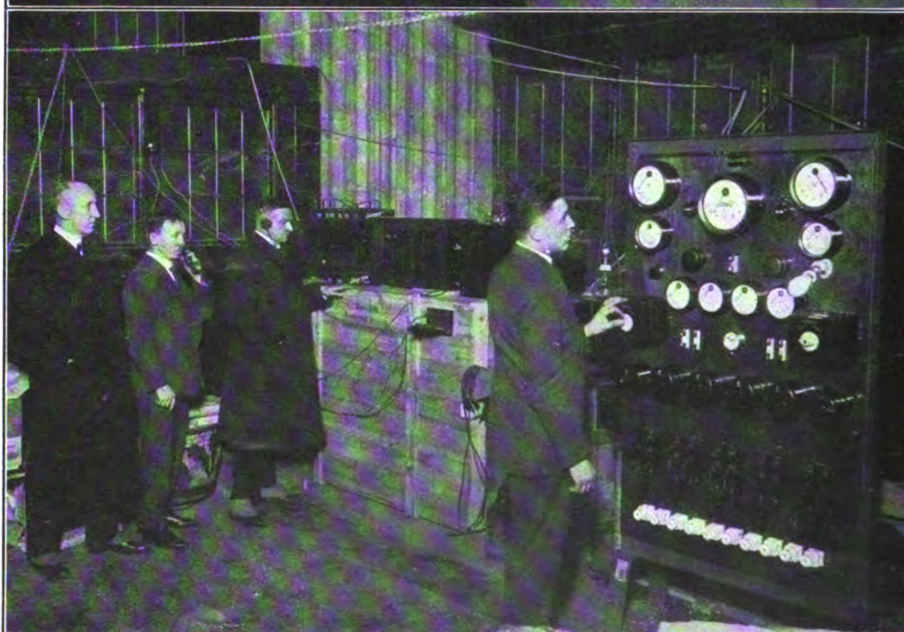
Beide Ideen, der soziale und der individuelle Trieb, sind berechtigt, keine dieser beiden Ideen darf aber zur ausschließlichen Geltung gelangen. Erlangt die Idee der politischen Absonderung oder die der sozialen und kirchlichen Absonderung die ausschließliche Herrschaft, dann wird in ersterem Falle der Gegensatz der Stämme oder Kleinstaaten, in letzterem der Gegensatz der Bekenntnisse und Stände so groß, daß die Einheit der Nation, des gleichsprachigen Volkes, gefährdet wird, dann haßt ein Kleinstaat den anderen, eine Konfession die andere, ein Stand den anderen. Die übertriebene Zusammenschließung in einen unsinnigen Einheitsstaat, wie in Frankreich, reizt wie im früheren Rom, so jetzt die Franzosen zu fortgesetzten Eroberungskriegen. Die übertriebene Absonderungs- und die übertriebene Zusammenschlußidee führen dazu, daß die Geschichte der von diesen übertriebenen Ideen beherrschten Völker sich zum Geschichtsverlauf in Wellenlinien entwickelt, während die germanischen Angelsachsen die Auswüchse der Triebe zum Sozialismus und Individualismus vermeiden, diese beiden Ideen vielmehr auszugleichen suchen und danach trachten, sie in einem harmonischen Gleichgewicht zu erhalten, so daß die angelsächsische Geschichte, dem Volkscharakter der Angelsachsen gemäß, in stetig aufsteigender Linie verläuft.

Nach der Völkerwanderung, die bekanntlich germanische Völkersplitter nach allen Gegenden Europas, ja sogar nach Afrika trug, haben wir es bei allen großen europäischen Völkern nicht mehr mit vollkommen einheitlichen Rassen, sondern mit Kreuzungsprodukten zu tun, die aber dann im Laufe ihrer Entwicklung ihre ganz bestimmte Eigenart gewannen. Nach der Völkerwanderung, noch mehr nach der Annahme des Christentums kam der weströmisch-staatliche und der weströmisch-kirchliche Zusammenschluß- und Weltorganisationsgedanke auch zu den Germanen, der oströmische Gedanke zu den Slawen.

Der römische Weltstaatsgedanke kämpfte dann Jahrhunderte hindurch, auch nach der Auflösung des Karolingerreiches, gegen die feudalen Territorialfürsten, die Vertreter des germanischen Absonderungsgedankens in Frankreich, Deutschland und auch in England. Nun greifen überall in Europa große, überragende Persönlichkeiten wirksam in die Geschichte ein. In Frankreich siegte die Zentralgewalt, in Deutschland die Territorialgewalt, nachdem auch die Bischöfe und Äbte, die zuerst Anhänger und Vertreter des Reichsgedankens gewesen, zu dem Territorialgedanken abgeschwenkt waren.

Die Ideen der damaligen Kaiser des Heiligen Römischen Reiches Deutscher Nation waren, so groß die Persönlichkeitswerte der einzelnen Kaiser auch gewesen sein mögen, übertrieben, sie waren weltbürgerlich. Die Durchführung dieser Ideen war unmöglich. Daß die Weltherrschaftsidee von Deutschland nun auf Frankreich überging, war für uns kein Unglück; unser Verhängnis war nur, daß wir nun, anstatt im deutschen Mutterlande vom Weltherrschaftsgedanken zum deutschen Staatsgedanken überzugehen, zur schlimmsten Kleinstaaterei kamen. Im deutschen Mutterlande westlich der Elbe endete vom Ausgange des 13. Jahrhunderts an der deutsche Zusammenschlußgedanke nicht mehr beim Stamme, sondern schon





Oben: Die Eröffnung der Westdeutschen Funkausstellung in Köln am 30. Januar: Teilnehmer an der Eröffnungsfeier beim Betrachten der Bilder über die mannigfachen Anwendungsmöglichkeiten des Rundfunks. Die Ausstellung will die Bevölkerung mit dem Wesen und der Technik des Radios bekannt machen, das nun mit dem Abzug der Engländer freigegeben ist. Unten: Die provisorische Radio-Station im Kölner Dom, die zur Übermittlung der Befreiungsfeier am 31. Januar an die Sender in Elberfeld und in Königswusterhausen diente und so den historischen Augenblick den Rundfunk-Hörern in ganz Deutschland zugänglich machte.



Geheimer Baurat Dr. h. c. Anton v. Rieppel, langjähriger früherer Generaldirektor der Maschinenfabrik Augsburg-Nürnberg A.-G., Ehrenpräsident des Bayerischen Industriellenverbandes, bedeutender Wirtschaftsführer und Pionier der Technik, † am 31. Januar im 74. Lebensjahre. (Phot. M. Bauer, Nürnberg.)



Dr. Karl Freiherr v. Weizsäcker, württembergischer Ministerpräsident und Minister der Auswärtigen Angelegenheiten in den Jahren 1906–1918, früherer Kultusminister, Leiter des Verkehrswesen während seiner Ministerpräsidentschaft. † im Alter von 73 Jahren am 2. Februar. (Phot. A. Hirrlinger, Stuttgart.)



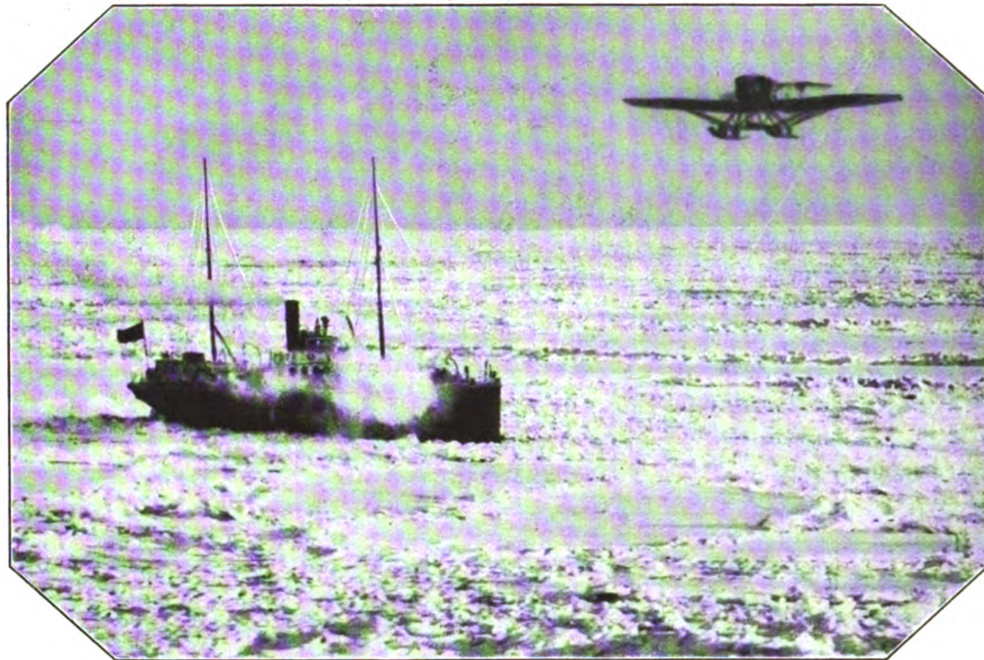
Nach dem Abzug der letzten englischen Besatzungstruppen aus Köln: Die Befreiungsfeier in der Mitternacht zum 1. Februar auf dem festlich beleuchteten Domplatz, während der Ansprache des Oberbürgermeisters Dr. Adenauer vor dem Hauptportal des Domes. Nach einer Zeichnung unseres nach Köln entsandten Sonderzeichners Martin Frost.





Die Hilfsexpedition des Linienschiffs „Hessen“ für die im Eise des Finnischen Meerbusens festgefrorenen Schiffe: Links: Eine Proviantexpedition geht von Bord nach einem der vom Eise eingeschlossenen Schiffe. Rechts: Auf der Fahrt durch die Eiswüste. (Die photographischen Aufnahmen sind von Expeditionsteilnehmern der „Hessen“ angefertigt worden.)

bei der Grafschaft, beim Bistum, bei der Abtei. Während der Kämpfe der deutschen Zentralgewalt gegen den Papst und gegen die Territorialfürsten erfolgte vom 10. bis zum 14. Jahrhundert die Kolonisation des Ostens und Südostens, die eine der größten Taten der deutschen Geschichte darstellt, nur am Anfang auf Anordnung und mit Hilfe der Zentralgewalt; später aber leisteten mehrere Territorialfürsten und Ordensorganisationen die Hauptarbeit. Besonders bemerkenswert bei und nach der Organisation des Ostens und Südostens ist es, daß sie mittels bäuerlicher Siedelung erfolgte, so daß die so kolonisierten Gebiete die deutsche Sprache und die deutsche Kultur annahmen; auf diese Weise sind beinahe zwei Fünftel des heutigen Gebietes des Deutschen Reiches christianisiert und germanisiert worden.



Versorgung eines vom Eise im Finnischen Meerbusen festgehaltenen Schiffes mit Lebensmitteln durch ein Flugzeug, das wegen der Schwierigkeit der Landung den Proviant über dem Schiff abwerfen muß.

Die europäische Geschichte lehrt, daß alle nur mit Waffengewalt eroberten fremden Volkselemente: die Polen, Dänen, Italiener, Slawen, im Laufe der Jahrhunderte entweder zum Mutterland zurückkehrten oder sich selbständig machten, und so werden auch mit oder ohne Sicherheitspakt im Laufe der Zeiten die vom Deutschen Reich und von Österreich mit brutaler Gewalt losgerissenen deutschen Brüder, die Elsaß-Lothringer, die Südtiroler usw., wieder zu uns kommen, oder sie werden sich selbständig machen. In der Politik gibt es keine Ewigkeitswerte. Bemerkenswert ist es auch, daß im Lande östlich der Elbe, im Gegensatz zum Weltstaatsgedanken der mittelalterlichen Kaiser, der deutsche, der völkische Staatsgedanke, der den Staat in der Hauptsache auf der gleichen Sprache und Kultur aufbauen will, sich allmählich in Preußen entwickelte, während im Südosten der Völkerstaatsgedanke Fuß faßte.

Die europäische Geschichte vom 14. Jahrhundert bis zur Jetztzeit stellt eine fortgesetzte Entwicklung im Sinne der Charaktereigenschaften der europäischen Völker dar. Die romanisch-französische politische Herrschsucht erreicht im Westfälischen und im Versailler Frieden 1919 ihre Höhepunkte; der deutsche Partikularismus springt im 16. und 17. Jahrhundert auch auf das kirchliche und vor dem Weltkriege auf das soziale Gebiet über; das deutsche Weltbürgertum kommt auf und tritt nach der französischen Revolution sowie während des Weltkrieges und jetzt noch auf das ungünstigste zutage. Vom Ende des 16. Jahrhunderts ab tritt der englische wirtschaftliche Imperialismus und in der neuesten Zeit der angelsächsische wirtschaftliche Weltherrschaftsgedanke neben dem slawischen bolschewistischen Imperialismus in die Erscheinung. Langsam, nicht in Jahren, nicht in Jahrzehnten, sondern in Jahrhunderten, nicht von innen heraus, sondern nur durch die wirtschaftliche Not, durch Bismarck, Schiller, ferner durch die Fußtritte Ludwigs XIV., Napoleons, Clemenceaus und Poincarés wendet der Deutsche sich allmählich vom politischen und kulturellen Partikularismus ab. Nach dem Westfälischen Frieden 1648 gibt es zwei deutsche Großstaaten und etwa 240 selbständige deutsche Kleinstaaten, und nach dem Wiener Kongreß 1815 ist Deutschland ein Staatenbund von 35, nach dem Frankfurter Frieden 1871 ein Bundesstaat mit 25 Staaten. Jetzt zählt das Deutsche Reich deren nicht viel mehr als ein Dutzend. Der deutsche Staatsgedanke, der sich auf die gleiche Sprache gründet, siegt langsam, aber sicher über den romanischen, eroberungssüchtigen Weltstaatsgedanken, der die ganze Welt französisch machen will. Mit unendlichen Leiden, mit unzähligen Rückschlägen, zu denen auch die jetzige deutsche Not gehört, muß der Endsieg des deutschen Staatsgedankens erkämpft werden. Ein Volk ändert, mildert seine Charakterfehler nur in langer Zeit, nur durch Not, und so wird auch das französische Volk, so werden auch die Slawen zunächst nur mittels der wirtschaftlichen Not ihre politische Herrschsucht mildern, die Deutschen von ihrem sozialen Partikularismus ab- und zur Volksgemeinschaft übergehen.

Die Geschichte eines Volkes ist die Folge seiner Charaktereigenschaften. Erst dann, wenn das deutsche Volk durch Erziehung seinen noch bestehenden sozialen Partikularismus überwunden hat, wird sich auch seine Geschichte, wie die der Angelsachsen, in stetig aufsteigender Linie entwickeln, vorausgesetzt, daß das deutsche Volk sich auch Wirklichkeitssinn und politischen Weitblick aneignet.



Vom Vortrag Dr. H. Eckeners über „Das deutsche Luftschiff in der Weltwirtschaft“ am 2. Februar auf Einladung des Weltwirtschaftlichen Instituts der Handelshochschule in Leipzig: Dr. Eckener im Kreise des Kuratoriums des Instituts.

Von links nach rechts: Sitzend: Bürgermeister Hofmann; Präsident Krug (Oberpostdirektion); Oberbürgermeister Dr. Rothe; Geh. Kommerzienrat Schmidt (Präsident der Handelskammer); Dr. h. c. Curt Weichelt (Vorsitzender der Gesellschaft der Freunde der Handels-Hochschule); Dr. Hugo Eckener; Prof. Dr. Ernst Schultze (Direktor des Weltwirtschafts-Instituts); Prof. Dr. Le Blanc (Rektor der Universität); Niederländischer Konsul S. N. Knobel; v. Bressensdorf. Dahinter stehend: Bankdirektor Mentz; Dr. Höhn (Verband Sächsischer Industrieller); Stadtrat Ahlhelm, Dresden (Zeppelinspende); General Kaden; Landgerichts-Präsident Dr. v. Weber; Schriftsteller Dr. Stettenheim; Fabrikdirektor Meißner; Stadtrat Leiske; Rechtsanwalt Dr. Zöphel; Fabrikbesitzer W. Schütte-Felsche; Kommerzienrat Vogel; Bankdirektor Konsul Dr. Rössing; Oberpostrat Bertram; Direktor Kuntze. Im Hintergrund: Studierende der Handelshochschule. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)

Ereignisse der Woche.

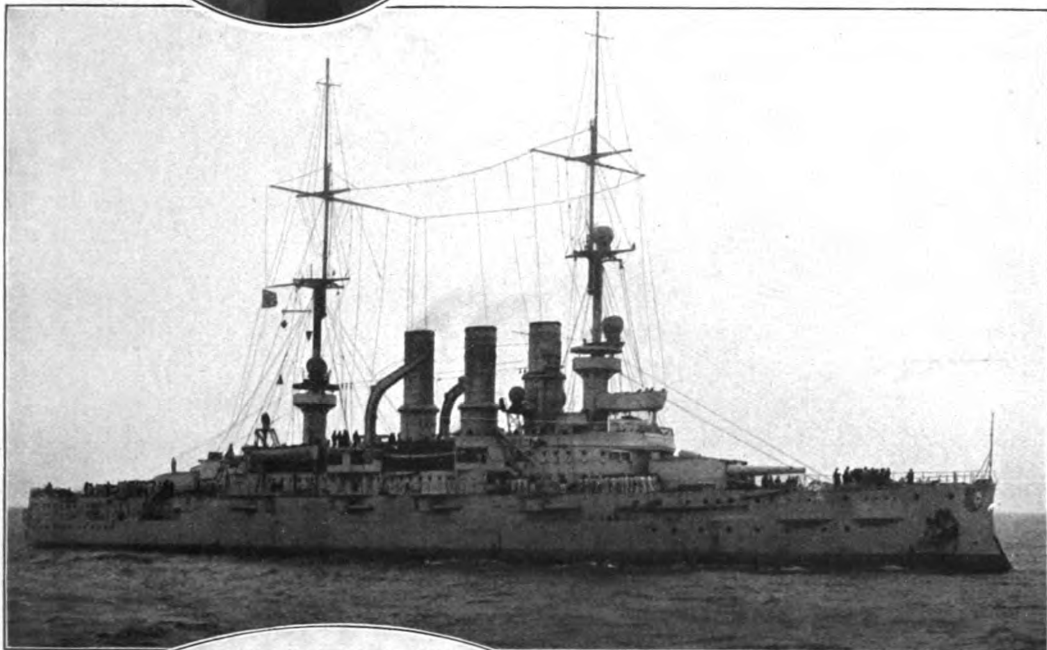
Die Befreiungsfeier auf dem Domplatz in Köln in der Nacht vom 31. Januar zum 1. Februar vereinigte viele Zehntausende im Jubel über die Aufhebung einer siebenjährigen Fremdherrschaft. Schon zu Beginn des Jahres 1925 hätte vertragsgemäß die Kölner Zone geräumt sein müssen; unter nichtigen Vorwänden zögerte die Entente dieses Ereignis über ein Jahr hinaus. Um Mitternacht läutete nun die Deutsche Glocke am Rhein, die Petersglocke, die Freiheit ein. Dann ergriff Oberbürgermeister Dr. Adenauer das Wort, und

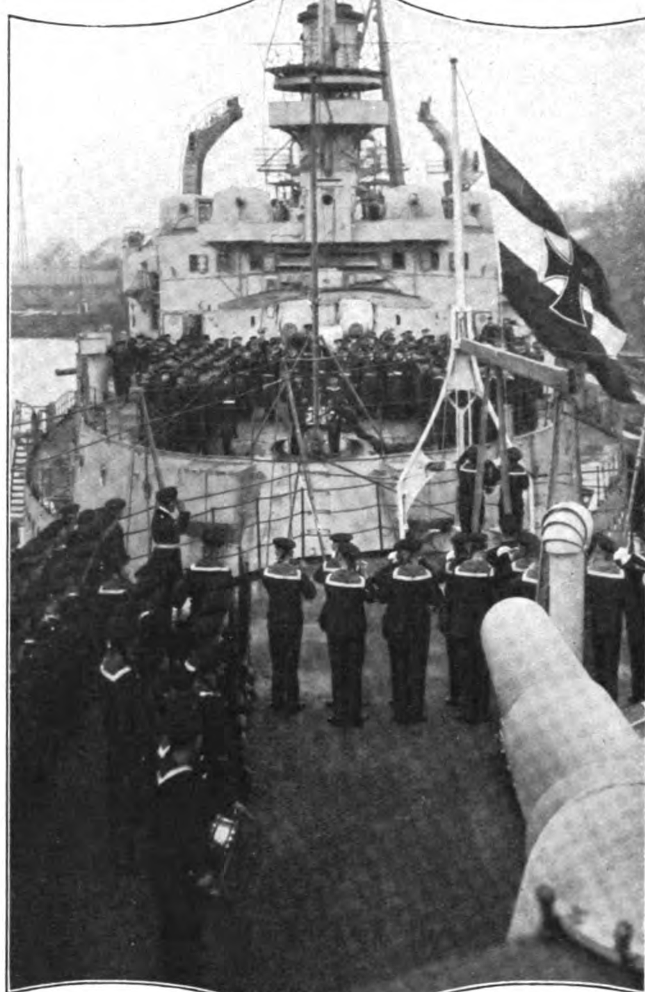




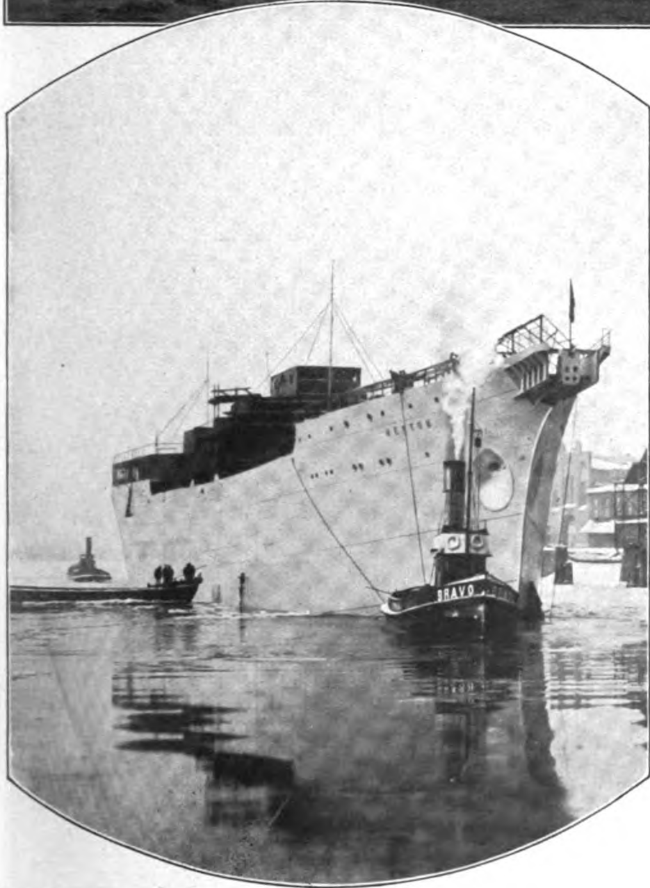
Vom Reichskommers des Akademischen Turnbundes in Berlin am 29. Januar: Während der Eröffnungsrede Prof. J. Heinrichs im Saale der Philharmonie.

Im Oval: Prinz Leopold von Bayern, während des Krieges Führer der 9. Armee in Polen und Weißrußland, seit August 1916 Nachfolger Hindenburgs als Oberbefehlshaber-Ost, wurde am 9. Februar 80 Jahre alt. (Phot. Elvira, München.)



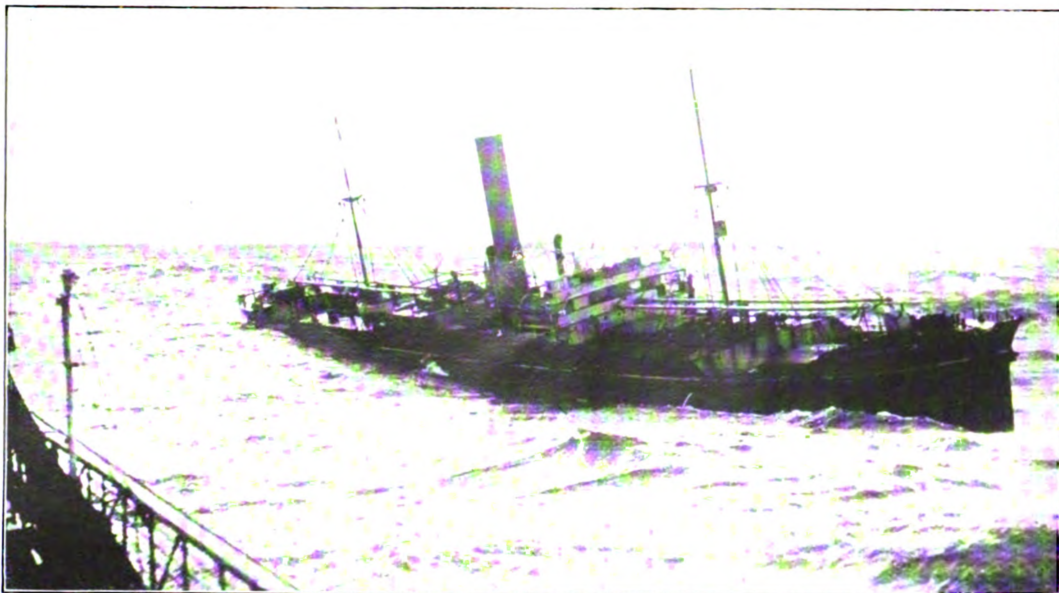


Die Wieder-in-Dienst-Stellung des Linienschiffes „Schleswig-Holstein" am 1. Februar in Wilhelmshaven: Links: Gesamtansicht des Schiffes. Rechts: Hissen der Flagge auf der als neues Flaggschiff verwendeten „Schleswig-Holstein". (Phot. B. Drüppel, Wilhelmshaven.)





Links: Die Wiederaufnahme der Arbeiten für die Neuschaffung deutscher Telegraphenkabellinien: Der neue, auf der Werft von Blohm & Voß in Hamburg erbaute Kabeldampfer, der vor kurzem vom Stapel gelaufen ist und in diesem Jahre seine Tätigkeit aufnehmen wird. — **Rechts:** Das Frühstück in der österreichischen Gesandtschaft anläßlich des Besuchs des ehemaligen österreichischen Bundeskanzlers Prälat Dr. Seipel in Berlin am 3. Februar: Dr. Seipel (×) im Kreise führender Persönlichkeiten der Politik.





Die aufopferungsvolle Rettungstat des deutschen Dampfers „Bremen“ vom Norddeutschen Lloyd: Links: Der sinkende englische Frachtdampfer „Laristan“, von dessen Besatzung die „Bremen“ am 26. Januar sechs Mann rettete, von der „Bremen“ aus aufgenommen. Rechts: Die sechs Geretteten der „Laristan“ bei der Verabschiedung von Kapitän Wurpt der „Bremen“ vor dem Verlassen des Schiffes in Queenstown (Irland).

nach ihm sprach als Vertreter der preußischen Regierung Ministerpräsident Braun über die Bedeutung dieser Stunde. Darauf setzte das feierliche Geläut sämtlicher Glocken der Kirchen Kölns ein. Über ganz Deutschland trug die drahtlose Welle die erhebende Feier, so daß die Volksgenossen im gesamten Reiche an dem historischen Moment der Befreiung teilnehmen konnten. — Die Hilfsfahrt des Linienschiffes „Hessen“, das am 9. Januar nach dem Finnischen Meerbusen zur Hilfeleistung für die vom Eise eingeschlossenen deutschen Dampfer auslief, gestaltete sich zu einer äußerst schwierigen Aufgabe. Nur unter Aufbietung aller Kräfte und mit Hilfe russischer Eisbrecher gelang es, die meisten Schiffe zu befreien oder wenigstens mit Kohlen und Lebensmitteln zu versehen. — Das Linienschiff „Schleswig-Holstein“, das 13200 Tonnen Wasserverdrängung besitzt und unter der Patenschaft der Provinz Schleswig-Holstein am 17. Dezember 1906 auf der Germaniawerft in Kiel vom Stapel gelaufen ist, wurde am 6. Juli 1908 zum erstenmal in Dienst gestellt. In der Skagerrakschlacht griff es erfolgreich in den Kampf ein, allerdings nicht ohne schwere Treffer zu erhalten. Im Mai 1917 wurde es dann außer Dienst gesetzt. Am 1. Februar ist es nun wieder nach gründlicher Instandsetzung zum zweiten Male in Dienst gestellt worden als neues Flaggschiff des Flottenchefs unter Kommando des Kapitäns zur See Hansen an Stelle der „Braunschweig“, auf der am gleichen Tage die Flagge niedergeholt wurde. — Rühmliche Rettungstat eines deutschen Schiffes. Bei den in letzter Zeit auf dem Atlantischen Ozean herrschenden Stürmen gerieten mehrere Dampfer in Seenot, darunter auch der britische Frachtdampfer „Laristan“, der mit eingedrückten Schotten auf der Höhe von Halifax (Nordamerika) vom Sturm widerstandslos hin und her getrieben wurde. Auf die funkentelegraphischen Notsignale hin eilte der Dampfer „Bremen“ des Norddeutschen Lloyds dem bedrängten Schiffe zu Hilfe. In aufopfernder, gefahrvoller Arbeit gelang es, sechs Mann der Besatzung zu retten. Achtzehn Mann, die sich noch an Bord befanden, konnten nicht mehr geborgen werden, da am 27. Januar die „Laristan“ sank.



Von der Uraufführung des Schauspiels „Gott Gaura“ von Christian Cruwell im Stadttheater zu Rostock am 22. Januar: Szene aus dem 3. Akt. Von links nach rechts: Senta Bonacker als Grola; Udo Johnsen als Jucof; Walter Bremer als Ibrov. (Phot. F. Palm, Rostock.)

Bühnenschau.

Ein Stück eines heiß umstrittenen Dichters der Gegenwart bot das Staatliche Schauspielhaus zu Berlin in Arnolt Bronnens „Ostpolzug“. Durch neun Stationen zeigt es den Kampf Alexanders des Großen, des Eroberers, der hier zuerst im geschichtlichen, dann im modernen Gewand auftritt und am Ende mit der Bezwingung des Mount Everest das Ziel des Ostpolzugs sieghaft erreicht. Bemerkenswert war bei der Aufführung unter der Regie Leopold Jeßners das Auftreten eines einzigen Darstellers, der das ganze Spiel bestreiten mußte, und die Verwendung des Films zum Verdeutlichen der Handlung. — Der Dichter des Dramas „Gott Gaura“, Christian Cruwell — hinter dem Pseudonym verbirgt sich der bekannte Kunsthistoriker Prof. G. Biermann — bringt in seinem Stück, das am Rostocker Stadttheater und gleichzeitig in Bamberg seine Uraufführung erlebte, vor allem den Gedanken zum Ausdruck, daß die in der Einsamkeit, in Gottes Nähe lebenden Menschen gut sind im Gegensatz zu den in den Niederungen zusammengeschart wohnenden. Die Höhen des Himalaja, der Sitz Gott Gauras, sind der Schauplatz der Handlung.

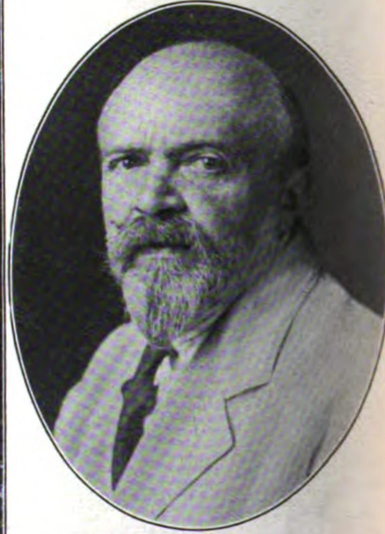


Prof. Dr. Karl Sudhoff,

Geh. Medizinalrat, emeritierter ord. Professor der Geschichte der Medizin an der Universität Leipzig, wurde von der Königlichen medizinischen Gesellschaft in London zum Ehrenmitglied ernannt. Dies ist die höchste Auszeichnung, die die Gesellschaft zu verleihen hat.



Szenenbild aus der Aufführung von Arnolt Bronnens Schauspiel „Ostpolzug“ im Staatlichen Schauspielhaus zu Berlin am 29. Januar mit Fritz Kortner als Alexander, der die einzige Rolle des Stückes spielte.



Prof. Dr. Hans Driesch,

Professor der Philosophie an der Universität Leipzig, Ehrendoktor der Universitäten von Hamburg, Aberdeen (Schottland) und Nanking (China), wurde von der Gesellschaft für Psychische Forschung in London zum Präsidenten für das Jahr 1926 gewählt.



Bei den Vorbereitungen zum Kostümfest: Die letzten Handgriffe / Nach einer Zeichnung von Lotte Oldenburg-Wittig

Wer kennt nicht die Aufregung, die in der Familie die Vorbereitungen zu einer gesellschaftlichen Veranstaltung bei den Beteiligten auszulösen pflegen! Doppelt fühlbar wird sie dann, wenn es gilt, in ungewohnter Gewandung zu erscheinen, wie sie ein Masken- oder Kostümfest erfordert. Immer wieder wird, besonders von den Damen, der Sitz des Kostüms geprüft, immer wieder findet sich noch eine Kleinigkeit, die nicht restlos den Wünschen des Verkleideten entspricht. Hier will ein Rüschchen nicht recht halten, da zeigen sich ein paar widerspenstige Haarlöckchen (Vater „Maharadscha" muß inzwischen den schreienden Sprößling beruhigen!) — und unten wartet schon, hastig hupend und eindringlich mahnend, das Automobil, das zu den Gefilden des Prinzen Karneval geleiten soll.

Ein Faschingsball der Berliner Gesellschaft. Nach einem Gemälde von Prof. Dr. Max Rabes.

Alte Masken und Trachten in der Fastnachtsausstellung der Mannheimer Kunsthalle.

In der neuen Ausstellung, die die Mannheimer städtische Kunsthalle soeben unter dem Titel „Fastnacht in der Kunst“ eröffnet hat, dürfte die umfangreiche Abteilung der alten geschnitzten und bemalten Holzfiguren von ganz besonderem Interesse sein, da diese kraftvollen Dokumente echter Volkskunst einen Begriff davon geben, was sich von der uralten Tradition der Maskierungen erhalten hat, und zwar nicht nur in „Museen“, sondern als lebendiger Brauch.

Jede Vermummung des Menschen diente von jeher religiösen Handlungen, zauberischen Kultzwecken. Was bei uns längst heiteres Spiel und Vergnügen geworden ist, dessen Ursprünge sich verwischt haben, besteht ja noch heute in unverändert feierlichem Ernst bei primitiven Völkern. Nur noch auf dem Lande können wir, etwa im alemannischen Gebiet, in manchen Gegenden Tirols und in einigen Kantonen der nördlichen Schweiz, alte Bräuche des Maskenwesens nicht nur bei ihrer Ausübung beobachten, sondern auch den Fäden nachspüren, die sie mit grauer Vorzeit verbinden. Überall begegnen uns, sowohl in der Antike als auch bei unseren heidnischen Vorfahren, die Frühlingsfeste, die außer an den absonderlichen Sitten der „verkehrten Welt“, den üppigen Schmausereien und festlichen Umzügen, jahrhundertelang an feierlichen Zauberriten festgehalten haben. Die Zeit nach der Wintersonnenwende versetzte die Menschen in einen Zustand gesteigerter Erwartung und Erregung. Von der Rückkehr der Sonne nach langer Dunkelheit, vom Gedeihen der Saat hing ihre Existenz ab, dann mußte alles geschehen, um böse Geister, feindliche Mächte zu schrecken und zu beseitigen. Groteske Verkleidungen, in denen die Menschen sich die Rolle der Dämonen anmaßten, Lärm, der mit ungewöhnlichen Instrumenten gemacht wurde, Umzüge zu nächtlicher Stunde waren die Mittel, deren man sich bediente. Häufig wurden Stroh- und Holzpuppen, die den Winter, die Kälte, die Unfruchtbarkeit personifizierten, aus den Städten und Dörfern von Scharen maskierter Burschen ausgetrieben, vergraben oder unter Jubelgeschrei verbrannt. In den Städten sind diese symbolischen Bräuche längst vergessen (eine Ausnahme bildet z. B. die Feier des Sechseläutens in Zürich), aber ganz untergegangen sind sie mit ihren traditionellen Requisiten keineswegs. Von den meist aus Linden- und Erlenholz geschnitzten Masken, wie sie unsere Abbildungen zeigen, die z. T. aus dem 17. und 18. Jahrhundert stammen, sind in Museen viele von großer künstlerischer Qualität erhalten, manche befinden sich auch im Besitz der Gemeinden und decken alljährlich das Gesicht bestimmter — fast möchte man sagen, „ehrenamtlich“ berufener Personen des Ortes, die damit, geschützt durch die Narrenfreiheit, ihre Mitbürger „strehlen“ und „hänseln“. Viele dieser Masken, wie die „Dreckig Lisbeth“ aus Flums, sind Porträte bekannter Typen, die sicher wenig erbaut waren, sich so verewigt zu sehen. Die Obrigkeit hatte beständig Kämpfe gegen die Auswüchse der Fastnacht zu führen; besonders die hohe Geistlichkeit erließ alljährlich die schärfsten Verbote gegen die Darstellung der Hölle in den Umzügen und gegen das Tragen der Teufelsmasken, von denen unsere Abbildungen ein besonders gutes gehörntes Exemplar aus dem Bayerischen Nationalmuseum zeigen. — Die Sarganser und Flumser Masken haben meist fratzenhaft groteske Züge, schiefe Zähne, Warzen und andere Entstellungen des menschlichen Antlitzes, während die Werdenfelser Bauernmasken fast immer würdige Züge aufweisen und in ihrem Ernst häufig an die Masken der antiken Tragödie erinnern. Die Proportionen des Kopfes sehen wir gesteigert sowohl in der farblosen Maske aus Ansbach aus dem 17. oder 18. Jahrhundert mit einem Ohrring, die aus dem Germanischen Nationalmuseum in Nürnberg stammt, als auch in dem Hauptstück aus der Maskenabteilung der Ausstellung, der überlebensgroßen weiblichen Maske mit dem hohen spitzen Kopfschmuck, von dem ein pferdeschwanzähnlicher Schopf herabhängt, aus der gleichen Zeit. Berühmt sind auch die Bozener Masken, unter denen sich viele Teufelslarven befinden, und die Perchten-Masken aus dem Pinzgau, Oberbayern und den östlichen Alpengegenden, viele jetzt im Museum in Salzburg, bei denen man „schöne“ und „schiache“ Perchten unterschied, und die in langem Zuge durch die Dörfer liefen, an der Spitze den Führer mit zwei Meter hohem Kopfputz. Perchten soll eine Umbildung des altdeutschen Perchta oder Berta bedeuten, Berta wiederum identisch mit Frau Holle sein; also waren diese tollen Züge wohl ursprünglich das Gefolge dieser mythologischen Gestalt. —



Große holzgeschnitzte und bemalte weibliche Maske mit hoher Kopfbedeckung. Angeblich aus der Gegend von Ansbach (Mittelfranken), 17. bis 18. Jahrhundert. (Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.)

Besonders lebendig ist die Tradition der Masken und Kostüme im Schwarzwald. Noch heute hüpfen in Villingen, Rottweil, Donaueschingen, Elzach usw. die volkstümlichen Figuren zur Fastnachtszeit im Narrenschritt durch die Straßen. Sie heißen „Narro“ oder „Stachy“ in Villingen und „Schuddig“ in Elzach, dürfen alle Häuser betreten und den Leuten ungeschminkte Wahrheiten sagen, soviel sie wollen. Bekleidet sind sie mit dem sogenannten „Narrohäs“ oder mit einem federartigen Kleid.

So hat sich trotz aller politischen und sozialen Umwälzungen der Jahrhunderte das Maskentreiben der Fastnachtszeit immer wieder durchgesetzt, und man muß wünschen, daß die Reste dieser alten, mit dem Volksleben so tief verwurzelten Bräuche sich erhalten. Dr. G. F. Hartlaub.







Alter Mummenschanz.

1. Werdenfelser Bauernmaske. (Theatermuseum [Klara-Ziegler-Stiftung], München.) 2. Schuddig-Anzug. (Im Besitze der „Narrenzunft“, Elzach.) 3. Holzmaske. (Bayerisches Nationalmuseum, München.) 4. Gesichtsmaske aus dem Sarganser Land (Schweiz). (Sammlung für Völkerkunde an der Universität Zürich.) 5. Die „Dreckig Lisbeth“, Maskenporträt aus Flums im Kanton St. Gallen. (Museum für Völkerkunde, Basel.)











6. Holzgeschnitzte und bemalte Maske mit einem Ohrring. Angeblich aus der Gegend von Ansbach (Mittelfranken), 17. bis 18. Jahrhundert. (Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.) 7. „Stachy“, Villinger Narrenkleid. (Im Besitze der „Narrenzunft“ in Villingen.) 8. Originalmaske eines Nürnberger Schembartläufers. (Germanisches Nationalmuseum, Nürnberg.)

Venezianischer Karneval zur Zeit des Rokokos. / Von Valerian Tornius.

Keine andere Stadt Italiens bietet einen entzückenderen Schauplatz für den Karneval als Venedig. Die ganze Architektur mit ihrem mannigfaltigen, märchenhaften, halb europäischen, halb orientalischen Formenreichtum ist wie geschaffen zu einem kulissenartigen Hintergrund für große festliche Veranstaltungen und Volksbelustigungen. Die venezianischen Maler haben das früh erkannt und mit Vorliebe die architektonischen Schönheiten der Lagunenstadt im Zusammenhang mit einem solchen farbigen Gewoge von Menschenmassen geschildert. Am reizvollsten gibt sich jedoch dies alles während des Karnevals. Dann scheint das auf Lust und Leidenschaft gestimmte Lebensgefühl des Inselvölkchens seine höchste Steigerung zu erfahren, dann wirbeln Ausgelassenheit und Leichtsinn, Derbheit und Sinnlichkeit durcheinander, und alt und jung, arm und reich verschmelzen zu einer einzigen, von mutwilliger Laune beherrschten Gemeinde.

Das Rokoko, die Zeit, da Casanova seine stürmische Jugend in Venedig verlebte, erzeugte die Hochblüte des Karnevals. Er fand seinen Widerhall in der zeitgenössischen Dichtung und Musik, er drang in das Theater ein, und er lebt mit seinem bunten Treiben in den Werken der damaligen venezianischen Maler, vor allem in den Gemälden eines Pietro Longhi und Francesco Guardi ungemein anschaulich weiter fort. Seine unerhört malerischen Reize haben noch auf spätere Generationen schöpferisch anregend gewirkt; ja, bis zu Konstantin Somow, dem feinsinnigen Nachempfinder der galanten Zeit, reicht seine fesselnde Zaubermacht, und dieser Künstler versteht es unter allen neueren Meistern der Palette wohl auch am besten, dessen eigentümlichen Züge und Wesen zu gestalten.



Venezianisches Fest. Nach einem Gemälde von Konstantin Somow.

Der Markusplatz und die angrenzende Piazetta sind die beliebtesten Stätten des Karnevals. Der berühmte Platz wirkt ja, ähnlich dem Dresdner Zwinger, wie ein großer dekorativer Festsaal ohne Diele und kommt erst zur vollen Geltung, wenn ihn die Volksmassen beleben. Und die Piazetta wiederum, als Anlegekai der Gondeln, gewinnt durch ihre Lage am Meer, das Gewimmel der Barken und den lauten, regen Verkehr ihren eigenartigen Reiz. Daher konzentriert sich an diesen schönsten und geräumigsten Plätzen der Stadt das Maskentreiben. Hier sind die Schaubuden mit den Sehenswürdigkeiten aufgeschlagen. Was gibt es da für das neugierige Publikum nicht alles zu sehen! Eine winzige Frau ist ausgestellt, die nur drei Unzen Fleisch täglich als Nahrung verbraucht, ein gelehrter Kanarienvogel, der mit Hilfe von kleinen Täfelchen geographische und historische Fragen lösen kann, ein Nashorn, das 500 Zentner wiegt und täglich 60 Pfund Heu und 20 Brote frißt, ja, sogar ein leibhaftiger zahmer Löwe wird in den Straßen am Gängelband herumgeführt, und man empfängt selbst in den Nonnenparlatorien den Wüstenkönig, wo sonst nur die Verwandten der frommen Schwestern zu Besuch erscheinen oder abenteuerlustige Kavaliere, um unter der schützenden Maske durch das Sprechgitter eine verliebte Konversation anzuknüpfen, wie das Longhi so anmutig dargestellt hat. Die venezianischen Frauenklöster werden damals in zwei Kategorien geteilt: solche, in denen wahrhafte Frömmigkeit herrscht (Zufluchtsorte armer Mädchen, die aus innerem Drang oder äußerer Not den Schleier nehmen), und solche, die unter dem Deckmantel klösterlicher Zucht nichts anderes als aristokratische Damenpensionate sind. Hier herrscht bedeutend mehr Freiheit, obschon die Ordensregeln äußerlich eingehalten werden müssen. Das Parlatorium dieser Adelsklöster entwickelt sich zu einer Art Empfangssalon, der während des Karnevals einen beliebten Tummelplatz der maskierten jungen Leute bildet, die mit ihren Harlekinaden die hinter dem Sprechgitter sitzenden Nonnen belustigen. Man weiß, wie Casanova einmal als Pierrot durch seine Tänze und Sprünge die aufmerksamen Zuschauerinnen ergötzt. Zuweilen wirkt das Beispiel so ansteckend, daß die Klosterbewohnerinnen sich Masken anlegen. Wäre nicht das hemmende Gitter, so mischten sie sich wohl am liebsten selbst unter die Menge.

Ganz besonders guten Besuchs erfreuen sich die Theater. In ihren verschwiegenen Logen wogt der Flirt, denn unter der Herrschaft des Prinzen Karneval werden alle ehelichen Rechte aufgehoben, macht sich die gestrenge Sittenpolizei unsichtbar und ist überhaupt außer Mord und Gewalttat alles gestattet. Und dann erst die Spielsäle! Sie wimmeln von maskierten Gestalten, die sonst, ohne verhülltes Gesicht, sich hier nicht recht zu zeigen wagen. Und es fehlt auch nicht die holde Weiblichkeit, die sich dem Spielteufel mit besonderer Inbrunst verschrieben hat. Unter der Maske fühlen selbst die auf äußeren Anstand sorgfältig bedachten Patrizierinnen sich zu allerhand kühnen Wagnissen aufgelegt. So führt z. B. Marco Dandolos Gemahlin Caterina vor allem Volk auf der Piazetta Seiltänzerkunststücke aus, bis sie von einem Gerichtsdiener der Inquisition ersucht wird, nach Hause zu gehen. Außerordentlich buntscheckig wirkt das Maskengewimmel auf der Straße. Außer den üblichen Typen der Comedia dell'arte: Harlekin, Pantalon, Pulcinell, Kolombine, sieht man italienische Volkstrachten, aber auch Engländer, Deutsche, Spanier, doch nur stark karikiert, zuweilen sogar den Teufel mit dem Gefolge von Todsünden usw. Gegen Schluß des Karnevals finden Stierkämpfe auf dem Markusplatz statt, die jedoch nichts Gemeinsames mit den spanischen Veranstaltungen dieser Art aufweisen, sondern mehr Jagden als Kämpfe sind und mit ganz jungen Tieren ausgeführt werden. Und läutet der „Angelus" die Fasten ein, so wird unter Böllerschüssen und den Lichtgarben eines prunkvollen Feuerwerks auf der Piazetta Prinz Karneval zu Grabe getragen.



Karneval zur Zeit Casanovas. Nach einem Gemälde von Konstantin Somow.



Rheinischer Karneval: Kostümfest im „Malkasten" zu Düsseldorf / Nach einem Gemälde von Prof. Adolf Münzer

Der selige Hähnelseder

Eine Münchner Faschingsgeschichte von Richard Rieß

Des seligen Herrn Hähnelseder tapfere Witwe Karolina fristete im Osten Münchens als Kleinkrämerin ihr Leben. All ihre Tage verbrachte sie durchaus nach dem Sinne ihres vor drei Jahren verstorbenen Herrn und Gebieters. Vergeblich waren Spenglermeister Hubers und die treuesten Spezi, der Oberkaminkehrer Bredauer und sein rüstig Weib, bemüht, ihr beizubringen, daß das Leben den Lebenden gehöre, und daß die Gewährung eines bescheidenen Barzahlungs-Rabattes ebenso der Zeit entspreche wie die Teilnahme an den bescheidenen Lustbarkeiten des „Kegelbundes Ostbahnhof“ — umsonst. Linerl schüttelte den Kopf über dem an Speck nicht armen Halse, und obwohl ihre Wangen glänzten, als seien sie mit der im Laden Hähnelseders gern gekauften, fast buttergleichen IaMargarine eingefettet, schauten die braunen Äuglein darüber traurig und gottergeben auf Bredauers Cenzi, und als Antwort kam nichts anderes als ein bestimmtes: „Ohne mein Joseph geh i in koan Vergnügn net.“



Einmal in jeder Woche begab sie sich zu ihrer Schwägerin Ottilie, die — wie man schon an ihrem beinahe klassischen Namen erkennen mag — eine höchstgebildete und in Geist jeglicher Art erfahrene Dame war. Ihr, Linerl, Bredauers Cenzi und der Spenglermeisterin Huber gelang es mit vereinten Kräften, gelegentlich den Geist des so lebhaft betrauerten Hähnelseders herbeizuzitieren.

„Joseph!“ flötete alsdann Linerl und floß dahin, als wollte sie ihren Aggregatzustand verändern. Joseph vollführte alsdann mit den Armen die Begleitgesten des Hallelujasingens, wie es sich für einen wohlerzogenen Geist und heiligen Engel geziemt.

„Wie brav er jetzt is, und was war er doch früher für 'n Hallodri oft“, sagte Frau Ottilie, als sie neben der Witwe ihres Bruders heimstampfte.

„Du gehst mir aber mit 'n Hallodri!“ erwiderte ernst das wackere Linerl.

„Hat wohl nie koan Rausch net ghabt? Geh, Linerl, als obst net oft ihn verklagt hättst bei mir . . .!“

„Jetzt aber is er a Geist, a selger, und Räusch hat er nimmer, und i leid's einfach net, daß so über mein Joseph gredt werd, Tilly.“

Nun aber rückte Frau Ottilie deutlicher heraus: „Nur weißt, weilst gar so wie a Nonnen dahinlebst. Jetzt, wo 's doch Fasching is a. Und übermorgen auf d' Nacht, da hat Kegelklub sei Redoutn. I an deiner Stell tat mi net lang bsinna. Gar manchs Mannsbuid tat s' die Finger noch oschlecka nach dir . . .“

„Nun hör aber sei auf, so gottslästerlich daherz'redn. I hab's gsagt und hab's gschworn: Ohne mein Joseph geh i zu koan Vergnügn nimmer. Und dabei bleibt's.“

Frau Tilly war nicht auf den Kopf gefallen. Im Gegenteil! Ein guter Gedanke ging ihr eben durch diesen Körperteil, und so sagte sie: „Wann's aber er dir erlaubt, dei seliger Beps. Gingst denn dann a net mit?“

Lina brummte etwas vor sich hin. Es klang wie „Schmarrn“, aber sie sagte nichts dawider.

Am andern Abend wurde eine Ausnahme-Seance veranstaltet. Alle nahmen daran teil. Tilly, die Bredauerschen, Spenglermeisters und — dem Bredauer Max sein Bruder, Anton geheißen und eben von Passau nach München verzogen. Hier aber war er ohne rechte Bleibe, denn die Wohnungsnot gönnte ihm kein einem wohlgestellten Braumeister zukommendes Quartier. Ja, wenn er eine nette und arbeitssame Frau fände. Und er schielte, bevor das Zimmer verdunkelt wurde, wohlgefällig zur Hähnelsederin. Die war nicht recht bös darüber. Denn der Bredauer Toni, der gut seine zwei Zentner wog, erinnerte sie wonniglich an ihren seligen Joseph.

Man schloß den magischen Kreis. Der Tisch zitterte, bald raste er, und schon trat auch Joseph aus dem Hintergrunde hervor, Joseph, der selige Hähnelseder. Und — o Wunder — er begann zu reden. Ganz hochdeutsch noch dazu. Das machte wahrscheinlich der himmlische Umgang mit so vielen preußischen Seelen. „Du fragest miiich, ob duh die Kegelklub-Redoutn mietmachän derfst. Ich sage dir, o Weib, du derfst!“

Linas Herz ging im Sturmtempo. „Wo's doch i globt hab, Sepperl. Wo's doch i globt hab, daß i ohne di koan Vergnügn net . . .“

„Wenn duh ees geschoooren hast, nachher wiiill ich dich begloiten, tuhgändsahmes Woib“, erwiderte zu allgemeinem Erstaunen der Geist Josephs.

Lina weinte vor Rührung. Dabei löste sie ihren kleinen Finger vom Daumen ihres Nebenmannes Ottilie, und so verschwand Joseph, und man hatte keinen Grund mehr, im Dunkeln zu sitzen.

„Siehgst as“, sagte nun Tilly zu der gerührten Karolina.

„Sehn S' as“, sagte auch der Bredauer Toni, der gerade wieder ins Zimmer trat. — „Ja, waren denn Sie net mit uns am Tisch gsessen?“ fragte die Witwe Hähnelseder. Es wäre ihr sehr lieb gewesen, wenn dieser Braumeister es mit erlebt hätte, ein wie vornehmen Mann sie noch im Jenseits besaß.

„Geh, wo er'n doch net kennt hat, unsern Beps“, entschuldigte die Schwägerin. Und nun ergingen sich alle in Lobeserhebungen des Verstorbenen, und Frau Spenglermeister Huber stieß ihren Alois heftig in die Seite und beschuldigte ihn, daß er dereinst nicht so großherzig sein werde, die Himmelswonne mit einer Kegelklub-Redoute zu vertauschen, und nur ihr zuliebe.

Es mag uns gleich sein, zu welchem Aktschluß die eheliche Szene der Huberschen kam, wir freuen uns, daß Frau Linerl sich wieder entschloß, ins lustigere Leben zurückzukehren, und mit der Schwägerin noch am gleichen Abend der Beratung pflog, wie sie sich wohl am schicklichsten maskiere. Und man einigte sich schließlich auf die Maske eines Münchner Kindls, die bei der Maskenverleiherin Stramm gegen geringes Entgelt, aber reichlich durchgeschwitzt, zu haben war. Um sieben Uhr wollte Ottilie im Hähnelsederladen vorsprechen, beim Ladenschluß und der Kostümierung helfen und die gute Lina zu Bredauers begleiten, wo die Zitierung des so notwendigen Gatten und Geistes erfolgen sollte.

Man schloß den Kreis: ein Münchner Kindl und eine Königin der Nacht, als welche die Spenglerin einfach puppig aussah, daneben ein sehr korpulenter schwarzer Ritter, den der Spenglermeister selbst darzustellen die Ehre und das zweifelhafte Vergnügen hatte, während der neben ihm sitzende Kaminkehrer ein recht dürrer „Bua“ war und mit seinem Bauche die „Krachlederne“ nur höchst mangelhaft ausfüllte. Seine Gattin aber, die dem Münchner Kindl zur anderen Seite assistierte, war unter erheblichem Mehlverbrauch zu einer waschunechten Pierrette geworden.

Man sollte meinen, daß es auch ein sehr höflicher Geist nicht eilig haben würde, einer so bunten Gesellschaft zu erscheinen, aber — der Tisch hatte nur ganz leise zu schwanken begonnen, als auch schon Joseph, viel materieller auftretend als sonst, im obligaten Geister-Badelaken, aber stilgerecht mit einer Gesichtslarve geschmückt, sich der Gesellschaft beigesellte und ihrem Aufbruch zur Kegel-Redoute voranschwebte.

„Daß d' aber sei ja stad bist, Hähnelsederin“, mahnte Bredauer Maxl. „Oredn derfst 'n net. Dö Geister san ganz naarisch gschamig. Ganz ausgschamt gschamig san's, de Malefiz-Geister, d'.“ Und dabei klapperte der schwarze Ritter mit seiner Rüstung, und es klang erfreulich blechern durch die dunkle Haidhauser Sternennacht.

Sie kamen in den Redoutensaal, und es empfing sie bald ein Juhu und Juhei. Tänzer schoben sich ihnen entgegen, und als sie sich einen Weg bahnten, da kamen sie zu den Tischen, an denen trinkfrohe Masken sich wacker am Maßkrug erletzten. Rings um den Saal zog sich der Kreis der Tische, und in den Nebenräumen des Saalbaues luden mit Papierblumen geschmückte Tafeln zu beschaulicher und poetischer Rast.

Lina aber, das Münchner Kindl, wurde vom Bua Bredauer umfangen und mitten in die Arena der Tanzenden entführt, und dort, wo man am dichtesten walzte, drehte auch Maxl Bredauer seine Dame, und sie vergaß ihre Witwentrauer, ja, sogar ihren seligen Gatten, der verschwunden schien, als sei er in die Gefilde des himmlischen Glückes zurückgekehrt, weit, weit . . . fern . . . fern . . . meilenfern vom Münchener Fasching.

Dem Walzer folgte der „Frassä“, jener Ur-Münchner Tanz, der ein beziehungsreiches Potpourri aus allen guten Tänzen ist, vom Reigen bis zum Schuhplattler. Lina hatte dieses Ideal eines Tanzes schon fünf Jahre nimmer exerziert. Man kann sich denken, daß sie ihren Maxe nicht locker ließ. Zwar rannen ihr die wässernen Perlen in ganzen Schnüren über das Gesicht. Aber sie empfand auch das als Wonne und sagte, glücklich aufseufzend: „Herrschäft, wie schön i schwitzn tu!“

Mit dem „Wisawi“, in dem man trotz der Maskierung Herrn und Frau Schneidermeister Krapf erkannte, wurde nach dieser Müh' der und jener Maßkrug geleert, und Krapf, der von Herrschaften abgelegte Kleider zu erwerben pflegte und daher eine besondere „Buiding“ besaß, äußerte sich anerkennend: „Ein Geist is hier . . ein Geist!“, womit er den Geist der Faschingslaune meinte. Frau Lina aber fühlte sich gemahnt, und es lief ihr siedeheiß über den vollgepolsterten Rücken. „A Geist?“ kreischte sie auf. „Wo denn nacha?“ Und sie erinnerte sich ihres mystischen Begleiters und stellte ihre braunen Augen auf Stiele, die sie nach allen Seiten drehte. „Wo denn . . . wo is er denn, Eahnerer Geist?“

Krapf, der Weltmann, hielt das für einen Scherz, und er gab das traditionelle Schneider-Gemecker als Lache von sich. In der Witwe des seligen Hähnelseder aber war das Gewissen erwacht. Sie hatte sich stundenlang nimmer um ihren Joseph bekümmert. Gleichzeitig aber überkam sie so etwas wie eine Wut auf den seligen Gatten. Er blieb doch der, der er zu Lebzeiten gewesen. Kümmerte sich nicht um sie und ging seine eigenen Wege. Und sie? Sie war dumm genug, ihr ganzes Leben seinetwegen zu vertrauern.

Sie erhob sich und durchpirschte den Saal nach einem Badelaken. Vergeblich umschritt sie die Runde des Tanzkreises. Nein, hier war kein Geist vorhanden. Dann zwängte sie sich durch Nischenzugänge. Als sie aber den Ecktisch des hinteren „Nebenzimmers“ passierte, da hätte sie vor Schreck beinahe ihr Gebiß verschluckt. Saß da ihr seliger Mann im Kreise höchst verbierter Kumpane und hatte gerade den Maßkrug am Mäu, und wie er ihn nun niedersetzte, da turkelte das Gemäß, daß der Bierrest darüberhinspritzte. Ja, daran erkannte sie ihren Joseph, das war er, wie er leibte und lebte! Aber sie wollte ihm zeigen, daß auch sie noch die alte war. Sie trat heran und stemmte die Arme in die Seite: „Ja, schaamst denn du di gar net, du scheinheiliges Mannsbuid du? Bist an heiliger Engel und saufst, daß 's grad a Schand is? Du Bazi, du scheinheiliga!“ Und wie sie sich immer mehr in Wut hineinredete, vielleicht weil sie nach Gardinenpredigten, bei mehrjähriger Witwenschaft, ausgehungert war, vielleicht auch angefeuert durch das gehorsame Schweigen des Geistes im Badelaken, steigerte sie sich so in ihren Zorn, daß die Gefahr naherückte, sie würde ihrem seligen Gatten eine tüchtige Watsche versetzen. „Nehma kunnt i di und glei so bei de Ohrwascherln packen, daß d' moanast, de Frauentürm san Bleistifter, du Lump, du minderwertiga.“

Da aber geschah das Sonderbare, das Frau Karolina in ihren Grundfesten erbeben ließ: Der selige Hähnelseder riß sich die Larve vom Gesicht und tat das Badelaken von sich, und, angetan wie der Erzengel Gabriel, stand er nun vor ihr. Der Engel aber sprach: „Nun ist's aber gnua, Frau Hähnelsederin. Mana S', i laß mi von Eahna so saudumm oredn, dafür daß i d' ganze Nacht wie naarisch schwitzen tu in dem Geistergwand, in dem greislinga . . . I hab Eahna immer gern ghabt, wann aber Sie mir so kemma, nacha könn mich Sie gern ham, daß S' as nur wissn . . .“

Und wie das Münchner Kindl Lina, nach dem ersten Schrecken, näher hinschaute, da . . . da erkannte sie in dem Engerl — den Bredauer Toni, und, sie mußte es gestehen, grad sauber schaute er aus!

„Sie???“ japste die Witwe Hähnelseder, „Sie san meines Joseph Geist?“ Und der Verblichene schwang sich in ihrem Gefühl wieder zu himmlischer Heiligkeit auf. „Und mei Gelübde, des hab i nun brocha . . .?“ Sie konnte den jäh andrängenden Zähren nimmer wehren, und da war auch der Zorn des Braumeisters versiegt. Er nahm das Münchner Kindl beim Arme und entführte es dem blöden Gaffen der Angezechten.

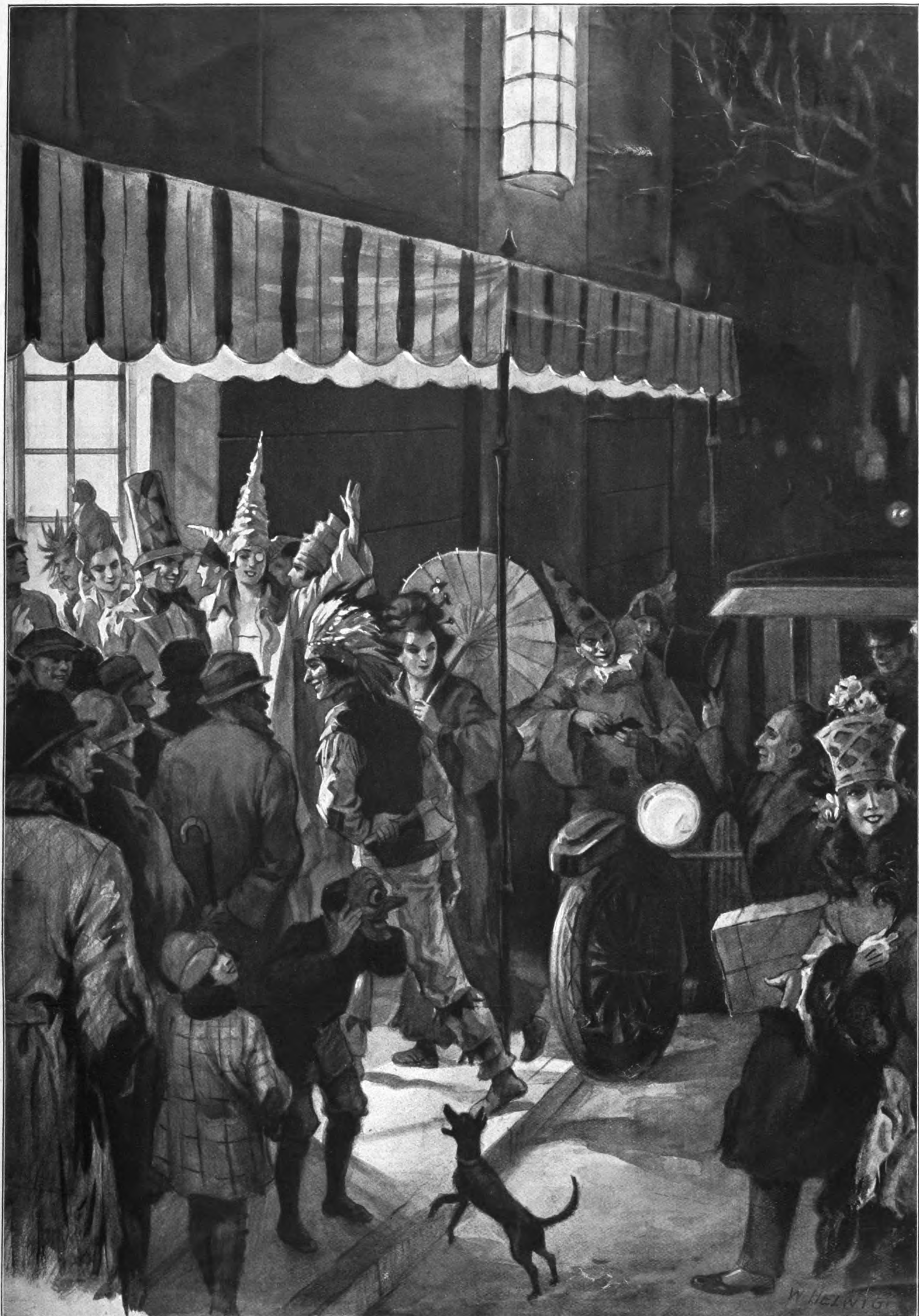
„Schaugn S', Frau Hähnelseder, mir ham's Eahna ja nur guat meint. Damit daß S' auch amal wieder a Freud habn.“

„A scheene Freud“, schluchzte die Dame an des Engels Arm. „Eigens gschworn hab's i: Nur mit mein Mo geh i auf 'n Vergnügn. Nur mit eam.“

Erzengel Bredauer tätschelte ihren angenehm runden Arm und suchte eine Zeitlang nach dem richtigen Wort. Endlich fand er es: „I wüßt schon an Weg, daß Sie do noch zu Eahnerem Gelübde kemma. Spitzn S' amal her: Wenn nun jetzt Sie und i — Sie verstehnga mi scho — wir beide wann heiratn tatn — nacha wären ja Sie mit Eahnerm Mo auf der Redoutn gwen, geln's, Linerl?“

Die Besitzerin des Kramerladens an der Sedanstraße, verbunden mit einer Zweizimmerwohnung, hielt inne. Das, was der Toni da sagte, und wie er 's daherbrachte — dumm war das eigentlich nicht! Und stramm war er, der Herr Braumeister! Verschämt schlug Lina die Augen nieder, und im Wasser einer letzten um den ersten Gatten vergossenen Träne schimmerte Freude über den präsumptiven zweiten. „In Gotts Nama denn“, sagte sie. „Nur weil S' gar so a Lumperl san, Sie. Und mein Joeseph werd's mir nit verargn, wenn a Engerl sei Nachfolger werd . . . Aber jetz' müß ma uns schicka: der Frassä fangt wieder o . . .“

Und weil der Frassä wieder „osing“, bekam Toni Bredauer seinen Verlobungskuß erst eine Viertelstunde später.



Auffahrt zum Kostümball: Am Eingang zum Redoutensaal / Nach einer Zeichnung von W. Helwig

Wenn der Tag des lange erwarteten, lange vorbereiteten Kostümfestes gekommen ist und die Stunde des Beginns naht, dann entfaltet sich am Eingang zum Festsaal ein buntbewegtes Bild, bei dem auch jene auf ihre Kosten kommen, die am Feste selbst nicht teilnehmen wollen oder können. Da entschlüpft einem der eleganten, in langer Folge auffahrenden Kraftwagen ein fröhlicher Pierrot, dort strebt eine zarte Japanerin neben einem gefährlichen Vollblutindianer dem Eingang zu; mancher naht auch zu Fuß der Stätte übermütigen Frohsinns, freudig bewillkommnet von den bereits erschienenen Kostümierten und kritisch gemustert von der zahlreichen Beobachterschar, die ein neugieriges Spalier bildet.



Aus Großmutters Toilettenschrank: Ein Kostümfest im Charakter de

Die verwirrende Buntheit eines Kostümfestes, die immer wieder das Auge entzückt, vereinigt gewöhnlich in abwechslungsreichem Durcheinander Volkstrachten, Modekostüme, exotische Gewänder und Phantasie
Reiz, bei einer solchen Veranstaltung sich nun einmal auf die jüngere Modevergangenheit zu beschränken und gerade die Mode des 19. Jahrhunderts als Leitgedanken einem Kostümfest zugrunde zu legen. Unser
Dame zur Linken deutlich vor Augen geführt wird, dürf



de des 19. Jahrhunderts / Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus

er den Modekostümen pflegen meist die kleidsamen Rokokotrachten zu überwiegen, während die verschiedenen Moden der darauffolgenden Zeiten fast nie in die Erscheinung treten. Es wäre gewiß nicht ohne wie überraschend interessant und ansprechend ein in diesem Stil gehaltenes Fest sich gestalten würde. Gerade der Vergleich mit der heutigen Kleidung, wie er auf unserer Zeichnung durch die hypermoderne staltung ein besonders anziehendes Moment verleihen.

Der Lumpenball

... Gottseidank, nicht alltägliche Geschichte von Hans Bachwitz
Mit Zeichnungen von Hans Pfahnl



Es ging mir eine in jeder Beziehung hochoriginelle Einladung zu: Auf dünnem, hellrosa gefärbtem Papier stand dort im Stile des Haftbefehls, ich sei dringend verdächtig, an dem Sensationsereignisse dieses Faschings noch nicht teilgenommen zu haben, und ich würde deshalb vorgeladen, am Samstag, dem 27. Februar in sämtlichen Sälen des „Kleinen Paradieses" zu erscheinen, widrigenfalls meine Vorführung verfügt werden sollte. Insbesondere ward ich darauf hingewiesen, daß ich in Balltoilette keinen Eintritt genießen würde, sondern nur in der Tracht meiner Kinderträume, also im Gewande eines Einbrechers, Taschendiebes, Plattenbruders, Apachen oder Vagabunden schlechthin. Die Sache ging von dem unterzeichneten Komitee der Vereinigung der Lebensfrohen aus.

Das „Kleine Paradies" war, wie jedermann wußte, eine nicht im besten Geruche stehende Kneipe der Vorstadt, und ich fand den Gedanken, einen Lumpenball so milieugetreu starten zu lassen, sehr glücklich. Die Vereinigung der Lebensfrohen aber war eine Gesellschaft junger Kunstbeflissener jeglichen Geschlechts.

In den sogenannten besten Kreisen unserer Stadt sprach man in den nächsten Tagen von nichts anderem als von dem Lumpenball im „Kleinen Paradies". Alles, was zu den in der Stabilisation übriggebliebenen oberen Zehntausend gehörte, war eingeladen worden, und es mußten nach meiner bescheidenen Schätzung immerhin an die hundert Personen sein. Wechselreiter und Gefälligkeitsakzeptanten nicht mitgerechnet.

Um mich schon physiognomisch einzufühlen, stellte ich das Rasieren ein und hatte bald die Freude, daß man auf meinem Kinn alte Semmeln zu Bröseln reiben konnte. Hierauf verbrachte ich einige schlaflose Nächte mit dem Ersinnen eines naturgetreuen Kostüms und einigte mich auf das Äußere eines Quartalmörders mit Neigung zur Trunksucht. Ich zerfetzte einen alten Rock und versah ihn mit bunten Fetzen, gleichermaßen mit dem Beinkleid verfahrend. Um den Hals schlang ich ein tiefdunkelrotes Tuch und schminkte mir die Nase ebenso. Das rechte Auge aber machte ich blau. Hierauf fuhr ich mir mit sämtlichen zehn Fingern kreuz und quer durch die Haare und stülpte über diese billige Frisur eine alte, verwitterte Sportmütze, die mir einmal Jackie Coogan mit eigenhändiger Widmung geschenkt hatte. Um den Leib schnallte ich einen Lederriemen, in den ich einen blutbefleckten Dolch aus Pappe, einen Revolver aus Blech und eine Axt aus Holz steckte, während ich um die Schultern eine Wäscheleine schlang. Diese war echt, und ich glaubte, das Handwerkszeug eines besseren Mörders trefflich zum Ausdruck zu bringen. Das Ganze krönte ich durch eine verruchte Miene, und wer nun in mir keinen Mörder sollte erblicken wollen, der war eben mit diesem Berufe und seinen prominenten Vertretern absolut unvertraut.



Das Fest begann mit einem vollen Erfolg. Der Chauffeur, der mich zum „Kleinen Paradies" fahren sollte, lieferte mich im Polizeipräsidium ab. Dort ward ich zwei Stunden lang in eine Interimszelle gesperrt, gemessen, daktyloskopiert und photographiert. Hierauf aber als harmloser Irrer bedingt entlassen.

Infolgedessen betrat ich den „Ballsaal" erst, als es dort schon fünfstöckig herging. Und zwar ging es sehr echt her. Trübe Petroleumfunzeln bleckten ihr verwestes Licht über Holztische und -stühle. Die Wände waren mit Steckbriefen, Fangprämienauslobungen und Anzeigen bedeckt, wo man das beste und billigste Einbrecherwerkzeug kaufen könne. Hinter einer Theke mit allen Fuselsorten und einem Weißbierglas mit Soleiern betat sich ein dicker Kaschemmenwirt, aber es war der Geheime Kommerzienrat Sauerbier. Seine Gattin war für diese Nacht eine von sämtlichen Detektiven der Erde gesuchte Giftmörderin, sein Sohn Gustav aber, der Assessor bei der Staatsanwaltschaft, hatte sich von einem alten Geschäftsfreunde, dem bekannten und gefürchteten Geldschrankknacker „Sprengmaxe", dessen Originalhandwerkszeug geborgt und rasselte damit jedem vorm Gesichte herum, wobei er mit rauher Schnapskehle sagte: „Mensch, wo haste die Marie?", aber sofort mit seiner Zivilstimme hinzufügte: „Jestatten: Assessor Dr. Sauerbier!"

In einer Ecke saß Herr Professor Knötchen als Hochstapler und hielt Frau Großkaufmann Bimm auf den Knien, die einen furchtbar blonden Bubikopf aufgesetzt und ein sehr kurzes Kleidchen angezogen hatte, um ihrer Rolle als Hasenchanteuse gerecht zu werden. Frau Professor Knötchen als Engelmacherin fand, daß ihr Mann mit Frau Bimm zu echt flirtete und gab ihm eine äußerst gelungene Ohrfeige, während Großkaufmann Bimm, ein geschätzter Brandstifter, nicht übel Lust bezeugte, mit seiner Gattin in gleicher Weise zu verfahren. Indessen wurden sie noch rechtzeitig von der Saalpolizei getrennt.

Diese Saalpolizei war das Alleroriginellste. Sie setzte sich aus den etwa zwanzig männlichen Mitgliedern der Vereinigung der Lebensfrohen zusammen und trug echte Schupouniform. Die Herren benahmen sich ungeheuer naturgetreu, und was den rauhen, aber innigen Ton anlangt, so hätte mancher Schutzmann in Originalverpackung von ihnen lernen können. Auch jetzt hatten sie mit sicherer, unwiderstehlicher Faust das Ehepaar Bimm getrennt, als Frau Bimm plötzlich im höchsten Diskant schrie: „Meine Peeeerelenkeeette ist weg! Meine Peeeerelenkeeteeee!"

Hierauf zuerst lähmendes Schweigen. Mit Mühe beschwichtigte man dann Frau Bimm, indem man ihr klarmachte, das sei nur ein Trick, ein Bluff, ein Regieeinfall, und die Kette werde bestimmt bald wieder an ihren Schwanenhals gezaubert werden. Die aus sechs fabelhaft echten Zigeunern bestehende Kapelle setzte gerade zu einem paprizierten Shimmy ein, als Herr Bimm mit dem schreckensbleichen Rufe hereintobte: „Die ganze Garderobe ist geklaut!" Ein wildes Gedränge zu den Türen hub an. Vergeblich! Dort stand die Saalpolizei, hob verteufelt echt aussehende Revolver, und ein besonders bärtiger Wachtmeister schrie: „Hände hoch!" Ich will Sie nicht aufhalten. Die Vereinigung der Lebensfrohen bestand aus echten Lumpen, die unter harmlosem Vorwande die reichsten Leute eingeladen hatten, um sie in Ruhe auszuplündern. Ich war nur aus Versehen in das Pflaumenmus geraten. Binnen fünfzehn Minuten bestanden die „Lumpen" nur noch aus Lumpen. Die Räuber machten vor nichts halt. Insbesondere nahmen sie dem Assessor das echte Werkzeug ab – „Det is nischt vor Kinder!" – und Frau Großkaufmann Bimm mußte sogar das kurze Kleidchen ausziehen, weil die Braut eines unserer Gastgeber morgen Geburtstag hatte. Dann türmte die Gesellschaft ab, nachdem sie Türen und Fenster vernagelt hatte, und ließ uns alle in einem Zustande zurück, den zu beschreiben sich jede Feder mit Recht sträubt.

Nach einer Stunde fruchtloser Anstrengungen, die Türen aufzubrechen, ratterten plötzlich Automobile vor, und es dauerte nicht lange, da zerschmetterten wuchtige Axthiebe die Tür. Herein stürmte eine Kohorte Schupos. „Da kommt die Bande wieder!" schrie der Assessor. „Drauf und dran!" Aber schon hatte er eins mit dem Gummiknüppel, daß er auf den Leierkasten sauste. Ein furchtbares, aber für uns negatives Handgemenge brach los, und dann stellte sich heraus, daß wir es dieses Mal wirklich mit echten Schupos zu tun gehabt hatten. Die Lebensfrohen in ihren grünen Uniformen waren nämlich aufs Polizeipräsidium gefahren und hatten berichtet, im „Kleinen Paradies" feierte die Verbrecherwelt dieser Stadt einen Faschingsball. Man hätte sie eingesperrt und bitte, sofort mehrere Lastautomobile mit ausreichender Bemannung zum „Kleinen Paradies" zu entsenden und die Bande abzuholen. Es half uns alles nichts: wir mußten mit.

Natürlich klärte sich nach einiger Zeit alles auf, und wir durften in unsere Wohnungen zurückkehren. Aber ob Sie es nun glauben oder nicht: die hatte man in unserer Abwesenheit gleichfalls total ausgeplündert.

Von den Tätern fehlt jede Spur, aber ich gehe in meinem Leben nicht mehr auf den Lumpenball. Man weiß ja wirklich nicht, in was für eine Gesellschaft man da hineingeraten kann.



Ja, wie denn also?

Erlauschtes von einem Familientag

von P. G. Münch

JUPP OLBERTZ 26

Der Onkel (Altphilologe): Ob eure Hildegard Bubikopf tragen soll? Ich verneine nicht nur, sondern ich warne! Wenn eine meiner Enkelinnen Bubikopf tragen würde, dann bedeutete dieses Mädchen einen Schandfleck in einer Altphilologen-Familie. Denn man stelle sich vor: den Kopf der knidischen Demeter oder das Haupt der Mediceischen Aphrodite in Bubifrisur! Unter Bubikopf versteht man den Versuch, die humanistischen Ideen durch den Geist der Tanzdiele zu überwinden. Aber mit der Friseurschere wird man den klassischen Idealen nicht beikommen! Da ihr selbst leider nicht altphilologisch gebildet seid, mag euch das Beispiel der altgermanischen Frauen sagen, daß der Bubikopf ein antiteutonischer öffentlicher Skandal ist! Das ägyptische Reich hat untergehen müssen, weil die Ägypterinnen Bubikopf trugen! Dieses ist voll und ganz meine Meinung!!

Base Gerda: Ob Hildegard Bubikopf tragen soll! Ist denn diese Fragestellung heute überhaupt noch möglich? Selbstverständlich schenkt ihr euerm Kinde moderne Haartracht! Oder soll eure Hildegard wie ein Chinese von dazumal herumlaufen? Heute räumt man ja sogar in China mit den Zöpfen auf! Sollen wir uns immer wieder sagen lassen: Lange Haare und kurzer Verstand? Soll der Wiederaufbau Deutschlands darin bestehen, daß man Haarknoten und Haarschleifen übereinanderbaut? Der Bubikopf ist der Inbegriff von Hygiene und Fortschritt, von keckem Freiheitsdrang und herzhafter Lebensfreude. Der Bubikopf ist der fußfreie Rock, in die Friseursprache übersetzt. Wenn ich mir einmal Kinder bestellen darf, müssen sie mit Bubikopf zur Welt kommen!

Vetter Fritz (Kunstschriftsteller): Bubikopf ist eine Angelegenheit ästhetisch verarmter Menschen. Was für einen köstlichen Anblick bot einst eine Mädchenschar von hinten. Die tausend winzigen Rinnsale eines Haarschopfes vereinigten sich zum Zopf wie zu einem blonden Bach, der in Kaskaden herniederfiel, um unter den breitgefächerten Blättern der Haarschleife zu verrieseln. Man stelle sich Gretchen im Bubikopf vor — es friert einen! In einem Zopf schwingen Gemütswerte aus! Das Pendeln der Zöpfe beim Schreiten war der Rhythmus der guten alten Zeit. Ein Mädchen, in dessen Nacken das Rasiermesser des Friseurs gearbeitet hat, ist zu ästhetischem Empfinden unfähig. Bubiköpfe sind Strohdächer, die von dem Äußeren auf das Innere schließen lassen!

Der Großvater (Oberlehrer): Wenn ihr uns Pädagogen unser schweres Amt erleichtern wollt, dann laßt euerm Kind einen Bubikopf schneiden! Ihr glaubt nicht, wieviel Nervenkraft ich verbraucht habe, um immer wieder die Mädchen zu warnen, an ihren Zopfschleifen zu spielen! Hatte man sich in einer gemischten Klasse im Schweiße seines Angesichtes gemüht, etwa ein Goethesches Gedicht auf seine grammatischen Werte hin zu prüfen — was war das Ergebnis! Statt Goethe grammatische Unebenheit nachzuweisen, banden die Jungen die Zöpfe der Mädchen an der Banklehne fest oder bemalten die Zopfschleifen mit Männchen. Ihr erkennt, daß der Bubikopf hervorragend geeignet ist, den sittlichen Standpunkt einer Schulklasse wesentlich zu heben.

Das Fräulein Doktor (Hausfreundin): Jawohl, ich bin Anhängerin des Bubikopfes! Aber Bubikopf und Bubikopf ist zweierlei. Vermeiden Sie um Gottes willen diese süßliche, künstlich gelockte und gekräuselte Frisur der mondänen Frauenzimmer! Lassen Sie das Mädchen den strengen Herrenschnitt nach meinem Muster tragen! Bubikopf tragen, bedeutet Austreibung des Weibsteufels, Verzicht auf Reize, die das Weib von der Konzentration auf Seelisches abhalten! Wie man aus Romanen weiß, soll Frauenhaar auf das männliche Geschlecht Reize ausüben, die letzten Endes zu Annäherungen führen. Der Bubikopf meiner Art ist ein Mittel, sich der sogenannten holden Weiblichkeit zu entäußern. Der Bubikopf ist die gesetzlich zulässige Selbstverstümmelung, die der Herrenwelt den Strich durch die Rechnung macht. Und deshalb sehe ich im Bubikopf ein hochwertiges pädagogisches Mittel, das kommende Frauengeschlecht zur Aszese zu erziehen.

Tante Rosalie: Wenn ich Kinder hätte, müßten sie schon aus dem Grunde langes Haar tragen, weil sie den Granatschmuck zu erben hätten, den meine selige Urgroßmutter trug. Wie viele edle Erbstücke von Haarschmuck werden heute in den Winkel geworfen! Die Schere, die Bubiköpfe schneidet, zerschneidet pietätlos Testamente. Das zweite Problem neben dem der Vererbung ist das der Erziehung zur Pflichterfüllung, zur Willenshärtung. Kann ein Mädchen zu Pflichtgefühl erzogen werden, wenn es früh eine halbe Stunde länger schlafen darf, weil der Bubikopf keine Arbeit macht? Wenn man im Morgengrauen seine Zöpfe sorgsam flicht, zwei Dutzend Nadeln sauber ins Haar nestelt, und wenn man dabei bedenkt, daß Mädchen mit Bubikopf während dieser Zeit sich im Bett rekeln, ja, wo bleibt die Erziehung zu eisernem Pflichtbewußtsein? Der Bubikopf ist der Triumph der Bequemlichkeit.

DER ONKEL

BASE GERDA

VETTER FRITZ

DER GROSSVATER

DAS FRL· DOKTOR

ZU SPÄT

ALLEN RECHT GEMACHT

TANTE ROSALIE



Nach dem Faschingstrubel: Aschermittwoch / Nach einem Gemälde von Hans Hähnel

TUSKULUM

ROMAN VON ELISABETH DAUTHENDEY

(6. Fortsetzung.)

Aber es war ihr plötzlich, als müsse sie erst noch in ihre Wohnung, als habe sie etwas ganz Dringendes dort zu tun oder zu erwarten.

Ärgerlich, daß sie sich gar nicht besinnen konnte, was dieses Dringliche sei, und doch beunruhigend dazu gedrängt, nahm sie einen Wagen, um noch rechtzeitig wieder zur Stelle zu sein. Zu Hause gab ihr das Mädchen eine Stadtdepesche: „Heute abend Opernhaus Aida. Loge 15."

Wie seltsam! Das war die Loge der Fürstin. Aber so ohne Gruß und Verbindlichkeit, wie es durchaus ihre Art nicht war. Nun, sie hatte wohl in großer Eile sich entschlossen und in der Zerstreutheit die Förmlichkeit vergessen. So entschloß sie sich schnell und fuhr zur Oper.

Sie kam etwas spät. Man ließ sie indes noch ein, obschon die Ouvertüre begonnen hatte.

In der Dämmerung des Raumes sah sie niemand deutlich, fühlte aber, daß die Loge fast vollbesetzt war. Aber Luva war nicht da. Sie wird sich verspätet haben, dachte Musa.

Aber als zwei Akte vorüber waren und der Platz neben ihr noch leer blieb, wurde sie unruhig und erregt. Sie sah nach der Uhr, in einer Stunde ging der letzte Zug; den wollte sie nehmen, um noch diesen Abend das Unerklärliche zu ergründen.

Als die rauschende Musik des dritten Aktes, auf dem Höhepunkt angelangt, den ganzen Raum mit Ton und Spannung füllte, fühlte Musa eine Sekunde lang ihre Hand berührt, und eine leise Stimme nahe an ihrem Ohre flüsterte ein Wort — „Tuskulum".

Musa griff sich jäh mit der Hand ans Herz. So tief getroffen empfand sie sich in allem, was an unbegreiflicher Erregung und Erwartung sie heute erfüllt hatte. Ein feiner Duft stieg zu ihr auf, in ihrem Schoß lag eine kostbare Rose.

Ihr war, als habe sie den Luftzug einer leise geöffneten Tür empfunden.

Ihre Nerven zitterten. Sie erwartete die Erhellung des Raumes nicht ab.

Bis ins Innerste verstört und aufgewühlt, verließ sie die Stadt. Am Bahnhof empfing sie Fedor.

„Wir waren in größter Sorge um Sie. Doch was ist Ihnen? Was ist Ihnen begegnet?" sagte er, das blasse, von Erregung durchbebte Gesicht mit angstvollen Blicken durchforschend.

„Ich habe etwas Seltsames erlebt — aber ich kann noch nicht davon sprechen. Ich muß erst selbst zur Ruhe darüber kommen." Fedor wagte es, ihre Hand zu ergreifen und sie mit behutsamer, beruhigender Geste eine Sekunde in der seinen zu halten.

IX.

Von Sylvia war Nachricht gekommen. Sie hatte in der blauen Inselherrlichkeit Capris die nötige Einsamkeit und die fremde Umwelt gefunden, in der sie sich zu ihrer eigenen Stille sammeln konnte.

Musa lebte noch in einem seltsamen Traumzustand, und ohne die Wirklichkeit des heißen Sehnsuchtsduftes der Rose, der sie in dem Raum ihres intimsten Gemaches leise umhauchte, hätte sie das Erlebte für Traum und Irrtum gehalten.

Aber mit diesem Duft griff etwas nach ihr, hielt sie etwas fest, das sie selbst nicht ergreifen konnte, da sie weder für die Ferne des Raumes noch für die Wesenheit des Geistes, aus dem heraus und von dem her diese Wellen zu ihr heranspielten, Sicherheit und Klarheit des Wissens hatte.

Auch aus der Ferne kam nun noch diese Unruhe und Qual zu allem, was in der kurzen Spanne zweier Jahre über ihr Leben hereingebrochen war. Stürme, die Beglückung und Zerstörung im gleichen Gluthauch mit sich führten; Schicksal, das Erfüllung schien und ihr immer wieder die zerstörende Pein der Abwehr zuschob, da doch Seele und Blut in ihr nach der erlösenden Geste befreiender Hingabe lechzten.

Seit Sylvias Abreise blieb eine gespannte Befangenheit zwischen den drei Menschen, die nun plötzlich nur noch auf sich angewiesen waren. Selbst der weltmännischen Sicherheit des Fürsten gelang es nur schwer, mit leichtem Geplauder eine lächelnde Oberfläche vorzutäuschen, die indes allzuviel innere Aufgewühltheit zu verdecken hatte, um die gewollte Wirkung ganz zu erreichen.

Musa versenkte sich immer mehr in die Bücher, die ihr von O'Donn geschickt worden waren.

Die Vertiefung in diese ihr fremde, neue Welt des indischen Geistes fesselte ihr Denken im höchsten Grade. Diese schwerflüssige Masse rhythmisch gefesselter Erkenntniskomplexe erforderte die schärfste Einstellung eindringender Erfassung, die ihr ein befreiendes Gegengewicht zu all der seelischen Beschwerung gab, von der der Atmosphäre umher innen und außen erfüllt war.

Ohne das einführende Werk Professor Fred Rolfs freilich wäre sie wohl kaum so tief in die für den Europäer so schwer faßliche Vorstellungswelt Indiens eingedrungen. Dieser glänzende Geist aber, der viele Jahre sich dem Erfassen dieser mythisch-philosophischen Ideenwelt gewidmet hatte, verstand es, diese vielfach versiegelte Weltweisheit trotz ihrer Sprachfremdheit und Zeitferne zu enträtseln und dem entgegengesetzten Geistespol der westlichen Zone näherzubringen.

Musa liebte es, mit diesen Büchern in die Stille des Waldes zu flüchten und dort, in die Tiefe ihrer kosmischen Weisheit versinkend, für eine Weile all die ungelösten Fragen der wirren Gegenwart zu vergessen. —

Eines Tages in der Abendneige wandelte sie von einem solchen Einsamkeitsweg heimwärts.

Sie befand sich schon in dem Park, der den Wald mit der Ortschaft verband. Die Dämmerung lag bereits auf den Wegen, am Himmel aber stand noch der leuchtende Brand herbstlichen Sonnenuntergangs.

Musa verlor sich an die Pracht des verebbenden Abends. Es war einsam umher. Nur ein leises Rauschen war in den Bäumen. Ihre leichten, huschenden Schritte auf den Sandwegen ließen die Stille noch deutlicher wirken.

Da hörte sie andere Schritte sich entgegenkommen. Sollte Luva sie suchen?

Doch nein, das waren Männerschritte.

Sollte der Fürst — oder Iwan —?

Musa blickte gespannt in die Richtung der nahenden Laute. Ein Herr kam ihr entgegen. In dem Schatten der Bäume und dem unsicheren Licht der Dämmerung konnte sie ihn nicht erkennen. Aber Fedor war größer, und Iwan war kleiner als die herankommende Gestalt. Plötzlich lichtete sich das Baummassiv. Das letzte Abendlicht fiel auf den Heranschreitenden.

„Hollenstein!" schrie Musa auf. In tödlichem Erschrecken griff ihre Hand zum Herzen.

Mit raschem Schritt kam Hollenstein heran. Er war in Zivil. Sein Aussehen war schwerleidend.

„Habe ich dich erschreckt? Du hast meinen Brief nicht erhalten?"

„Warum — weshalb?" stammelte Musa mit blassen Lippen.

„Kann man dich vergessen? Ich floh von dir und tat alles, um dich aus meinem Blut zu löschen. Hier bin ich wieder! Deine Macht war größer als meine Kraft."

Er merkte, daß sie schwankte, nahm ihren Arm und leitete sie zur nächsten Bank.

Was hatte er gehofft? Die Ferne und seine Sehnsucht hatten ihm neue Möglichkeiten vorgegaukelt. Aber dieser Schrei des Erkennens war kein Freudenruf gewesen. Entsetzen und Abwehr waren in dem Schrei, Zerstörung seiner letzten kranken Hoffnung.

„Warum tatest du das?" fragte Musa mit Aufbietung ihrer letzten Kraft.

„Du fragst? Ich mußte dich sehen, noch einmal dich sehen. Nicht tausend Welten löschen diesen Durst nach dir."

Musa erschrak über den verzerrten Ausdruck dieses einst so schönen Mannesantlitzes. Die Tropen hatten viel in ihm vernichtet. Das vornehm Kraftvolle früherer Zeiten war verschwunden, es war etwas greisenhaft Welkes in den Zügen.

„Kein Ton der Freude? Mir ganz entfremdet, ganz entschwunden? Musa, ewig Geliebte, sag' ein Wort!"

Aber ihre Kraft war erschöpft; sie sank ohnmächtig zurück. Er fing sie in seinen Armen auf.

„Endlich in meinen Armen — an meinem Herzen!" flüsterte er, als dürfe er sie nicht wecken. Er sprach wie im Traume. Entrückt allem Vergangenen und Zukünftigen, war nur dieser eine Augenblick traurigster Erfüllung in seinem Bewußtsein.

„So sollte es immer bleiben", flüsterte er weiter. „So vereint mit dir ins Nichts entschwinden, eh' ein anderer dich mir nimmt. Dein Haar, dein süßer Mund — niemand soll ihn küssen!"

Aber auch er wagte diese Geste der Leidenschaft nicht. Es war, als fühle er selbst in dieser Leblosigkeit die Abwehr ihrer keuschen Seele.

Plötzlich griff er in eine kleine Geheimtasche seines Gewands, entnahm ihr eine winzige Glasphiole und ließ sie im letzten Abendlichte spielen.

Ein triumphierendes Lächeln breitete sich über sein Gesicht.

„Ah, sieh her, Geliebte! Sieh dieses blinkende Kristall! Ein Tropfen auf deinen bleichen Mund, ein anderer auf den meinen — und aller Schmerz hat ein Ende."

Schon näherte er das Glas ihren Lippen, da ging es jäh wie ein Zucken durch seine Glieder. Das Antlitz wurde ernst, und einen Augenblick lag ein Schimmer einstiger Schönheit über den verfallenen Zügen.

„Nein, nein — es darf nicht sein! Wie würden sie deine Reinheit besudeln, wenn sie uns so, im Tode vereinigt, fänden!"

Er stand auf und legte die noch Bewußtlose mit zärtlicher Vorsicht auf die Bank.

„Wenn du erwachst, sollst du glauben, du habest geträumt. Ich werde deine Wege nicht mehr kreuzen.“

Tödlicher Ernst lag auf seinem bleichen Gesicht, seine Lippen bebten wie von verhaltenen Tränen. Er neigte sich zu Musas Händen und küßte sie.

Die Phiole in der Hand, ging er festen Schrittes dem Walde zu. —

Es war Musa wirklich, als habe sie geträumt. Sie konnte sich lange nicht erinnern, was sie in diese seltsame Lage gebracht hatte. Mühsam erhob sie sich und schleppte sich langsam dem Hause zu. Allmählich kam ihr die Erinnerung wieder. Sie sah plötzlich das einst so geliebte Antlitz in furchtbarer Zerstörtheit vor sich, hörte die schrille Qual seiner Stimme. Wo war er jetzt, was war sein Plan? Ein heißes, erschütterndes Mitleid quoll in ihrem Herzen auf, eine entsetzensbange Frage: Zu welchem Ende wird seine aufs äußerste gereizte Leidenschaft ihn treiben?

Ein furchtbares Bild tat sich vor ihr auf, ihre Nerven bebten. Sie fühlte, daß sie am Ende ihrer Kräfte war.

An der Schwelle ihres Zimmers, wo die Fürstin unruhig auf sie wartete, fiel sie dieser in die Arme. Sie konnte nur noch das eine Wort sagen, den einen Namen. Dann verlor sie das Bewußtsein wieder. —

Einige Tage später brachten die Zeitungen glänzende Nachrufe für den hohen Militär Kurt von Hollenstein, der einem Unfall ganz plötzlich erlegen sei.

Die beiden im Landhaus, die es lasen, wußten es anders.

„Gut, daß sie es jetzt nicht erfährt“, sagte die Fürstin. „Es ist noch immer Zeit dazu. Vielleicht kann man es ihr ganz verbergen.“

Fürst Schuschin schob erregt das Blatt beiseite.

„Wie gut verstehe ich, daß man für sie sterben kann! Aber für sie leben dürfen, das wäre Gnade des Lebens.“

„Gut, daß du heute reisen mußt,“ sagte Luva, „so bleibt dir die neue Qual erspart, sie nochmals zu sehen. Der Arzt kam heute zum letztenmal.“

„Maman, nimm mir nicht alle Hoffnung — ich nehme sonst zu viel Schweres von hier fort.“

„O Fedor — und es ist meine Schuld!“

„Sage nicht Schuld, es ist Schicksal. Aber warum muß es mit mir immer so hart sein?“

Am Abend brachte man einen Korb kostbarster Rosen in Musas Zimmer mit Fedors Grüßen.

„Ich nehme nicht Abschied – ich sage auf Wiedersehen“, schrieb er.

Aber aus dem schweren, köstlichen Duft der Rosen kam Musa eine andere Erinnerung, ein anderes Bild in die Seele, das das Bild dieses Gebers verdunkelte. — — —

Sylvia lebte indessen eingesponnen in die schier unwirkliche Herrlichkeit der wundersamen Insel Capri.

Das wohlig lockende, zugleich beruhigende und erregende Wellenspiel des blauen Meeres und die tiefe Bläue des hochgespannten Himmels waren ihr täglich eine neue Entzückung.

Den Weg von der kleinen weißen Villa, die sie bewohnte, durch den köstlichen Duft blühender Gärten zur leicht ansteigenden Höhe der Punta Tragara wandelte sie täglich wie in einem glücklichen Traum.

Hier konnte sie stundenlang auf der sonnenwarmen Mauer sitzen. Aus dem schäumenden Gischt des Meeres, der um die hochragenden Faragliani spielte, fielen seltsam neue Rhythmen in ihre Sehnsucht und rührten an die goldenen Saiten ihrer lauschenden Seele.

Wie Tanz und Klang war hier die Luft. Bangnis und Schwere lösten sich in einen seligen Taumel von Hoffnung und Erwarten auf. Stimme und Bild des Geliebten schienen so greifbar nahe, als brauche sie nur die Hand auszustrecken, um die seine zu finden.

Als sie so eines Tages wieder an der sonnenwarmen Mauer saß und dem Liede lauschte, das in ihr werden wollte, sah sie eine Gestalt die Anhöhe heraufkommen, die in Haltung und Gang nur einer gleichen konnte.

Ihr Herz schlug schmerzhaft laut.

War es Traum, war es Erfüllung? Sie wußte es nicht.

Sie wußte auch nicht, daß sie sich erhob und mit schnellem Schritt dem Manne entgegenging; sie tat es wie eine Schlafwandelnde.

„Iwan!“ rief sie, und ein tiefer Jubel war in ihrer Stimme. Und der in bebender Erwartung Zögernde hatte ohne Frage die Antwort, die zu suchen er gekommen war.

So im Tiefsten hatte diese reine Seele sein in heißer Sehnsucht gedacht und geträumt, daß sein vertraulicher Name ihr unbewußt von den Lippen fiel. So vertraut und nahe war sie ihm in der Ferne geworden. Aber dieser spontane Ruf ihrer Lippen brachte sie zu jähem Erwachen. Von glühenden Blutwellen überströmt, stand sie zag und verschämt vor ihm. Als aber auch er sie bei ihrem Namen rief, glitt sie ihm in süßester Holdheit in die Arme. —

Das blühende Glück der folgenden Tage der Liebe blieb ihnen ein ewig Unvergeßliches im Garten der Erinnerung.

Das göttliche Eiland, zwischen dem üppigen Duft blühender Gärten und der weithin schimmernden Bläue des Meeres eingebettet, war so ganz die vollkommene Melodie, die sich mit den schwingenden Rhythmen ihres brausenden Liebesglückes zur höchsten Stille vollendeter Harmonie verband.

Einander unlöslich verbunden, fühlten sie zwischen sich, einströmend in ihre eigene Beglückung, das Wesen der andern, die sie beide liebten, und wußten, daß dieser Dreiklang ihnen kein Abbruch, vielmehr eine Erhöhung und Bereicherung ihres Glückes bedeutete. —

Und die Nachricht ihrer Vereinigung brachte das erste frohe Lächeln in Musas erschütterte und verdüsterte Seele.

Wie hatte sie diese holde Lichtgestalt gerade in diesen Wochen der Dunkelheit vermißt! Sie, die sie mit allem Zartgefühl der Liebe zu umgeben verstand und zugleich ihrer Beratung und Leitung so sehr bedurfte, daß ihrer tiefen Güte damit eine feine belebende Aufgabe erwuchs.

X.

Man war wieder in der Stadt. Der Kreis der Vertrauten war wie sonst um Musa versammelt. Aber es lag eine leise Gespanntheit in der Luft. Zu viele sich kreuzende Wünsche und Enttäuschungen vibrierten noch in den Nerven, und es gab zu viel Verwundbares, das jedem Gespräch schmerzliche Schranken auferlegte.

So zog sich jeder ein wenig zurück, und der vorher so eng geschlossene Kreis war nunmehr in einer von allen als äußerst peinlich gefühlten Weise gelockert und erwartete von irgendwoher den Impuls zur Erneuerung seiner beglückenden Geschlossenheit und Vertraulichkeit.

Lissa fuhr oftmals wie ein Blitz in die gespannte Atmosphäre, konnte aber mit ihrem bizarren, im letzten Grunde kalten Wesen keine erlösende Entspannung bringen.

„Auch die glänzende Chance haben Sie sich entgehen lassen, Musa! Sie sind und bleiben mir ein Rätsel. Was wäre gegen den Fürsten zu sagen, möchte ich wissen“, sagte sie bei einem ihrer plötzlichen Überfälle.

„Nichts ist gegen ihn und alles für ihn, Lissa.“

„Nun also! Ich hatte mich schon gefreut, Sie als Fürstliche Gnaden untertänigst begrüßen zu können.“

„Gefreut, Lissa? – Doch lassen wir die frivolen Scherze in so ernster Angelegenheit.“

„Muß denn alles so bitter ernst sein? Das Leben ist ja doch nur ein Spiel und nichts weiter.“

„Für Sie scheint es so zu sein. Hier trennen sich unsere Wege.“ (Schluß folgt.)



Wiener Faschingsleben: Typen vom „Fiaker-Ball“. (Phot. Willinger, Wien.)

Der Fiaker-Ball, ein Überbleibsel aus der früheren Glanzzeit der Wiener Lohnkutscher, diente dieses Jahr mit seinem Ertrag der Errichtung eines Denkmals für die aussterbenben Fiaker.

Die Dame und ihr Schmuck





Die Tänzerin Lisl Rinaldini mit Ohrgehängen aus kleinen Perlen in Traubenform. Der große Ring am Zeigefinger ist in blauer Emailarbeit ausgeführt. Modell: Lukas & Arany, Wien. (Phot. E. Barakovich, Wien.)

Unten: Die Wiener Schauspielerin Grete Keller mit großem grau und weißen Perlenschmuck von R. Fleischer, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

Die Filmschauspielerin Carmen Cartellieri im Perlenschmuck. (Phot. Zimbler, Wien.)

Mitte: Frau Dely, eine Neuyorker Schönheit, im Schmuck von Perlen und Brillanten. (Phot. E. Barakovich, Wien.)

Unten: Carmen Cartellieri mit großer Straßgarnitur, Ring und Armspangen. Schmuck von R. Fleischer, Wien. (Phot. Zimbler, Wien.)

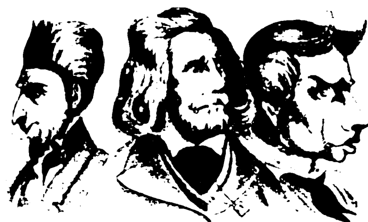






SPEZIAL-AUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK





J. Fangrav: Physiognomien-Ähnlichkeiten. Lithographie aus dem Jahre 1842.

Unsere Haustiere in der Karikatur.

Von Hofrat Dr. Anton Klima.





J. Fangrav: Physiognomien-Ähnlichkeiten. Lithographie aus dem Jahre 1842.

Seit undenklichen Zeiten spielt das Tier in der Karikatur aller Völker eine überaus bedeutende Rolle. Die Umwandlung der zur Zielscheibe des zeichnerischen Spottes genommenen menschlichen Person in eine geeignete Tiergestalt ist sogar vielleicht die Urform aller Karikatur gewesen. So berichtet uns der verdienstvolle Historiograph Eduard Fuchs, daß die älteste aller bisher bekannt gewordenen satirischen Darstellungen das Tiergewand als Einkleidung verwendet. Sie ist in einem altägyptischen, aus dem 13. Jahrhundert vor Christi Geburt stammenden Londoner Papyrus enthalten und stellt den König Ramses III. als Löwen dar, der mit einem als furchtsame Antilope charakterisierten Untertanen Schach spielt und mit einer wenig königlichen Geste seinen Gewinn einstreicht.

Die Tierkarikatur, über die der Verfasser demnächst eine eingehende Behandlung in einer soeben vollendeten größeren Studie unter dem Titel „Tier und Pflanze in der Karikatur" veröffentlichen wird, hat sicherlich ihre Wurzel in der Tierfabel und dem Tierepos, die den einzelnen Tierarten seit alters menschliche Charaktereigenschaften zugeschrieben haben. Es sind daher die meisten satirischen Darstellungen aus früher Zeit, soweit sie Tiere zur Abbildung bringen, auch stofflich dem Ideenkreise der Tierfabel entnommen. Mit der Zeit wird aber den Satirikern das steiflehrhafte Gewand der Fabel zu eng, weil es der von der Karikatur als der tendenziösesten aller zeichnerischen Kleinkunst angestrebten Deutlichkeit entbehrt. Um diesem Übelstande abzuhelfen, haben die Karikaturisten im Laufe der Zeit der Tierform immer häufiger menschliche Züge eingefügt, namentlich wenn es sich darum handelte, bestimmte Personen zu verspotten. Daß dabei in erster Linie etwa bereits vorhandene physiognomische Ähnlichkeiten zwischen Mensch und Tier ausschlaggebend waren, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. Ist es doch eine weit zurückreichende amüsante Gepflogenheit der zeichnenden Künstler, solchen Ähnlichkeiten nachzuspüren.

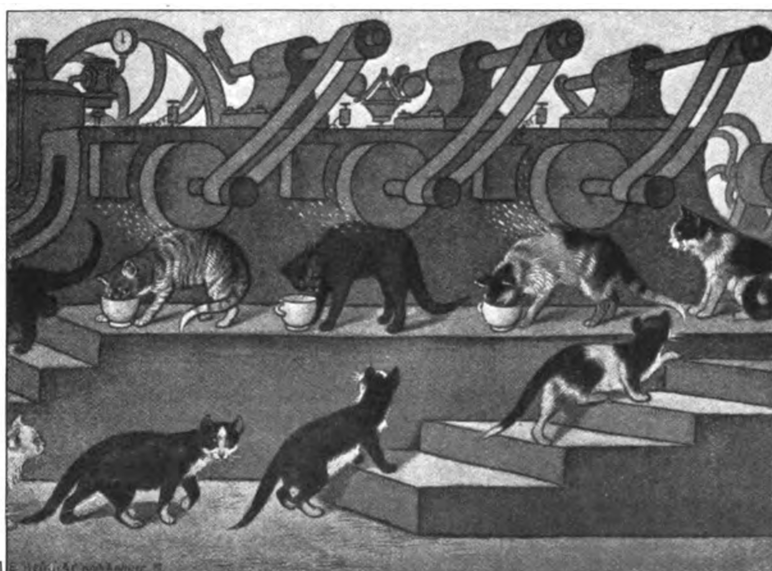
Die innigen Beziehungen, in denen die Menschen aller Zeiten zu den von ihnen mit aller erdenklichen Sorgfalt und Liebe gehegten Haustieren stehen, machen es begreiflich, daß unter den zahlreichen Vertretern der Tierwelt, die die Karikatur für ihre Zwecke benutzt, gerade unsere lieben zwei- und vierfüßigen Hausgenossen so überaus häufig in den verschiedensten satirischen Darstellungen zur Verwendung kommen. —

Wir wollen im folgenden die wichtigsten Formen, in denen unsere Haustiere in der Karikatur Verwendung finden, in Kürze besprechen.

Die Katze, das alte Symbol der Fabel für falsche und schmeichlerische Menschen, ist ein in der Karikatur häufig verwendeter Tiertypus. Die politische Satire bringt sie zumeist mit den Mäusen in Verbindung; diese tanzen und springen z. B. so lange um die schlafende Todfeindin herum, bis sie endlich aufwacht und ihnen den Garaus machen wird. Mitunter erhält die Katze auch die menschlichen Züge des Verspotteten; so gibt es Karikaturen von Bismarck als Kater mit dem charakteristischen Kanzlerkopfe und den berühmten drei Haaren auf der mächtigen Glatze. Die Katze dient aber auch in zahlreichen satirischen Zeichnungen der Allegorisierung jenes bekannten üblen Zustandes, der sich als die regelmäßige Folge allzu reichlicher Faschings- und Tafelfreuden einzustellen pflegt. Da eine katzenjämmerliche Stimmung bisweilen auch in der Politik vorkommt, macht auch die politische Karikatur mitunter von dieser Allegorisierung des „Katers" Gebrauch. Eine besonders interessante Verwendung findet das Katzentier in Karikaturen musikalischen Inhalts. Es werden die Katzen entweder direkt als Musiker vorgeführt oder auch nur als passive Bestandteile von seltsamen Musikinstrumenten dargestellt. So ist namentlich das merkwürdige Katzenklavier ein in früheren Jahrhunderten öfters im Bilde vorgeführtes Marterinstrument, bei dem die Schwänzchen der armen Tiere gleichsam als Registerzüge fungieren. Daß die Vorliebe mancher Menschen, besonders aber der älteren unverheirateten Damen, für dieses Haustier namentlich in den spießbürgerlichen Witzblättern der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vielfachen Anlaß für einen ebenso harmlosen wie billigen Spott geboten hat, sei noch ergänzend erwähnt.



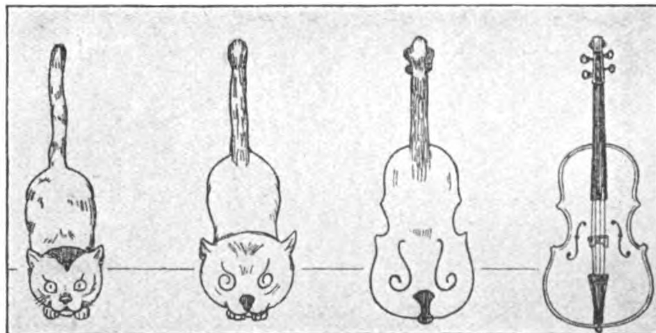
Das Katzenklavier. Satirischer Kupferstich von Joh. Kellerthaler d. J., angeblich nach Callot.
Die im Kasten untergebrachten Tiere werden durch Ziehen an den Pfoten und Schwänzen zum Aufkreischen gebracht.



Die Verwendung dressierter Katzen als Elemente. Karikatur von E. Reinicke („Flieg. Bl.").



Stimmvieh. Französische Karikatur von C. Léandre („La Feuille").





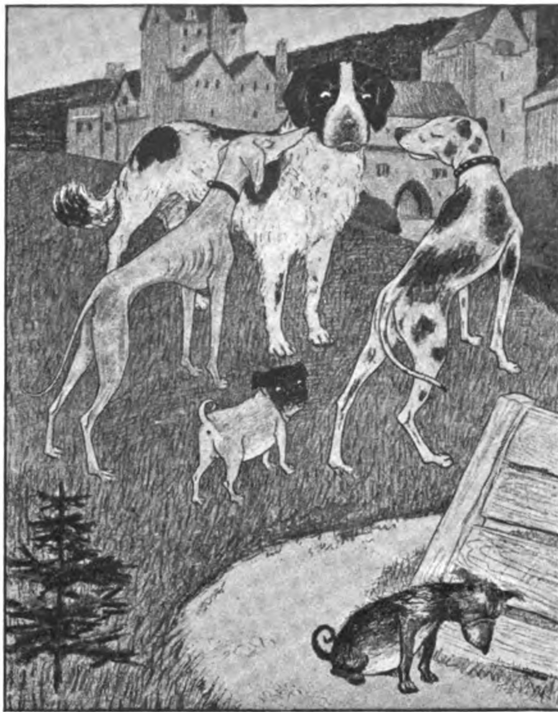
Entwicklungen im Darwinistischen Sinne: Oben: Die Entwicklung der Geige. Von Hans Schließmann. Unten: Bryans Umwandlung zur Friedenstaube. Amerikanische Karikatur von Jesco.



Ein Hundewetter. Französische Karikatur von Bimar („Rire").



Eine hygienische Erfindung. Französische Karikatur von Draner („Caricature").



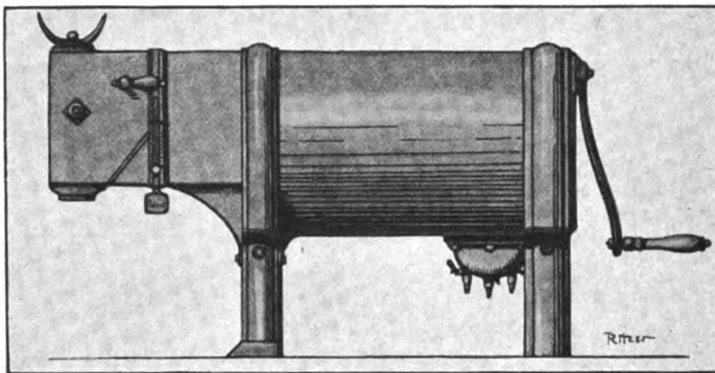
Standesbewußtsein: „Wir können nicht mit ihm verkehren, er ist kein Rassehund." Karikatur von Th. Th. Heine („Simplicissimus").



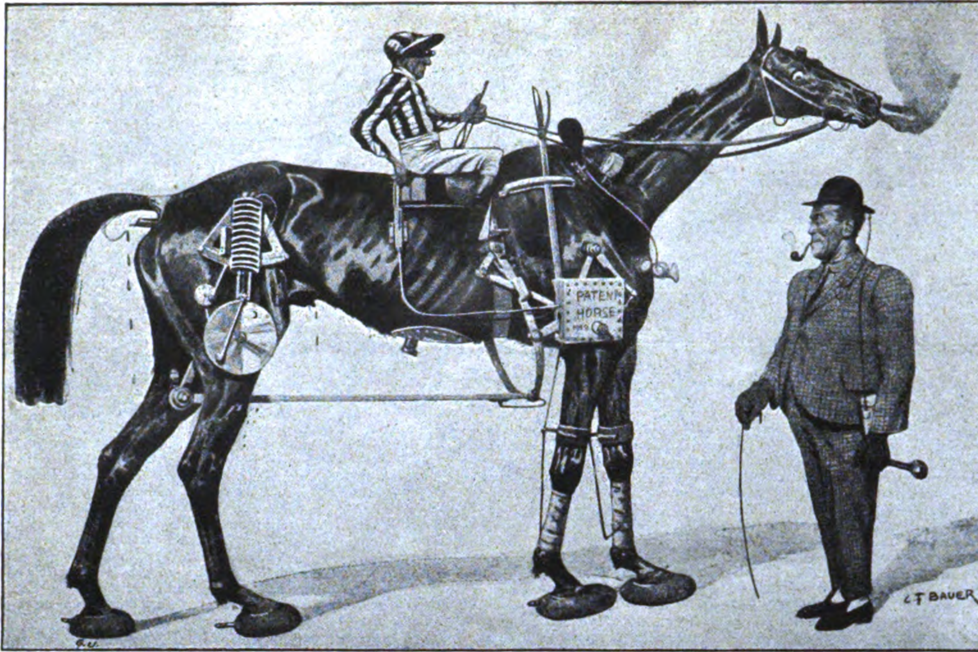
Der Hund als Markenbelecker. Englische Karikatur von Alfred Lethe („Scetch").

Der Hund, das Fabelsymbol der Treue und Wachsamkeit, wird in der politischen Karikatur in allerlei Formen und Abarten verwendet. Selbst einzelne ganz bestimmte Individuen spielten zur Zeit der politischen Wirksamkeit ihrer berühmten Besitzer ganz nette Episodenrollen auf der politischen Karikaturbühne. Man denke an den berühmten Tyras Bismarcks und an Bülows bekannten Pudel. Die Bulldogge ist seit vielen Jahren die typische Allegorisierung für England. In der Zeit des Weltkrieges hat die englische und nordamerikanische Karikatur den Dachshund — offenbar infolge der Vorliebe Kaiser Wilhelms II. für diese Hunderasse — als Allegorisierung für das Deutsche Reich eingeführt. Dies soll sogar zu Anfang des Krieges zu einer Dackelverfolgung in England und Frankreich geführt haben. Die für die armen Tiere drohende Gefahr beseitigte schließlich ein Artikel in der Londoner „Daily Mail", in dem nachgewiesen wurde, daß der Dackel nicht germanischen Ursprungs sei, sondern sogar schon im alten Ägypten gezüchtet worden ist! Der Vollständigkeit halber wollen wir noch den bekannten, von Th. Th. Heine gezeichneten Hund des „Simplicissimus" erwähnen. In der sozialen und Gesellschaftskarikatur werden verschiedene Hunderassen mit großer Wirksamkeit verwendet, indem sie — wie z. B. von dem letztgenannten Satiriker — einfach als Symbole für bestimmte soziale Menschenklassen (Aristokraten, Bürger, Proletarier) eingeführt werden.

Das edle und treue Pferd, der Aristokrat unter den Tieren der Fabelwelt, spielt natürlicherweise auch in der Karikatur keine unerhebliche Rolle. Die politische Satire verwendet den Pferdetypus mitunter auch zur Verspottung



Die Margarine-Kuh. Karikatur von Ritter („Fliegende Blätter").

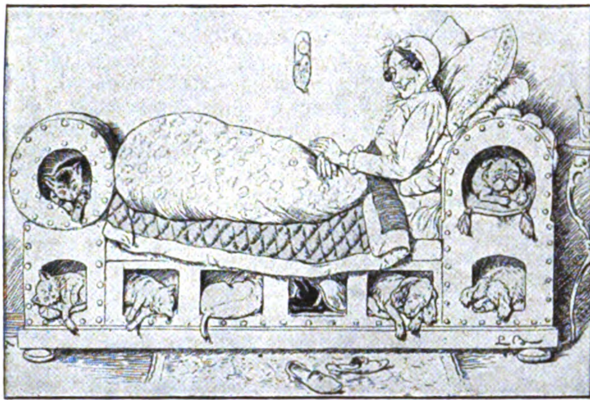


Vollblutersatz: Kreuzung zwischen Rennpferd und Automobil. Zeichnung von C. F. Bauer („Allgemeine Sportzeitung").



Der Autodackel vor der Fahrt (links) und fahrbereit. Karikatur von Herm. Franz („Fliegende Blätter").

bestimmter politischer Persönlichkeiten unter gleichzeitiger Einfügung der menschlichen Züge des Verspotteten in den Tierkopf. Besonders beliebte satirische Pferderassen aller Zweige der Karikatur sind das trojanische Pferd mit seinem bekannten gefahrbringenden Inhalt, ferner Pegasus, das geflügelte Dichterroß, und namentlich auch die mythologische Kreuzung zwischen Mensch und Tier, der Zentaur.



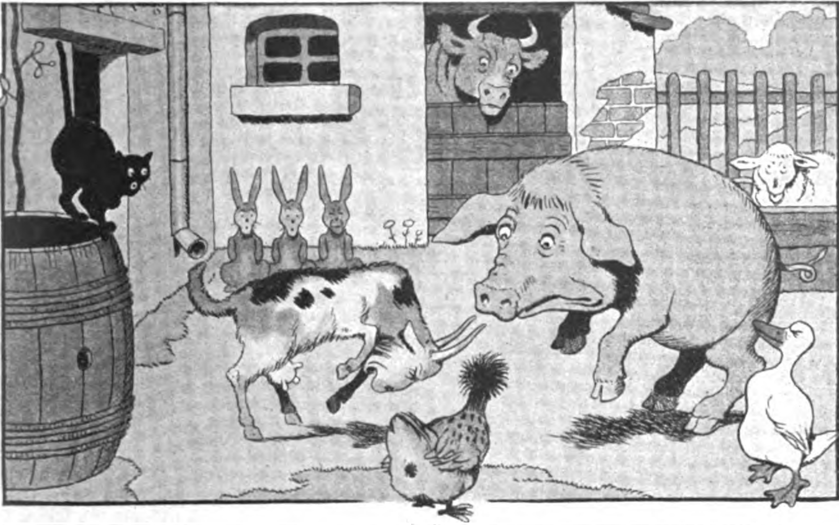
Der Schlafdiwan der Tierfreundin Eulalia Mizimops. Zeichnung von L. Bechstein („Fliegende Blätter").

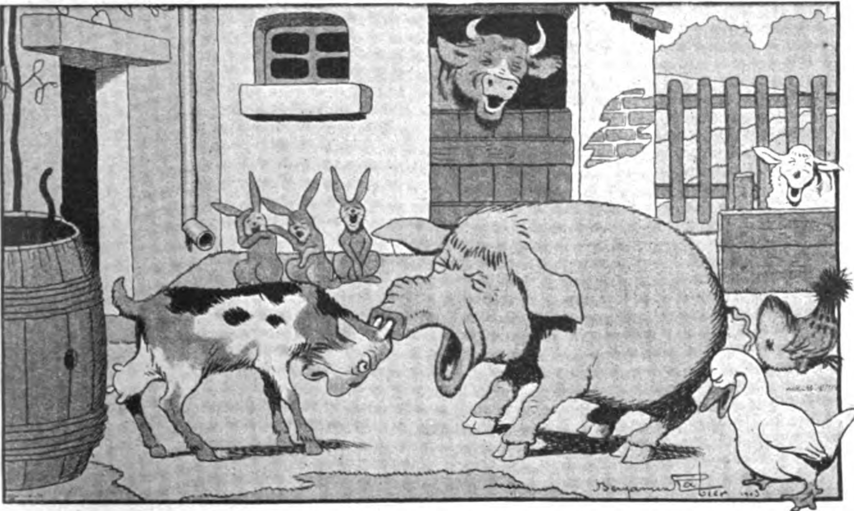


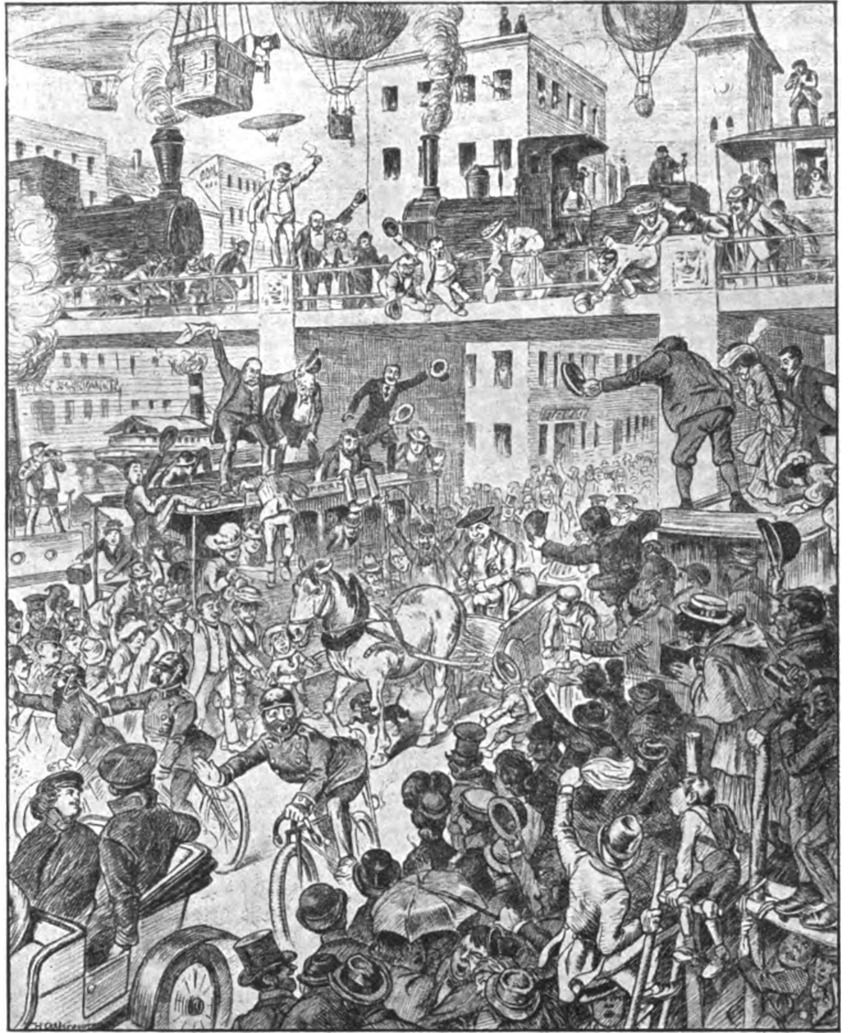
Der gallische Hahn nach dem Panamaskandal: Die Scham drückt ihm die Augen zu. Karikatur von Eduard Juch (Wiener „Figaro" 1892).



Das umgangene Verbot: Hundekoffer zum Hundetransport im Stellwagen. (Wiener „Figaro" 1879.)







Links: Ein Duell auf dem Wirtschaftshof. Französische Karikatur von Benjamin Rabier („Rire"). — Rechts: Ein Zukunftsbild: Der letzte Bauerngaul in der Großstadt. Satirische Zeichnung von H.' Albrecht („Fliegende Blätter").

Eine beliebte Pferderasse spezifisch österreichischen Ursprungs ist der Amtsschimmel als typische Allegorisierung für jede Art von bureaukratischer Rückständigkeit. Die Verwendung des Pferdes im Rennsport gibt namentlich der Sportkarikatur unzählige satirische Anregungen. Ebensohäufig beschäftigen sich aber die Satiriker mit dem Gedanken, daß die beispiellosen Fortschritte auf dem Gebiete der Verkehrstechnik schon in absehbarer Zeit dazu führen werden, daß das brave Pferd als Verkehrsmittel überflüssig und daher bald auf den Aussterbeetat gesetzt werden wird. Daß die satirischen Techniker auch automatische

Pferde erfinden, die sich als Kreuzung zwischen Tier und Motor darstellen, sei nur nebenbei erwähnt.

Der Esel, das arme Grautier, gilt seit jeher als typisches Symbol der unheilbaren Dummheit! Obwohl seine Verwendung in der politischen wie in allen sonstigen Zweigen der Karikatur überaus häufig ist, muß gleich hinzugefügt werden, daß die meisten satirischen Darstellungen, die diesen Tiertypus verwenden, nichts anderes als bildliche Beschimpfungen bestimmter physischer Personen oder bestimmter Berufe und Stände sind. Es werden in dieser völlig abgebrauchten und meist ganz witzlosen Weise Wähler, brave Steuerzahler, Politiker, Richter, Pfaffen und viele andere verspottet.

Als Sinnbild der Unreinlichkeit und Unflätigkeit wird in der politischen Karikatur (namentlich in Frankreich) das Schwein fast immer in rein beleidigender Weise verwendet. In der sittengeschichtlichen Karikatur dient es bisweilen der Allegorisierung der Cochonnerie und wirkt dann, wenn es jeder persönlichen Beziehung entkleidet ist, halbwegs erträglich.

Das Rind ist in den Typen Stier, Ochs, Kuh und Kalb in allen Zweigen der Karikatur häufig anzutreffen. Die politische Karikatur verwendet es allerdings auch zumeist mit stark beleidigendem Einschlag. Bekannte Vorwürfe sind der Wähler, der allgemein als Stimmvieh bezeichnet und abgebildet wird, sowie der scheu gewordene Stier oder Ochs, der gemeingefährlich werden kann. Die Gesellschaftskarikatur führt den Modeochsen zur Kennzeichnung des geckischen Mannes vor, der allen Modetorheiten huldigt. Beliebte Motive sind auch die Kuh, die stets gemolken wird, wie das Goldene Kalb, das die Mammonsdiener umtanzen. Die Satiriker erfinden auch mechanische Kühe, die Ersatzstoffe für Milchprodukte liefern.

Die Ziege und namentlich der Ziegenbock als Sinnbild der Geilheit wie als Sündenbock werden ebenso wie das Schaf und sein Jugendstadium, das unschuldige Lamm, in allen Zweigen der Karikatur sehr oft verwendet. Namentlich der Wolf im Schafspelz und das Lamm, das stets geschoren wird, bilden ziemlich abgebrauchte Tiertypen.

Von außereuropäischen Haustieren wäre das Kamel zu erwähnen, das als Träger starker Lasten für Allegorisierungen (Staatsbudget u. dgl.) satirisch häufiger verwendet wird, ebenso der Elefant, den jedoch die Karikatur verhältnismäßig wenig in Anspruch nimmt.

Unter den häuslichen Vogelarten sind vor allem die Hühner zu nennen. Der männliche Hahn gilt in der politischen Karikatur seit alters als allegorischer Tiertypus für Frankreich (gallus — der Hahn, Gallia — Frankreich). Die Hühner werden in der politischen Karikatur als „Federvieh" schlechthin zur Kennzeichnung der Zeitungen aller Parteirichtungen verwendet. Aber auch in der sozialen und sittengeschichtlichen Karikatur sind der Hahn und seine Hühnerschar häufig anzutreffen. Seine notorische Streit- und Kampflust, seine dominierende Stellung auf dem Hühnerhofe, namentlich aber seine Paschawirtschaft, die keinen Nebenbuhler duldet, bilden vielfache Möglichkeiten zur satirischen Verwendung. Einige satirische Witzblätter (Wiener „Kikeriki", Pariser „Cocorico") haben sogar ihren Titel vom Hühnerhofe bezogen.

Der Puter oder Truthahn wird namentlich von älteren Karikaturisten öfters zur Verspottung von putzsüchtigen und den Auswüchsen der Mode zugetanen Personen benutzt. Die politische Karikatur in England verwendet ihn — offenbar wegen der Namensgleichheit (turkey = Truthahn, aber auch Türkei) — häufig zu Allegorisierungen des Türkischen Reiches. Der Pfau als Sinnbild der Eitelkeit und des Stolzes wird sowohl von der politischen als auch von der Gesellschaftskarikatur gern abgebildet.

Die Taube versieht in der politischen Karikatur fast ausschließlich die Funktion der Friedenstaube.

Die Ente und die Gans, die schon in der Tierfabel als dumme Tiere gelten, werden vornehmlich in der Gesellschaftskarikatur als wenig schmeichelhafte Symbole für eitle und einfältige Repräsentanten des weiblichen Geschlechts abgebildet. Eine Sonderspezies der politischen Karikatur bildet die Zeitungsente als Allegorie unwahrer Nachrichten der Tagespresse.

Von den domestizierten Tieren, die sich von den eigentlichen Haustieren dadurch unterscheiden, daß sie nach vollzogener Zähmung sich zwar an den menschlichen Haushalt angewöhnen, aber in der Gefangenschaft zumeist nicht fortpflanzen, wären zu nennen die Hirsche und Rehe und von der Vogelwelt die verschiedenen Singvögel, der Papagei und von den immer wiederkehrenden Zugvögeln etwa noch der Storch und die Schwalbe.

Hirsche und Rehe sind in der Karikatur nur selten anzutreffen, um so mehr aber das Hirschgeweih als ständige Zier des „gehörnten" Mannes. Von den vorgenannten Vogelarten spielt eine größere Rolle, namentlich in der politischen Porträtkarikatur, der Papagei, dessen Antlitz sich insbesondere zur wirksamen Verspottung bekannter Persönlichkeiten mit einem besonders charakteristischen Gesichtsvorsprung hervorragend eignet. Der Storch, der nach dem alten Ammenmärchen die Kinder bringt, übt diese Funktion in der gesellschaftlichen und namentlich in der sittengeschichtlichen Karikatur noch immer mit Erfolg aus. Die Schwalben werden häufig zur Symbolisierung von unbeständigen Künstlern der Bühne verwendet, die wie diese Zugvögel mit besonderer Vorliebe wärmere (heute sagt man, valutastärkere) Länder aufsuchen.

Aus dem Angeführten können wir ersehen, daß die Karikatur nicht nur bestimmte Personen oder Vertreter bestimmter Stände und Berufe durch symbolische Einkleidung in eine gewisse Tierform verspottet, sondern auch abstrakte Begriffe, wie Staatengebilde, staatliche Einrichtungen, ja, selbst einfache Redewendungen durch Tiere zu allegorisieren vermag.

Daneben nimmt sie aber auch die Beziehungen des Menschen zu den Tieren selbst, wie die Tierzucht, die übertriebene Tierliebhaberei u. dgl. zur Zielscheibe ihres Spottes.

Das Tier selbst kann nicht verspottet werden, weil ihm menschlicher Spott nicht zum Bewußtsein gebracht werden kann.

Schließlich sei noch jener Bilder gedacht, die gewöhnlich als „Bilder aus dem Tierleben" bezeichnet werden. Hierher gehören die zahllosen, oft ganz vorzüglichen Abbildungen von superklugen (Dackel!), schmunzelnden, lachenden oder weinenden Tieren, die handelnd vorgeführt werden und allerlei Freude und Leid erfahren. Sie gehören jedenfalls nicht dem Gebiete der Karikatur an, sondern sind zumeist bloß Produkte eines reinen, tendenzlosen Humors.

Für die Frauenwelt.

Altes und Neues in der Frühjahrsmode. Als Besatzmaterial wird im Frühling abermals sehr viel Gold- und Silberleder Verwendung finden. Die Industrie bringt nun sehr schöne, aus Stoff gewonnene Imitationen heraus, die natürlich erheblich billiger sind und somit ausgiebigere Verwendung gestatten. Jegliche Kleiderart wird mit diesem Besatz versehen, z. B. auch Georgetteabendkleider. Hier sieht man das Goldleder in Gestalt großer applizierter Motive sowie als Umwandung von Rock und Ausschnitt auftreten; auf einem Sportkleid dagegen wird der Kragen aus dem perforierten und ausgezackten Leder bestehen, und ein origineller Mantel aus dunkelkaffeebraunem Kascha ist mit Goldleder eingefaßt, außen ganz schmal, innen etwa fingerbreit. Gürtel aus Gold- und Silberleder endlich werden zu jeder Art von Jumpern getragen; Blumen aus demselben Material schmücken die kleinen Filzhüte, die nichts von ihrer Beliebtheit einbüßten. Die längst bekannte phosphoreszierende Malerei scheint nun endlich, da Paris sich ihrer annahm, durchzudringen, und das wohl hauptsächlich deswegen, weil man wundervolle Musterungen

in dieser Technik wiedergibt. Auf Samt ausgeführt, ist die Wirkung blendend, man glaubt reich gesticktes Material vor sich zu haben. Als Neuheit tauchen auch wieder Hahnenfedern auf, und zwar als Randbesätze auf den Röcken duftiger Abendkleider. Für Tageskleider und -mäntel dagegen wird vielfach ganz schmale Tresse, in mehreren Reihen nebeneinanderlaufend, verwendet. Knöpfe treten neuerdings in Kugelform auf, bilden aber auch in anderer Gestalt ein beliebtes Garniturmittel. Wenn ihrer eine Reihe über den Rücken herabläuft, dann bedeutet das letzten Schick. Schmale Säumchen und Biesen gelten in den großen Modehäusern als unentbehrliches Beiwerk, ebenso aufgesteppte, zentimeterbreite Stoffblenden, die gelegentlich ziemlich große Flächen bedecken. Sehr beliebt sind zur Aufhellung der Kleider Lingeriekrägelchen und -manschetten sowie Jabots, sei es in Gestalt von plissierten Streifen, sei es, daß sie aus duftigen Spitzen bestehen. Endlich aber darf nicht vergessen werden, Pelz als Dekorationsmittel der Frühjahrsmäntel und -mantelkleider zu erwähnen. Reicher, sehr reicher Pelzbesatz auf dem eleganten Frühjahrs-Nachmittagsmantel, der zugleich als Abendmantel dient, ist heute nichts Außergewöhnliches; selbst langhaarige Pelzsorten, wie Fuchs und Luchs, kommen in Betracht. Sinnvoller natürlich — insoweit dieses Wort hier Geltung hat — ist der Besatz mit kurzhaarigem Pelzwerk. All die hübschen Imitationen, die aus Zickelfellen gewonnen werden, finden Anwendung, so die Imitation des kakaofarbigen Hermelins, von weißen Streifen durchzogen, die von Burunduki- und Leopardenfell, ferner im Schlangenhautdessin bedruckte Zickel usw., lauter Felle, die nichts Winterliches im Charakter haben und lediglich kleidsame, moderne Dekoration sind. M. v. Suttner.

Modefrivolitäten. In ihnen enthüllt sich der Geist der Mode, die wirkliche Eleganz, die gerade in diesem Winter besonders reizvoll hervortritt. Es gibt hübsche, gebrechliche Schuhe aus vergoldetem Gazellenleder; reizende Phantasiehandschuhe mit bestickten Manschetten, in die das Taschentuch hineingesteckt wird, und die durch eine gleichfarbene Puderbüchse vervollständigt werden; amüsante Handtaschen aus Leoparden-, Eidechsen- oder Schlangenleder oder auch aus Samt mit glitzernden Initialen und noch viele andere Kleinigkeiten, die die Freude und den Schick der eleganten Frau ausmachen.

Underberg



Das Publikum, welches meine Ware kaufen will, verlangt nicht immer ausdrücklich „Underberg“, sondern Boonekamp oder echten Boonekamp und glaubt, besonders im letzteren Falle, dass ihm dann mein Fabrikat „Underberg“ geliefert werden müsse. Diese Auffassung ist irrig.

Das Wort „Boonekamp“ ist Freizeichen und kann deshalb von Jedermann gebraucht werden. Darum bringe ich seit dem 14. Oktober 1916 mein Fabrikat, dessen Zusammensetzung streng gewahrtes Geheimnis meiner Firma ist, nur noch unter der Warenbezeichnung

Underberg

in den Verkehr. Die Warenbezeichnung „Underberg“ und der Wahlspruch „Semper idem“ sind mir gesetzlich geschützt. Unter diesen Bezeichnungen darf daher nur mein Fabrikat feilgeboten oder verkauft werden. Ausserdem sind mir auch Ausstattung, Etikett und Vignette meines Fabrikats (vergl. nebenstehende Abbildung) geschützt, und zwar sowohl in ihrer Gesamtheit, wie in den charakteristischen Einzelheiten.

Die Fabrikation des „Underberg“, welcher aus den edelsten Kräutern und feinstem Weinsprit hergestellt wird, erfordert viele Monate. Derselbe ist deshalb nicht mit anderen Bitterfabrikaten, speziell mit solchen, welche aus Essenzen hergestellt und in 1–2 Tagen trinkfertig sind, zu vergleichen. „Underberg“ bildet eine Klasse für sich. Sein Wert liegt in der einzig dastehenden, anerkannt vorzüglichen Qualität, die seit der Gründung im Jahre 1846 stets dieselbe geblieben ist, getreu seinem Wahlspruch

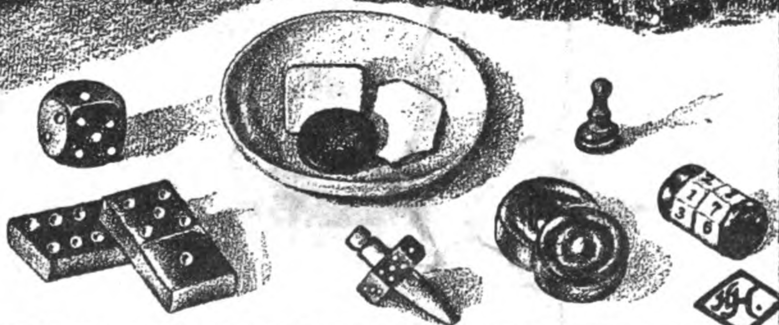
Semper idem

Bei Magenverstimmungen und Verdauungsstörungen hat sich „Underberg“ seit beinahe 80 Jahren als wirksamstes Hausmittel bewährt. „Underberg“ sollte in keiner Familie fehlen.

Man verlange stets ausdrücklich „Underberg“.

Gegründet 1846. **H. Underberg-Albrecht** in RHEINBERG (Rhld.) Gegründet 1846.

Spiel-Artikel.



Galalith

JNTERNATIONALE GALALITH-GESELLSCHAFT HOFF & Co

HARBURG-ELBE BOSTELBECK b/HARBURG

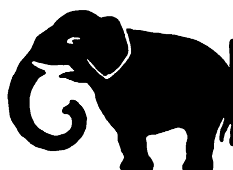
MAN ACHTE BEIM EINKAUF STETS DARAUF, DASS DER ARTIKEL SELBST ODER DIE VERPACKUNG DIE QUALITÄTSMARKE Galalith (EINGETRAGENE SCHUTZMARKE) TRÄGT.



Die elegante Welt verlangt nur

Delespa-Seifen
Delespa-Parfüms

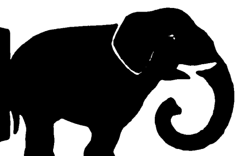




WICHTIG FÜR AMATEURE! **ELEPHANT-TONBAD** WUNDERVOLLER SEPIATON IN NUR 7 MINUTEN

FÜR GASLICHTPAPIERE

KRAFT & STEUDEL · FABRIK PHOTOGRAPHISCHER PAPIERE · DRESDEN 21



Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Ro .rt Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG · I. I. WEBER · LEIPZIG

NR. 4223. 166. BAND   A. A.   EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK   18. FEBRUAR 1926

Bitte. Kauft Wohlfahrtsbriefmarken. Die angespannte Wirtschaftslage und die dadurch eingetretene bittere Not weiter Volkskreise verschärfen sich von Tag zu Tag. Öffentliche und private Mittel werden zu ihrer Bekämpfung in stärkstem Maße in Anspruch genommen. Für die privaten Wohlfahrtsorganisationen ist aber die Spendensammlung durch die jetzigen schweren wirtschaftlichen Verhältnisse nicht mehr gegeben. Auf Anregung der Reichsgeschäftsstelle der deutschen Nothilfe hat nun die Reichspostverwaltung neue Postwertzeichen als Wohlfahrtsbriefmarken herausgegeben. Diese Wohlfahrtsbriefmarken tragen neben dem Reichsadler die Wappen der Länder Preußen, Bayern und Sachsen, sind in Vierfarbendruck hergestellt und bieten in ihrer zeichnerischen und farbigen Ausstattung ein reizvolles Bild. Sie lauten über 5, 10 und 20 Pfg. und werden mit einem gleichhohen Wohlfahrtsaufschlag, also mit 10, 20 und 40 Pfg. verkauft. Der Wohlfahrtsaufschlag fließt teils den örtlichen, teils den Landes- und Reichsstellen der Wohlfahrtsorganisationen zu. Die Marken können zur Frankierung nach dem In- und Ausland verwendet werden. Wohlfahrtsbriefmarken sind im Ausland (Schweiz, Holland, Dänemark, Schweden, Vereinigte Staaten von Nordamerika) schon seit einer Reihe von Jahren im Gebrauch, ihr Verkauf bringt dort alljährlich große, in die Millionen gehende Summen auf. Wenn im Ausland die Wohlfahrtsbriefmarke ein so wertvolles Mittel im Kampf gegen die Not ist, so sollte sie das auch in Deutschland werden können, und es ergeht deshalb an alle die dringende Bitte: Übt Nächstenliebe! Helft Not und Tränen stillen! Kauft Wohlfahrtsbriefmarken!

Auf der Bühne und in Gesellschaft. Die Schauspielerin zeigt als „elgante Frau“ ein Ideal, zu dessen Erreichung sie jedwede „Kunst“ anwenden darf und muß. Die Frau der Gesellschaft verkörpert gleichfalls dies Ideal ohne künstliche Mittel, denselben milchzarten Teint, die gleiche jugendschöne Frische, einzig und allein dank der richtigen Körper- und Teintpflege. Heute sehnt sich jede Frau nach dem wonnig-behaglichen Gefühl des „Gepflegtseins“, sie weiß, daß ein erstklassiges Hautpflegemittel — als besonders bewährt und schmeichelnd in der Wirkung ziehen die meisten den bekannten Creme Elcaya von Jünger & Gebhardt, Berlin, vor — sie jung und schön erhält, ihr das „Anziehende“ verleiht.

Abbazia (bei Fiume) hat voriges Jahr mit seinen 43000 Kurgästen die vorkriegszeitliche Besucherzahl erreicht; davon waren gegen 11000 aus Ungarn, 8545 aus Österreich, gegen 7000 aus der Tschechoslowakei, 6166 aus Deutschland, 4056 aus Jugoslawien und 1200 aus Polen, die anderen aus aller Herren Ländern. Während des Herbstes und Winters herrschte im ganzen Ort rege Bautätigkeit. Im Sommer und Herbst d. J. wird eine Mustermesse italienischer Weine stattfinden und aus diesem Anlaß ein Sommertheater eröffnet werden. Die neuen Räumlichkeiten am Lido von Abbazia werden bereits zu Ostern im vollen Betrieb sein. Die langersehnte Drahtseilbahn von Abbazia - Laurana zum Monte Maggiore dürfte in einem Jahr fertiggestellt sein.

Eine günstige Einkaufsmöglichkeit bietet die neue Doppelpackung von „Schaumpon mit dem schwarzen Kopf“ für 35 Pfg. Sie enthält zwei Beutel, für zweimalige Kopfwäsche ausreichend. Die bekannte Einzelpackung ist auch weiterhin für 20 Pfg. erhältlich. Achten Sie aber genau auf die Schutzmarke „Schwarzer Kopf“.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4223. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 18. Februar 1926.

100 000 Mark Roman-Preisausschreiben

des Hamburger Fremdenblattes und der Münchner Neuesten Nachrichten

Das Preisgericht hat von mehr als 300 eingegangenen Arbeiten den beiden besten Romanen je einen Preis **von 50000 Mark** zuerkannt.

Diese beiden preisgekrönten Romane sind:

„Borwin Lüdekings Kampf mit Gott"
von Dr. Elsa von Bonin in Brettin bei Genthin

„Der Weg aus der Nacht"
von Reg.-Baurat Edmund Kiß, Recklinghausen.

Ferner hat das Preisgericht zwölf Romane zum Ankauf empfohlen, wovon die nachfolgenden elf erworben worden sind:

- **„Der Mann aus dem Schützengraben"** von Felix Moeschlin, Uetikon a. See.
- **„Tinser oder die verzweigte Lust"** von Hans Leip, Hamburg.
- **„Heimwehland"** von Hermann Falk, Gleiwitz.
- **„Der Knecht Gottes Andreas Nyland"** von Ernst Wiechert, Königsberg i. Pr.
- **„Wesen und Erscheinung"** von Frl. Eva von Eckardt, Hamburg.
- **„Der Preisroman"** von Dr. Konrad Beste, Berlin-Lichterfelde.
- **„Schiff in Not"** von Fr. Lu Volbehr, München.
- **„Höhenfeuer"** von Frau Anne-Marie de Grazia, Dresden-Loschwitz.
- **„G. F. der Abenteurer"** von Oscar Baum, Prag.
- **„Magnus Rasmussen"** von Dr. phil. Baronin Gertrud v. Brockdorff, Sophienlust-Ascheberg (Holstein).
- **„Der Neue"** von Juliane Kay, Wien.

Die Veröffentlichung des ersten preisgekrönten Romans „Borwin Lüdekings Kampf mit Gott" hat am 13. Februar begonnen. Der Anfang des Romans wird nachgeliefert.

Allgemeine Notizen.

Dem 100000-Mark-Roman-Preisausschreiben des Hamburger Fremdenblattes und der Münchner Neuesten Nachrichten ist in der literarischen Welt das größte Interesse entgegengebracht worden, was schon durch die Einsendungen von fast 350 Arbeiten belegt wird. Das Preisrichterkollegium, bestehend aus Fedor von Zobeltitz, Berlin; Hans Friedrich Blunck, Hamburg; Felix von Eckardt, Hamburg; Gustav Frenssen, Barlt (Holstein); Frau Ricarda Huch, München; Bernhard Kellermann, Berlin; Dr. Timm Klein, München; Max Alexander Meumann, Hamburg; Dr. Friedrich Trefz, München hat am 19. Januar in Berlin getagt und den Roman von Frl. Dr. Elsa von Bonin in Brettin, „Borwin Lüdekings Kampf mit Gott“, und den Roman des Regierungsbaurats Edmund Kiß in Recklinghausen, „Der Weg aus der Nacht“, mit Preisen von je 50000 Mark bedacht. Ferner haben beide Verlage auf Vorschlag des Preisgerichts noch folgende elf Romane käuflich erworben: „Der Mann aus dem Schützengraben“ von Felix Moeschlin, Uetikon a. See; „Tinser oder die verzweigte Lust“ von Hans Leip, Hamburg; „Heimwehland“ von Hermann Falk, Gleiwitz; „Der Knecht Gottes, Andreas Nyland“ von Ernst Wiechert, Königsberg i. Pr.; „Wesen und Erscheinung“ von Frl. Eva von Eckardt, Hamburg; „Der Preisroman“ von Dr. Konrad Beste, Berlin-Lichterfelde; „Schiff in Not“ von Fr. Lu Volbehr, München; „Höhenfeuer“ von Fr. Anne-Marie de Grazia, Dresden-Loschwitz; „G. F., der Abenteurer“ von Oscar Baum, Prag; „Magnus Rasmussen“ von Dr. phil. Gertrud Baronin v. Brockdorff; „Der Neue“ von Juliane Kay, Wien.

Ein staatlicher Beethovenpreis ist anläßlich des 100. Todestages Ludwigs van Beethovens, der im März 1927 vom deutschen Volk gefeiert werden wird, geschaffen worden. Er wird in Höhe von 10000 Mark alljährlich an hervorragend begabte jüngere und ältere Komponisten verliehen. Der Präsident und der Senat der Akademie der Künste sind vom Preußischen Kultusminister gebeten worden, die Satzungen auszuarbeiten und Vorschläge für ein Kuratorium zu machen, dem auch Berufsverbändler der Komponisten angehören sollen.

Sein achtzehntes Preisausschreiben erläßt der Deutsche Sprachverein unter dem Titel „Die Schäden der deutschen Zeitungssprache, ihre Ursachen und ihre Heilung“;

der erste Preis beträgt 2500, drei weitere Preise 1500 und je 500 Reichsmark. Die Arbeiten sind bis zum 31. Dezbr. 1926 an die Geschäftsstelle des Deutschen Sprachvereins, Berlin W. 30, Nollendorfstraße 13 einzusenden.

Preisausschreiben für künstlerische Photographie. Zur Anregung des künstlerischen Schaffens der deutschen Berufsphotographen hat die Mimosa, A.-G., Fabrik photographischer Papiere in Dresden, einen Preis von 12000 R.-M. in vier Jahresraten von je 3000 R.-M. gestiftet, dessen Verteilung durch die Gesellschaft Deutscher Lichtbildner (E. V.) erfolgt. Berufsphotographen in Deutschland und den abgetretenen Gebieten erhalten die Bedingungen durch die Mimosa, A.-G., Dresden 21.

Das achtzehnte deutsche Bundesschießen München 1927 ist durch den Garantiefonds des Münchener Stadtrats, der Hauptschützengesellschaft und der Feuer-Schützengesellschaft „Der Bund“ erfreulicherweise völlig gesichert.

Eine Amerikareise für 175 Dollar. Auf Anregung der Hamburg-Amerika Linie haben die in der nordatlantischen Dampferlinien-Konferenz vereinigten transatlantischen Schiffahrtsgesellschaften beschlossen, für den Reiseverkehr zwischen Europa und den Vereinigten Staaten dritte Klasse-Rundreisefahrkarten auszugeben, deren Preis wesentlich niedriger ist als derjenige für eine einfache Hinreise- und Rückreisefahrkarte. Bei einer Gültigkeitsdauer der Rundreisekarte von zwölf Monaten beträgt der Fahrpreis nur 175 Dollar, also 735 Mark für die Hin- und Rückfahrt zwischen Hamburg und Neuyork oder Hamburg-Boston. Diese Neuregelung gibt die Möglichkeit, ohne Aufwendung größerer Mittel eine Reise nach Amerika zu unternehmen, sei es, um Verwandte zu besuchen, sei es, um Land und Leute auf einer Studienfahrt kennen zu lernen. Der Hamburg-Neuyorker Gemeinschaftsdienst der Hamburg-Amerika Linie und der United American Lines (Harriman Line) stellt für solche Reisen die Dampfer Albert Ballin, Deutschland, Thuringia, Westphalia, Resolute, Reliance und Cleveland zur Verfügung. Diese Schiffe besitzen eine neuzeitlich eingerichtete dritte Klasse, deren Passagiere in hellen, luftigen Kabinen wohnen. Die reichlichen und sorgfältig zubereiteten Mahlzeiten werden im großen Speisesaal an weißgedeckten Tafeln von Stewards serviert. Außer dem Speisesaal hat die dritte Klasse große Gesellschaftsräume und ein ausgedehntes Promenadendeck, so daß für eine angenehme Überfahrt gesorgt ist.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



DER KAUFHERR

NACH EINEM GEMÄLDE VON LEO KÜPPERS



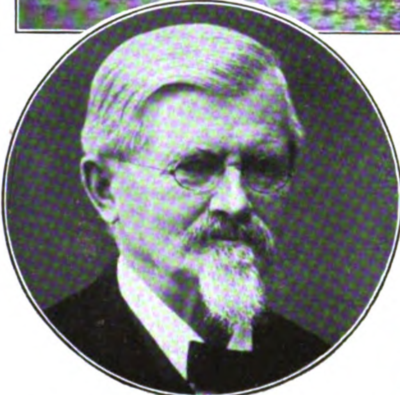


Von dem am 11. Februar erfolgten Explosionsunglück in München, bei dem 21 Personen verletzt wurden: Das Haus in der Rumfortstraße, in dem die Explosion erfolgte.

Links nebenstehend:
Der Dampfer „Westphalia" der Hamburg-Amerika-Linie, dessen Mannschaft am 29. Januar die aus 27 Mann bestehende Besatzung des holländischen Frachtdampfers „Alkaid" aus schwerer Seenot rettete. Oben im Kreis: Kapitän Graalfs, der Führer des Schiffes.



Willy Schütte-Felsche, bekannter Großindustrieller, Inhaber der Firma Wilhelm Felsche, Schokoladenfabrik in Leipzig-Gohlis, beging seinen 60. Geburtstag.



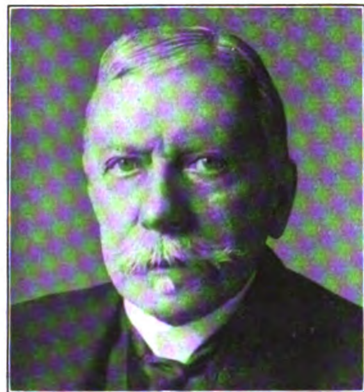
Oberbaurat Dr.-Ing. Wilhelm Maybach, bahnbrechender Pionier des Automobil- und Luftschiff-Motorenbaues, Konstrukteur der Maybach-Motoren, feierte am 9. Februar seinen 80. Geburtstag. (Phot. Brandseph Nachf.)



Von der Gedenkfeier der Marine-, Flieger- und Kolonialvereine anläßlich des 40jährigen Bestehens des Marinevereins am 7. Februar für die 28 Mann starke Besatzung des am 17. Oktober 1913 in Berlin-Johannisthal verunglückten Luftschiffes „L II" auf dem Garnisonfriedhof in Berlin-Hasenheide: Senken der Fahnen vor den Gräbern der Verunglückten. Die Ursache des damaligen Unglücks ist noch heute unaufgeklärt, da kein Überlebender vorhanden war.



Dr. Karl Sapper, Professor der Geographie an der Universität Würzburg, hervorragender Kenner Amerikas, bekannt durch seine Forschungen über die Vulkanwelt Mittelamerikas, vollendete kürzlich sein 60. Lebensjahr.

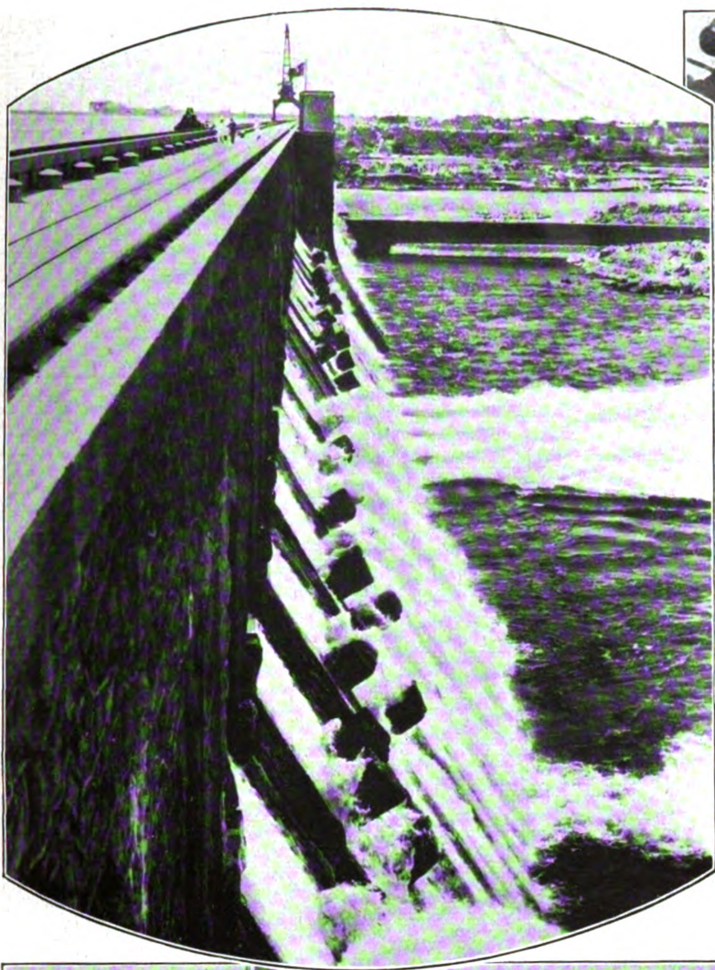


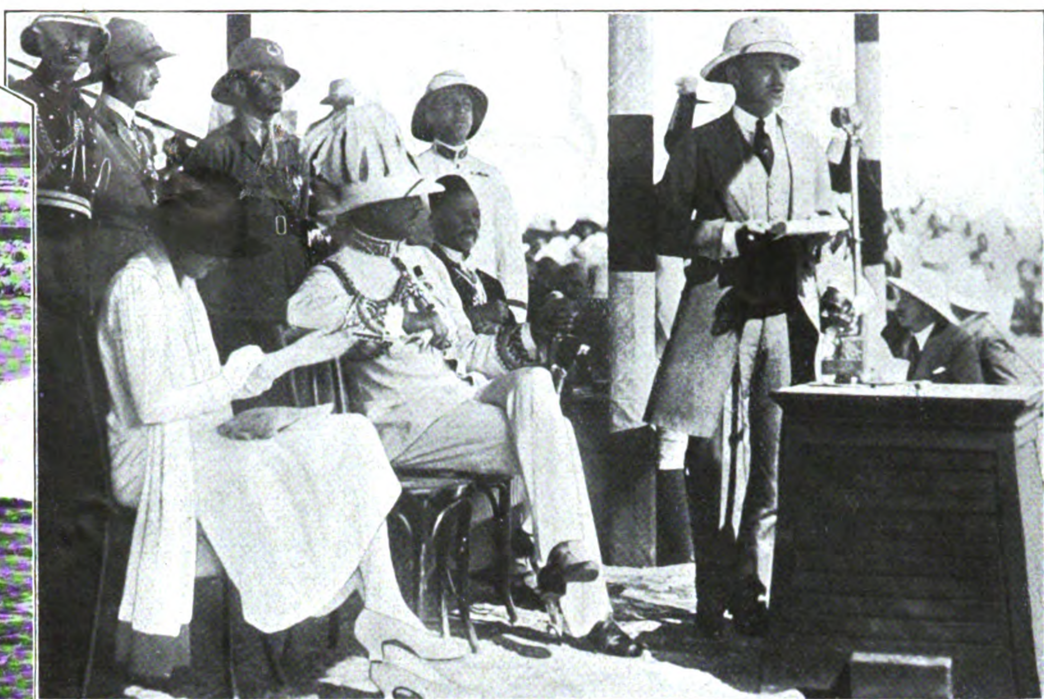
Dr. Wolf Graf v. Baudissin, Professor der Theologie an der Universität Berlin, bedeutender Vertreter der Religionswissenschaft, † vor kurzem im 79. Lebensjahre.





Links: Die Bewältigung der Strecke von Angora nach Teheran durch deutsche Flieger in elf Stunden: Die Besatzung des Junkers-Flugzeuges nach ihrer Ankunft in Teheran und Begrüßung durch Vertreter der persischen Regierung. Hierbei wurde ein für den Schah von Persien bestimmtes, eigenhändig unterschriebenes Bild des Reichspräsidenten v. Hindenburg überreicht. — Rechts: Durch starken Frost erschwerte Löscharbeiten: Die Feuerwehr in Neuyork bei einem Versuch, das Feuer in einem Gebäude der 120. Straße, das vom Spritzenwasser gänzlich vereist ist, zu unterdrücken.



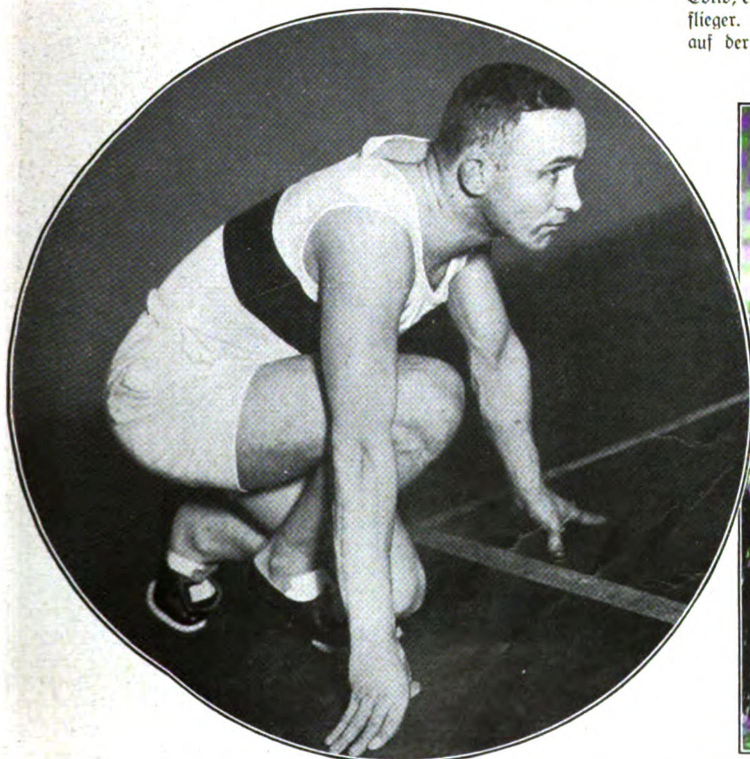


Die Einweihung des Staudammes bei Makwar am Blauen Nil (Sudan) am 21. Januar: **Links:** Die gewaltigen Stauanlagen. **Rechts:** Lord Lloyd, der britische Oberkommissar für Ägypten, während der Eröffnungsrede. Dahinter sitzend: Frau Lloyd; Generalgouverneur Sir Geoffrey Archer; Ismail Sirry-Pascha, ägyptischer Minister für öffentl. Arbeiten.





Die Begeisterung für das Flugwesen in Japan: Begrüßung des Majors Abe (×) bei seiner Ankunft vor dem Hauptbahnhof in Tokio, eine freudige Ehrung der heimkehrenden Weltflieger. **Rechts:** Sammlung von Unterschriften auf der Straße für eine Petition um Errichtung von japanischen Luftverkehrslinien.

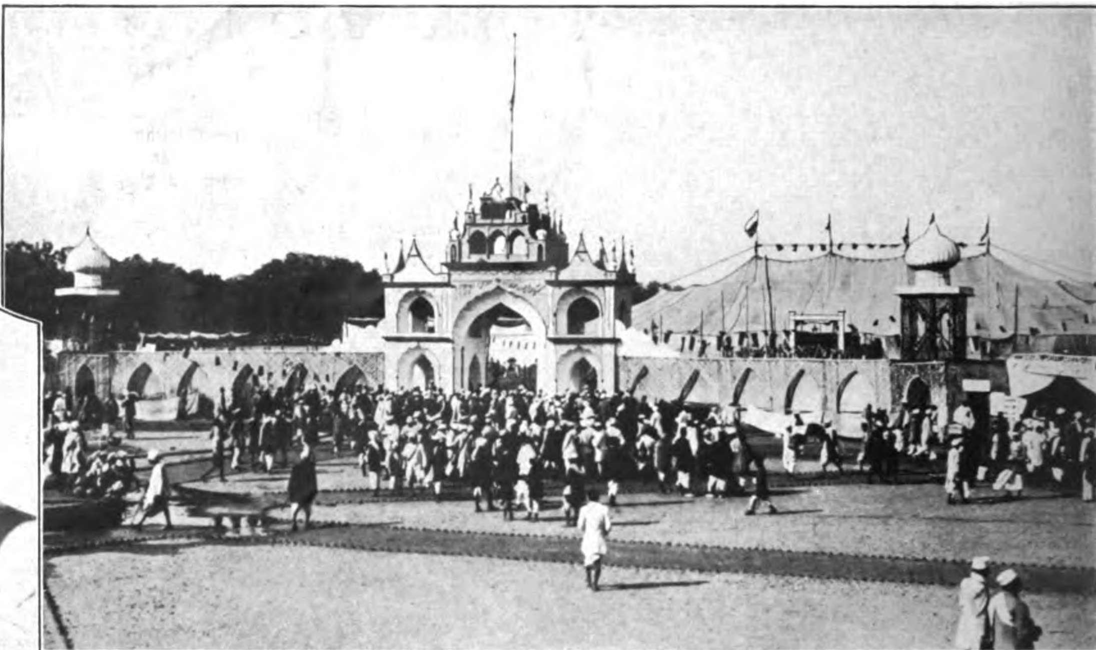




Links: Vom Wettkampf des deutschen Meisterläufers Houben in Amerika: Houben in Startstellung. — Rechts: Vom 15. Internationalen Pferderennen auf dem St.-Moritzer See, das am 3. Februar seinen Anfang nahm: An der Hürde beim Rennen für Offiziere um den „Preis von Basel".

Indiens Streben nach Selbstregierung





Am Haupteingang des Kongreßplatzes des indischen Nationalkongresses in Cawnpur. — Links: Maulana Abdul Kalam Azad, ein Führer im Kampf um Indiens Selbstregierung. — Rechts: Hindumädchen und Freiwillige im Dienste der Satyagraha-(Unabhängigkeits)-Bewegung.





Mitte links: Charkha-Schauspinnen. — Unten links: Religiöse Übungen der Mohammedaner im Maidanpark zu Kalkutta. — Unten rechts: Nationaler Freiwilliger mit der Charkha (Spinnrad).





Nicht erst auf Grund der 14 Punkte Wilsons, sondern bereits auf die ihr von den Engländern während des Weltkrieges gemachten Hoffnungen hin durfte die Bevölkerung Indiens erwarten, die so lange schon angestrebte Selbstregierung zu erhalten. Da dieser Erwartung nicht entsprochen wurde, hat die Bewegung der Inder nach größerer Selbständigkeit in der Verwaltung ihres Landes wieder erheblichen Umfang angenommen. Hindus wie Mohammedaner erstreben dieses Ziel. Sie wissen aber, in Erinnerung an frühere Zeiten, daß eine gewaltsame Erhebung gegen die Fremdherrschaft ihnen kaum Erfüllung bringt. In dieser Erkenntnis steht die Selbstregierungsbewegung Indiens hauptsächlich im Zeichen des wirtschaftlichen Boykotts der englischen Waren, und die Annahme des Spinnwahlrechtes durch den indischen Nationalkongreß soll der Bevölkerung ein Ansporn sein, mehr als bisher sich auf das Eigenspinnen der von ihr gebrauchten Kleidungsstoffe zu legen und sich so vom Bezuge der Manchesterstoffe freizumachen. (Vgl. hierzu den Artikel „Der Freiheitskampf Indiens“ auf der nebenstehenden Seite.)

DER FREIHEITSKAMPF INDIENS

Von Prof. Pandit Tarachand Roy. (Siehe hierzu die nebenstehende Bildertafel.)

Das gegenwärtige Indien kennt nur ein Ziel, und das ist Swaraj (Selbstregierung). Das ganze Land denkt heute nur einen Gedanken, spricht nur eine Sprache und träumt nur einen Traum; und diese sind wiederum Swaraj. Nationale Unabhängigkeit ist die Losung der Inder, nicht erst in neuerer Zeit, sondern schon seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Der Sepoy-Aufstand von 1857 war das erste Flammenzeichen der indischen Bestrebungen zur Erlangung der Freiheit. Im Jahre 1884 nahm die Nationalbewegung eine konstitutionelle Gestalt an, unter dem Namen des von einsichtigen Engländern und Indern gegründeten „Indischen Nationalkongresses". Man versuchte, die Interessen Indiens mit denen Englands zu versöhnen. Alljährlich wurde der Kongreß mit den Wünschen und Forderungen Indiens bei der englischen Regierung vorstellig. Der Sieg Japans über Rußland — des asiatischen Liliputaners über den europäischen Brobdingnagier — flößte den Indern Mut ein und spornte sie auf dem Wege zur nationalen Freiheit mächtig an. Lord Curzon glaubte, der wachsenden Unabhängigkeitsbewegung Einhalt tun zu müssen, und nahm mit eiserner Hand die Teilung Bengalens (the Partition of Bengal) vor. Die Wirkung war aber gerade das Gegenteil. Die Wogen der Entrüstung brausten gewaltig auf. Es blieb der englischen Regierung nichts anderes übrig, als die Teilung Bengalens rückgängig zu machen. Das bedeutete eine schwere Niederlage für Lord Curzon und einen nicht unerheblichen Sieg für die Inder. Einige von den letzteren waren nun mit dem Tempo des Fortschritts nicht mehr zufrieden. Sie bildeten unter der Führerschaft Bal Gangadhar Tilaks († 1920) eine extreme Partei und gingen gegen die englische Regierung aggressiv vor. Die Gemäßigten unter Gopal Krishna Gokhale sahen dagegen nur in den konstitutionellen Methoden den richtigen Weg zur Erringung des Swaraj, des Swaraj innerhalb des Britischen Reiches, denn sie wollten nicht, wie die Tilak-Partei, die Engländer aus Indien vertreiben.

Im Jahre 1914 kehrte Mahatma Gandhi aus Südafrika nach Indien zurück und brachte eine eigene Lösung des Swarajproblems mit, die mehr im Zeichen der Religion als der landläufigen Politik stand. Der Ausbruch des Weltkrieges schien mit einem Schlage das lang ersehnte Homerule den Indern in die nächste Nähe zu rücken, denn die englische Regierung stellte die Erfüllung des heißbegehrten Ziels als Belohnung für die Teilnahme am Krieg bereitwilligst in Aussicht. Im Jahre 1917 versprach der damalige Staatssekretär für Indien, E. S. Montagu, Indien eine verantwortliche Regierung, und 1918 unterzeichnete der Indische Vizekönig, Lord Chelmsford, mit Montagu einen offiziellen Bericht über die konstitutionellen Reformen. Lloyd George richtete einen Appell an die Völker Indiens. Die Kriegskonferenz, die Ende April 1918 in Delhi tagte, ließ durchblicken, daß die Unabhängigkeit Indiens nicht mehr fern sei. Indien half und wartete auf die versprochene Belohnung, aber vergebens.

Die schmerzliche Enttäuschung rief in Indien große Entrüstung hervor. Maßlose Empörung griff mit Blitzesschnelle überall um sich. Mahatma Gandhi erkannte die Gefahr, in der sein Land schwebte. Er machte die Inder auf die Sinnlosigkeit und zerstörende Natur der Gewalt aufmerksam. Er predigte Gewaltlosigkeit. „Die Gewalt", sagte er, „kann Indien nicht befreien." Er forderte seine Landsleute auf, den Weg der Liebe zu gehen. „Swaraj kann nicht ohne die Seelenkräfte, die die eigentliche Waffe Indiens sind, erreicht werden, sondern durch Satyagraha, die Kraft der Wahrheit" (wörtlich: sich an die Wahrheit [Satya] halten). Indien hörte auf ihn und kam seinen Wünschen nach. Ganz ohne lokale Unruhen ging es aber doch nicht ab. Mahatma Gandhi nahm die Schuld auf sich und fastete, um sich selbst für die Gewalttätigkeiten anderer zu strafen. Er versuchte, das Volk zur Gerechtigkeit und Freiheit zu erziehen. Am 23. März 1919 eröffnete er die Satyagrahabewegung durch Anordnung eines Tages des Gebets für ganz Indien. „Diese Tat rührte an das Tiefste der Seele des indischen Volkes. Sie hatte einen unerhörten Erfolg. Zum ersten Male vereinigten sich alle Klassen zu einer gleichen Geste. Indien hatte sich wiedergefunden" (Romain Rolland).

Am 1. August 1920, als Mahatma Gandhi die Zusammenarbeit mit der englischen Regierung unmöglich fand, verkündete er die Non-Cooperation-Bewegung. Die Inder verzichteten auf alle Titel und Ehrenämter. Die Rechtsanwälte streikten. Die Streitigkeiten wurden durch private Schiedsgerichte beigelegt. Die Staatsschulen, Provinzialbehörden und fremdländische Stoffe wurden boykottiert. Die Selbstregierung bescherte die Non-Cooperation dem indischen Volke aber nicht, weil es an den größtmöglichen Opfern der größtmöglichen Anzahl fehlte.

Am 10. März 1922 wurde Mahatma Gandhi auf Grund einiger Artikel, die er veröffentlicht hatte, verhaftet und am 18. März zu sechs Jahren Gefängnis verurteilt. Er wurde aber am 4. Februar 1924 wieder in Freiheit gesetzt. Inzwischen hatte sich unter der Führerschaft seines Freundes C. R. Das (gestorben im Juli 1925) eine neue Partei gebildet, die Partei der Swarajisten. Diese waren in die Provinzialbehörden eingetreten und wollten durch Obstruktion die ganze Verwaltungsmaschinerie ins Stocken bringen. Mahatma Gandhi hatte eine längere Aussprache mit den Führern der Swarajisten, die zu dem bekannten Kalkutta-Pakt führte. Demnach suspendierte der Mahatma das Programm der Non-Cooperation bis auf den Boykott fremder Textilien und die Aufhebung der Rassen- und Kastentrennungen. Er erkannte die Swarajisten als Teil des Kongresses an und stellte die Bedingung des Spinnwahlrechts auf. Das halbstündige tägliche Spinnen war die wichtigste Botschaft des Mahatma auf dem Kongreß im Dezember 1924.

Das Spinnrad (= Charkha) ist heute ein unschätzbarer Faktor der indischen Volkswirtschaft geworden. Fremde Textilien sind durch einheimische Fabrikate ersetzt worden. Nach Blanche Watson hat die Lancashire-Industrie in England durch den Boykott in einem Jahre einen Verlust von zwanzig Millionen Dollar erlitten. Auf der andern Seite hat das Spinnrad den hungernden Millionen Indiens ungeahnte Verdienstmöglichkeiten verschafft. Es hat die wirtschaftliche Not stark vermindert. Indien fängt an, auf eigenen Füßen zu stehen.

In Bengalen hat das Spinnrad nicht wenig zur Einigkeit der Hindus und Mohammedaner beigetragen. Zwischen den Hinduarbeitern und den mohammedanischen Käufern ist allmählich eine seltene Freundschaft und Herzlichkeit zustande gekommen. Das ist nun von der allergrößten Bedeutung in dem heutigen Kampf für die Selbstverwaltung in Indien. Einer der einsichtsvollsten Mohammedaner, die für die nationale Einigkeit eintreten, Abdul Kalam Azad, predigt den politischen Zusammenschluß der beiden Rassen als das „sine qua non" der Erlangung des Swaraj. Er weist auf die Zeit hin, da die Hindus in der Khilafatfrage den Mohammedanern, die überall in den Moscheen und auf freien Plätzen, wie dem Maidanpark zu Kalkutta, Gebete für einen günstigen Ausgang verrichteten, beistanden.

Am 8. November 1925 fand eine Riesenprotestversammlung in Kalkutta statt, die die Freilassung der unter der „Ordinance and Regulation III of 1818" internierten indischen Patrioten verlangte und die willkürliche Handlungsweise der Regierung, die Inder zu verhaften und sie ohne Gerichtsverfahren zu deportieren, stark geißelte. Der Mahatma nennt es „unzivilisiert", wenn eine mikroskopische Minderheit ein nach Millionen zählendes Volk mit Waffengewalt unter ihrem Daumen hält.

Die neuerdings gehaltenen Reden des Staatssekretärs für Indien, Lord Birkenheads, und des Vizekönigs, Lord Readings, sind in Indien wirkungslos verhallt. Sie haben es nicht vermocht, sich das Vertrauen der Inder zu erwerben, eben weil sie nur Reden waren und keine greifbaren Zugeständnisse an das indische Volk. Den Kern der Sache trifft Sir Frederick Whyte, der erste Präsident der „Legislative Assembly", in einer Rede, die er vor kurzer Zeit in der „European Association" in Kalkutta gehalten hat. „Wir müssen den Indern Gelegenheit geben," sagt er, „sich in verantwortungsvollen Stellen zu bewähren, bevor wir sagen können, ob sie Verantwortungsgefühl haben oder nicht." Und er spricht voller Lob und Anerkennung über die bislang in der „Legislative Assembly" von den Indern mit hohem Können und bester Gewissenhaftigkeit geleistete Arbeit.

Es wäre nun die Aufgabe des nächsten Vizekönigs, E. F. L. Woods, den Indern mehr Entgegenkommen zu zeigen und sie in erhöhtem Maße zur verantwortungsvollen Mitarbeit heranzuziehen. Nur dadurch kann die bisher fehlende goldene Brücke über die gähnende Kluft in der indischen Politik geschlagen werden. Mr. C. F. Andrews, der langjährige Freund Indiens, stellt E. F. L. Wood ein gutes Zeugnis aus. Er rühmt das tiefreligiöse Wesen und den edlen Charakter des kommenden Herrschers Indiens. Dieser gilt als ein bedeutender Fachmann in der Landwirtschaft, und eine solche Kraft tut einem Lande des Ackerbaus wie Indien wirklich not.

Was den 40. indischen Nationalkongreß, der in der letzten Dezemberwoche v. J. in Cawnpur stattfand, anlangt, so war die Aufgabe Sarojini Naidus, Indiens größter Dichterin, eine der schwierigsten, die je einem Präsidenten des Kongresses gestellt wurden. In dem Lager der Swarajisten ist eine Spaltung eingetreten. Moti Lal Nehru (Allahabad) will von der Cooperation vorläufig nichts wissen. Er geht auf das ursprüngliche Programm der Partei zurück. Die Stellungen der Parteien vor dem Kongreß ergaben folgendes Bild: Kelkar und Jayakar (Bombay Branch) machen diesen „Rückfall" nicht mit. Ihr Blick ist nach vorwärts gerichtet. Sie treten für „responsive Cooperation" ein und erklären ihren Austritt aus der Exekutive der Swarajpartei. Mr. Tambe (Nagpur) hat die ihm von der Regierung angebotene Stelle im exekutiven Staatsrat in den Zentralprovinzen angenommen. Alle diese Ereignisse führen zu heftigen Auseinandersetzungen. Mr. Patel wird aber nicht angegriffen, weil er das Amt des Parlamentspräsidenten mit der Genehmigung der Partei akzeptiert hat. Mahatma Gandhi schweigt noch. Er will offenbar erstens den Swarajisten keine Vorschriften machen, zweitens ihren Führern in ihren Rechten nicht vorgreifen und drittens die ganze Angelegenheit einer gründlichen Untersuchung unterziehen und dann erst sein abschließendes Urteil abgeben. Sehr bemerkenswert sind die Vorschläge, die der bekannte Panjabi-Führer Lajpat Rai in der von ihm herausgegebenen Wochenschrift „The People" (Lahore) dem indischen Volke unterbreitet. Er bittet die Swarajisten, mit ihrem Programm reinen Tisch zu machen. Entweder müssen sie alle Ämter ausschlagen oder den Weg der Cooperation einschlagen — vielleicht erst auf Probe für drei Jahre. Das wird die drei großen politischen Parteien Indiens — Swarâjists, Liberals and Independents — mit einem Schlage zusammenführen.

Im Verlauf des Kongresses wurde nun nach einer vierstündigen Debatte die Resolution Pandit Moti Lal Nehrus angenommen, der Amendmentsantrag zur „responsive Cooperation", den Pandit Malaviya einbrachte und Jayakar kräftig unterstützte, dagegen abgelehnt, weil diese nur dann in Betracht käme, wenn die Regierung eine ehrenhafte Mitarbeit, d. h. eine Mitarbeit, die mit der Ehre des indischen Volkes vereinbar wäre, zu ihrem Prinzip machte.

Es hängt nun sehr viel davon ab, welchen Weg die Regierung in nächster Zeit einschlagen wird. Kommt sie den Indern aufrichtig und wohlwollend entgegen, so werden die Swarajisten sicher zur Mitarbeit bereit sein, und damit wäre einer der schwierigsten Knoten in der gegenwärtigen Phase der indischen Politik gelöst.

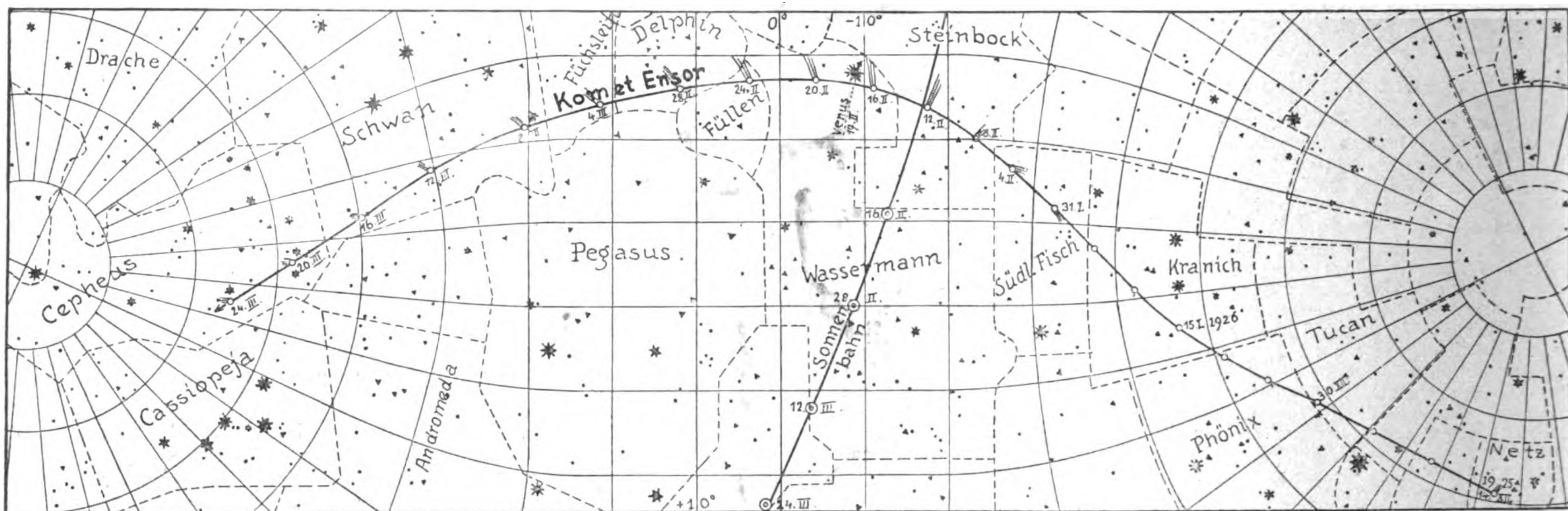
Sarojini Naidu hat sich in ihrer Rede zu dem Programm der Swaraj-Partei bekannt. Sie fordert alle anderen Parteien auf, in den Kongreß zurückzukehren und ein gemeinsames Programm auszuarbeiten, um das Ziel schneller zu erreichen. Sie bittet ihre Hindu-Brüder, „der Höhe ihrer traditionellen Toleranz gewachsen zu sein und das Unglück der Mohammedaner mitzuempfinden, das jetzt viele Moslem-Länder heimsucht — in der Gestalt des fremden Despotismus". Sie fleht ihre Moslem-Kameraden an, „in ihrem Kummer um Syrien, Ägypten und Arabien ihrer Pflicht dem Mutterlande Indien gegenüber nicht zu vergessen, denn Indien hat den ersten Anspruch auf ihre Liebe und Treue".

Die Swarajisten sind fest entschlossen, ihr Programm durchzuführen. Sie haben die Regierung gebeten, ihre letzte Entscheidung betreffs der Forderungen des indischen Volkes vor Ende Februar bekanntzugeben. Sollte bis zu diesem Datum keine Antwort erfolgen oder diese nicht befriedigend sein, so werden die Swarajisten nicht mehr in den gesetzgebenden Räten verbleiben, sondern ihre ganze Kraft der Arbeit unter dem Volke zuwenden. Falls aber die Antwort der Regierung befriedigend ausfällt, wird sofort eine Sitzung des „All-India Congress Committee" einberufen, um das künftige Programm der Partei festzusetzen.

DER KOMET ENSOR

ein neuer bemerkenswerter Schweifstern am nächtlichen Himmel.

Nach Jahren auffallender Kometenarmut hat sich das Glück den Freunden der beschweiften Himmelswanderer wieder mehr und mehr zugewendet. Schon das Jahr 1925 brachte im April—Mai mit dem Kometen Orkisz einen zwar bescheidenen, aber doch zur Zeit seiner schönsten Entfaltung dem freien Auge eben noch sichtbaren Haarstern. Am 14. Dezember v. J. entdeckte nun Ensor in Südafrika einen Irrstern, dessen Laufbahn Crommelin und Merton bestimmten. Diese Bahnbestimmung ist auch im wesentlichen richtig gewesen. Der Komet Ensor, der letzte der elf im abgelaufenen Jahre von den Astronomen festgestellten Kometen (zu denen noch zwei rätselhafte Objekte kommen, die sich der Berechnung durch schleunige Flucht aus dem Beobachtungsbereich entzogen haben), bietet jetzt eine beachtenswerte Erscheinung. Er hat eine 123° zur Erdbahnebene geneigte Bahn von nur 0,322 Astr. Einh. Perihelabstand, die nach den vorläufigen Kenntnissen eine Parabel ist. Am 12. Februar (in seinem Perihel) kam er auf 49 Mill. km der Sonne nahe und ging am gleichen Tage durch den aufsteigenden Knoten seiner Bahn. Von da ab fuhr er immer höher über der Erdbahn empor und ist dadurch auch in unseren Breiten am Morgenhimmel sichtbar geworden, nachdem er von seiner Entdeckung an bis dahin nur den Sternwarten der südlichen Erdhalbkugel erreichbar war. Am Abendhimmel bleibt der Komet Ensor aber vorerst noch unsichtbar, da er sich wegen der ungünstigen Lage zum Sonnenort schon geraume Zeit vor Sonnenuntergang unter den Horizont hinabsenkt. Erst um den 28. Februar etwa kann mit seiner Auffindung auch abends gerechnet werden. Bis zu diesem Tage hat sich der Komet nämlich, von Venus aus links schräg am Morgenhimmel emporsteigend, bis zwischen die beiden kleinen Sternbildchen Delphin und Füllen hineinbewegt, so daß er am genannten Tage auf der Verbindung des links obersten Delphinsterns (Gamma)



Die Bahn des Kometen Ensor durch die Sternbilder.

mit dem rechts obersten Füllenstern (Gamma) steht. An den darauffolgenden Tagen zieht er in fast schnurgerader scheinbarer Bahn auf den hellen Fixstern zu, der in dem großen, auffallenden Kreuze des Schwans den Eckplatz am linken Arm des Querbalkens innehat (Zeta Cygni). Am Morgen des 8. März findet man den Kometen hart links von diesem eben bezeichneten Fixstern, worauf er, seine Bahn weiter polwärts verfolgend, am 18. März in das Bild des Cepheus übertritt. Am Morgen des 19. geht er am Stern Epsilon dieses Bildes vorbei, am 24. März erreicht Komet Ensor den hellen, mitten in der Milchstraße stehenden Stern Jota im Cepheus. Um diese Zeit dürfte er dem freien Auge wohl nicht mehr sichtbar, im Feldstecher aber immer noch zu finden sein. — Was die zu erwartende scheinbare Größe und Helligkeit des Ensorschen Irrsterns betrifft, so ist zu sagen, daß der Komet aus den kosmischen Bedingungen seiner Annäherung an die Sonne, absolut genommen, am 12. Februar seine mächtigste Entfaltung zeigen sollte. Um diese Zeit war er uns aber unsichtbar. An den folgenden Tagen nahm dann seine absolute Größe wahrscheinlich alsbald ab, dafür kam er aber der Erde näher und für uns in immer günstigere Sichtbarkeitsverhältnisse, indem er aus der hellen Dämmerung immer mehr in das dunkle Himmelsblau und endlich in den vollschwarzen Nachthimmel hineingerät. Es ist also zu erwarten, daß der Komet von Ende Februar an bis weit in den März hinein eine bemerkenswerte Erscheinung bieten und eine Kernhelligkeit gleich einem Fixstern vierter Lichtklasse entwickeln wird. M. V.

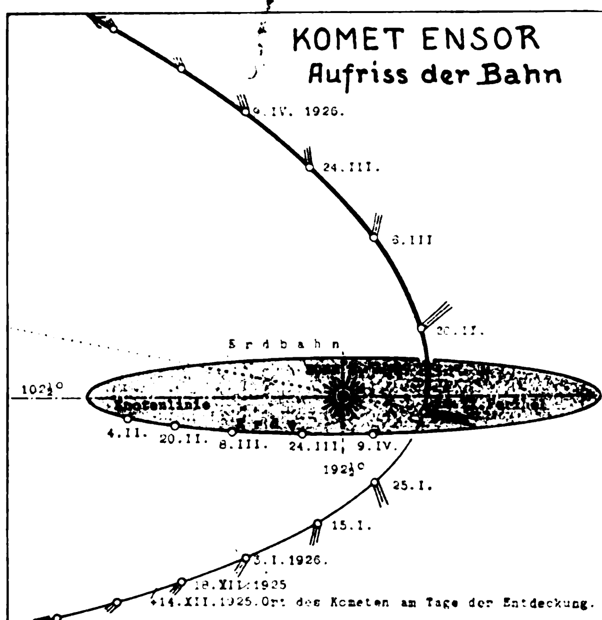
Tagesgeschichte.

Der neue, 270 km oberhalb von Khartum bei Makwar gelegene Nilstaudamm, der eines der größten technischen Bauwerke darstellt, wird für Ägypten eine ähnliche Bedeutung haben wie der zu Anfang des Jahrhunderts fertiggestellte Staudamm von Assuan. 120000 ha Land sollen dadurch bewässert und für die Baumwollkultur fruchtbar gemacht werden. Es ist dies das an sich sehr fruchtbare, bisher aber wegen der Wasserarmut gänzlich unkultivierbare Landgebiet, das „Gezira" heißt und von dem nach Norden fließenden Weißen Nil und dem diesem von Südosten her zuströmenden Blauen Nil eingeschlossen wird. Die Länge des Dammes ist 3,2 km, seine Höhe 30 m; die Baukosten betragen $12^1/_2$ Mill. Pfd. St. Der Bau, bei dem 20000 eingeborene Arbeiter beschäftigt waren, wurde Ende 1913 begonnen, aber durch den Weltkrieg unterbrochen und erst 1920 wiederaufgenommen. Außer dem Damm wurde auch eine neue Eisenbahnlinie gebaut, die von Makwar nach dem in der Nähe der abessinischen Grenze liegenden Kassala führt, und die in dem bewässerten Gebiet geerntete Baumwolle befördern soll. Auf diese Weise ist eine neue Verbindung zu dem Roten Meer geschaffen worden.

Eine lobenswerte Tat seemännischer Hilfsbereitschaft vollbrachte die Mannschaft des Hapag-Dampfers „Westphalia", welche die 27 Mann starke Besatzung des sinkenden holländischen Schiffes „Alkaid" rettete. Den wackeren Seeleuten wurde bei ihrer Ankunft am Pier von Neuyork ein feierlicher Empfang bereitet.

Große Hoffnungen begleiteten den Krefelder Meisterläufer Houben auf seiner Reise nach Nordamerika. Leider hat er nun bei einem Hallensportfest im Madison-Square-Garden zu Neuyork am 4. Februar und in Boston am 7. Februar die Erwartungen enttäuscht. Den Grund für den Mißerfolg glaubt man in Houbens ungenügender Bekanntschaft mit den in Amerika üblichen Hallenfußböden aus Holz suchen zu müssen. —

Eine vorbildliche Lösung der Aufgabe, künstlerische Eigenart und ungezwungene Lustigkeit mit dem repräsentativen Charakter der Veranstaltung zu verbinden, stellte der diesjährige Presseball in München dar, der am 4. Februar im Deutschen Theater im Zeichen von Johann Strauß, dem in diesem Jahre so herzlich gefeierten Komponisten, stattfand und am 7. Februar wiederholt wurde. Eine Huldigung an den Meister bedeutete auch das heitere Tanzspiel „Walzerfee" von H. Kröller und E. Hohenstatter, dem künstlerischen Leiter des Abends, in dem die schöne Filmkünstlerin Maria Mindszenti vom Wiener Staatsballett die Titelrolle verkörperte. Weitere Aufführungen im Laufe des Abends rundeten den künstlerischen Eindruck des gelungenen Festes.



Der Verlauf der Kometenbahn in der Sonnennähe.



Der Komet am Horizont.

Zur Sichtbarkeit des in Südafrika von Ensor am 14. Dezember 1925 entdeckten Kometen am nördlichen Nachthimmel in den letzten Februartagen und im März.

Der Ball der Bösen Buben, eine der beliebtesten Faschingsveranstaltungen Berlins, fand im reichgeschmückten Festraum des Sportpalastes, in den die Bühnengenossenschaft am 4. Februar ihre Gäste geladen hatte, einen glänzenden Rahmen. Am Himmel hingen farbige Luftballone und in der Mitte des Saales standen die großen Figuren von Max und Moritz, um die die bunte Schar der Besucher wimmelte: Die Damen in Kinderröckchen, die Herren in Jungenskleidern als kecke Pennäler, rührende Babys, kokette Schulmädchen und listige Lausbuben — eine ausgelassene Schar plötzlich „verjüngter" Männlein und Weiblein.

Bühnenschau.

Bernard Shaw, der geistreiche Ire, dessen Stücke heute zum eisernen Bestand der deutschen Bühnenrepertoires gehören, schrieb noch vor seiner berühmten „Heiligen Johanna" das Gedankenstück „Zurück zu Methusalem". Es predigt Verlängerung des Lebens mit der Begründung, daß der Mensch mindestens 300 Jahre brauche, um ein köstliches Dasein zu erreichen. Die Aufführung des Stückes im Schauspielhaus zu Leipzig konnte, so verdienstvoll sie war, den Eindruck nicht verhindern, daß es doch im Grunde wenig bühnenmäßig ist. Die beiden ersten Teile „Am Anfang" und „Das Evangelium der Brüder Barnabas", die vorläufig zur Aufführung kamen, bilden gewissermaßen nur das Vorspiel des Ganzen. Der erste Teil zeigt die ersten Menschen im Paradies; Tod und Sünde ziehen ein bei ihnen, leichtsinnig leben sie dahin und sollten doch leben, als lebten sie ewig. Im zweiten Teil des Stückes erklingen satirische Töne auf die Gegenwart. Hier wird die Lehre von der verlängerten Lebensdauer der künftigen Menschen ausgearbeitet. Dieses Evangelium findet aber bei den Zeitgenossen wenig Widerhall. Besonders gegeißelt werden da die Machenschaften von Regenten und Politikern (die Gestalten von Asquith und Lloyd George treten deutlich hervor!). — Die drei übrigen Teile des Werkes, die den eigentlichen Kern der Dichtung darstellen, sollen in nächster Zeit aufgeführt werden.

Eine Bereicherung der deutschen dramatischen Literatur bedeutet die Tragödie von Hans Franck „Kaiser und Kanzler", die am Hessischen Landestheater in Darmstadt und zugleich in Lübeck und Schwerin ihre Uraufführung erlebte. Die Persönlichkeit des Grafen Struensee, des Kanzlers am Hofe König Christians VII. von Dänemark (1766—1808), die schon öfter dramatisch bearbeitet wurde, steht im Mittelpunkt. Glück und Ende dieses von Erfolgen begünstigten deutschen Arztes, dessen Haupt schließlich auf dem Schafott fällt, ist der Inhalt des Stückes, das von den äußeren geschichtlichen Tatsachen zur Tiefe allgemeinmenschlicher Probleme vorzudringen sucht.

Reges Theaterleben herrscht auch in Wien. Carl Schönherr, der bekannte Verfasser von „Glaube und Heimat" und „Weibsteufel", konnte einen beachtenswerten Erfolg bei der Uraufführung seines neuen Dramas „Der Armendoktor" am Deutschen Volkstheater in Wien verzeichnen. Das Stück spielt im Wien jener schrecklichen Hungerszeit, der die Stadt noch nach dem Kriege ausgesetzt war. In diesem furchtbaren Milieu des Elends und der Unterernährung arbeitet der „Armendoktor". Er behandelt die kranken Kinder einer Vorstadt mit Aufopferung der ganzen Kraft und unter Verzicht auf jegliche Behaglichkeit, selbst auf sein Familienleben. So stirbt sein Kind, auf dessen Krankheit er nicht geachtet hat. Nun erlebt er auch den Undank der Armen, die ihm doch so viel verdanken. — Die echte Schilderung des Nachkrieg-Elends, dessen Erinnerung heute noch so nahe ist, rief einen tiefen Eindruck auf die Zuschauer hervor. — Im Theater in der Josefstadt erfolgte die Aufführung von „Nathalie", einem Stück des bekannten russischen Dichters Iwan Turgenjew.



Hafentreiben in Jaffa, dem Hafenort von Jerusalem: Verladen von Zement vom Schiff auf Kamele / Nach einer Zeichnung von Prof. Franz Kienmayer

Wie stark im Orient neben dem modernen Hafenbetrieb noch primitive, althergebrachte Transport- und Verkehrsmethoden vertreten sind, zeigt diese Abbildung in anschaulicher Weise. Obgleich eine Eisenbahn von Jaffa nach Jerusalem führt, wird noch manche Last auf Kamelen befördert.



Vom Bösen-Buben-Ball in Berlin, der am 6. Februar von der Bühnengenossenschaft im Sportpalast veranstaltet wurde: Blick in den festlich geschmückten Saal.



Maria Mindszenti vom Wiener Staatsballett als Walzerfee in dem gleichnamigen Tanzspiel, das am 4. Februar auf dem Pressefest in München aufgeführt wurde.

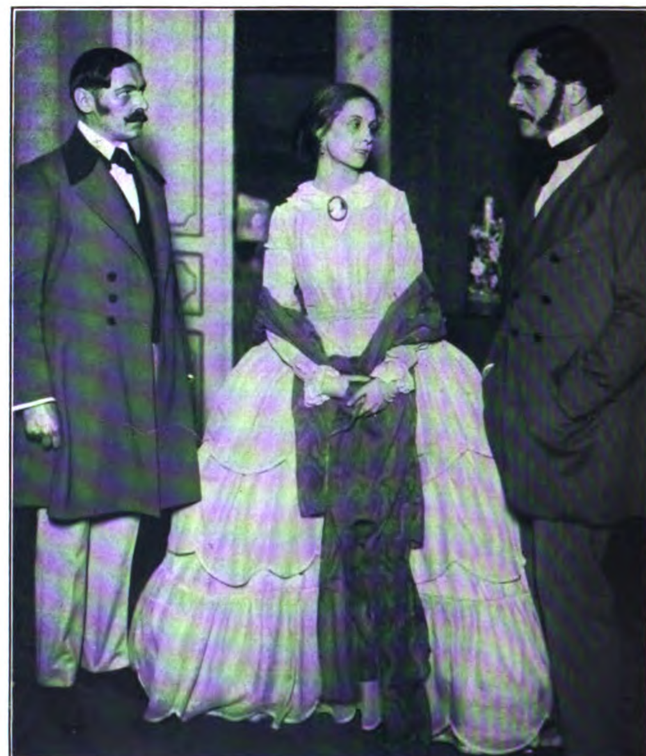


Die Erstaufführung von Bernard Shaws „Zurück zu Methusalem" im Schauspielhaus zu Leipzig am 6. Februar: Szenenbild aus dem 1. Teil. Von links nach rechts: L. Carstens als Eva; W. Reymer als Adam; H. Böhm als Kain. (Phot. E. Genthe, Leipzig.)



Von der kürzlich erfolgten Uraufführung des Schauspiels „Der Armendoktor" von Carl Schönherr am Deutschen Volkstheater in Wien: Szenenbild mit Viktor Kutschera als Doktor Glatz und Erika Wagner als Frau Glatz. (Phot. Willinger, Wien.)





Links: Die Uraufführung der Tragödie „Kanzler und König" von Hans Franck am Hessischen Landestheater in Darmstadt am 4. Februar: Viertes Bild. Von links nach rechts: Herr Rantzau als Baumeister; Herr Groß als Christian VII.; Herr Schultze als v. Köller (auf dem Tisch); Frau Tuerschmann als Juliane; Herr Klupp als Guldberg; Herr Nemetz als Struensee. (Phot. Collmann, Darmstadt.) Rechts: Von der Aufführung von I. Turgenjews „Nathalie", die unlängst am Theater in der Josefstadt zu Wien stattfand: Nathalie (Helene Thimig) zwischen ihrem Galan Islaew (Herr Biegler) und ihrem Freund Rakitin (Herr Delius). (Phot. Willinger, Wien.)

TUSKULUM

ROMAN · VON · ELISABETH · DAUTHENDEY

(Schluß.)

Musa ist unmöglich", sagte Lissa später zu Liebmann. Muß sie denn in allem das Gegenspiel zu uns sein?"

„Sie gehört eben zu den wenigen. Und das ist meist bitter für alle Teile. Jedoch lassen wir sie das heilige Feuer hüten, wenn es ihr so behagt! Für uns das glänzende Feuerwerk. Es lebe der Tag und die Stunde!"

Sie ließen ihre Gläser zusammenklingen und dienten dem Augenblick und seinem kurzlebigen Rausch.

Musa, ein wenig abseits ihrer früheren Lebensführung, ein wenig einsamer geworden, versenkte sich immer mehr in die Bücher der östlichen Weisheit. Fred Rolf, den führenden Geist durch dieses verwirrende Labyrinth, erkannte sie mit immer mehr Freude und Beglückung, je mehr es ihr gelang, den weitgespannten Horizont seiner Erkenntniswelt zu erfassen und die Fülle und Wärme seiner Lebensweisheit in sich aufzunehmen. Wie dankbar war sie O'Donn für diese Gabe, die ihr gerade jetzt das gab, was ihre Gegenwart bedurfte: Verhüllung der schmerzlichen Vergangenheit und Weisung zu einem geistigen Ziele, das, losgelöst von aller persönlichen Wirklichkeit, ihr die Welt der metaphysischen Realität mit der Unendlichkeit ihrer Horizonte entgegenbrachte.

Diese fast feierliche Stille, in die sie sich wohlig eingesponnen, wurde eines Tages seltsam gestört.

Bei ihrer Heimkehr aus der Stadt hörte sie schon auf der Straße ein leidenschaftlich bewegtes Spiel auf ihrem Flügel. Wer konnte das sein? Sie trat rasch ins Haus.

Das Mädchen teilte ihr mit, eine fremde Dame habe nach ihr gefragt und gesagt, man kenne sie gut, sie wolle auf Musas Rückkehr warten, und sei dann, wie ganz vertraut mit den Räumen, ins Musikzimmer gegangen und habe sofort zu spielen begonnen.

Musa ging durch die Zimmer und lauschte.

Wer konnte das sein? Das war nicht Lissas rauschendes und doch kaltes Spiel. Plötzlich setzte die Stimme ein, und ein wundervoller, etwas dunkler Sopran jubelte das Lied der Träume sieghaft in den Raum.

„Elna!" rief Musa.

Der Gesang brach ab, und die reizende zierliche blonde Frau flog ihr entgegen.

„Du hier, Elna! Seit wann und wohin?"

„Ich komme direkt von Paris. Glaubte, Stephan sei noch dort. Wo ist er? Geht es ihm gut? Ist er —?" Sie stockte.

„Du hast ihn also nicht vergessen?"

„Wie kann man den Liebling der Götter vergessen?"

„Aber dann, warum die Trennung?"

„Es ging uns zu gut. Wir nahmen uns nicht die Mühe, einander auf den Grund zu sehen. Es kam zu Streit und Mißverstehen, und eines Tages fielen Worte, die nicht aus dem Herzen kamen, sondern irgendwoher aus Trotz und Laune, die aber scharf genug waren, uns auseinanderzubringen."

„Und jetzt?"

„Ach, ich habe um ihn gelitten, und nun weiß ich, daß ich ihn nicht vergessen kann."

„Deine Stimme verrät es. Sie hat die erlösende Beschwerung des Leides gewonnen."

„Und er?" fragte Elna in hastiger Erregung.

„Auch er hat gelitten. Anders als du — aber auch er hat seine Tiefe gefunden. Er lebt nicht weit von hier. Soll ich ihn rufen?"

„Nein, nein, ich will ihn überfallen. In der Überraschung wird er sein Herz verraten."

So schien doch ein Leid sich wenden zu wollen. Musa hoffte auf die Aussöhnung der beiden, was gerade jetzt von tiefster Bedeutung war, da Sylvia und Iwan in den nächsten Tagen kommen würden, wie eine Depesche aus Rom, von wo aus sie ihre Trauung meldeten, angezeigt hatte. — — —

Und nun waren sie gekommen.

Das strahlende Glück der beiden brachte wieder Bewegung und Beglückung in den Freundeskreis.

Sylvias holde Lieblichkeit hatte durch die erfüllte Leidenschaft eine feine Vertiefung erhalten, die ihrer geistigen Bedeutung Fülle und Hintergrund gab.

„Wir", sagte Iwan mit bewegter Stimme, als er Sylvia zu Musa brachte.

„Wir" — und sonst nichts.

Aber es lag alles an Vergangenheit und Zukunft darin, was ihn zu diesem Ziel gelockt und seine Gegenwart mit Glück überströmte.

Und die innige Zärtlichkeit in Sylvias Umarmung sprach von demselben Glück und Wunsch.

Auch die Fürstin war aufs neue von dem Liebreiz Sylvias bezaubert und von dem schwingenden Glücksstrom, der von den beiden ausging, in der Tiefe ihres gütigen Herzens so schön bewegt, daß sie sehr bald den Schmerz ihres zerstörten Wunsches überwand und sich der geistig und seelisch neu aufblühenden Harmonie umher herzlich anschloß.

Sylvias vornehmes Heim war nun eine stets bereite Zuflucht für Musa, wenn die selbstgewählte Einsamkeit und schmerzliche Erinnerungen allzuschwer auf ihr lasteten.

Nachdem Iwan und Sylvia durch die Fürstin das aufregende Ereignis erfahren hatten, gab es für die beiden nur die eine Aufgabe und Sorge, Musa mit zartester Freundschaft zu umhegen, sie aus ihrer Zurückgezogenheit sanft und unmerklich herauszulösen, um ihrem beweglichen Geist die Lockung und Anregung zu geben, die er so dringend bedurfte, aber in der augenblicklichen Lethargie sich nicht selbst zu suchen vermochte. So erwuchs zwischen ihnen jene köstliche Freundschaft zu dreien, wie sie sich nur bei ganz lauterer Gesinnung und weitgespanntem geistigen Horizont verwirklichen kann.

Oft weilten die beiden Frauen nur zu zweien in vertrautem Zusammensein. Und wenn es Iwan zur Anregung und Aussprache nach Musa verlangte, blieb die Atmosphäre zwischen den Gatten rein und frei von jeder Trübung und Reibung, da ihre besondere Liebe tiefsten Grundes mit der Liebe zu Musa unlösbar verflochten war. Sylvia wußte zudem, daß alle Ekstasen des Geistes, die Iwan aus der Fülle des reifen Frauentums bei Musa durchlebte, letzten Endes doch wieder zu ihr selbst zurückkamen.

Mit zartester Einfühlung lauschte Iwan auf Musas leiseste Wünsche, und ehe sie noch laut geworden, fand er Weg und Möglichkeit zu ihrer Erfüllung.

Es lag noch ein Schleier von Traurigkeit über ihrem Wesen, eine hemmende Schlaffheit.

Das Leuchtende und Schwingende ihres Geistes, das Berauschende ihres hinreißenden Temperaments war gleichsam verschattet von der Schwermut letzter erschütternder Erlebnisse.

Ihre Zuflucht zu den Büchern indischer Weisheit erfüllte Iwan mit stiller Sorge. Zu nahe lag die Befürchtung, daß aus dieser Zuflucht eine Weltflucht würde, die den Glanz dieser auf Ausströmen und Empfangen eingestellten Persönlichkeit verlöschen und sie allmählich zu einer Vereinsamung führen könnte, die ihrem heiß pulsierenden Temperament die durchaus nötige Auslösung nehmen würde.

So fand der tiefblickende Freund den rechten Weg. Er führte Musa dem orientalischen Klub zu, in dem eine Schar intelligenter Männer und Frauen sich zum Studium indischer Weisheit zusammengefunden hatten. Zu seiner Freude bemerkte er bald, daß Musa an diesen Zusammenkünften und Vorträgen freudiges Interesse fand und die Berührung mit den neuen Elementen geistiger Elite allmählich ihre eigene sprühende Impulsivität aus ihrer Erstarrung weckte.

Mit der feinen List tiefbewegter Liebe gelang es den vereinten Bemühungen der Freunde, Musa aus der Abgeschlossenheit auch der Gesellschaft gegenüber, an die sie sich verloren, und an der sie dennoch litt, leise und vorsichtig herauszulocken.

Man lud diesen und jenen der interessantesten Persönlichkeiten des Klubs zur Fürstin oder in Sylvias Salon ein, und bald fanden sich alle Gäste in lebhaftestem Kontakt. Und wenn auch das persönliche Interesse der drei Freunde für die Gespräche und Lesungen der orientalischen Gesellschaft nicht besonders tiefgehend war, fanden sie doch beglückenden Ersatz in der Erreichung ihres Bemühens, das sichtbare Aufblühen Musas zu neuer Schönheit und Lebensfreude.

Nach einiger Zeit fand sich auch Stephan mit Elna wieder ein, und damit wich die letzte Unruhe zwischen den Beteiligten an jener fieberhaft bewegten Zeit seelischer Krisen und Kreuzungen.

Elna wurde durch den Reiz ihrer pikanten Persönlichkeit und die Macht ihrer bedeutenden Künstlerschaft ein belebendes Element der Geselligkeit. Und Stephan, beruhigt durch das harmonisch vertiefte Verhältnis seiner Ehe, vermochte es dank seines beweglichen Naturells durch eine feine Nuance spielerischer Betonung seiner einstigen Leidenschaft, mit Sylvia in ein harmlos reizvolles Geplänkel einzulenken. Iwan malte leidenschaftlich und hielt mit seiner Kunst, zu schweigen, unliebsamen Zudrang von sich fern; erst in der letzten Abendstunde, wenn alle fremden Elemente sich entfernt, taute er zwischen Musa und Sylvia zu der schönen Tiefe seines Wesens auf.

„Sie werden uns doch morgen abend die Ehre Ihres Besuches schenken?" fragte Dr. Karst bei einer Zusammenkunft in dem Salon der Fürstin.

Es war ein Theologe mittleren Alters, der sich der buddhistischen Weltanschauung zugewendet hatte.

„Ist etwas Besonderes zu erwarten?" fragte Musa.

„Ach, Sie wissen noch nicht, daß die Gesellschaft den Bau eines Buddhatempels auf dem Helioshügel vor der Stadt zu bauen beabsichtigt?"

„Wie seltsam," sagte Musa, „ein Stück Indien mitten in Europa hinein!"

„Es werden Skizzen und Baupläne ausliegen und alle Fragen erörtert werden. Die Stimmenmehrheit soll entscheiden — auch Ihre Stimme wird erwartet. Darf ich schon heute ein wenig sondieren?"

„Mir geht es gegen das Stilgefühl. Vorerst, meine ich, gehören Indiens Tempel bei uns noch ins Museum."

„Auch ich bin ein Gegner des Planes. Es wird zu einem heißen Redegefecht kommen. Darf ich Sie zur Sitzung abholen?"

„Ich werde jedenfalls hinkommen", sagte Musa mit leichter Ablehnung im Ton. — — —

Der Abend kam. Der große, vornehme Raum war stark besetzt. Es waren zumeist Herren, zwischen denen sich die wenigen Damen fast ganz verloren.

An den Wänden hingen verschiedene Entwürfe zu dem geplanten Bau. Ihr Stil wirkte schwer und massig, und die Vorstellung dieses fremdzonigen Baues gegen den lichten leeren Horizont des tannenbestandenen Hügels in unmittelbarer Nähe der modernen Großstadt-Nüchternheit wirkte auf ein feinsinniges Gefühl geradezu grotesk. Nichtsdestoweniger entspann sich ein starkes Für und Wider, und es schien fast, als solle das Für die Entscheidung bringen.

Da klingelte der Vorsitzende. Er bat, ehe es zum Beschluß käme, die Stimme einer ersten Autorität anzuhören.

„Ein seit einigen Tagen von langjährigem Aufenthalt in Indien zurückgekehrter Gelehrter ist von uns gebeten worden, ein Wort zu der so wichtigen heutigen Frage zu sagen. Der Name wird Ihnen allen wohlbekannt sein — es ist Professor Fred Rolf von der Universität Kalkutta."

Bei dem Namen schrak Musa zusammen.

Fred Rolf, mit dessen Werken sie seit langem so vertraut geworden, dessen glänzender Geist ihr weite, leuchtende Horizonte erschlossen, den sollte sie nun persönlich kennenlernen! Sie war voll freudigster Erwartung und zugleich in seltsamster Beklommenheit. Würde er das Bild vollenden, wie es sich ihr aus dem Komplex seiner Geistigkeit dargestellt hatte?

Voll erregtester Spannung blickte sie dem Eintretenden entgegen. In schönem Rhythmus der Bewegung kam die stattliche Gestalt raschen Schrittes zum Rednerpult. Der mächtige Kopf war von üppigem dunklen Haar genial umrahmt, die großen Augen hatten den eigentümlich weitschauenden Blick des Denkers.

Der Redner trat vor das Pult in die volle Helle des Lichtes. Musa mußte mit aller Gewalt einen Schrei der Überraschung unterdrücken.

Das war ja — das war der Fremde aus dem Tuskulum!

Ein jäher Schwindel überfiel sie. Die Gedanken stürzten ihr wirr durcheinander. Nur mit größter Anstrengung brachte sie sich dazu, die Worte des Redners aufzunehmen.

Gedeckt von den vor ihr Sitzenden, lauschte sie gespannt. Die dunkle sonore Stimme, die voll Kraft und Wärme war, füllte den Raum und zog alle Aufmerksamkeit unwiderstehlich zu sich hin.

„Ich will Ihnen heute keinen Vortrag halten, verehrte Anwesende. Es steht mir auch nicht zu, Ihnen in der zur Beratung stehenden Frage einen Rat zu erteilen. Ob Sie das sichtbare Symbol einer dem germanischen Geiste ganz entgegengesetzten Weltanschauung, den Buddhatempel, hierher verpflanzen sollen, will ich nicht durch den Einsatz meiner Überzeugung in dieser Angelegenheit zur Entscheidung bringen. Ich will Ihnen nur je ein Leitmotiv dieser beiden metaphysischen Anschauungen geben, die Ihnen den schwerwiegenden Beschluß erleichtern können.

Ich lese Ihnen hier die Endverse aus den Dichtungen zweier Weltweisen und Dichterfürsten beider in Frage kommenden philosophischen Lehren.

Der eine lautet:

‚Erkannt bist, Häuserbauer, du,
Nicht mehr wirst du das Haus erbau'n!
All deine Balken sind zerstört,
Vernichtet ist das ganze Haus —
Vernichtungsselig hat das Herz
Des Wollens Aufhebung erreicht.'

Und der andere:

‚Und allen Gewalten
Zum Trotz sich erhalten,
Nimmer sich beugen,
Kraftvoll sich zeigen —
Rufet die Arme
Der Götter herbei.'

Welches von beiden der germanische Anruf ist, wissen Sie."

Er verbeugte sich und stieg die Stufen des Podiums herunter. Es war eine tiefe Stille im Saal, die Stille bewegter Getroffenheit. Man drängte sich zu dem Professor hin.

Musa benutzte diese Deckung, sich unbemerkt durch eine Seitentür zu entfernen; in der Öffentlichkeit ihm zu begegnen, war ihr heute unmöglich.

Alles in ihr war Aufruhr.

Es war fast zu viel der auf sie einstürmenden Überraschungen. Das war also Fred Rolf, dessen Geist sie aufs tiefste hingerissen und erfüllt hatte.

Und war zugleich der Fremde, der unter der Losung „Tuskulum" sie aus der Ferne angerufen und den Strom seines Wesens ihr in all der Zeit nach dem ersten Begegnen dauernd zugewendet hatte.

Sie wurde kaum Herr des Überschwanges ihrer Empfindungen. In nächster Zeit würde er sie wohl aufsuchen, denn nach allem mußte er um ihren Namen und Aufenthalt wissen.

Aufs äußerste gespannt, erwartete sie diese erste Begegnung.

Sie ließ nicht lange auf sich warten. Schon am nächsten Tage trat Fred Rolf bei ihr ein.

„Frau Musa", sagte er, und in spontaner Ergriffenheit streckte er ihr beide Hände entgegen.

Seine Stimme war voll freudiger Bewegung, und von seinem Händedruck, diesem untrüglichen Verräter von Kultur und Temperament der Persönlichkeit, fühlte sie das Fluid kraftvoller Zartheit über sich hingehen.

„Meine Grüße kamen wohl zu Ihnen? Und gaben sie Ihnen ein wenig Freude?"

„Wie wußten Sie mich nur zu finden!"

„Oh, man hat Freunde und Kräfte. Da war vor allem O'Donn", sagte er lächelnd. „Ich soll Ihnen seine Verehrung und Grüße bringen und bitten, sein Bild bei Ihnen sehen zu dürfen und es dann in meine Wohnung zu nehmen."

„Sie bleiben nun hier?" sagte Musa, und eine zarte Blutwelle, die über ihr Gesicht huschte, verriet ihre Freude.

„Ja, ich habe nun lange genug aus den Quellen indischer Weisheit geschöpft, nun will ich davon Segen ausströmen lassen, soweit unsere Kultur ihn zu eigener Fruchtbarkeit aufzunehmen vermag."

„Ihre Bücher gaben mir unendlich viel."

„Sie kennen sie?" Ein Strahl heller Beglückung leuchtete in seinen Augen auf.

„O'Donn gab sie mir, und ich darf vielleicht hoffen, auch Einblick in Ihr weiteres Schaffen zu erhalten."

„Ihnen steht alles zur Verfügung."

Sie gingen ins Atelier.

Fred Rolf vertiefte sich lange und ernst in das Bildnis O'Donns.

„Wundervoll haben Sie diesen Mann erfaßt. Das mystische Element seines Wesens fühlt man gleichsam fluidal geworden in diesem von Leid und Seele durchstrahlten Gesicht. Nun weiß ich auch, wie Sie zu Ihrem seltsamen Namen gekommen sind. Frau Musa — ich darf Sie doch weiter so nennen? — er erinnert mich an einen unvergleichlichen Augenblick meines Lebens."

„Gewiß," sagte Musa, „ich höre ihn gern aus Ihrem Munde."

„Und darf ich wiederkommen?"

„Ihr Besuch wird mir immer eine Freude sein."

Und wieder ruhte ihre Hand einen schönen Augenblick in der seinen. — — —

Der ganze Kreis der Freunde nahm den berühmten Gelehrten mit froher Bereitwilligkeit auf, und er war bald der Mittelpunkt seiner geistigen Bewegung. Das Dominierende seiner Gestalt und Haltung gab ihm schon bei seinem Eintritt in die Gesellschaft jene erwartungsvolle Anziehung, wie sie eine überragende Geistigkeit, verbunden mit einer vollkommenen Körperlichkeit, auszustrahlen pflegt.

Fred Rolf verstand es meisterhaft, Musa mit einer zarten Auszeichnung zu umgeben, die ihr selbst viel heimliche Botschaft seiner werbenden Leidenschaft zubrachte, ohne je die Grenze zu überschreiten, die der Umgebung zu viel verraten hätte.

Ihre tiefsten Stunden aber lebten sie in Musas vornehmer Häuslichkeit.

Fred Rolf liebte Musas Kunst, und in deren unbeschränkter Bewunderung sprach sich der weite Horizont seines Geistes aus, der, sicher in eigenem Reichtum ruhend, nicht kärglich die Maße seiner Huldigung vor der Kunst des andern zu wägen brauchte.

Und Musa fühlte in dem anders gewendeten Pol seiner Wissenschaft die göttliche Ergänzung ihrer zur Hingabe und Aufnahme gewendeten Seele.

So lebten sie traumwandelnd zueinander hin und ahnten, daß sie, im Unterbewußtsein schon lange einander zugewendet, sich entgegengestrebt hatten.

Ohne die oft so kleinlichen Kämpfe erotischer Kreuzungen gestaltete sich zwischen ihnen die beglückend erblühende Ersehnung zueinander, die letzte Sicherheit, einander die Erfüllung zu sein.

Und es kam, daß es nur eines jener köstlichen Augenblicke geistig seelischer Entzückung bedurfte, die, durch einen scheinbar geringen Anlaß herbeigeführt, nur noch den besonderen Tonfall eines Wortes, die seltsame Intensität eines Blickes brauchte, um ihnen spontan die magisch verflochtene Zusammengehörigkeit ihres Wesens wie einen gotttrunkenen Rausch im Wellenspiel des Blutes aufsprühen zu lassen.

Es kam die letzte glühende Sekunde vollkommener Erfüllung, da sich in einem Gespräch über letzte und tiefste Dinge des Lebens plötzlich die Blicke so ineinander verfingen, daß sie sich nicht mehr lassen konnten, bis die erlösende Geste der Hände sie beide zu heiß ersehnter Nähe brachte.

Und so neigten sich ihre Seelen zueinander, wie reife Ähren sich im Gluthauch des Sommerwindes zueinander neigen und sich zum goldenen Ring des Lebens schließen, in dem Erde und Himmel sich begegnen.



Kostümfest / Nach einem Aquarell von Hanns Langenberg

Rheinische Romantik. / Von Dr. Paul F. Schmidt.

Rhein und Romantik sind nicht bloß alliterierende Worte für uns Deutsche gehören sie auch gedanklich untrennbar zusammen. Was uns teuer ist an deutscher Kultur der Goethezeit, steht letzten Endes mit den Landen am Rhein in Beziehung, von Goethes Frankfurt bis zu Lorelei und „Des Knaben Wunderhorn". Die schönste Blütezeit des deutschen Geistes trägt besser den Beinamen des Romantischen als den des Klassischen.

Denn was ist Romantik anderes als höchste Steigerung und Empfindung des Lebens in poetischem Geist! Nicht auf die Form kommt es dabei an, wie bei der Klassik, sondern auf den Gehalt, die Empfindung, auf die Grenzenlosigkeit des Erlebens. Den würdigsten Rahmen für solche Gefühle aber gab die Rheinlandschaft her mit ihrem herrlichen Strom, ihrem Wein, den uralten Bischofsstädten und Burgruinen über hochgiebeligen Spitzwegstädtchen.

Wir haben eine Auferstehung der romantischen Dichtung erlebt nach hundert Jahren. Was noch später entdeckt wurde: die Kunst der romantischen Maler, die uns erst das letzte Jahrzehnt nahegebracht hat, infolge ihrer Wahlverwandtschaft mit der heute lebendigen Malerei — ist eigentlich berufen, das bleibende Gut in unserem Kulturbesitz zu werden.

Denn an Überredungskraft des Anschaulichen sind die romantischen Maler reicher als ihre Dichtergefährten. Ihre farbenglühenden Bilder, ihre wunderbar fein ziselierten Zeichnungen und Aquarelle überbieten an Inbrunst des Lebendigen und Kraft des Gemüts alles das, was die Dichter mit vielen Worten uns nahezubringen suchen. Hier steigen die Schönheit des Lebens und der Vergangenheit, des atembetörenden Geschehens wie die Anmut sehnsuchterweckender Landschaften greifbar und leibhaftig vor uns auf.

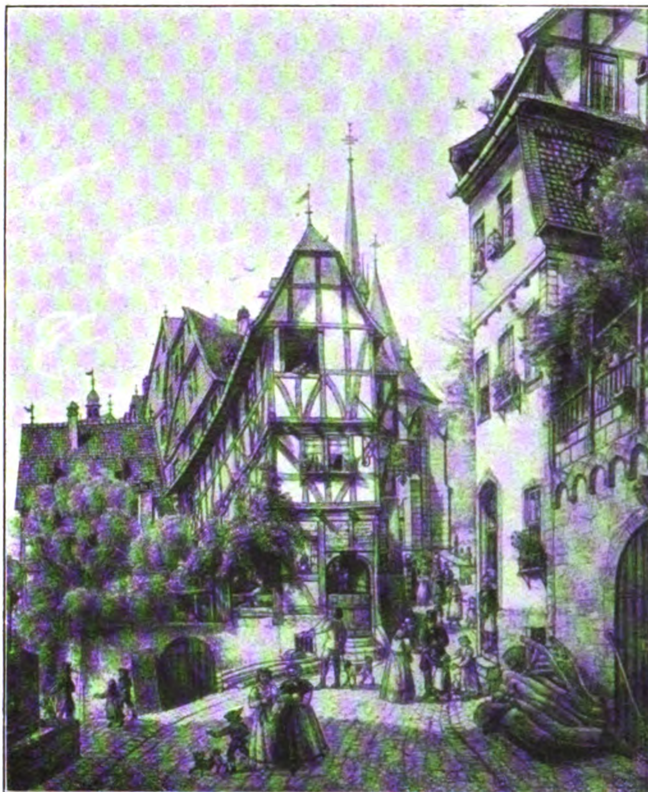
Und im Mittelpunkt all ihrer Wunder steht der Rhein, Deutschlands romantischer Strom; sei es, daß er und das Geschehen an seinen Ufern selber dargestellt ist, sei es, daß die Menschen und Künstler dort gelebt haben und in ihren Schöpfungen von seinem Geist Zeugnis ablegen.

In Heidelberg wurde Karl Philipp Fohr geboren, ein Liebling der Götter, der eine Jugend von großer Genialität und seltenem Schaffensglanz mit einem frühen Tod erkaufen mußte; ein Jüngling von strahlender Leichtigkeit des Schaffens, geliebt und ein Leben lang betrauert von allen, die ihn gekannt hatten.

In Frankfurt, der alten Reichs- und Krönungsstadt, war Franz Pforr geboren, der früher noch als Fohr den geheimnisvollen Zauber der romantischen Linie entdeckte und in seinem kurzen Leben, Jüngling von gleichem Ausmaß unendlichen schwärmerischen Strebens, den Weg fand zur Verherrlichung des deutschen Mittelalters. Die scheinbare Unbehilflichkeit und Schüchternheit seiner Bilder ist Ausdruck einer keuschen und adeligen Seele, vergleichbar den Anfängen einer jeden großen Kunst, die nichts von virtuoser Gelenkigkeit der Hand kennt.



Andreas Achenbach (1815—1910): Am Wildbach.



Peter Becker (1828—1904): Hessisches Städtchen. (Bleistiftzeichnung.)

Frankfurt ist aber auch die Heimat des zarten Engel von der Rabenau, der heimelige Idyllen malte, und Peter Beckers, der ein wahrhaft begnadeter Meister der Rheinlandschaften und kleinen Städtchen zwischen Main und Mosel gewesen ist. In ihm offenbart sich die Tugend der deutschen Kunst und zumal der romantischen, die auf der klaren, bestimmten, unbeirrbaren Linie und reinem Umriß beruht.

Am berühmtesten ist als rheinische Kunststadt Düsseldorf geworden, weil die Maler aus seiner Akademie es verstanden haben, sehr reales Kapital aus dem romantischen Bedürfnis ihrer Zeit zu schlagen. Aber ihre Kunst war nicht so sehr eine Blüte als ein üppiger Nachsommer, und ein künstlich hervorgerufener dazu. Die Düsseldorfer Romantik gleicht der weit geöffneten Pfingstrose und ihrer Duftlosigkeit und Theaterpracht. Wir sind heute leicht zur Ungerechtigkeit gegenüber diesen Malern geneigt, die aus der romantischen Empfindung ein theatralisches Pathos machen, wie es die düsteren Stimmungen des Andreas Achenbach und die heiteren Neapolitaner Dekorationen seines Bruders Oswald dartun. Aber wir wollen dabei nicht vergessen, daß es dort auch ein solches Jugendbild gab wie das Kölner Familienbild von Karl Begas, mit seiner innigen Treue am Menschlichen, und einen so überlegenen Spötter wie Adolf Schrödter, der die Pathetik seiner Düsseldorfer Akademiefreunde in den „Lohgerbern" verulkte, denen ihre Felle weggeschwommen sind: auch ein Lebensbild von den Ufern des Rheins, das vor der Theaterromantik ein umgekehrtes Vorzeichen trägt, das der überlegenen Parodie. Denn zur Romantik gehört die himmelstürmende Begeisterung des Jünglings so gut wie die geistig überlegene Ironie des reifen Mannes. Ja, die Romantiker sind es gewesen, die Begriff und Anwendung der Ironie wiedererweckt und meisterhaft gehandhabt haben.

So darf auch am Rhein und vollends an seinem geruhigen Unterlauf, in Düsseldorf, dies Zeichen der reifen und geistesklaren Romantik nicht vermißt werden.



Franz Pforr (1788—1812): Der Graf von Habsburg.



Karl Begas (1794—1854): Familienbild.





Karl Philipp Fohr (1795—1818): Wasserfälle in Tivoli. — Links: Johann Wilhelm Schirmer (1807—1863): Sintflut.





Karl Engel von der Rabenau: Bildhaueratelier.
Links: Adolf Schrödter (1805—1875): Die trauernden Lohgerber.

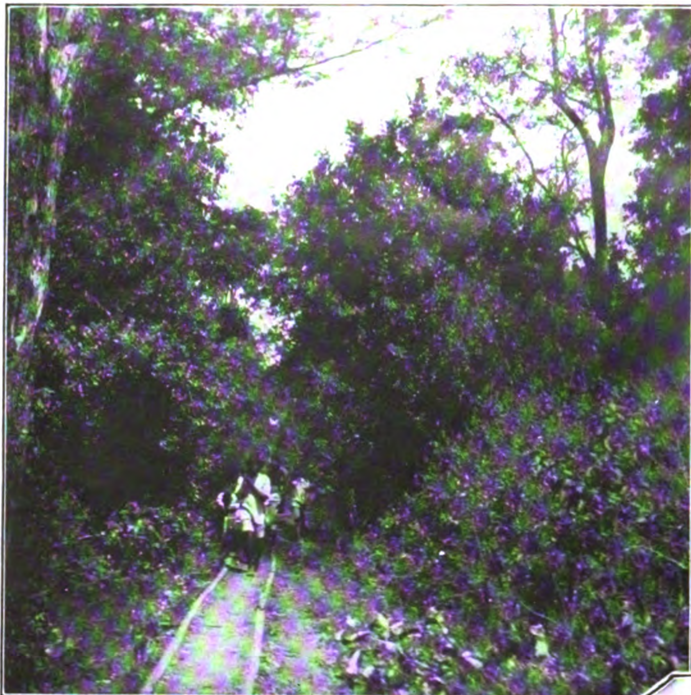




Oswald Achenbach (1827—1905): Am Strande von Neapel.
Rechts: Rheinischer Meister um 1825: Romantische Szene.

MODERNE VERKEHRS- MITTEL IN ZENTRAL- AFRIKA

VON WOLFGANG WEBER



Straße mit Holzschienen für Transportzwecke im afrikanischen Busch.



An der Ugandabahn: Wasserpumpstation und Stapel für Holzfeuerung.

Sand, Sumpf und Urwald, das sind die drei Dämonen Afrikas, die Leben und Kultur ersticken und das Innere mit fast unübersteigbaren Mauern verschließen. Afrikas Entwicklung ist in höchstem Maße vom Verkehr abhängig, nirgends haben die ersten Linien größere Umwälzungen hervorgerufen, und nirgends stellen sich diesen so unüberwindbare Schwierigkeiten entgegen wie hier. Verkehr aber ist die Grundlage jener Erschließung Afrikas, die sich Europa zur Aufgabe gestellt hat.

Alle Versuche zu Verkehrsmitteln und -wegen kommen von uns, während sich die Neger auf ihre Pfade beschränken und instinktiv auf die weitere Ausgestaltung verzichten, ahnen sie doch, daß ihnen jede neue Straße, jeder Schienenweg das „Weiße Verderben“ näher bringt. Ein Neger „reist“ überhaupt nicht, ein Weg ins benachbarte Dorf ist ein Ereignis, und die Karawanenpfade werden fast nur von den einheimischen Händlern benutzt. Sonst trifft man gelegentlich einen Jäger oder Forschungsreisenden oder ein paar Ärzte und Offiziere, die auf Urlaub fahren oder zurückkehren — das ist alles. Es ist charakteristisch, daß alle Wege von der Küste ins Innere führen. Einen Durchgangsverkehr im Innern gibt es nicht. Damit fällt vor allem jenes große Projekt der Kap-Kairo-Bahn, die man seit dreißig Jahren in Europa erwägt, während hier in Afrika niemand je ernstlich an die Ausführung gedacht hat. Jede einzelne Kolonie baut ihre Linien mit der Küste aus, aber niemand denkt daran, sie untereinander zu verbinden. Die Telegraphenstrecke Kap-Kairo ist beispielsweise um ein nur 160 km langes Stück zwischen Rejaf und Uganda unterbrochen. Aber nicht einmal für sie ist Interesse vorhanden, wieviel weniger für die Kap-Kairo-Bahn, die im günstigsten Falle 23 Tage in Anspruch nehmen würde, während der Eildampfer von London nach Kapstadt nur 17 Tage braucht und unverhältnismäßig billiger ist. So wird diese Strecke den Touristen vorbehalten bleiben, die in einer Verbindung von Auto, Trägern und Nildampfer alljährlich vom Kongo-Endpunkt der Kapbahn nach Khartum im ägyptischen Sudan pilgern.

Anders die Bahnen, die von der Küste ins Innere führen und von ungeheurer kolonialer Bedeutung sind. Die bedeutendste Tat in dieser Hinsicht war der Sudanexpreß nach Khartum, der zwischen Wadi-Halfa und Atbara eine 400 km lange Zunge der Libyschen Sandwüste zu durchfahren hat. Zum ersten Male hat man sich die gigantische Aufgabe einer Wüstendurchquerung gestellt und sie gelöst. Zehn Grundwasserstationen mit unterirdischen Pumpen ermöglichen dem Zug die Durchfahrt, die oft genug durch Sandstürme und Wolkenbrüche verlängert oder unterbrochen wird. Ähnlich groß waren die Schwierigkeiten beim Bau der Urwaldbahn im Kongo, der ungeheuer kostspielig, aber weniger von den Launen der afrikanischen Unwetter abhängig war.



Ein Festtag im südlichen Sudan: Ankunft des Nildampfers, der allmonatlich erscheint und auch Lebensmittel mitbringt.



Innerafrika im Zeichen des Verkehrs: Nairobi (Ostafrika), das Negerdorf von heute.



Unter dem Einfluß der Kultur: Massaihäuptling mit eigenem Auto.

Seit dem Krieg aber beherrscht die afrikanischen Verkehrspläne ein neuer Gedanke: das Auto. Mit ihm ist der Geist Europas in die Wüste, in die Steppe und in die Negerhütte eingezogen. Keine Eisenbahn der Welt kann mit diesem individuellsten aller Beförderungsmittel konkurrieren, denn während jene mit ihren wenigen Linien nur einen winzigen Teil des Inneren bedient, kann der Ford in der Trockenzeit auf der Steppe fahren, wohin er will. Straßen kennt man dort nicht. Zuweilen findet man zwar ausgefahrene Wege, aber meistens nur in der Nähe günstiger Furten: denn auch auf Brücken hat man größtenteils verzichtet, und ähnlich wie die Karawanen kann man Flußübergänge benutzen, bei denen das zu durchfahrende Wasser nicht allzu hoch ist.

Anders liegen die Probleme im Urwald. Die Schwierigkeiten eines Baues für solche Strecken sind unbeschreiblich. Echter Urwald ist zunächst nichts anderes als Wasser, und man könnte oft genug mit dem Kanu fahren, wäre der Boden nicht mit gigantischen Wurzeln, verfaulenden Baumriesen und Schlingpflanzen versperrt. Sie zu roden und auf die unermeßlichen afrikanischen Entfernungen die Unterlage für eine Straße zu bauen, das sind die Aufgaben, die erst vor einigen Monaten zum ersten Male durch das Eröffnen der Nil-Kongo-Straße von Rejaf nach Buta gelöst sind.

Das eigentliche Verkehrsmittel Innerafrikas aber sind die Flußdampfer geworden, und sämtliche kurzen Eisenbahnlinien, die nicht von der Küste ausgehen, dienen zur Ergänzung der durch Stromschnellen unterbrochenen Schiffsverbindungen. Besonders der Sudan hat es sich zur Aufgabe gemacht, bis in die entlegensten Gegenden die seltsam geformten Nilschiffe zu senden. Sie gleichen einer Arche; denn um einen Tiefgang von nur 60 bis 80 cm zu ermöglichen, sind sie ganz flach gebaut und haben einen mehrstöckigen, hausartigen Aufbau. Im Sudangebiet wie im Kongo handelt es sich um Raddampfer, deren Rad aber hinten angebracht ist, um in den Sumpfpflanzengegenden keine Hindernisse zu bilden.

Die Flußläufe sind es auch, mit denen man einem Flugzeugverkehr die unentbehrliche Notlandungsgelegenheit zu geben versucht. Aber ihre unendlich vielen scharfen Windungen und die häufigen Bodennebel haben bisher alle Pläne vereitelt. Mit ihnen wäre die letzte Schranke der gigantischen afrikanischen Entfernungen gefallen, denn noch heute gibt es Stellen im Sudan, die eine dreimonatige Fußreise nur bis an den Nildampfer erfordern. Dann werden diese Gegenden, die letzten Reservate afrikanischer Kultur, Europa preisgegeben sein.

Das Frauenideal des Ur-Europäers.



1. Die Lespugue-Frauenstatuette, der neueste in der Grotte des Rideaux (Haute-Garonne, Frankreich) gemachte Plastikfund aus dem Aurignacien. Links: Vorderansicht. Rechts: Rückansicht.



2. Aus der Pfahlbauzeit: Die Frau von Auvernier. (Nach dem Rekonstruktionsversuch von J. Kollmann.)



3. Weibliches Idol aus den Grotten von Mentone. Links: Vorderansicht. Rechts: Seitenansicht.



4. Die Venus von Brassempouy (Südwestfrankreich). Mammutelfenbeinplastik aus der Hochaurignaczeit. Links: Vorderansicht. Rechts: Seitenansicht.



5. Frauendarstellungen der Quartärzeit aus Ostspanien. Fundort: Cogul in der Provinz Lerida.

Es könnte wohl auffällig erscheinen, daß unter den figürlichen Darstellungen diluvialer Kunst die Frauenstatuetten so weitaus überwiegen. Aber diese Tatsache wird uns ohne weiteres durch die Überlegung verständlich, daß das Weib zu allen Zeiten im Vordergrunde männlichen Trachtens stand, und daß das Geheimnisvolle, das die rhythmischen Lebensfunktionen des weiblichen Körpers, zumal auch das Rätsel der Fortpflanzung haben, immer wieder das Denken der naiven Menschheit beschäftigt und erfüllt. Mit leiser Ironie tauften die Urzeitforscher diese Frauenstatuetten „Venus“ von Willendorf, Laussel, Brassempouy usw. Aber wenn auch diese Bezeichnung ganz gewiß nicht der Vorstellung entspricht, die wir von einer „Venus“ uns zu machen pflegen, so ist sie doch insofern nicht unberechtigt, als die Eiszeitkünstler in diesen Statuetten offenbar in der Tat die Frau an sich, sozusagen das „Ewig-Weibliche“ in dem Frauenideal ihrer Tage wiederzugeben versuchten. Freilich hat dieses Frauenideal des Ur-Europäers nichts von der heute beliebten „schlanken Linie mit dem maskulinen Einschlag“. Den derben Instinkten dieser noch recht tierhaften Menschheit entsprachen, wie uns ein Blick auf die hier vereinigten diluvialen Statuetten zeigt, die „kolossalen Glieder“ des Spötters Heine und das „recht Quammig-Quappige“ mephistophelischen Geschmacks entschieden mehr. Sie alle stellen einen Frauentypus dar, der auf uns durch seine geradezu zerfließende Formenfülle unästhetisch wirkt, wie er aber auch heute noch bei den Orientalen und zahlreichen Naturvölkern der Südsee und Afrikas beliebt ist. Anatomisch gesprochen: bei diesen Eiszeitfrauen zeigt das Unterhautfettgewebe an Busen und Gesäß eine weit über das gewohnte Maß hinausgehende, geradezu ungeheuerliche Entwicklung, von der wir heute wissen, daß sie „angezüchtet“ werden kann. In den meisten Fällen hat der Eiszeitkünstler bei seiner Darstellung das Gesicht völlig vernachlässigt und eben nur die rein weiblichen Körperbesonderheiten betont und gewissermaßen unterstrichen. Nur die Venus von Brassempouy (Abbild. 4) zeigt ein durchmodelliertes Gesicht, dazu eine Frisur aus gedrehten Zöpfen, die an ähnliche Haartrachten mancher Negerstämme von heute erinnert. Auch auf dem Relief der Venus von Laussel (Abbild. 8) darf man wohl die gleiche Frisur sehen, während die Venus von Willendorf (Abbild. 7) mit einer unverkennbaren Kranzfrisur geschmückt ist. Im übrigen ist damit die Kleidung der (wahrscheinlich bemalten oder tatauierten) Eiszeitdamen erschöpft: nur trägt die Willendorferin an jedem Handgelenk noch ein großzackiges Armband und die erst vor kurzem von Saint-Périer in der Höhle von Lespugue gefundene Venus (Abbild. 1) einen merkwürdigen Schurz. Einen wesentlich andern Typ zeigen die Frauendarstellungen (Abbild. 5) aus ostspanischen Höhlen: ich möchte sie für bedeutend jünger halten, als gemeinhin angenommen wird. Wie die Frau der frühgeschichtlichen Pfahlbauzeit in der Schweiz wirklich ausgesehen haben dürfte, hat Kollmann mit seiner Rekonstruktion des Gesichts über einem Pfahlbauschädel (Abbild. 2) darzustellen versucht. Dr. Adolf Heilborn.







6 (links). Weibliches Flachrelief aus Laussel (Dordogne). Plastik der Spätaurignaczeit von 23 cm Figurenhöhe. — 7 (Mitte). Die Venus von Willendorf (Niederösterreich). Kalksteinplastik (11 cm hoch) des Spätaurignacien. — 8 (rechts). Weib mit Horn aus Laussel (Dordogne). Kalksteinrelief (46 cm hoch) der Spätaurignaczeit.

Der deutsche Geist in den Straßen Prags.

Mit vier Aufnahmen von J. Reach, Prag.

In allen Zeitaltern europäischer Kunst hat der deutsche Stilwille an der Gestaltung des Prager Stadtbildes gearbeitet, nicht nur mitgearbeitet, sondern geradezu die hervorragendsten Denkmäler dieses Stadtbildes geschaffen. Das tschechische Volk, ein junges Volk, erfreut sich einer ununterbrochenen Kunsttradition kaum seit drei Menschenaltern. So ist bis auf die neueste Zeit das Stadtbild des goldenen slawischen Prags fast ganz ein Werk fremder, vor allem deutscher Köpfe.

Die Zahl der deutschen Architekturen und Kunstwerke des äußeren Prags ist kaum zu übersehen. Schon das hervorragendste, eigentlich einzig nennenswerte Bauwerk der romanischen Zeit, die St.-Georgs-Basilika neben dem Dom, schuf ein deutscher Meister Wernher, während der Hauptbau der von dem Franzosen Matthias von Arras begonnenen gotischen St.-Veits-Kathedrale von Peter Parler von Schwäbisch Gmünd stammt. Dieser schuf auch drei dem Fremden sich unvergeßlich einprägende Akzente des Prager Stadtbildes, die Karlshofer Kirche, die Karlsbrücke mit ihren beiden Türmen und die Teynkirche auf dem Altstädter Ring. Aber auch das Innere des Domes ist ein Zusammenklang deutscher Kunstschöpfungen. Die Wandgemälde der Wenzelskapelle schuf 1373 der deutsche Meister Oswald, den berühmten Wenzelsleuchter die Schule Peter Vischers von Nürnberg; das Oratorium des Königs Wladislaw stammt von Benedikt Rieht, und das berühmte Grabmal des Heiligen Johannes von Nepomuk, des böhmischen Landespatrons, entwarf Emanuel Fischer von Erlach. Den harmonischen Turmhelm des Domes schuf in der Renaissance der Deutsche Wohlmuth, der auch als der Erbauer des Ballhauses hinter der Burg zu nennen ist. Wandert man über die Karlsbrücke, so überrascht es, daß fast sämtliche Statuen von deutschen Meistern sind. Matthias Braun, der berühmteste Prager Barockbildhauer, ist aus Tirol vom Grafen Franz Anton Sporck berufen worden. Er und die beiden Brockoffs, gleichfalls deutscher Herkunft, ferner die Deutschen Hilger, Mendel, Jäckel, Kohl, Mayer, Neureuther und die Brüder Max haben den Statuenschmuck der Karlsbrücke geschaffen. Von Matthias Braun stammen übrigens noch mehrere andere prächtige barocke Details in Prag, so die Karyatiden des Palais Clam-Gallas, dessen Entwurf Bernhard Fischer von Erlach zu verdanken ist. Überhaupt sind die wichtigsten Leistungen des Prager Barocks, in die sich vorwiegend Deutsche und Italiener teilten, deutsches Werk. Christof und Ignatz Kilian Dientzenhofer aus Franken haben neben den Meistern der italienischen Künstlerfamilie Lurago die barocken Brennpunkte der Stadt geschaffen: die St.-Nikolaus-Kirche auf der Kleinseite, St. Nikolaus auf der Altstadt, St. Johann auf dem Hradschin, St. Johann auf dem Felsen, St. Karl Borromäus, das Schlößchen Amerika, das Palais Piccolomini auf dem Graben und das Invalidenhaus. Um die Dientzenhofer gruppiert sich eine Anzahl anderer deutscher Barockarchitekten, und ihre Tradition wird von Jüngern weitergetragen. Im Jahre 1765 baut Josef Schlesinger aus Breslau das Jüdische Rathaus, zwei Jahrzehnte später Hasenecker das alte Deutsche Landestheater. Die großen Portalskulpturen an der Prager Burg stammen von dem Deutschen Ignatz Platzer, den Bau des erzbischöflichen Palais leitete 1764/65 Johann Wirch, das Palais Kaunitz auf der Kleinseite schuf 1771/75 Schmid. Die Empirefassade der Finanzlandesdirektion gegenüber dem Pulverturm ist nach dem Muster der alten Berliner Münze von Georg Fischer erbaut, der auch die Kreuzkapelle auf dem Graben und das Statthaltereipalais im Baumgarten errichtete. Ferner seien hier nur noch das Palais des jetzigen Deutschen Hauses auf dem Graben (1800 von den beiden Heger) und der Umbau des Altstädter Rathauses von Sprenger (1838/48) genannt.

Auch die Mehrzahl der Monumentalbauwerke der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt von Deutschen. Dem modernen Prag hat der Deutsche Zasche zwei bedeutsame Gebäude geschenkt (das Haus des Wiener Bankvereins und das Zuckerpalais. Es sei auch erwähnt, daß die Villa des tschechischen Nationalisten Kramarsch von dem deutschen Architekten Ohmann erbaut wurde. Erst in der neuesten Zeit beginnen in Prag tschechische Architekten von Rang sich Geltung zu verschaffen. Sicher aber ist, daß auch sie nicht verwischen können, was deutscher Geist in Prag geschaffen hat. Joh. Urzidil.



St.-Nikolaus-Kirche auf der Kleinseite. Von J. K. Dientzenhofer 1752 vollendet.

Teynkirche, von Peter Parler erbaut. Begonnen um 1370.





Die Karlsbrücke (1357 unter Karl IV. begonnen) mit dem Altstädter Brückenturm, der 1451 vollendet wurde. — Oben: Das Schlößchen Amerika, eine Schöpfung von J. K. Dientzenhofer.



Ein Sprung Rehe bei kümmerlicher Äsung.

Exotische Gäste: Vertrauendes Eikawild.

Der Eikahirsch, eine mittelgroße, sich edel haltende Art der Familie der Hirsche, ist in Nordjapan und in Teilen von China beheimatet, wird aber vielfach zur Bereicherung des heimisches Wildes in europäische Forsten eingeführt.

ZUR WINTERSZEIT IN DEN OBERSCHLESISCHEN WÄLDERN.

Nach photographischen Aufnahmen von A. Jüttner, Ratibor.



Am Ufer des Tajo ‹Spanien›: Die Alcántara-Brücke in Toledo / Nach einem Gemälde von Johannes Marx

DAS TRAPEZ

EIN FLIEGERERLEBNIS VON OTTO FUCHS

Fünftausend Meter hoch schwimme ich im reinen Äther, begleitet von drei weiteren schlanken Albatrossen, die wie ich reglos im Raume hangen. Die glattpolierten, gelben Rümpfe mit den blauen Schwänzen leuchten in der Sonne, und jedesmal, wenn die Maschinen sich jäh zur Seite legen, um den weißen, plötzlich hingeworfenen Sprengwölkchen auszuweichen, blitzen die hellen Unterseiten der Flügel auf wie spiegelnde Lacktafeln.

Ein Blick senkrecht nach unten zeigt bräunliche Milch, in der nur hier und da dunklere Flecke von Wäldern auftauchen oder dünne weiße Bindfäden von Straßen. Blicke ich aber nur ein wenig schräg, so vermag das Auge nicht mehr bis zur Erde durchzudringen, außer nach Westen hin, wo ich öfters noch das schweflige Geglitzer eines Sees, eines Flusses oder eines Fabrikdaches in dem rauchigen Nichts unterscheide. Die ganze Erde ist von trüber, zäher Flüssigkeit überschwemmt, und wie die Rücken glänzender Delphine ragen die rundlichen Kuppen der Vogesen daraus hervor, die nahen triefend von kräftigem Violett, die ferneren violett und blau. Links drüben aber schlingen sich die Alpen um den Horizont wie eine Kette aus grünlichem Glase.

Rack — rack... Ich fühle ein schwaches Lüpfen des Flugzeugschwanzes und biege rechtwinklig nach Süden ab, eine große blendend weiße Straußfeder unter mir zurücklassend, der noch einige leichte Daunen Gesellschaft leisten. Überhaupt sieht es aus, als sei hinter uns ein Federbett ausgeschüttelt worden, und von Minute zu Minute wächst die gesprenkelte Schleppe, die uns auf geheimnisvolle Weise angeheftet ist.

Ich suche rastlos den Raum ab mit langgestrecktem Halse, mich auf dem glatten Lederkissen meines Sitzes hin und her drehend, mich duckend, um zwischen den Tragdecks hindurch einen verdeckten Luftstreifen zu prüfen. Am längsten lasse ich den Blick in der Nähe der Sonne verweilen, mit ausgestreckter Hand ihr sprühendes, kaltes Feuer wehrend. Allein umsonst. Das Auge schmerzt und beginnt zu tränen. Mich weit über die linke Bordwand beugend, beruhige ich es an dem matten und dunkleren Glanze der Berge und des Dunstes. Wille zwingt es vollends zur Schärfe, und bald sind die kreisenden Regenbogen, die hüpfenden schwarzen Punkte verschwunden. Klar umrissen sehe ich die Flugzeuge meiner Kameraden hinter mir, bewegungslos, in gleichen Abständen gestaffelt, treppenartig übereinander. Sie fliegen gut heute... und schon bin ich wieder bei dem gefährlichen Gestirn, das der erfahrene Angreifer so gern und so erfolgreich zu benutzen weiß, bis ich, abermals geblendet und vom farbigen Gaukelspiel des Lichtes genarrt, in dem schattigen Innern des Rumpfes flüchtig Erholung suche.

Der Zeiger des Tourenzählers zittert um 1380, der Höhenmesser ist etwas über 5000 gestiegen. Durch die Ritzen der Querwand, die den Führersitz vom Motor trennt, dringt nebelhafter, warm riechender Öldampf, den ich begierig schnüffle, ob ich nicht einen gewissen verdächtigen brenzligen Geruch wahrnehme. Nein... aber der Druck auf dem Benzintank hat nachgelassen. Die Nadel steht schon unter eins. Und dieweil ich mich bücke, am Schaltbrett die Hähne umstelle und zur Luftpumpe greife, eilen die ungeduldigen Augen aufs neue in die Weite, im Fluge das vibrierende, transparente Gestänge vor mir streifend: zitternde Stößel, hämmernde Nocken und Hebel... durch die gläserne, in der Sonne schimmernde Scheibe des Propellers hindurch, von da über den im oberen Tragdeck eingebauten Kühler, von dessen Überlauf sich gerade ein Eisklumpen, so groß wie ein Kindskopf, ablöst... und hinein in den schwarzblauen Abgrund des Himmels. Und wiederum, wie von einem tödlichen Magneten angezogen, umkreisen sie die Sonne, ungeschützt, weil beide Hände noch im Innern der Maschine beschäftigt sind. Spitzige Nadeln durchbohren die Netzhaut. Aber da kommt der linke Flügel zu Hilfe. Wie der Arm einer Windmühle schiebt er seinen großen Schatten vor, und der sprühende Edelstein des Himmels schießt, einer prächtigen Rakete gleich, schräg unter dem Rumpf des Fahrzeuges hindurch. Ich habe kehrtgemacht, um den französischen Abwehrkanonen zu entgehen, ordne die Hebel, bemerke, wie der Geschwindigkeitsmesser in der V-Strebe wieder auf 150 klettert, und ertappe gerade noch Dressel, der das Manöver um einen Augenblick versäumt hat und nun ein paar hundert Meter abhängt. Schlupp... schlupp! Siehst du, dafür wickeln sie dich jetzt auch schön ein! Er schaukelt mitten durch die Schrapnellwölkchen, die in der eben verlassenen Richtung krepieren. Mit gesenktem Schnabel holt er rasch auf und fliegt im Nu wieder an seinem Platz, wenn auch in etwas geringerer Höhe... Verdammt! Mein Schal hat sich infolge der dauernden Verrenkungen unter der Haube herausgewuzzelt und flattert mir knallend um die Ohren. Sie sind steif vor Kälte und brennen wie von Peitschenschlägen getroffen. Ich fange den freien Zipfel und stopfe ihn in den Mund. Und während meine reiselustigen Augen wiederum durch den Raum spazieren, überwacht mein Ohr den schnurrenden Maschinenatem, der in breiten, dröhnenden Wellen, als brausten hundert Riesenorgeln, anschwillt und abläßt und sich mit dem Pfeifen und Singen der Spanndrähte zu einer wilden Symphonie vereinigt. Dazu heult und faucht mir der rückwärtsgeschleuderte Luftstrom in Mund und Nasenlöcher, bei jeder meiner Bewegungen die Tonart wechselnd.

Abermals habe ich eine Schwenkung gemacht. Wir ziehen jetzt genau nach Westen auf Belfort zu. Ich sehe nach der Uhr. Halb vier. Wir sind etwas über eine halbe Stunde unterwegs. Und kein Schwanz weit und breit. Nicht einmal über den Flugplätzen im Umkreis der Festung, wo sonst immer wie winzige Schnakenschwärme die Geschwader exerzieren, nicht einmal dort ist etwas zu entdecken. Nur die Abwehrgeschütze beschäftigen sich mit uns. Ab und zu höre ich durch den brausenden Hummelgesang des Motors das kurze Bellen eines Schrapnells, mit dem allemal ein energischer Richtungswechsel meinerseits verbunden ist. So kreuzen wir zwecklos hin und her, uns mit vergeblicher Aufmerksamkeit ermüdend, belästigt vom zudringlichen Flakfeuer, das die Nerven aufreibt.

Plötzlich, wie ich einen gleichgültigen Blick abwärts schicke, sehe ich dort unten eine Fliege gemächlich über die Milch kriechen. Feind oder Freund? Wird nicht beschossen... wir sind jenseits. Also drauf! Ich drossele den Motor, daß ihm sogleich der Atem stockt und er unter heftigem Knallen Luft schluckt, und senke den blanken Schnabel des Raubvogels zum Stoß. Die Kameraden folgen mit blitzenden Propellern. Eine wilde Erregung bemächtigt sich meiner im Sturze. Das Herz klopft stürmisch an die Rippen, Gespensterfinger krallen sich mir ins Zwerchfell, und das eklige Gefühl, das mir wie eine Spinne im ganzen Leibe herumrennt und die Eingeweide lähmt, ist unzweideutig ganz gewöhnliche Angst. Angst? Ja. Aber ich greife an. Und ich brülle laut auf, um mich zu beruhigen. Mit den Spanndrähten, die mir ihre chromatischen Tonleitern vorflöten, schreie ich um die Wette. Sie ist doch ein recht spaßiges Gemisch von Jubel und Verzweiflung, die Angriffslust!

Die feindliche Fliege ist gewachsen. Schon erkenne ich die blauweißroten Ringe auf den Flügeln. Die Abwehrkanonen sind verstummt. Hoch droben schweben ihre unschuldigen Schäfchenwolken. Die Ohren sausen mir, als läge ich auf dem tiefsten Meeresgrund. Mein Schädel dröhnt vom Druck. Ich bin nur noch 3000 Meter hoch, 2500... 2000. Wie ein Pfeil schieße ich hinab. Aber der Franzmann fliegt unverschämt niedrig. Und wir sind jenseits. Wo? Weiß nicht! Ziemlich weit... hinter der Artillerie.

In steiler Spirale liegend, schiebe ich mich zwischen Sonne und Feind. Er hat uns noch nicht bemerkt... fliegt ostwärts. Dummer Teufel! Ein Gehöft dreht sich unter mir vorüber. Unversehrt... 1500 Meter hoch. Hm! Jetzt tauche ich in rauchigen, schwülen Dunst. Gerade über einem Waldzipfel, der schief und sich überschlagend vorüberrutscht. Wo stecken die Kameraden? Blieben zurück. Kreuzdonnerwetter! Tausend Meter der nächste. Haben meine Absicht nicht erraten. Offenbar blind. Oder Schlafmützen. Oder beides.

Feind höchstens 600 hoch. Merkt immer noch nichts. Weiter angreifen? Verlockend. Aber gefährlich. Kameraden junge Jagdflieger, tollkühn, auf Abschuß versessen. Vielleicht besser nicht?... Fühle mich verantwortlich vor Sieversen. Schön. Lassen wir sie laufen die Schmeißmücke, die elendige! Es gibt ja noch mehr. Aufwärts. Vollgas. Meine Maschine, steil aufgerichtet, tut einen mächtigen Satz, und mit Donnergebrüll schleudert mir der Propeller die Luft ins Gesicht wie weichen Brei. Schon enttauche ich wieder der trüben Schicht ins Ewig-Reine, Grenzenlose...

Zu spät. Dressel hat den Franzosen gefunden. Wie ein Meteor schießt er an mir vorüber auf ihn zu. Auch gut. Nun heißt's aufpassen, ihn vor Überraschungen schützen. Womöglich helfen. Denn herunter muß er jetzt, der andere. Das steht fest. So drücke ich also mit 1600 Touren gleichfalls auf den Gegner zu, der sich offenbar noch immer in Sicherheit wiegt. Natürlich, 600 Meter hoch, hinter den eigenen Artilleriestellungen, wer denkt da an Gefahr? Wird noch dazu ein recht junges Küken von Beobachter sein. Nun ja. Die erwischt es ja stets zuerst.

Dressel nimmt sich gar nicht einmal die Zeit, ihn genau von hinten zu packen. Übereifer! Unerfahrenheit! Noch hundert Meter ist er weg... noch 50... da: Ein Spinnennetz weißer Rauchfäden zieht sich über den überraschten Gegner. Der liegt ja auch schon in der Kurve, das Beobachter-Maschinengewehr spuckt rötliche Flämmchen gegen den Angreifer, der knapp über ihn wegflitzt, sich aufbäumt, herumwirft und von neuem anstürmt. Doch ich bin näher. Und ungesehen. Nein, doch nicht. Denn jener kippt plötzlich steil vornüber und sucht sein Heil in der Flucht.

Das war gerade verkehrt. Im Nu steh' auch ich auf dem Kopf, ziele, und tack-tack-tack! prasseln meine Gewehre ihm in den Rücken. Ich sehe den Beobachter — er steckt vom Kopf bis zum Fuß in einem weißen Schafsfellmantel — wütend am Pivot hantieren und sein Gewehr nach mir richten. Ich bin keine 50 Meter weg, drücke neuer-

dings auf den Knopf: Tack-tack. Da trifft mich ein gewaltiger Schlag, dem ein tolles Hopsen, Stolpern und Krachen folgen. Heißes Öl spritzt mir fladig ins Gesicht und sprenkelt mir die Brille. Mein Inneres erstarrt zu einem einzigen Eisklumpen. Propeller abgeschossen! blitzt es mir durchs Hirn... Zündung aus, Gas weg ist eins. Mit abnehmender Umdrehungszahl werden auch die Stöße langsamer. Ich bringe meinen Kopf, der wie ein Klingelklöppel im Genick auf und nieder gerüttelt wird, endlich in meine Gewalt, glaube in dem verschwommenen Durcheinander von Landschaftsstücken, Himmel und Flugzeugen Dressel mit dem fliehenden Franzosen zu unterscheiden, werfe schnell noch einen argwöhnischen Blick nach der Sonne, ob von dorther weitere Gefahr droht, und wende mich, da ich über mir nur die zwei Blauschwänze kreisen sehe, meinem eigenen Schicksal zu. Mit einem letzten Ruck steht das übriggebliebene Propellerblatt still, das andere ist, Gott weiß, wohin, gespritzt. Ich gleite ostwärts mit schlotternden Flügeln, die mit leisem Rauschen die Luft durchschneiden. Unter Knistern und Knacken kühlt der erhitzte Motor ab. Die Spannkabel sind locker und weit nach rückwärts durchgebogen. Das linke Stirnkabel ist gerissen. Vom Schwanzende her kriecht mir ein unbeschreiblich unheimliches Gefühl ins Herz. Irgend etwas stimmt dort nicht. Es ist, als seien mir selber alle Gelenke aus den Pfannen gerissen, und ich vernehme mit Grauen völlig neuartige, knatternde und ächzende Geräusche, die aus dem Rumpf und aus dem Innern der Tragdecks zu kommen scheinen. Ich muß etwas flacher gleiten, denn ich will möglichst weit nach Osten... Was bedeutet das? Wie ich vorsichtig das Höhensteuer anziehe, habe ich das Empfinden, auf ein Luftkissen zu drücken. Es gibt nach, aber so weich, so formlos, daß ich erschrecke. Steuerlos?... O weh!

Doch plötzlich, als ich schon nicht mehr damit rechne, mit nichts mehr rechne, hebt sich der Kopf der Maschine, matt und unsicher wie bei einem kranken Tiere. Gleichzeitig beginnt das Seitensteuer zu zerren und zu klappern. Die furchtbaren Erschütterungen müssen alles aus den Fugen gerissen haben, und ich erwarte, daß im nächsten Augenblick die Flügel hochklappen wie Kartenblätter. Ich habe das ja schon öfters erlebt: Möllenberg, Gregorsky, Immelmann. Wenn es jetzt geschieht, werde ich da drunten von den Tannenwipfeln aufgespießt. Was für ein großer Wald! Und wie es wusselt darin... Jetzt purzle ich vielleicht einem Fahrer in den Kochtopf, denn es steigt dünner Rauch auf, und es stehen Fahrzeuge da in langen Reihen: Protzen.

Ah, Schützengräben! Das Rondell scheint wie geschaffen, darin aufzuschlagen. Platsch, aus! Oder vielleicht die Gabelung dort hundert Meter weiter? Wie, auch hier nicht? Warum geschieht es nicht? Aber da schießt ja schon eine Staubsäule hoch, ein Paar leuchtender Kokarden verschwindet darin. Ein blaugeschwänzter Rumpf mit zwei längsgekreuzten schwarzen Strichen — Dressels Abzeichen — schraubt sich darüber empor. Wieder ein Luftsieg der Staffel... hahaha! Ein Doppelluftsieg! Wie? Nicht doch. Der zweite bin ja ich. Ich... Ich! Natürlich. Ich bin erledigt. Mir kann kein Mensch mehr helfen. Erledigt. Restlos. Ohne Zweifel. Ich habe nur noch ein paar Sekunden zu leben. Dann gehen die Flügel hoch. Und wenn sie nicht hochgehen, so werde ich beim Berühren der Erde zerschellen. Ich bin gerade über dem französischen Grabennetze, knapp 100 Meter hoch, weiß nicht, wie die Front verläuft, wie weit es noch ist bis dorthin, und wenn ich's wüßte, was nützte mir's? Ich kann nicht mehr steuern, ich kann nicht mehr abfangen und werde unfehlbar in die Erde rennen.

Ich erinnere mich an einen Trapezakrobaten, den ich irgendwo einmal im Zirkus gesehen habe. Der schwang sich von der einen Seite des hohen Gebäudes bis zur andern, wo er sich mit geschickten Händen an einem zweiten Trapez fing. Das Publikum schrie auf, als er sich losgelassen hatte, und verfolgte atemlos den gewagten Bogen seines Fluges... Wo werde ich mich festhalten, wenn mein Schwung zu Ende geht? Mir wird kein Trapez vom Himmel zugeworfen. Ich werde ins Leere greifen. Wann?... Jetzt... nein. Jetzt... nein. Komme ich am Ende doch noch hinüber in die deutschen Gräben? Unsinn. Ist es denn nicht einerlei, ob ich mir hier den Schädel einstürze oder dort? Aber wenn ich landete? Wenn ich unverletzt bliebe bei dem Bruch, der unvermeidlich ist?... So würde ich gewiß von den Franzosen erschlagen. Man weiß ja, wie es in solchen Fällen zugeht. Und ich begreife sogar, wie jetzt da unten der Haß kocht und die ohnmächtige Wut über den deutschen Erfolg. Man zieht eben vielleicht die Leichen unter den Trümmern hervor, gräßlich entstellt natürlich. Und ich muß an all die Todesstürze, an all die grauenhaften Bilder von Abschüssen denken, an meine eigenen Luftsiege. Diesmal aber bin ich nicht Zuschauer, ah, gewiß nicht! Und ich versuche, mir das Gefühl vorzustellen, wenn beim Aufprall die Beine in den Leib getrieben werden, wenn die Stirn auf die Karosserie aufschmettert. Ich bin beim Schlittschuhlaufen einmal auf die Nase gefallen... so ähnlich wohl... und ich betaste mit einem blöden Lächeln den gepolsterten Wulst vor meiner Brust. Überhaupt diese letzte Sekunde beschäftigt mich: Wenn im rasenden Sturze die Erde auf einen zufliegt... wenn man bestimmt weiß, es ist kein Trapez da... wenn sich die Spitze des Rumpfes schon in den Boden bohrt, der sich öffnet... wenn in der Staubwolke mit Bersten und Krachen die Flügel brechen und man selber in sich zusammenrutscht wie eine Ziehharmonika! Ich betrachte meine Gestalt. Jetzt bin ich noch groß und von menschlichen Formen, und nachher werde ich ein kleiner häßlicher Klumpen sein. Und was werde ich in dem Augenblick der Verwandlung denken? Man sagt gemeinhin, das spüre man nicht mehr. Neulich erst, als der kleine schneidige Berthold aus der brennenden Maschine sprang, 500 Meter hoch, wurde behauptet, er sei sicher schon während des Falles bewußtlos geworden. Aber ich glaube nicht daran. Im Gegenteil. Sicher wird das Bewußtsein gesteigert zu geradezu mikroskopischer Schärfe. Es wird fähig werden, Wahrnehmungen von unausdenkbarer Feinheit und Fülle zu machen, es wird im Bruchteil einer Sekunde Tage, Jahre, Ewigkeiten durchlaufen. Es muß eine reiche Sekunde sein. Und wie wird man das Anbrechen der ewigen Klarheit empfinden? Freudig? Schmerzhaft? Ach nein, viel, viel größer! Unsagbar erhaben... heilig. Ja, das ist es. Heilig. So muß es sein.

Indessen fliege ich einstweilen noch immer, gleite 100 Meter hoch über die feindlichen Gräben, steuerlos, kampfunfähig, ein verlorener Mann. Aber wenngleich ich auch in der vorletzten Sekunde lebe, bis zur allerletzten, bis zu jenem kritischen Augenblick, da alles anders wird, ist es noch weit, noch unabsehbar weit. Selbst wenn ich eben umkippte und kopfüber hinabschösse — tatsächlich macht das Flugzeug bedenkliche Anstalten, nach links umzuschlagen — selbst dann hätte ich noch Zeit, eine Fülle von Zeit vor mir. Sie reichte aus, ein ganz neues Leben anzufangen und alt zu werden und abermals jung zu sein. Und wenn man nicht einmal sofort anfinge und es hinausschöbe auf nachher, immer auf nachher, es würde trotzdem nie zu spät. Man würde trotzdem fertig mit allem und fände sogar noch Zeit zum Abschiednehmen. Denn auch das gehört dazu. Sich loszureißen. Das ist vielleicht gar nicht so leicht. Ich denke mir, daß man den Stein, auf dem man den Kopf entzweischlägt, wenn er ganz, ganz dicht vor den Augen ist, mit einem Male so liebgewinnen kann, daß man sich von seinem Anblick nie trennen möchte. Oder den Sonnenstrahl, den letzten vor der unbekannten Finsternis, auch den wird man schrecklich lieben. Oh, ich muß ja auch anfangen, sogleich. Aber wie? Soll ich mich einem anmutigen Traum überlassen? Soll ich mich auf etwas ganz Schönes besinnen? Oder ist das feige, ist das unwürdig, so die Augen zu verschließen vor der Wirklichkeit? Aber was ist denn nun wirklich? Der Tod? Das Leben? Kann denn, was ich da mit dem Auge umfasse, bestehen vor der ewigen Klarheit? Kann ich von alledem etwas mit hinübernehmen? Und was nur? Ist das nicht vielmehr bloß ein Bild? Ein Gleichnis für etwas anderes, Wahres und eigentlich Wirkliches?

Und plötzlich flammt wie ein Blitzstrahl die Erkenntnis in mir auf... Nun bin ich ganz und gar entrückt. Doch keineswegs bewußtlos. Ich erfasse die Dinge um mich her mit völliger Deutlichkeit.

Es ist mir nur, als sei die Szene, die ich gerade erlebe, auf einem kunstvoll geknüpften Teppich dargestellt, als existiere ich selber mit meinem Körper nur als gewebte Figur, als Treffpunkt und Verknotung von Fäden. Mein eigentliches Ich hingegen ist zurückgetreten, steht außerhalb dieses Vorganges und ist nichts als Schauen, zeitloses Schauen. Die Zusammenhänge und notwendigen Wirkungen der Welt haben keine Beziehung mehr zu meiner Seele, ihre Gesetze gelten nicht mehr für mich, ich habe den gefürchteten Sprung getan ins Jenseits, wo alles Frieden ist und wunschloses Genügen. Und brausend von tausendstimmigem Jubel, geht die Ahnung göttlicher Freiheit in mir auf, ein überirdisches Licht erglüht in meinem Geiste, und bebend und stöhnend in namenloser Seligkeit, schmecke ich das pure Leben, fühle ich Kraft von seiner Kraft. Zugleich überkommt mich eine Ruhe, wie ich sie vordem nie erfahren, ein Geborgensein, wie es vielleicht ein Kind nur kennt, wenn es vor etwas ganz Schrecklichem in die Arme der Mutter flüchtet. Ich fühle dieses mütterliche Lächeln ringsum im Lichte wohnen. Es durchstrahlt mich, der ich so leicht bin, so körperlos, und wie in astralhaftem Fluoreszieren lächle ich mit. Und täusche ich mich, oder ist es Wahrheit? Die Luft ist klar und durchsichtig geworden und voll Verstehen. In wunderbarer Schönheit liegt die Landschaft zu meinen Füßen ausgebreitet mit bräunlichgrünen Wiesen, in denen, wie in oft gewaschenen Schürzen, ausgelaufene Flecke von Rot und Gelb und Grau sind, wo nicht blankes Wasser steht; mit sattblauen Wäldern, über denen der keusche Duft des knospenden Jahres zittert; mit roten Dächern, zwischen hellen Birkenhainen versteckt. Dahinter ziehen sanfte Geländewellen, von jungen Fluren und braunen Feldern gestreift, und bewaldete Hügel, alles in die zarten Farben des beginnenden Frühlings gekleidet. Oh, wie liebe ich diese anspruchslose Landschaft, wie sie da unter mir langsam vorübergleitet, ständig ihre Gestalt verändernd und immer neue Reize dem Auge bietend aus unerschöpflichem Vorrat. Ich liebe sie aus ganzer Seele und empfinde den goldenen Kirchturmknauf, der dort drüben in weiter Ferne in der Sonne glänzt, wie eine schmeichelnde Berührung. Und ich erwidere die Liebkosungen mit langen zärtlichen Blicken und möchte all die viele Schönheit umarmen, die ganze Erde an meine Brust drücken wie ein lebendiges Wesen.

Wie ein Schatten huscht die Erinnerung an meine Lage durchs Bewußtsein. Aber die Gefahr, in der ich schwebe, das ganze bisherige Erlebnis ist mir fremd geworden, wie einem anderen gehörig. Um mich ist ja alles Sicherheit und Güte. In mir ist ja alles Vertrauen und Dank. Und doch ist kaum eine halbe Minute vergangen, seit mir das Schicksal den Weg vertrat. Kaum eine halbe Minute... Mein Gott! Wie langsam sich das alles abwickelt! Was soll ich mit der vielen Zeit, die noch vor mir liegt, anfangen? Ich empfinde Langeweile. Eine ganze öde Ewigkeit gähnt mich an, und Übersättigung und Ekel saugen alle meine Gedanken auf...

(Fortsetzung folgt.)

DER ELEGANTE HERR







J. Jushny, Direktor des Deutsch-Russischen Theaters „Der blaue Vogel", in einem aparten Cutaway mit ganz gerader Weste.

Franz Höbling vom Burgtheater in Wien in modernem, auf einen Knopf geschlossenem Smoking.

Links: Emmerich Reimers, Schauspieler am Burgtheater in Wien, in Frack mit weißer, gerade abgeschnittener Weste.







Arnold Korff vom Deutschen Volkstheater zu Wien im eleganten Stadtpelz mit Zobelkragen.

Unten links: Camillo Triembacher von den Jarno-Bühnen in Wien im Flauschulster und gestreiften Sakko-Anzug.

Unten Mitte: Der Schauspieler Arnold Korff im Abendanzug: Frack mit spitzer weißer Weste.

SPEZIALAUFNAHMEN 1,2,4,5,6 VON EDITH GLOGAU, 3 VON TRUDE GEIRINGER-DORA HOROVITZ DURCH UNSERE WIENER MODE=KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

Drahtlose Bildertelegraphie.



Photozelle, wie sie zur Bildtelegraphie nach Dr. Karolus benutzt wird.



Die Karolus-Zelle, in ihre Fassung eingebaut.

Auf die verschiedensten Ziele erstreckt sich die Sehnsucht des Menschen. Es gibt auch eine technische Sehnsucht. Sie wechselt im Laufe der Zeiten und findet immer neue Ideale . . . Die technische Sehnsucht der heutigen Menschen ist das Fernsehen. Man stellt es sich ungefähr folgendermaßen vor: Einst wird sich in jeder Häuslichkeit eine weiße Fläche befinden, die mit dem Fernseh-Empfänger in ähnlicher Weise in Verbindung steht wie der Kopfhörer oder Lautsprecher mit unserem Rundfunkempfänger. Schaltet man den Rundfunkempfänger ein, so hört man, was in Rom oder London in das Mikrophon gesprochen, gesungen oder musiziert wird. Beim Fernseher tritt an die Stelle der akustischen Sinneswahrnehmung die optische. Schaltet man seinen Empfänger ein, so kann man auf der Leinwand mit den Augen verfolgen, was im selben Augenblick auf dem Broadway zu Neuyork oder in China oder auf irgendeiner Nordpolexpedition vor sich geht.

Läßt sich dieses Ziel erreichen?

Man soll in technischen Dingen grundsätzlich niemals prophezeien, man kann sich dabei gründlich blamieren. Aber so viel kann immerhin gesagt werden, daß die technischen Grundlagen für ein dereinstiges Fernsehen bereits gefunden sind. Sie liegen in der Hauptsache auf dem Gebiete der Bildertelegraphie und seiner jüngsten Fortschritte, unter denen in erster Linie das von dem deutschen Physiker Dr. Karolus ausgearbeitete Verfahren zu nennen ist.

Wollen wir uns klarmachen, worauf es beim Fernsehen ankommt, so gibt es hierfür kein besseres Beispiel als das lebende Lichtbild. Hier werden in fortlaufender Reihenfolge einzelne Momentaufnahmen von irgendeiner Handlung gemacht. Sitzen wir im Kino, so ziehen diese einzelnen Bilder in rascher Folge vor unserem Auge vorüber. Zwischen den einzelnen Bildern sind Lücken in bezug auf den Fortgang der Handlung. Außerdem ergeben sich bei der Vorführung kleine Pausen. Wir merken aber von alledem nichts und sehen eine fortlaufende, lückenlose Handlung, weil unser Auge bis zu einem gewissen Grade träge ist. Der in ihm entstandene Eindruck verschwindet nicht sofort, sondern wirkt noch einige Zeit nach. So bildet er also stets eine Brücke von einem Bild zum nächsten. Dann aber ergänzen wir bei zwei aufeinanderfolgenden Eindrücken automatisch das, was dazwischen fehlt. Wir sind psychologisch darauf eingestellt, für zwei Phasen einer Handlung, zwischen denen eine Lücke klafft, einen geistigen Übergang zu finden. Aus diesen Gründen genügt es, wenn wir von einem Vorgang, der sich in einer Sekunde abspielt, in der gleichen Zeit sechzehn einzelne Bilder vorgeführt bekommen.

Sobald es nun gelingt, diese sechzehn Bilder in die Ferne zu telegraphieren und sie im Zeitraum einer Sekunde vor unseren Augen zu reproduzieren, haben wir das Fernsehen. Die Bildertelegraphie ist technisch bis zu einem hohen Grade durchgebildet. Es handelt sich also noch darum, das Verfahren des Abtelegraphierens eines Bildes derart zu beschleunigen, daß die eben erwähnte Geschwindigkeit erreicht wird. Diesem Ziel ist man nunmehr sehr nahegerückt.

Bisher brauchte man, um ein Bild von der Größe 10 × 10 cm, sei es auf dem Draht, sei es drahtlos, in die Ferne zu befördern, etwa sechs bis zehn Minuten. Man sieht ohne weiteres ein, daß dies nicht nur für das Fernsehen, sondern auch für andere Zwecke, wie z. B. für die Verwendung telegraphierter Bilder zum Zwecke der Zeitungsillustration, viel zu lang ist. Es würden sich wohl kaum Telegraphenverwaltungen finden, die ihre Leitungen für die zur Übertragung von Bildern nötigen Zeiträume zur Verfügung stellen würden.

Die Ursache dieser Dauer liegt in erster Linie in der Verwendung des Selens, eines dem Schwefel ähnlichen Körpers, der die merkwürdige Eigenschaft hat, den elektrischen Strom um so besser zu leiten, je stärker er belichtet wird. Das zu telegraphierende Bild wurde auf einen durchsichtigen Filmstreifen kopiert und um eine Glaswalze herumgelegt. Im Innern dieser Glaswalze befindet sich die Selenzelle, die in einen elektrischen Stromkreis eingeschaltet ist. Nun wird ein feiner Lichtstrahl auf das Bild geworfen. Die Walze dreht sich und wird dabei in der Richtung ihrer Längsachse verschoben. Dadurch wird der Lichtstrahl in Form dicht aneinanderliegender Schraubenlinien über das ganze Bild hinweggeführt. Kommt er an eine dunkle Stelle, so wird er abgeschwächt, kommt er an eine helle, so geht er ungeschwächt hindurch. Die Helligkeitsstufen des Bildes, seine Tonwerte, werden also zunächst in Lichtwerte umgesetzt. Der Lichtstrahl gelangt dann ins Innere der Walze und trifft auf die Selenzelle. Sie ändert ihren elektrischen Widerstand im Verhältnis der Lichtschwankungen. Kommt der Lichtstrahl von einer hellen Stelle des Bildes, so trifft er die Zelle mit voller Stärke. Ihr elektrischer Widerstand wird sehr gering. Es fließt ein verhältnismäßig starker Strom durch sie hindurch. Je dunkler die Bildstelle, desto dunkler der Lichtstrahl, desto größer der elektrische Widerstand, desto schwächer der Strom. So werden also die Tonwerte des Bildes auf dem Wege über Schwankungen der Lichtstärke in Stromschwankungen umgesetzt. Der Strom wird dann im Draht oder drahtlos in die Ferne gesandt.

Nur langsam paßt sich das Selen den Schwankungen der Lichtstärke an. Dr. Karolus hat deshalb die Selenzelle durch eine Einrichtung ersetzt, die diesen Schwankungen außerordentlich rasch zu folgen vermag. Es ist dies die „photo-elektrische Zelle", deren Wirkung auf eine von Dr. Hallwachs angestellte Beobachtung zurückzuführen ist. Man denke sich ein luftleer gemachtes Glasgefäß, in dem sich eine Zuführung für den Strom, eine sogenannte „Anode" befindet. Sie besteht aus einem ringförmig geführten Draht, der mit dem positiven Pol der Stromquelle verbunden ist. Gegenüber ist die Ableitung für den Strom, die „Kathode", angebracht, die mit dem negativen Pol der Stromquelle in Verbindung steht. Diese Kathode besteht aus einem Alkalimetall, meist aus Kalium oder Rubidium. Sie ist in der Regel so ausgestaltet, daß sie einen Teil der inneren Glaswandung bedeckt. Die photo-elektrische Zelle wirkt nun ähnlich wie die Selenzelle. Wird die Kathode belichtet, so ändert sich die Stromstärke entsprechend den Veränderungen der Belichtung.

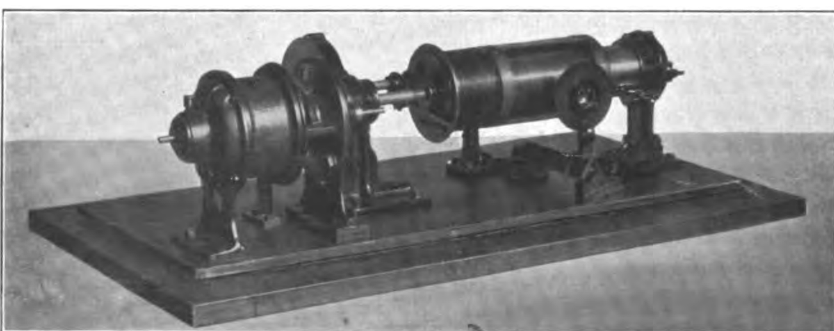
Dr. Karolus hat nun dieser Photozelle eine besondere Form gegeben. Das Glasgefäß hat die Gestalt eines breiten Glasringes, so daß sich also in der Mitte ein Loch befindet. Durch dieses Loch hindurch wird der Lichtstrahl auf das abzutelegraphierende Bild gelenkt. Auch hier wurde bei dem im Laboratorium der Telefunken-Gesellschaft weiter durchgeführten Verfahren insofern eine Verbesserung erzielt, als es nicht mehr nötig ist, das Bild auf einen durchsichtigen Film zu kopieren. Es wird einfach auf eine undurchsichtige Metallwalze aufgelegt. Der Lichtstrahl tastet es in der oben beschriebenen Weise ab und wird, je nachdem er auf eine dunkle oder helle Stelle auftrifft, dunkler oder heller reflektiert. Man hat also hier den Vorteil, jede Vorlage ohne weiteres verwenden zu können. Der reflektierte Lichtstrahl fällt nun auf die Photozelle, die sich den Schwankungen der Lichtstärke außerordentlich rasch anpaßt. Dadurch kann die zum Abtelegraphieren des Bildes nötige Zeit auf Sekunden, ja sogar bis auf Bruchteile von Sekunden herabgesetzt werden. Die schwachen Ströme werden nun zunächst einmal verstärkt, wozu man die bekannten, im drahtlosen Verkehr allgemein verwendeten Verstärkerröhren benutzt. Dann werden sie in ähnlicher Weise auf den drahtlosen Sender gegeben, wie man ja auch die aus dem Mikrophon kommenden Sprechströme auf ihn überträgt. Der Sender strahlt nun von seiner Antenne aus die elektrischen Wellen in die Weite, die die Träger des ihnen aufgelagerten Bildes sind.

Nun nützt aber auch der schnell arbeitende Bildsender nichts, wenn es nicht gelingt, das Bild im Empfänger ebenso schnell zu reproduzieren. Hier ist gleichfalls ein erheblicher Fortschritt zu verzeichnen. Für die Reproduktion des Bildes dient wiederum eine Walze, die sich mit genau der gleichen Schnelligkeit dreht wie die des Senders. Auf sie wird photographisches Papier aufgewickelt. Dreht sich über sie ein Lichtstrahl hinweg, der bald heller, bald dunkler wird, und dessen Helligkeitsschwankungen den Tonwerten des am Sender benutzten Originals entsprechen, so muß bei der Entwicklung das Original bzw. ein Negativ von ihm entstehen. Es handelt sich also beim Empfänger darum, Stromschwankungen in Lichtschwankungen umzusetzen. Die ankommenden Wellen werden von der Antenne aufgenommen und zunächst verstärkt. Dann werden sie im drahtlosen Empfänger in üblicher Weise umgeformt. Die umgeformten und abermals verstärkten Ströme fließen nun aber nicht in das Telephon des Kopfhörers, wie dies beim Rundfunkempfänger der

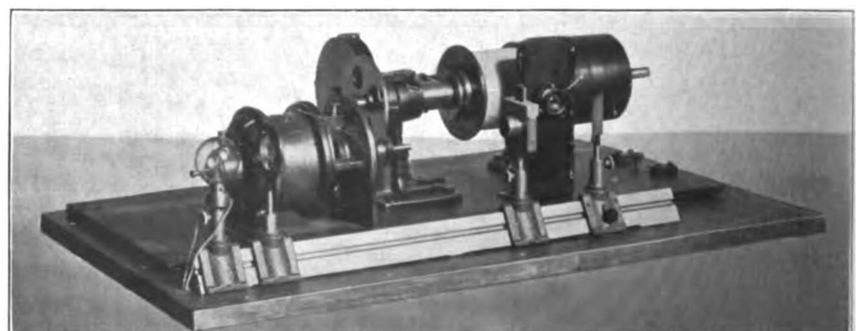


Diese Schriftprobe wurde mit der auf diffus reflektiertes Licht ansprechenden ringförmigen Telefunken-Photozelle übertragen.

Schriftübertragung nach Dr. Karolus.
Im Oval: Mit Hilfe der Photozelle telegraphisch übertragenes Bild von Dr. Karolus.



Bildsender.



Bildempfänger.

Fall ist, sondern werden dazu ausgenutzt, die Lichtstärke eines Lichtstrahls zu beeinflussen. Es handelt sich nun darum, diese Veränderungen möglichst rasch, also trägheitslos, durchzuführen. Zu diesem Zweck wird auch hier eine Zelle, die „Karolus-Zelle", verwendet. Das Prinzip dieser Art von Zellen wurde von Kerr gefunden. Der in ihnen zur Wirkung kommende, sogenannte „Kerr-Effekt" beruht auf folgenden Vorgängen: Sendet man einen Lichtstrahl durch zwei Prismen bestimmter Art, durch sogenannte Nicolsche Prismen hindurch, die in bestimmter Stellung zueinander stehen, so wird er vollkommen ausgelöscht. Zwischen diese beiden Prismen wird nun die Kerr-Zelle eingeschaltet. Sie ist nichts weiter als ein elektrischer Kondensator, d. h. eine Vorrichtung, die elektrische Ladungen aufnimmt. Wie jeder derartige Kondensator besteht sie aus zwei Leitern der Elektrizität, die durch einen Nichtleiter getrennt sind. Die beiden Leiter sind zwei Metallplatten. Der Nichtleiter ist eine Flüssigkeit. Die von Karolus verwendete Zelle besteht aus einem schmalen, mit der Flüssigkeit Nitrobenzol gefüllten Glasgefäß, in das von oben und von unten je eine Metallplatte eingeführt ist. Legt man nun an die Metallplatten elektrische Spannungen an, so wird der, wie wir gesehen haben, durch die Stellung der Prismen verdunkelte Lichtstrahl entsprechend diesen Spannungen aufgehellt. Man braucht also nur die vom Empfänger kommenden Ströme dem Kondensator zuzuführen, so wird sich der Lichtstrahl je nach dem Wechsel ihrer Spannungen bald mehr, bald minder erhellen. Je größer die elektrische Spannung zwischen den beiden Kondensatorplatten ist, desto heller wird der Lichtstrahl. Seine Lichtstärke schmiegt sich dem Wechsel der Kondensatorspannung aufs schnellste an; er schmiegt sich ihm in einer derart raschen Weise an, daß die ganze Zelle praktisch vollkommen trägheitslos arbeitet.

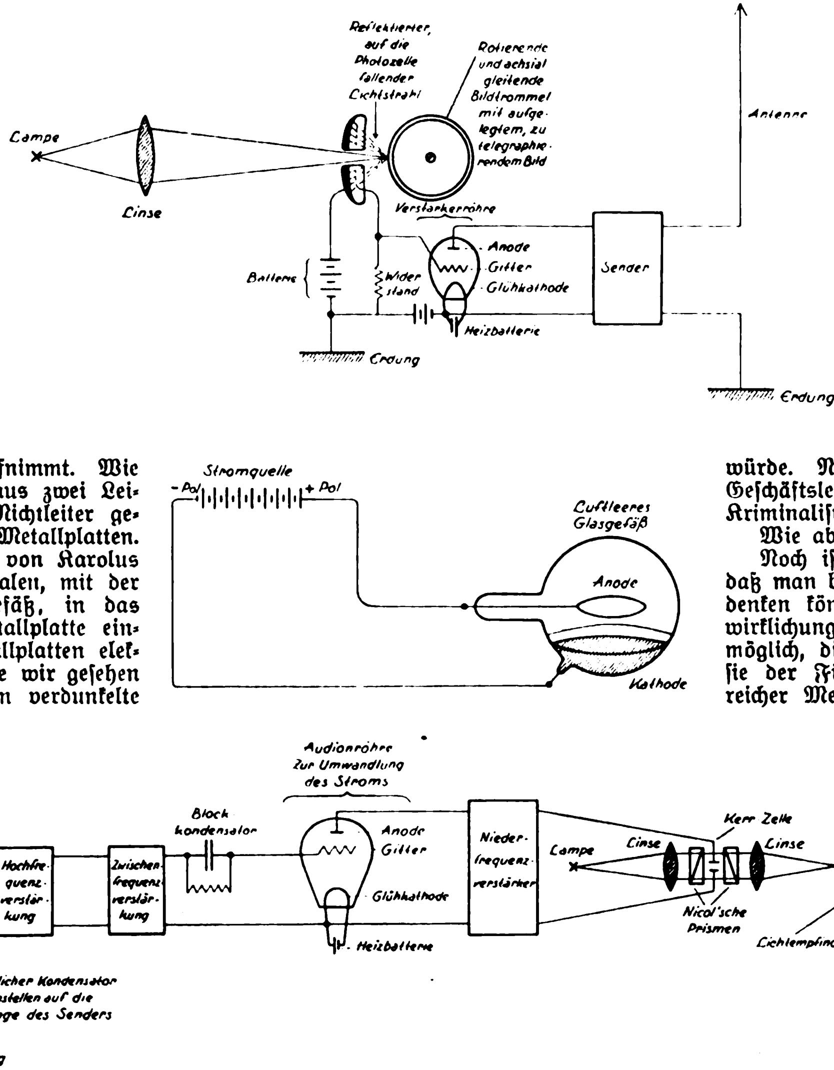
Durch das Zusammenwirken der beiden Zellen, der photo-elektrischen und der Karolus-Zelle, durch diese Ausschaltung jeder Trägheit beim Senden sowohl als auch beim Empfangen, gelingt es, Bilder mit einer geradezu unwahrscheinlich anmutenden Schnelligkeit zu übertragen. Damit gewinnt zunächst die Bildertelegraphie praktische Bedeutung. Man wird in Zukunft Dokumente aller Art, also z. B. Geschäftsbriefe, Telegramme oder was sonst es auch sei, im Original auf den Sender geben können. Sie kommen am Empfangsort in getreuer Kopie zum Vorschein und erhalten dadurch urkundlichen Wert. Insbesondere wird es möglich sein, Unterschriften auf diese Weise zu übermitteln. Aber auch ganze Bilder, ganze Seiten von Büchern oder sonstigen Druckwerken können auf telegraphischem Wege übermittelt werden. In allen Fällen geht die Übermittlung rascher vor sich, als wenn man den Text abtelegraphieren würde. Neue Aussichten eröffnen sich damit für das Geschäftsleben, für die Illustrationstechnik, für die Kriminalistik und für noch zahlreiche andere Gebiete.

Wie aber ist es mit dem Fernsehen?

Noch ist das Verfahren nicht so weit durchgebildet, daß man bereits in naher Zeit an eine Verwirklichung denken könnte. Aber eine Grundlage für diese Verwirklichung scheint bereits gegeben. Heute ist es schon möglich, die kleinen Bilder von Briefmarkengröße, wie sie der Filmstreifen dicht aneinandergereiht in zahlreicher Menge enthält, mit einer Geschwindigkeit von etwa einer zehntel Sekunde für das Bild zu übertragen. Damit ist ein neues Kino, das „Fern-Kino", in greifbare Nähe gerückt. Es ist sehr wohl denkbar, daß man irgendwo einen Film laufen läßt und die Bilder drahtlos in die Ferne überträgt. Dann kann man die Handlung irgendwo anders, man kann sie in zahlreichen Lichtspieltheatern drahtlos empfangen und im gleichen Augenblick auf der Leinwand wiedergeben. Wie im Theater, so wird sich diese Wiedergabe auch im eigenen Heim durchführen lassen.

Der Weg zum Fernsehen dürfte also von der beschleunigten Bildertelegraphie über das Fern-Kino gehen. Wie lang er sein wird — wer vermöchte dies heute schon zu sagen?

Dr. Albert Neuburger.



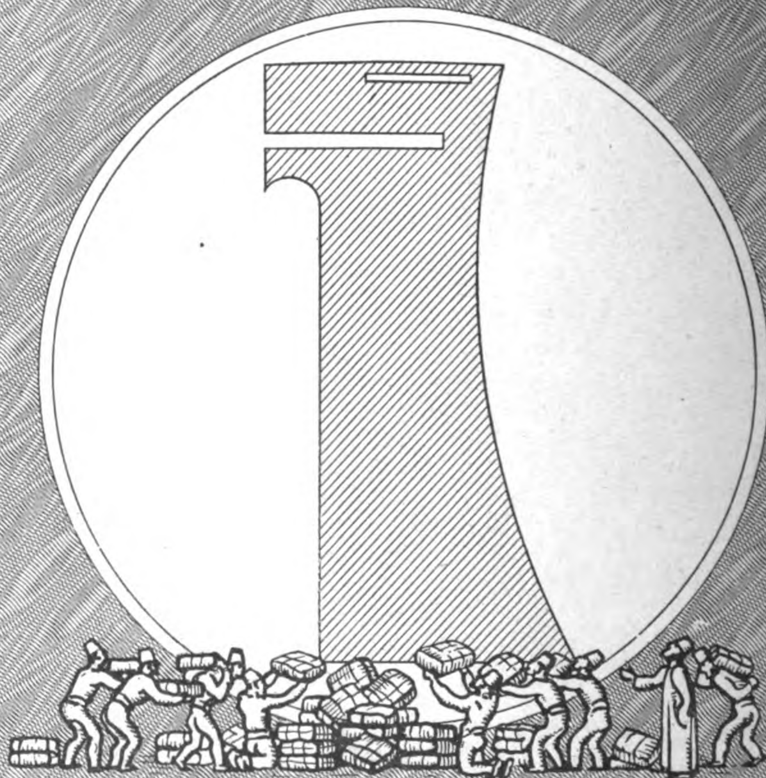
Schematische Darstellungen der Apparatur zur drahtlosen Bildübertragung. Oben: Sender. — Mitte: Photozelle. — Unten: Empfänger.

Wissen und Leben

Das Minderwertigkeitsgefühl. Für die Entstehung des Minderwertigkeitsgefühls, d. h. des Gefühls, daß man einem anderen als der Schwächere gegenübersteht, sind vor allem zwei Ursachen maßgebend: einerseits die Erziehung, andererseits konstitutionelle Schwäche. Was nun die Erziehung anlangt, so ist diese insofern häufig Ursache zur Entstehung des Minderwertigkeitsgefühls, als das Kind demütigenden, beschämenden Strafen ausgesetzt wird, ferner als ihm Altersgenossen stets als Musterbeispiele hingestellt werden, welche Hinweise allerdings nur dazu dienen sollen, seinen Ehrgeiz anzuspornen, die aber, in übertriebener Weise als Erziehungsmittel angewendet, dem Kinde den Glauben an seine eigene Leistungsfähigkeit rauben und bei ihm das gesunde Selbstbewußtsein untergraben. In dem anderen Falle, wo eine konstitutionelle Schwäche vorliegt, die das Kind hindert, an den Spielen, den Vergnügungen seiner Altersgenossen teilzunehmen, wird gleichfalls der Boden für die Festlegung eines Minderwertigkeitsgefühls bereitet. Im weiteren Belange ist die Bevorzugung des älteren Bruders, des Bruders der Schwester gegenüber, in späteren Jahren illegitime Abkunft, Abstammung aus ärmlichen Verhältnissen, aus denen sich der Betreffende emporgearbeitet hat, hierfür häufig maßgebend. — Im Leben begegnen wir oft solchen Menschen, ohne daß sich auf den ersten Blick deren Eingeschüchtertheit sofort erkennen ließe; erst im näheren Umgange ist dies aus einzelnen Zügen, insbesondere aus gesteigerter Empfindlichkeit in gewisser Beziehung wahrzunehmen. Vielfach legt aber das Minderwertigkeitsgefühl den Grund zu neurotischen Symptomen. Der entmutigte Mensch hat sich nämlich eine „Lebensleitlinie" (Dr. Adler) zurechtgelegt, die ihm gleichsam als Kompaß in diesem Leben dient, und auf Grund deren er seine Handlungen einrichtet und sich „Sicherungen" schafft, eben die erwähnten Symptome, die nichts anderes bezwecken, als den Forderungen der Gemeinschaft, denen er sich nicht gewachsen fühlt, auszuweichen. Wir dürfen hierbei jedoch nicht die Zweipoligkeit alles Geschehens übersehen. Dem Minderwertigkeitsgefühl ist nämlich ein gesteigertes Selbstbewußtsein angemessen, das Streben nach Macht, das — wo es sich nicht auf geradem Wege durchzusetzen vermag — auf Umwegen zu seinem Ziel gelangen will. Hierdurch wird auch die Ansicht, daß Tyrannen letzten Endes Feiglinge sind, erklärt, denn sie wollen gegen das ihnen innewohnende Gefühl der Unzulänglichkeit protestieren, die Aufmerksamkeit von diesem ablenken und es durch übertriebene Herrschsucht wettmachen. Bei eingeschüchterten Kindern können wir bereits die Wahrnehmung machen, daß sie organische Mängel in den Dienst ihrer sich frühzeitig zurechtgelegten Leitlinie stellen und durch ständiges Kranksein in gewisser Beziehung herrschen wollen, indem sich nun alle Sorgfalt und Teilnahme der Angehörigen auf sie konzentrieren soll, was ihnen auch, wo die tieferen Ursachen nicht erkannt werden, in der Regel gelingt. Im späteren Leben müssen dann diese nervösen Symptome, die sich vielfach auch in Angst- und Unlustgefühlen äußern, dazu dienen, den Betreffenden dafür zu entschuldigen, daß er den Aufgaben des Lebens nicht gerecht werden kann, denn — er ist doch „krank". Seine inzwischen erwachte Vernunft will sich dieses Gefühl fiktiver Minderwertigkeit nicht eingestehen, es ist gleichsam „verdrängt" worden und wirkt nun mehr oder minder aus dem Unbewußten heraus. Aber auch Eitelkeit und übertriebenes Wertlegen auf das Urteil der Menge finden im Minderwertigkeitsgefühl nur zu häufig ihre Erklärung. Im ersteren Falle soll oft die Unzulänglichkeit äußerer Erscheinung durch besonderes Wertlegen auf Kleidung, Mode und dergleichen wettgemacht werden, im letzteren dagegen sucht das untergrabene Selbstbewußtsein den Wert und die Anerkennung, aus seiner inneren Unsicherheit heraus, bei der Umwelt und will dort die Bestätigung seiner Persönlichkeit erhalten. Aber auch „Tugenden" und weltfremde Ideale werden oft in den Dienst der unrichtigen „Lebensleitlinie" gestellt und verfolgen keinen anderen Zweck als den Triumph über den lieben Nächsten; sie liefern derart einen guten Nährboden für Muckertum, Philistrosität und engherzige Moralbegriffe, die den Hemmschuh jeder gesunden Entwicklung bilden. — Menschen, die mit einem Minderwertigkeitsgefühl behaftet sind, fehlen alle Vorbedingungen zu wahrhafter Glücksfähigkeit, denn sie werden immer mit scheelen Augen auf die Erfolge des Nächsten blicken und, statt sich zu mannhafter Tat aufzuraffen, eine „Umwertung der Werte" vornehmen, die Verdienste des anderen zu schmälern und durch Scheingründe zu entwerten trachten. — Andererseits aber dürfen wir nicht übersehen, daß häufig künstlerische und kulturelle Leistungen ihren Ursprung dem Minderwertigkeitsgefühl verdanken, so widersprechend dies vielleicht dem ersten Anscheine nach auch dünken mag. Es sei hier nur an Nietzsche erinnert, der aus dem Gefühl eigener Unzulänglichkeit den „Übermenschen" schuf, oder an Strindberg, den sein innerer Zwiespalt, bedingt durch bedrückende Kindheitserlebnisse, zum Dichter machte. Fritz Hocke, Wien.

Die Wirksamkeit des neuen Scharlachserums. In Nummer 4215/16 der „Illustrirten Zeitung" haben wir von der Entdeckung des Scharlacherregers durch amerikanische Ärzte und die Ausarbeitung eines scharlachverhütenden und -heilenden Serums berichtet. Inzwischen sind auch in deutschen Kliniken entsprechende Versuche unternommen worden. Sie konnten die aus Amerika gekommenen günstigen Erfahrungen in vollem Maß bestätigen. Die Berliner Ärzte Professor U. Friedemann und H. Deicher haben mit einem amerikanischen Scharlachserum scharlachkranke Kinder behandelt. Der Erfolg dieser Serumbehandlungen in ihrer Klinik war ganz erstaunlich. In der ersten Veröffentlichung waren 14 sehr schwer scharlachkranke Kinder der Serumbehandlung unterzogen worden. Trotz der verhältnismäßig geringen Versuchszahl wurden die Versuche veröffentlicht, weil, wie Friedemann sagt, die Ergebnisse ganz eindeutig waren und alle Erwartungen übertrafen. Der Hautausschlag verschwand 12—14 Stunden nach der Einspritzung, das Fieber sank zur Norm ab, das Allgemeinbefinden hob sich überraschend. Kinder, die noch am Tag der Einspritzung schwer-





Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4224. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 25. FEBRUAR 1926

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4224. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 25. Februar 1926.



Allgemeine Notizen.

Der diesjährige ärztliche Fortbildungskursus findet in Karlsbad in der Zeit vom 12. bis zum 18. Septbr. statt. Zur Teilnahme ist jeder Arzt berechtigt. Ausländischen Teilnehmern gewährt das Eisenbahnministerium auf den tschechoslowakischen Eisenbahnen eine 33-prozentige Ermäßigung. Auskünfte erteilt der Geschäftsführer der ärztlichen Fortbildungskurse Dr. Edgar Ganz in Karlsbad.

Die „Gesolei“, die große Ausstellung für Gesundheitspflege, soziale Fürsorge und Leibesübungen in Düsseldorf, soll am 8. Mai d. J. feierlich eröffnet werden. Zu der Ausstellung sind bisher 220 Kongresse mit etwa 500 000 Besuchern angemeldet. Einen der Hauptanziehungspunkte der Ausstellung dürfte der 44 m hohe Turm bilden, den die Zementindustrie aus Edelzement erbaut. Das oberste Stockwerk dieses Turmes mit Rundblick auf die Stadt Düsseldorf, den schiffsbelebten Rheinstrom und die bewaldeten Hügelketten des Bergischen Landes soll zu einer Gaststätte eingerichtet werden.

Amerikanisches Preisausschreiben. Der Nationalbund für die Verhinderung des Krieges in Washington, D. C., 532 Seventeenth Street NW, hat ein Preisausschreiben für Schüler aller Länder veranstaltet. Es sind zwölf Preise von je hundert Dollar ausgesetzt worden für die besten kurzen Aufsätze über die zwölf Gestalten in der menschlichen Geschichte, Männer und Frauen, die als die größten Helden der Welt am meisten des Gedenkens wert sind. Dabei soll insbesondere in Betracht gezogen werden: Adel des Charakters, furchtlose und aufopfernde Hingabe an eine große Sache und aufbauende Arbeit für die Menschheit von bleibendem Wert. Der Endtermin für die Einsendung der Arbeiten ist der 18. Mai 1926. Die näheren Bestimmungen können von dem Büro des „National Council for Prevention of War“ bezogen werden; das Büro hat der Deutschen Gesandtschaft die Bitte ausgesprochen, das Preisausschreiben in Deutschland bekanntzumachen. Wie der amtliche Preußische Pressedienst mitteilt, gibt der Preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung den Provinzialschulkollegien hiervon mit dem Ersuchen Kenntnis, die Schüler und Schülerinnen der höheren Lehranstalten auf das Preisausschreiben aufmerksam zu machen.

Die Reisekreditbriefe des Mitteleuropäischen Reisebüros (MER) werden in jeder beliebigen Höhe und

in jeder Währung ausgestellt. Sie können nicht nur in allen großen Orten Europas, sondern auch in den kleinsten Badeorten eingelöst werden. Bei Verlust des Kreditbriefes können auch Abhebungen von unberechtigter Seite nicht erfolgen, so daß für solches Geld des Reisenden die größtmögliche Sicherheit gewährleistet ist.

- **Baden-Baden.** Aus dem Jahresbericht des Verkehrsdirektors Heinrich H. Wolff über die Tätigkeit des Verkehrsamtes Baden-Baden sind folgende bemerkenswerte Feststellungen zu entnehmen, die den gegenwärtigen Stand des deutschen Fremdenverkehrs statistisch sehr treffend illustrieren. Angesichts der zahlreichen Hemmungen, die das Jahr 1925 brachte, war der Fremdenverkehr Baden-Badens nicht ungünstig. Die Zahl der angekommenen Fremden belief sich auf 71601 gegen 69421 in 1924, mithin auf ein Mehr von 2180. Davon entfielen auf Ausländer 9507 (6565), ein Mehr von 2389 oder 45 v. H. An diesem erfreulichen Anwachsen des Besuches aus dem Ausland um annähernd 50 v. H. sind fast alle Länder beteiligt. Der Abbau der den Verkehr lähmenden Maßnahmen der Sondersteuern und des Paßwesens sowie die energischen Bemühungen aller Verkehrsinteressenten zur Hebung des Fremdenverkehrs werden dieses Jahr nun hoffentlich recht erfolgreich sein.

Zugtelephonie Berlin—München. Nachdem unlängst die Zugtelephonie auf der Strecke Berlin—Hamburg zur öffentlichen Verwendung zugelassen worden ist, wird die nächste Strecke Berlin—München sein. Die technischen Vorarbeiten werden im Auftrag der Zugtelephonie A.-G. von der Erfinderfirma Dr. Erich F. Huth, Gesellschaft für Funkentelegraphie m. b. H. (Berlin SW 48, Wilhelmstraße 130—132) ausgeführt. In Bayern werden drei Zugvermittlungsämter in Lochhausen bei München, Augsburg und Nürnberg für diese Strecke angelegt.

Das Motorrad behandelt in dritter Auflage das von der Neckarsulmer Fahrzeugwerke Aktiengesellschaft in Neckarsulm herausgegebene reich illustrierte Werk, das auf 128 Oktavseiten über das Wesen und die Bedürfnisse des NSU-Motorrades mit Kettenantrieb unter besonderer Berücksichtigung der Touren- und Sportmodelle der NSU-Typen 4, 6 und 8 PS-Zweizylinder mit Dreigeschwindigkeitsgetriebe und über alle Einzelheiten Aufschluß gibt. Das lehrreiche Buch wird jedem neuen NSU-Motorrad kostenlos beigegeben, kann aber auch gegen eine Mark von genannter Firma bezogen werden.





Frühlingszauber in Bozen-Gries. Noch früher als sonst ist heuer im gesegneten Talkessel, wo Eisak, Etsch und Talfer zusammenströmen und der phantastische Rosengarten hernieder grüßt, der Einzug milder Witterung und frühlingsmäßiger Temperatur erfolgt, so daß diesmal der aus der Ferne kommende Besucher Vegetation und Klima weit fortgeschrittener antrifft, als sonst an den Dolomiten. Die ankommenden Gäste werden sich überaus wohl fühlen. Auskünfte für den Frühlingsaufenthalt erteilen die Fremdenverkehrskommission Bozen und die Kurvorstehung Gries.

Zweckmäßige Schuhpflege. Die Verbraucher wissen, daß mit einer Normaldose Erdal-Schuhcreme während eines Monats täglich drei Paar Schuhe gepflegt werden können. Dies beweist die große Ausgiebigkeit von Erdal. Verwendet man aber minderwertige Ware so reicht man kaum 14 Tage aus. Dabei können mit Erdal-Schuhcreme geputzte Schuhe bei Regen- und Schneewetter getragen werden; man wird keine nassen Füße spüren. Der feine Wachsüberzug läßt keine Feuchtigkeit durch.

Illustrirte Zeitung



Um Winterfreuden betrogen: Ein ins Wasser gefallener Ski-Ausflug

Nach einer Zeichnung von Rudolf Lipus







Von der Abfahrt des Kleinen Kreuzers „Hamburg" zu seiner 14monatigen Weltreise am 14. Februar: Die „Hamburg" beim Ablegen zur Ausreise in Wilhemshaven. Links oben: Dr. Petersen, Erster Bürgermeister von Hamburg, kommt an Bord, um dem Schiff den Geleitspruch zu geben. Im Oval: Vizeadmiral Rosemann, der Inspekteur des Bildungswesens, beim Verabschieden des Schiffes.
(Phot. B. Drüppel, Wilhelmshaven.)





Vertreter deutschen Sports für Amerika: Die Meisterschwimmer Fröhlich (3) und Rademacher (2) mit ihrem Trainer Behrens (1) in Cuxhaven vorm Antritt ihrer Amerikareise auf dem Hapagdampfer „Deutschland" am 12. Februar.

Mitte links: Volksspeisung durch den „Stahlhelm" in Halle (Saale): Während der Essenausgabe an der Feldküche. Der „Stahlhelm", Bund der Frontsoldaten, hat in vielen Städten des Reiches Speisungsstellen für Bedürftige eingerichtet. Schon im Jahre 1923 begann der Bund diese verdienstvolle soziale Tätigkeit und konnte seither vielen Tausenden notleidender Menschen helfen.



Vom Besuch des Generalsekretärs des Völkerbundes, Sir Eric Drummonds, in Berlin: Gruppe der Teilnehmer an dem Frühstück, das Reichsaußenminister Dr. Stresemann zu Ehren des Gastes gab, im Wintergarten des Auswärtigen Amtes. 1 Reichskanzler Dr. Luther; 2 der französische Botschafter de Margerie; 3 der englische Botschafter Lord D'Abernon; 4 Sir Eric Drummond; 5 Reichsaußenminister Dr. Stresemann.



Graf Krafft von Crailsheim,
langjähriger bayerischer Außenminister und Ministerpräsident, verdienstvoller Staatsmann, † 13. Februar im 85. Lebensjahre. (Phot. Gebrüder Lützel, München.)



Dr. Josef Schumacher,
der bei einem Vortrag in der Mikrobiologischen Gesellschaft in Wien über Krebsforschung von seiner Entdeckung des Krebserregers Mitteilung machte.

DER VÖLKERBUND

Von Dr. Hermann Dietz

Die deutsche Bezeichnung für die große internationale Einrichtung, die durch den Versailler Vertrag ins Leben gerufen und im November 1920 in Genf unter großen Feierlichkeiten eröffnet worden ist, besagt etwas mehr als die französischen und englischen Namen (Société des Nations und League of Nations), die in diesem Falle als die ursprünglichen und zutreffenderen gelten müssen. Um einen „Bund der Völker" hat es sich bisher nicht gehandelt und wird es sich auch in der nächsten Zukunft noch nicht handeln, sondern lediglich um eine Organisation des Zusammenarbeitens von Regierungen zum Zwecke gemeinsamer Lösung gewisser internationaler Probleme, unter denen die Ausführung der Friedensverträge bisher obenan stand. In den ersten Jahren erschien es sogar berechtigt, von einer „Gegenseitigkeitsversicherung der Sieger" zu sprechen, in der die Neutralen nur eine sehr bescheidene Rolle spielten, zumal die Vereinigten Staaten von Amerika, deren Präsident Wilson als der Vater des ursprünglich großen und schönen Gedankens gelten darf, mit dem ganzen Vertragswerk von Versailles auch dem Völkerbundspakt, der dessen Einleitung bildet, die Ratifikation verweigerten. Jetzt erst steht Europa und steht die Welt vor der großen Frage, ob der „Geist von Locarno" und der von ihm beherrschte Eintritt Deutschlands in den Völkerbund den Anfang einer Entwicklung bedeuten, die jenen Gedanken in Tat und Leben umsetzt. Am 8. März wird in Genf der Völkerbundsrat zu einer außerordentlichen Vollversammlung zusammentreten, in der die Aufnahme Deutschlands ohne Zweifel nicht nur mit der erforderlichen Zweidrittelmehrheit beschlossen werden wird. Des weiteren wird die Versammlung über die Zusammensetzung des Völkerbundsrates zu beschließen haben, und diesem Beschluß wird insofern eine besondere Bedeutung zukommen, als Bestrebungen vorhanden sind, die schon längst im Grundsatz bewilligte ständige Vertretung Deutschlands im Völkerbundsrat durch die gleichzeitige Schaffung weiterer ständiger Ratssitze in ihrem Werte zu beeinträchtigen.

Die Zahl der ursprünglichen Völkerbundsmitglieder beträgt 42. Es sind dies: Argentinien, Australien, Belgien, Bolivien, Brasilien, Canada, Chile, China, Columbien, Cuba, Dänemark, Frankreich, Griechenland, Großbritannien, Guatemala, Haiti, Honduras, Indien, Italien, Japan, Liberia, Neuseeland, Nicaragua, Niederlande, Norwegen, Panama, Paraguay, Persien, Peru, Polen, Portugal, Rumänien, Salvador, Schweden, Schweiz, Siam, Spanien, Südafrika, Südslawien, Tschechoslowakei, Uruguay, Venezuela. Später sind hinzugetreten: Abessinien, Albanien, Bulgarien, Costarica, die Dominikanische Republik, Estland, Finnland, Lettland, Litauen, Luxemburg, der Irische Freistaat, Österreich und Ungarn. Argentinien hat den aus Opposition gegen den Geist gewisser Beschlüsse erklärten Austritt formell widerrufen, hat aber an den Arbeiten des Völkerbunds seitdem nicht mehr teilgenommen; einer der kleinen mittelamerikanischen Staaten hatte mit Rücksicht auf die nicht unerheblichen Kosten der Mitgliedschaft seinen Austritt angemeldet.

Für den Völkerbundsrat waren ursprünglich fünf ständige Sitze vorgesehen, die den Großmächten Amerika, England, Frankreich, Italien und Japan zufallen sollten. Davon waren bisher nur vier besetzt, da ja die Vereinigten Staaten dem Bunde nicht angehörten. Die Wahlen in den Rat sind nicht persönlich, und die Vertreter der Staaten können also beliebig wechseln; zur Zeit sind Großbritannien und Frankreich durch ihre Außenminister Austen Chamberlain und Aristide Briand vertreten, Italien seit dem Rücktritt des früheren Ministerpräsidenten Salandra durch den Senator und Rechtslehrer Scialoja, Japan durch den Botschafter Ishij, der vom 8. März ab den Vorsitz im Rate führt und daher auch die bevorstehende außerordentliche Vollversammlung eröffnen wird. Die nichtständigen Ratssitze, augenblicklich sechs an der Zahl, verteilen sich zur Zeit auf Belgien (Hymans, der indes neuerdings seinen Rücktritt angekündigt hat), Brasilien (de Mello Franco), Tschechoslowakei (Benesch), Spanien (Quinones de Leon), Schweden (Außenminister Undén an Stelle des vor etwa einem Jahre verstorbenen Branting) und Uruguay (Guani). Die gegenwärtigen Mandate gelten noch bis Ende 1926. An der Spitze des Sekretariats steht als Generalsekretär der Engländer Sir Eric Drummond, eine hervorragende Persönlichkeit, die sich um die Organisation des Völkerbunds die größten Verdienste erworben hat; Stellvertretender Generalsekretär ist der Franzose Avenol, Untergeneralsekretäre der Italiener Attolico und der Japaner Nitobe. Mit einem ständigen Sitz im Rate ist also auch der Anspruch auf eine leitende Stelle im Sekretariat verbunden, und die Frage kann nur sein, ob Deutschland ein stellvertretender Generalsekretär oder nur ein Untergeneralsekretär zugebilligt wird.

Der Völkerbund hat zwölf Abteilungen; eine politische unter der Leitung des Franzosen Mantoux; eine Rechtsabteilung, bisher von dem Holländer van Hamel geleitet, der bekanntlich jetzt zum Nachfolger des Völkerbundskommissars Macdonnell in Danzig ernannt worden ist; eine Abteilung für Mandate (Catastini, Italien); eine für soziale Fragen (Rachel Crowdy, Großbritannien); je eine für Fragen der Durchfuhr und des Verkehrs sowie für wirtschaftliche und finanzielle Fragen (beide geleitet von Salter, Großbritannien); eine Abteilung für internationale Bureaus (Nitobe, Japan); eine Abteilung für Verwaltungsausschüsse und Minderheitenrecht (Colban, Norwegen); eine Informationsabteilung (Comert, Frankreich); eine Hygieneabteilung (Rajchman, Polen); eine Abteilung für Rüstungsfragen (Madariaga, Spanien) und eine Abteilung für die finanzielle Verwaltung des Völkerbundes. Ob Deutschland den neuen Direktor der Rechtsabteilung zu stellen haben wird, ist eine zur Zeit noch offene Frage; sicher erscheint es dagegen, daß ihm eine der beiden von Salter geleiteten Abteilungen zufällt, und außerdem ist es selbstverständlich, daß es in fast allen diesen Abteilungen vertreten sein wird.

Der Völkerbund hat dann weiter fünf ständige Kommissionen eingesetzt, und zwar eine Kommission zum Studium der Militär-, Marine- und Luftschiffahrtsfragen, in die jeder im Rat vertretene Staat drei Vertreter entsendet, je einen für die drei Gebiete; eine Mandatskommission, deren Mehrheit Nichtmandatsländern angehören muß; eine Kommission zur Unterdrückung des Mädchenhandels und für Kinderschutz; eine beratende Opiumkommission und eine Kommission für geistige Zusammenarbeit, in der Deutschland seit geraumer Zeit durch Professor Einstein vertreten ist. Wie man sich erinnert, hatte sich Einstein 1923 mit einer damals vielbeachteten Begründung von den Arbeiten dieser Kommission zurückgezogen, seit etwa Jahresfrist nimmt er aber wieder an ihren Beratungen teil. Die wichtigste unter diesen Kommissionen ist die militärische, in die Deutschland als Ratsmitglied ohne weiteres je einen Vertreter für Heer, Marine und Luftfahrt zu entsenden haben wird, denn in dieser Kommission ist der berüchtigte Investigationsplan ausgearbeitet worden, und zur Zeit beschäftigt sie noch die Kontrolle der entmilitarisierten Rheinlandszone. Wichtig ist ferner die Mandatskommission und für uns insbesondere auch die Minderheitenkommission, zu deren Geschäftsbereich Danzig und das Saargebiet gehören. Als zeitweilige Kommission besteht gegenwärtig nur der im Dezember vorigen Jahres eingesetzte vorbereitende Ausschuß für die internationale Abrüstungskonferenz mit Vertretern der Ratsstaaten und sechs weiterer Staaten, darunter auch die Vereinigten Staaten von Amerika und Rußland, das aber seine Beteiligung an den Arbeiten der geplanten vorbereitenden Abrüstungskonferenz von der Wahl eines nichtschweizerischen Tagungsortes abhängig macht.

Der Haushaltplan des Völkerbundes weist, wie sich denken läßt, sehr erhebliche Zahlen auf. Für 1925 waren für das Sekretariat etwa 12,2 Mill. Goldfranken ausgeworfen, für das Internationale Arbeitsamt in Genf und den Ständigen internationalen Gerichtshof im Haag, die beide auf Grund des Völkerbundspaktes ins Leben gerufen worden sind, 7,2 und 1,9 Mill., für Investitionen und Vorschüsse 1,3 Mill., zusammen 22658138 Goldfranken. Für das laufende Jahr ist der Bedarf um etwa eine halbe Million geringer, wie überhaupt die Ausgaben bisher sich ständig ermäßigt haben, so daß zwischen dem Haushalt für 1922 und 1926 ein Unterschied von 2 bis 3 Mill. Goldfranken sich ergibt. Diese Kosten werden unter die Mitgliedsstaaten nach einem Schlüssel verteilt, der z. B. für Großbritannien allein 88 von 935 Anteilen ergibt. Auf das ganze britische Weltreich einschließlich der Dominions entfallen zusammen 244 Anteile, mehr als ein Viertel der Gesamtkosten. Deutschland wird etwa ebenso viele Anteile aufzubringen haben wie Großbritannien für sich, etwa 2 Mill. Goldfranken, wobei jedoch zu beachten ist, daß es von Anfang an dem Internationalen Arbeitsamt angehört und dazu einen Jahresbeitrag von etwa 400000 Franken leistet, so daß die Neubelastung nur wenig mehr als 1,5 Mill. Goldfranken ausmachen wird.

Allerdings steht der Völkerbund auch vor neuen erheblichen Ausgaben, z. B. für den Bau eines eigenen Heims, mit dem sich schon die letztjährige Vollversammlung beschäftigt hat. Bis jetzt ist die Unterkunft des Völkerbunds und seiner Organe nur vorläufig geregelt. Das Generalsekretariat mit seinem Stabe von etwa 200 Beamten und Angestellten und mit den ihm angegliederten ständigen Kommissionen usw. ist in dem freilich sehr schön gelegenen früheren Hotel National, in einem prachtvollen Park am heutigen Quai Wilson, also am Ufer des Genfer Sees gelegen, untergebracht, das den Namen „Palais des Nations" erhalten hat. In unmittelbarer Nähe dieses Völkerbundspalastes, in dem auch der Völkerbundsrat tagt, und zwar der Regel nach viermal jährlich — im März, Juni, September und Dezember — haben die Schweiz, der Kanton und die Stadt Genf dem Völkerbund ein großes und wertvolles Gelände geschenkt, auf dem der Palast für die Vollversammlungen sich erheben könnte, die bisher in der sogenannten „Salle de la Réformation" getagt haben. Dieser Reformationssaal, sehr geräumig, aber nüchtern und schmucklos, dabei von schlechter Akustik, bietet im Saale selbst Plätze für mehrere hundert Delegierte, deren Tische in alphabetischer Reihenfolge der Ländernamen aufgestellt sind. Er ist der Diplomatie eingeräumt. Der Präsidentensitz, die Rednertribüne und die Plätze für die Beamten des Völkerbundssekretariats befinden sich auf einem gemeinsamen Podium an der Kopfseite des Saales; die gegenüberliegende Schmalseite und die Längsseiten sind mit zwei übereinanderliegenden Emporen versehen, wobei die unteren für die Presse, die oberen für das Publikum bestimmt sind. Die Zahl der Pressevertreter hat bisher zwischen 300 und 600 geschwankt; auch zu den Ratstagungen erscheinen durchschnittlich 100 auswärtige Journalisten, denen für ihre Arbeit alle technischen Hilfsmittel zur Verfügung stehen. Der ganze Saal faßt etwa 1500 Personen, genügt also an und für sich seinen Zwecken, aber schon die Entfernung von etwa zwei Kilometer, die ihn vom Völkerbundspalast trennt, ist natürlich sehr lästig.

Was die deutsche Vertretung beim Völkerbund anlangt, so geht aus dem oben Gesagten hervor, daß die eigentliche Delegation wechseln kann; die erste wird, wie feststeht, vom Reichsaußenminister Dr. Stresemann selbst geführt werden. Für die Vertretung im Sekretariat in den Abteilungen und Kommissionen sind etwa zwölf Herren vorgesehen, von denen das Auswärtige Amt voraussichtlich drei stellen wird; neben den beamteten Vertretern werden natürlich auch Sachverständige aus den verschiedensten Gebieten zur Mitarbeit in Genf berufen werden.

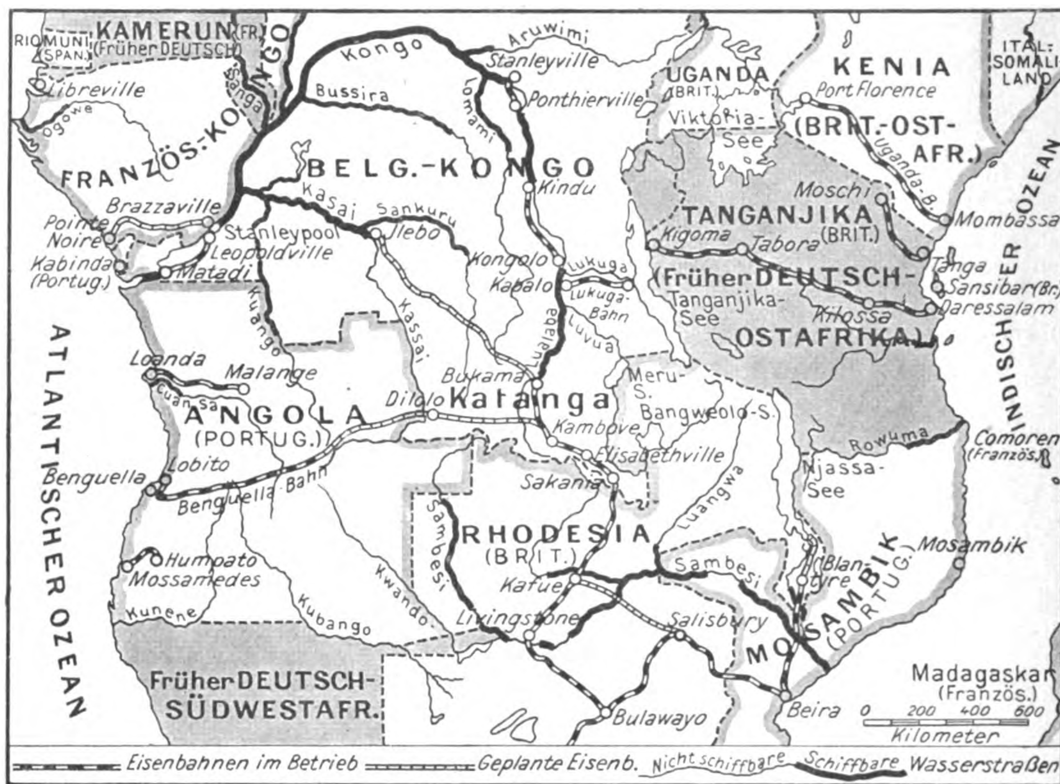
Entsprechend ihrer beschränkten Tagesordnung, wird die Völkerbundsversammlung im März von verhältnismäßig kurzer Dauer sein, die auf höchstens eine Woche berechnet wird; ebenso werden die einzelnen Staaten nur durch je zwei Delegierte vertreten sein, und zwar vorwiegend durch Diplomaten aus Bern und Paris. Rein äußerlich betrachtet, wird also der Völkerbund nicht einen seiner größten Tage haben, aber daß der Eintritt Deutschlands einen Markstein in seiner Entwicklung bedeutet, darüber besteht nirgends ein Zweifel; hat sich doch eine der größten Autoritäten des Völkerbundes dahin ausgesprochen, daß, solange der Sitz Deutschlands unbesetzt sei, überhaupt keine wichtigere Frage befriedigend gelöst werden könne.

GROSSVERKEHR IN AFRIKA

Von Geh. Oberbaurat Prof. Baltzer

Obwohl Deutschland seine früheren Kolonien verloren hat, wäre es doch eine unverzeihliche Kurzsichtigkeit, wenn wir jetzt die Entwicklung der Dinge in Afrika nicht mehr mit der größten Aufmerksamkeit verfolgen wollten. Nachstehend soll ausgeführt werden, an welchen Punkten Afrikas heute Großverkehr, d. h. ein Güterverkehr von 100000 oder mehr Tonnen im Jahr, also 330 Tonnen und darüber an jedem Arbeitstag, zu bewältigen ist. Leider sind nach dem Weltkrieg die Quellen der Statistik vielfach versiegt, so daß man zum Teil auf ältere Zahlen zurückgreifen muß. Während in den alten Kulturländern und in den wirtschaftlich entwickelten Kolonien der Binnenverkehr überwiegt, ist in den Neuländern und unentwickelten Kolonialgebieten anfangs der Einfuhrverkehr stärker und wird nur allmählich, mit fortschreitender Entwicklung, von der Ausfuhr der im Mutterlande verarbeiteten und verbrauchten Rohstoffe und Pflanzungserzeugnisse übertroffen. Der Verkehrsstrom dieser Ein- und Ausfuhr kommt also hier in erster Linie in Betracht. Auf den Eisenbahnen Algiers war 1907 ein Güterverkehr von 3,5 Mill. t; auch die beiden am weitesten südlich ins Hinterland vordringenden Bahnen, Oran—Colomb-Béchar und Biserta—Biskra—Tugurt, haben noch keinen Großverkehr; die erstere bildet die Anfangsstrecke der künftigen Saharabahn (vgl. Nr. 4132 der „Illustrirten Zeitung"). Während Algier an der Verschiedenheit der Spurweiten (1.435, 1.00, 1.05 und 1.10 m) leidet, herrscht in Tunis die 1-m-Spur. Im Jahre 1912 war auf der Linie Bône—Guelma ein Güterverkehr von 2 Mill. t, und auf der Bahn Gafsa—Sfax wurde aus den Gruben von Mettlaui und Redeyef eine Phosphatmenge von 1,25 Mill. t verfrachtet. Das ägyptische Staatsbahnnetz (2390 km) hatte 1913 einen Güterverkehr von 6,5 Mill. t. In Französisch-Westafrika hat nur die ältere Bahn Dakar—St.-Louis Großverkehr, nämlich 157000 t für 1916. Die britische Kolonie Goldküste mit den Häfen Sekondi und Akra zeichnet sich durch lebhaften Verkehr und hohe Rente ihrer Bahnen aus: 1917 335900 t Güterverkehr. Auch die Bahnen von Britisch-Nigerien haben ihren Güterverkehr sehr stark entwickelt, 1924/25: 680000 t. Das Bahnnetz mit der Stammbahn Lagos—Kano wird jetzt durch die von Port Harcourt ausgehende Ostbahn erweitert, die die wertvollen Kohlenfelder von Udi aufschließt und nach Überschreitung des Benue die Stammbahn in Nordnigerien bei Kaduna erreichen soll. Auf dem Niger findet im Anschluß an die Bahnstrecke Minna—Baro lebhafter Güterverkehr nach den Nigermündungen statt, der durch flach gehende Heckraddampfer vermittelt wird. Im Sudan, wo heute Zucker, Tabak und Baumwolle mit Erfolg erzeugt werden, ist die Küstenbahn, von Kitchener im Anschluß an seinen Zug nach Khartum zur Vernichtung des Mahdi erbaut, ein wichtiges Glied im Zuge der Nordstrecke der Kap-Kairo-

Bahn (vgl. Nr. 4160); die Grenze des Großverkehrs dürfte sie schwerlich erreicht haben. In Äquatorialafrika haben die Franzosen nach langer Untätigkeit 1921 endlich ihre erste Kolonialbahn von Pointe Noire nach Brazzaville begonnen, um für das umfangreiche Wirtschaftsgebiet des Stanleypool eine Ausfuhrlinie nach der Küste zu schaffen. Die Bauarbeiten, für die die Mittel durch die Anleihe von 300 Mill. Frank 1925 bewilligt wurden, werden jetzt beschleunigt, weil die belgische Kongobahn Matadi—Leopoldville, die bisher das einzige Ausfallstor des Stanleypool-Gebietes bildete, nahe an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt ist. Die belgische Kongobahn war erbaut worden, um die Stromschnellen und Livingstonefälle im unteren Kongo zu umgehen und den Stanleypool mit dem Weltmeer zu verbinden. Um ihre Leistungsfähigkeit zu steigern, wird die Bahn jetzt in weitem Umfange umgebaut, die Spurweite vergrößert und der Betrieb unter Ausnutzung verfügbarer Wasserkräfte elektrisch eingerichtet. In Britisch-Ostafrika mit den Gebieten Uganda, Kenia und Tanganjika bildet die Ugandabahn die wichtige Ausfuhrstraße des Viktoriasees zur Küste; sie hatte 1924 einen Güterverkehr von 482840 t, davon nahezu drei Viertel Ausfuhr, 347716 t. Das Katangagebiet mit seinen großen Erzschätzen verlangt dringend eine Verbindung mit den beiden weitentfernten Küsten. Als die Rhodesische Eisenbahn im Dezember 1909 die Grenzstation Sakania erreicht hatte, bedurfte es nur noch des Ausbaues der Katanga-Eisenbahn nach Elisabethville und Kambove, um die Verbindung mit dem portugiesischen Hafen Beira an der Ostküste fertigzustellen. Die Katangabahn wurde im November 1910 bis Elisabethville und im Mai 1918 bis Bukama am schiffbaren oberen Lualaba vollendet. Seit 1910 ist also der Katangabezirk durch den 2609 km langen Schienenweg, einheitlich in Kapspur, mit Beira verbunden. Der Verkehr betrug 1924 bereits 2645000 t. Hier haben wir es also mit einem sehr bemerkenswerten und besonders hochwertigen Großverkehr zu tun. Die kürzlich berichtete Monatsleistung von 250000 t bedeutet etwa 330 Wagen zu 30 t Ladegewicht an jedem Arbeitstag! Die Ausfuhrverbindung mit Beira hat für Belgien nur den Nachteil, daß Beira kein belgischer Hafen und sehr weit von Europa entfernt ist. Die Belgier setzten darum alles daran, für ihre Katanga-Ausfuhr eine nordwestliche Linie nach den eigenen Häfen am Unterkongo ins Leben zu rufen. Dieser Plan fand alsbald seine Verwirklichung in der großen, aus vier Eisenbahnen und drei Stromstrecken zusammengesetzten Verkehrsstraße des „Transcongolais", die, bei einer Gesamtlänge bis Matadi von 3912 km, freilich ein siebenmaliges Umladen der Durchgangsfrachten zwischen Bahn und Schiff erfordert. Da außerdem die Unsicherheit der Wasserstraße mit ihren stark schwankenden Wasserständen und der häufig wechselnden Stromrinne die Leistungsfähigkeit dieses Verkehrsweges empfindlich beeinträchtigte, entschloß sich die belgische Kolonialregierung zur Herstellung einer Bahn von Bukama in nordwestlicher Richtung nach Ilebo am Kassai, etwa 1000 km, die den großen Kongobogen als Sehne abschneidet, mit Benutzung schiffbarer Kassai- und Kongostrecken den Weg bis Matadi um 1300 km auf 2612 km abkürzt und die Umladungen auf drei beschränkt. Diese Neubaulinie durch den Urwald soll bis 1929 fertiggestellt sein. Neuerdings kommt auch eine Erschließung von Westen aus in Betracht. Die von englischen Geschäftsleuten vor langer Zeit begonnene Benguellabahn, die von dem Hafen Lobito aus durch Angora Belgisch-Kongo zustrebt, war infolge finanzieller Schwierigkeiten völlig zum Stillstand gelangt; nachdem die Arbeiten jetzt mit erneutem Eifer wiederaufgenommen sind, hat die Linie östlich des Cuansaflusses Camacupa, 727 km von Lobito, erreicht, so daß bis zur Kongogrenze nur noch 500 km Bahn herzustellen sind. Durch einen Bauvertrag mit einer Londoner Firma ist, wie es scheint, die Vollendung der Bahn bis Ende 1926 gesichert. Es bleibt dann auf kongolesischem Gebiet noch eine Flügelbahn von ungefähr 640 km zum Anschluß an die Benguellabahn auszuführen; gemäß besonderen Vertrages soll diese Linie gleichzeitig mit der Benguellabahn fertiggestellt werden. Demnach würde Ende 1926 auf Vollendung einer westlichen Zufuhrstraße von Lobito aus mit 2170 km Gesamtlänge, also 439 km kürzer als die Beiralinie, zu rechnen sein. Die Benguellabahn hatte bereits 1924 einen Verkehr von 188539 t. Bei Benutzung dieser Bahn für den Katanga-Verkehr wird die Fahrt durch den Suezkanal mit ihren hohen Abgaben vermieden, und der Vorteil ihrer westlichen Lage mit der größeren Nähe zu den europäischen Weltmärkten dürfte sich zwingend durchsetzen. Ein Umstand indes ist zugunsten der Beiralinie geltend zu machen: Wie ein Blick auf die Kartenskizze zeigt, kann in dem von dem Linienzuge Salisbury—Bulawayo-Livingstone-Kafue gebildeten offenen Viereck die vierte Seite Salisbury-Kafue, etwa 405 km, mit einem Kostenaufwand von ungefähr 2,5 Mill. £ ausgebaut und dadurch der Weg Elisabethville—Beira um etwa 760 km, von 2609 auf 1849 km, verkürzt werden. Mit dieser Abkürzung wird sich die Beiralinie auch künftig einen beträchtlichen Teil des Katanga-Verkehrs erhalten können, und die belgische Linie Bukama-Ilebo-Matadi würde die beiden kürzeren reinen Schienenwege durch niedrige Wasserfrachten unterbieten müssen. Das Bahnnetz der Südafrikanischen Union, rund 17900 km, hatte 1923/24 einen Verkehr von 18,8 Mill. t, davon 4,6 Mill. Ausfuhr. Bemerkenswert ist der hohe Anteil der beiden Häfen Durban und Delagoabucht an der Kohlenausfuhr mit 1,99 Mill. t; Durban war hieran beteiligt mit 1,453, Delagoabucht (Lourenço Marques) mit 0,534 Mill. t. Die 89 km lange Delagoabahn hatte schon im Jahre 1910 einen Verkehr von 786000 t, die ehedem deutsche Otawibahn einen solchen von 111200 t, davon gingen 64000 t Erze in Zugladungen zur Ausfuhr an die Küste.



Eisenbahnen und Wasserstraßen in Zentralafrika.

Tagesgeschichte

Am 14. Februar begann nach einem feierlichen Abschied in Wilhelmshaven die große Auslandsreise des Kreuzers „Hamburg", die etwa 14 Monate dauern soll. Das Schiff, das im Oktober vorigen Jahres zur Bildungsinspektion übertrat und Schulkreuzer wurde gleich der „Berlin", die gegenwärtig in brasilianischem Hoheitsgebiet sich aufhält, hat gegen 100 Marinekadetten an Bord. Im Gegensatz zu den bisherigen Fahrten deutscher Schulschiffe nach dem Kriege führt die Fahrt der „Hamburg" um die ganze Erde. Das Schiff wird auf seiner Reise Amerika, Japan und China berühren und zu Weihnachten in Konstantinopel eintreffen. Im Februar wird dann die „Hamburg" nach einem Besuch griechischer Häfen die Rückreise antreten, um im März 1927 wieder in ihren Heimathafen zurückzukehren.

Die Nachricht von der Ankunft der spanischen Flieger in Buenos Aires am 10. Februar hat auch in Deutschland lebhaften Beifall ausgelöst, besonders da das bei dem Flug von Spanien nach Argentinien benutzte Flugzeug „Non plus ultra" ein Dornier-Wal-Wasserflugzeug war, welches nach dem Plane von Dr.-Ing. h. c. Claudius Dornier gebaut ist, allerdings wegen der uns durch den Vertrag von Versailles auferlegten Beschränkungen in Marina di Pisa (Italien). Der Weg führte die Flieger unter der Führung von Major Franco von Cadiz über die Canarischen und die Kapverdischen Inseln, Pernambuco und Rio de Janeiro bis nach Buenos Aires — eine gewaltige Strecke von etwa 10500 km! Der glückliche Ausgang des kühnen, an die Maschine höchste Anforderungen stellenden Fluges ist ein glänzender Beweis für die hervorragenden Eigenschaften deutscher Flugzeugkonstruktionen.

In Britisch-Indien feierte der Maharadscha von Baroda, Sir Sayaji Rao, das goldene Regierungsjubiläum. Geboren 1863, besuchte er zuerst die Maharadscha-Schule in der Hauptstadt Baroda des gleichnamigen Staates und wurde dann bereits im Jahre 1875 nach einem Mordversuch seines Vorgängers gegen den englischen Aufsichtsagenten als Regent eingesetzt und 1883 mit allen Zeichen der Macht ausgestattet. Die Zahl seiner Untertanen beträgt etwa $2^1/_4$ Mill. Er führt den Titel Gaekwar („Kuhhirt") und ist zwar dem Scheine nach selbständiger Herrscher, tatsächlich aber vom englischen Generalgouverneur abhängig.

Auf dem Gebiet des Sportes brachte der Boxkampf zwischen dem Deutschen Diener und dem Spanier Paolino eine lebhafte Überraschung. Der ungeheuer starke, kampferprobte Paolino, der aus 40 Kämpfen mit 34 Knockout-Siegen hervorgegangen ist, konnte es bei diesem Treffen nur zu einem Unentschieden bringen, das für den deutschen Boxsport als ein entschiedener Erfolg zu gelten hat.

Ein anderes wichtiges Sportereignis fand vor kurzem seinen Abschluß: die Nordischen Spiele in Stockholm. Elf Länder hatten ihre Vertreter in die schwedische Hauptstadt entsandt. Die mannigfachen sportlichen Wettkämpfe wurden von geselligen Veranstaltungen umrahmt, bei denen sich die Schweden als liebenswürdige Gastgeber zeigten.

Über den Krebserreger sprach am 15. Februar Dr. Josef Schumacher von der Berliner Mikrobiologischen Gesellschaft im Hygienischen Institut der Universität. Er wies nach, daß es ihm unter Anwendung anderer Färbmethoden als der bisherigen gelungen sei, den wirklichen Krebserreger sichtbar zu machen, der sich in ungeheuren Mengen im erkrankten Gewebe vorfinde und eine wurst- oder S-förmige Gestalt besitze. Obwohl der letzte Nachweis der Züchtung des Erregers noch nicht gelungen ist, scheint doch hiermit endlich der Krebserreger entdeckt worden zu sein.

Bühnenschau

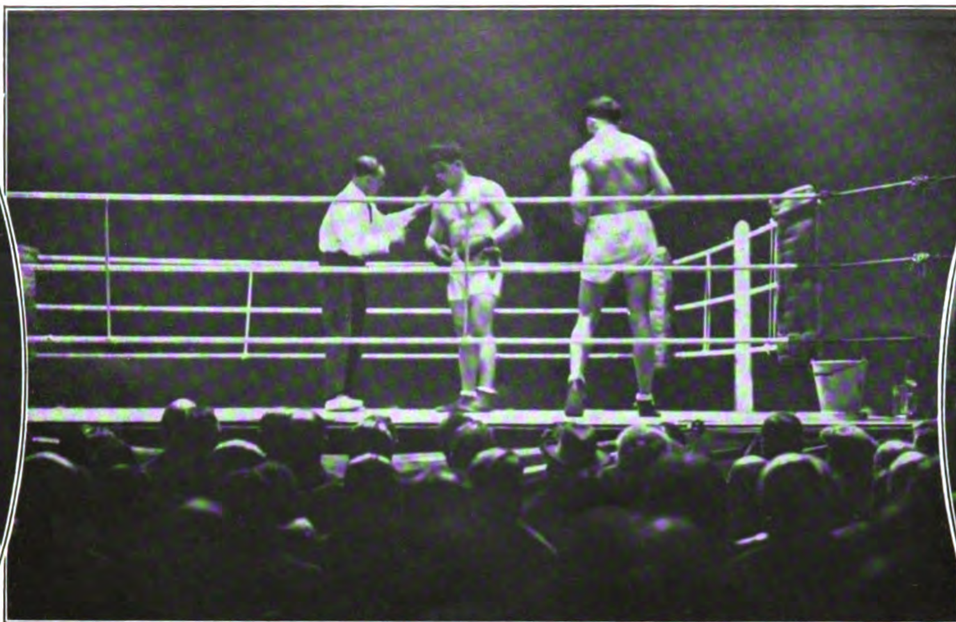
Als eine verdienstvolle Tat kann die Uraufführung des Musikdramas „Dona nobis pacem" (Herr, gib uns Frieden) von Kurt Stiebitz am Stadttheater in Halle bezeichnet werden. Der junge Komponist ist ein Schüler von Rich. Strauß. Der Einfluß des Meisters zeigt sich in diesem Werk deutlich in der klaren und klanglich gefälligen Instrumentation und dem angenehm leichten Fluß der Melodie. Ein wirksames Libretto verfaßte dazu Karl Schnehage, der die wohlbekannten Gestalten des Scheffel-Romans „Ekkehard" verwertete. Die zwei ersten Akte handeln von dem Besuch der Herzogin Hadwiga im Kloster St. Gallen, der zu den seelischen Konflikten der Liebe zwischen ihr und dem schwärmerischen Mönch Ekkehard führt. Der dritte Akt enthält die Sterbeszene der Herzogin, während der ihr im Fieberwahn der Astralleib Ekkehards erscheint und die Erfüllung ihrer Liebe bringt. Der Gegensatz: Weib-Liebe und Mönch-Aszese bildet den tieferen Sinn des Werkes. Die vortreffliche Aufführung unter Generalmusikdirektor Erich Band wirkte recht eindrucksvoll und bildete zugleich eine schöne Ehrung des Dichters Scheffel zu seinem 100. Geburtstage.

Einen anderen Dichter, Romain Rolland, dessen 60. Geburtstag in seiner französischen Heimat auffallend wenig Widerhall gefunden hat, feierte man in Hamburg am Deutschen Schauspielhaus durch die Uraufführung seines Dramas „Aert". Das Stück spielt in Holland zur Zeit der spanischen Fremdherrschaft. Aerts Vater hat sich für sein Land geopfert, und der Sohn spürt in sich den Drang, es dem Vater gleichzutun, und alles, was ihn bannt und bindet, abzuschütteln im Dienste der Freiheit.

In München unternahm das Prinzregententheater, ein Stück Alt-Münchner Geistes auszugraben: „Bürger und Junker" von Martin Schleich, dem einst so beliebten Herausgeber des Witzblattes „Punsch". Das harmlose Lustspiel, das friedsames Spießbürgertum und unruhige, vorwärtsstrebende Jugend gegenüberstellt, führte ein Stück der guten alten Zeit vor Augen und ließ bei aller Lustigkeit ein wenig Wehmut bei den Zuschauern wach werden. Dr. Ernst Leopold Stahl hatte das Stück durch eine geschickte Bearbeitung zu neuem Leben geweckt.

Das Werk eines Musikers, der unbeachtet und vergessen 1881 starb, des Russen Modest Mussorgski „Boris Godunow" (Musikalisches Volksdrama nach Puschkin und Karamsin), brachte neueinstudiert die Staatsoper in Berlin heraus. Es behandelt den vielbearbeiteten Demetrius-Stoff. Boris Godunow, der durch Mord auf den Thron gelangt ist, stirbt, von seiner Gewissenslast bedrückt, durch Gift. Musik und Inhalt vermitteln einen starken Eindruck von russischer Seele.



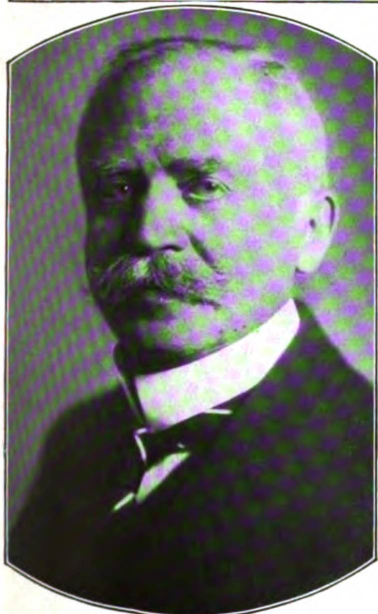




Ein großer Erfolg des deutschen Boxsportes: Der Boxkampf zwischen dem deutschen Schwergewichtsmeister Franz Diener und dem sieggewohnten Spanier Paolino in der Arena am Kaiserdamm zu Berlin am 12. Februar, der mit einem Unentschieden endete. Links: Diener. Mitte: Während des Kampfes: Paolino erhält vom Ringrichter B. Hönscherle eine Verwarnung. Rechts: Paolino.



Von dem im Rahmen der Eislauf-Weltmeisterschaften ausgetragenen Eishockey-Turnier im Sportpalast zu Berlin: Augenblick aus dem dritten Spiel des Turniers am 13. Februar zwischen den Mannschaften des Eishockey-Clubs der kanadischen Studenten (Paris) und des Sport-Clubs „Slavia" (Prag), bei dem die Pariser Vertreter mit 8 : 1 siegten.

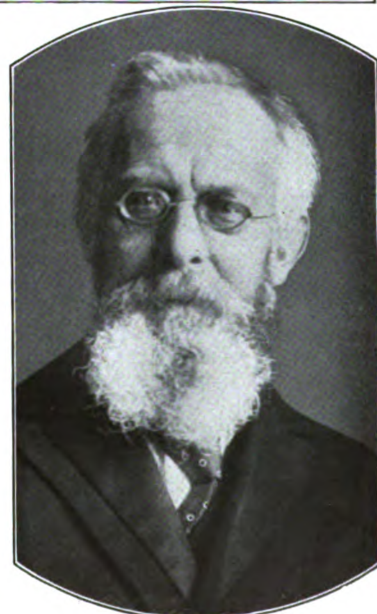


Dr. Alfred Karl Biese,

Gymnasialdirektor in Frankfurt a. M., bekannter Literarhistoriker, der sich vor allem durch seine „Deutsche Literaturgeschichte" einen Namen gemacht hat, vollendet am 25. Februar sein 70. Lebensjahr.



Von den Nordischen Spielen in Stockholm, die am 7. Februar ihren Anfang nahmen: Moment aus dem Damen-Bandyspiel (Hockey) zwischen Finnland und Schweden, bei dem die Schwedinnen mit 2 : 1 gewannen.



Dr. jur. et phil. Rudolf Stammler,

Geh. Justizrat, bis 1921 Universitätsprofessor in Berlin, vielgenannter Rechtsgelehrter, bedeutender Vertreter der neukantischen Rechtsphilosophie, beging am 19. Februar seinen 70. Geburtstag.

Geheimer Kommerzienrat Dr.-Ing. h. c. Peter Klöckner (Klöckner-Konzern), Duisburg.

Dr.-Ing. h. c. Wolfgang Reuter, Generaldirektor der Deutschen Maschinenfabrik A.-G., Duisburg.



FÜHRER DER DEUTSCHEN WIRTSCHAFT.

Nach Radierungen von Erich Heermann.

Professor Dr. phil. Carl Duisberg, Geheimer Regierungsrat, Generaldirektor der Farbenfabriken vormals Friedr. Bayer & Co., Leverkusen bei Köln.



Im Tale der Königsgräber bei Luxor in Oberägypten: Auf dem Wege zum Grabe des Tutanchamon / Nach einem Temperagemälde von Tony Binder

(Siehe hierzu den Beitrag „Das Tal der Könige bei Theben“ in der Rubrik „Wissen und Leben“)

Für den Frühling

Oben: Links: Die Tänzerin Ria Guenzel in hellila Kleid zu modernem Bolerokostüm. Mitte: Ria Guenzel in Bolerokostüm aus zartem lila Charmeline mit aparten Ärmeln, getragen zu einem Kleid, das eine zartrosa Säumchenweste mit Jabot zeigt und vorn durch eine Falte gehoben ist. Dazu dunkel abgetönter Strohhut mit Samtkokarde. Rechts: Margarete Hruby vom Burgtheater zu Wien in einem weißen, mit Grün (der neuesten Modefarbe) garnierten Rivierakleid. Dazu ein grüner Flausch-Sportpaletot. — Unten: Links: Ria Guenzel in einem orange-terra Crêpe-de-Chine-Kleid in Jumperform. Dazu weiß melangierter hellterra Sportmantel. Rechts: Die neue Capeform für das Frühjahr. Der melangierte Stoff von englischem Charakter ist lilaweiß gespritzt. Dazu originelle Großgraintoque. Trägerin: Margarete Hruby. Mitte: Braunes, weiß melangiertes Cape. Dazu roter Erotenstrohhut mit zweifarbiger Bandkokarde.

Kleider: Kuschnitzky & Gerstl, Wien. Hüte: Gaby, Wien. Photographische Aufnahmen von Edith Glogau, Wien.

SPEZIALAUFNAHMEN DURCH UNSERE WIENER MODE-KORRESPONDENTIN CLAIRE PATEK

Der bucklige Uhrmacher

Erzählung von Richard Riess

Der Beruf macht den Menschen. Vogelhändler sind zumeist weicher und gütiger als Roßmetzger, und ein Apotheker hat mehr Schrullen als ein Bauer. So gelten die Uhrmacher mit ihrem tüftligen Alltag gemeinhin als Eigenbrötler. Viele von ihnen sind versonnene und versponnene Menschen.

Laßt euch von Bertold Heiland erzählen, von dem einsamen Uhrmacherlein, der in dem kleinen Laden eines Münchener Vorstadthauses sein Tagewerk verrichtete, er, Meister, Geselle und Lehrbub in einer Person. Von seinem stillen Leben.

Er saß an seinem Arbeitstische, tagaus, tagein, den Kopf zwischen die Schultern gezogen, daß der Buckel einem verwachsenen, mißratenen Flügelpaare glich. Hinter großen, in schwarzen Hornreifen gefaßten Brillengläsern lagen seine Augen, die Starrheit und Ernst in die Beobachtung des zahnreichen Werkes zwangen, dem seine Aufmerksamkeit gerade gehörte. Die Pinzette faßte das kranke Rädchen, die zerbogene Spirale, die gelockerte Schraube; sie streichelte, gleichsam sorgend, über den eingebeulten Schutzschild. Behutsam nahmen dann zwei weiche, sehr blonde, sehr flaumige Hände das Uhrwesen, hielten es gegen das Ohr und belauschten seinen Herzschlag. Und es ging ein Lächeln über die Züge des gütigen Mannes, wenn er das regelmäßige Ticktack vernahm. Er atmete befriedigt auf: Mutter zugleich und Vater diesen kleinen sachten Dingen, die man hilflos zu ihm brachte.

Die Sorge um Kleines hatte sich seinem ganzen Wesen mitgeteilt. Obwohl gedrungen, vierschrötig fast mit seinem unnatürlich breiten Rücken, trat er doch sacht auf, wenn er über die Straße ging. Das aber geschah nicht oft. Hatte er sein Tagewerk am Tische der Uhrmacherwerkzeuge verrichtet, hatte er auch seiner täglichen Freude Genüge getan, all die großen und kleinen Uhrwerke, die Regulatoren und Wanduhren, Küchenstücke mit breitem Pendel und gewichtige Standwerke, Wecker von mahnendem Ticktack und nur heimlich klopfende Taschenzwiebeln, hatte er all die aufgezogen und sie gleichgerichtet, hörte er dann befriedigt, daß in der gleichen Sekunde all die Dutzende der Schlagwerke zu dem Kling-klang oder Ping oder Gong ansetzten, bis, achtmal, aus Riesenton und Elfengezirp, der Chor die Stunde gerufen hatte, dann ging er in sein Hinterzimmer, wo außer Bettstatt, Sofa und Schreibplatte auch ein runder Kirschbaumtisch stand. Hier aß er sein Abendbrot und hockte alsdann breit über dem Tische, vor sich einen Band der illustrierten Weltgeschichte, die er von einer Versandbuchhandlung auf Abzahlung erstanden hatte.

Mit Arbeit, Mahlzeit und Lektüre war aber Bertold Heilands Tagewerk nicht erschöpft. Nicht immer brachten kranke Uhren die Leute, die tagsüber die Ladenklinke niederdrückten. Es kamen die Nachbarn zu einem Plauderworte, die Dienstmädchen baten um Entzifferung hingekritzelter Liebeshieroglyphen: Rat und Trost und freundliche Ansprache waren ja bei dem bucklige Uhrmacher stets zu finden. Und es schien, als meinten all die Leute, Bertold Heiland sei ein Mensch ohne eigenes Wünschen, ohne Wechsel der Laune und des Behagens. Als sei er nicht selber ein Uhrwerk, dem manchmal geholfen werden müßte, sondern nur der gütige Helfer den anderen, Bedürftigen. Als sei er nicht Seele, sondern nur Resonanz.

Die Mädchen des Hauses, in dem sein Laden stand, waren die am häufigsten gesehenen Gäste. Es gehörte zum jahrelang geübten Brauche, vor dem Einholen und Besorgen einmal beim Uhrmacherlein vorzusprechen und wenigstens zu sagen: „Schönes Wetter heut, Herr Heiland", oder auch: „Haben Sie die Antwort schon geschrieben?" Denn Herr Bertold Heiland war in allen Dingen, zumal aber in Liebessachen, der Vertraute der unterschiedlichen Damen, die jeweils die Mägdekammern des Hauses füllten. Der bucklige Uhrmacher durfte die Liebesbriefe lesen, die, je hübscher die Mädchen waren, desto häufiger kamen. Keines dieser Mädchen hatte vor ihm ein Geheimnis, keines kam jemals auf den Gedanken, daß der kleine, mißgestaltete Mann selbst einen Schatz haben könnte und die damit verbundenen Liebessorgen. Und die Vorstellung, etwa Herrn Heiland selbst zum Gegenstande zärtlicher Neigung zu machen, wäre jeder sehr sonderbar und komisch erschienen. Schon daß er ein fast dialektfreies Deutsch sprach, zog die Schranke.

So ging Bertold Heilands Leben ruhig und vom Schicksale ungestört. Er freute sich, anderen zu helfen. Nie sagte er nein, wenn eine Köchin ihn bat, in seinem Hinterzimmer ein abendliches Zusammensein mit dem Liebsten zu ermöglichen, und es fand sich stets eine Maß Bier, ein Rettich und ein Stück Brot zur Bewirtung. Dann blieb Heiland wohl ein Weilchen bei den Glücklichen und hörte aufmerksam, was der Fremde — oft ein wenig prahlerisch, da ja auch Kathi ihn bewundern sollte — von der Welt und seinen Erlebnissen erzählte. Hörte, schwieg, lächelte und ging dann vors Haus, um unter den Straßenbäumen noch ein wenig im Juliabend zu lustwandeln. Es hatte sich mit der Zeit unter den Mägden der Brauch gebildet, nach gemeinsamem Übereinkommen Herrn Heilands Hinterzimmer — wie etwa Waschküche und Mangelstube — tagweise zu belegen.

Wieder einmal war der Uhrmacher auf solche Weise gezwungen worden, sich diskret zurückzuziehen. Er trat vors Haus. Gerade als die Turmuhr von St. Ursula die neunte Stunde ansagte, erschien in der noch nicht gesperrten Haustür eine hübsche dralle Blondine, die Heiland nicht kannte. Sie ging auf den Uhrladen zu und klopfte an der Glastür. Erstaunt, zu so später Zeit noch von Kundschaft besucht zu werden, stellte Heiland sich als den Besitzer des Ladens vor. Das Mädchen sah ihm in die Augen und sprach ihre Bitte aus: Ihr Wecker habe plötzlich den Dienst geweigert. Ob er das Werk nicht richten könne. Sie brauche die Uhr, da sie den ersten Dienstmorgen nicht verschlafen wolle. Denn heute erst sei sie bei der Rechtsanwaltsgattin im zweiten Stock als Kindermädchen eingetreten.

Heiland bat sie, näherzutreten. Er wies auf seinen Arbeitsstuhl. Dort möge... ja, wie sie denn heiße? „Anni!"... also, dort möge Fräulein Anni Platz nehmen. Er selber aber eilte in den Hintergrund. Dabei war er, ohne sich dessen bewußt zu werden, bestrebt, seine Schritte so zierlich wie möglich zu setzen, so daß sein massiger Körper einem hüpfenden Sacke glich. Er lauschte nach seinem Wohnzimmer hin. Es wäre ihm sehr arg gewesen, hätte zärtliches Geflüster da drinnen etwa lautschmalzenden Liebesbeweisen Platz gemacht.

Nun setzte er sich zur Arbeit nieder, auf den kleinen Schemel, auf den er sonst seine Füße zu stellen pflegte. Da Anni interessiert zuschaute, freute er sich, ihr Erklärungen geben zu können. Dabei war sein Ton, der sonst leicht etwas salbungsvoll schien, von einer unbewußten Innigkeit. Es ergab sich, daß der Wecker einer neuen Feder bedurfte. Sie wurde aus dem Vorrat an Ersatzbestandteilen hervorgesucht. „Die schönste, die ich habe", sagte Heiland und kicherte galant. „Für Sie die schönste, Fräulein Anni." Anni fand mit dem Instinkt ihres Geschlechtes das vorteilhafte Wort: Wenn die Reparatur nur nicht zu teuer werde; es sei ja ihre Privatsache, den Wecker in Ordnung bringen zu lassen, und mit ihren Moneten stehe es schlecht. Heiland wurde rot. Er fühlte sich außerstande, von diesem Mädchen Geld zu fordern. Er sagte, es sei ja jetzt längst Feierabend, und die Arbeit mache er mehr zum Vergnügen. Nur für die Feder kämen ein paar Pfennige in Anrechnung. Ja. Aber das ordne man gelegentlich. Gewiß. Lebhaft entgegnete Anni, das sei ja sehr lieb von ihm. Sie habe ja auch schon im Hause gehört, was für ein feiner Mensch er sei. Und nun sei sie wenigstens in der Lage, auch weiterhin ihrem Beni Zigaretten zu kaufen, obwohl diese immer teurer würden. Aber Heiland, der doch so gescheit sei, wisse doch sicher selbst, daß man von den Männern so leicht vergessen werde, wenn man sein Gedenken nicht öfters auf irgendwie angenehme Weise bekunde.

Es wäre nach dieser etwas längeren Rede des Fräuleins Anni für Heiland eigentlich gar keine Veranlassung gewesen, die Lupe niederzulegen und die Brille abzunehmen. Aber er tat es doch. Noch tiefer zog er seinen Kopf zwischen die Schultern, und seine Augen wurden groß und feucht. Er empfand eine Bitternis, die ihm, als er ihr nachsann, durchaus unbegründet erschien. Da nahm er Brille und Lupe wieder auf und vollendete die Arbeit.

Es ging in diesen Tagen mit Bertold Heiland eine Veränderung vor. Er musterte, bevor er sich zur Arbeit niedersetzte, stets aufs peinlichste seinen Anzug. Die Krawatte mußte ganz gerade sitzen und die schwarzen Arbeitsstulpen über dem Rocke rein gebürstet sein. Seinen Freundinnen gegenüber steigerte er sich in Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Aber während er bisher nur Resonanz war und nur Antwort, niemals Frage, wagte er jetzt bisweilen ein Wort. Er ließ sich gern erzählen, welche Liebesworte die Bräutigame und Schätze bevorzugten, fragte auch nach den Erwartungen, die die Küchendamen auf den zukünftigen Hausstand setzten, und suchte, auf Umwegen, immer wieder das Gespräch auf das kleine blonde Fräulein zu bringen, dessen zierliche Gestalt er hinter Rechtsanwalts Kinderwagen alltäglich zweimal zwischen den Straßenbäumen sehen durfte. In seinen Laden war Anni nicht mehr gekommen. Sie fühlte sich wohl als Heilands Schuldnerin, und Schulden bedrücken, auch wenn es sich nur um siebzig Pfennig und ein wenig Dankbarkeit handelt.

Einmal aber blieb Fräulein Anni dicht vor Heilands Laden stehen. Es war schon spät am Abend und die Straße so leer, daß, ging ein Spazierer heimwärts, sein Schritt auf dem gegenüberliegenden Steige mithallte. Im Uhrmacherladen aber brannte noch das Gas. Anni stellte sich auf die Zehenspitzen und blickte über die halbverkleidete Tür. Heiland saß an seinem Werktische und las. Da klopfte das Mädchen an die Glasscheibe. Über des Mannes breites, gutes Gesicht glitt Freude, als er die späte Besucherin erkannte.

Er putzte einen Stuhl vom Staube sauber. Sie sollte sich niedersetzen. Nein, nein. Die Herrschaft warte ja droben. Nur einen Brief

in den Kasten werfen... Das war ihre Ausrede gewesen, und die reichte nur für wenige Minuten.

Heiland trippelte erregt auf und nieder. Ein kleines Likörchen, das werde sie ihm doch nicht abschlagen. Aber drinnen... im Zimmer, da sitze es sich viel gemütlicher.

„Sie scheinen mir ja ein Schlimmer zu sein", kicherte Anni. Und fragte alsdann, was er sich eigentlich von ihr denke. Allein zu einem Herrn...

Der Uhrmacher errötete. So sei es natürlich nicht gemeint. Und wenn sie es vorziehe, in der Werkstatt zu bleiben, so könne er das Gläschen ja auch hier füllen. Und er ging und hantierte mit der Flasche.

„Sie zittern ja... nein, das kann i net mit anschaun", rief der Gast und nahm Heiland die Flasche aus der Hand. Und wie sie nun das Gläschen füllte, traf sie es bis an den Rand und vergoß doch keinen Tropfen. Ihre Bewegungen waren dabei rund und sicher.

„Prosit", rief Heiland.

„Anstoßen... Trinkt man ohne Anstoßen?" sagte Anni schmollend.

„Ich bin so frei." Aber er konnte es nicht recht.

„Ich glaub, der hat noch nie mit 'n Madel ang'stoßen", kicherte Anni. Und dann zeigte sie es ihm: Nur die Spitzen der kleinen Finger dürften sich berühren. So. Ja, so machte man es. Aber Heiland war zu ungeschickt. Sollte man es für möglich halten bei einem, der den ganzen Tag mit den feinsten Rädchen und Schrauben herumhantierte. Richtig! Da fiel ein Tropfen auf den Tisch. O weh! Der gute süße Schnaps! Schnell beugte sich Anni hernieder und schleckte. Dabei sprang ihre Bluse vor und entblößte die zärtlichste Schönheit ihrer zweiundzwanzig Jahre. Es war Heiland, als müßte er weinen. Mit Mühe faßte er sich. Aber als er nun sprach, stotterte er und brachte nicht viel heraus. Nur so viel, daß der Likör sein eigenes Fabrikat sei und es ihm auf das bißchen Danebengeschüttete nicht ankäme.

„Anstoßen... anstoßen", kicherte Anni, die der Alkohol lustig machte. „Sie fürchten wohl überhaupt, anzustoßen?" Sie gab dem Worte seinen Doppelsinn. „Ich glaube, der Herr Heiland macht sich nichts aus Mädchen. Oder hat er doch vielleicht eine geheime Liebe?"

Heiland verkroch sich vor Verlegenheit geradezu in seinen Buckel hinein. O ja, er hatte eine Liebe... ganz, ganz im geheimen. Das wußte er jetzt besser als je. Aber er würde sich wohl hüten, auch nur ein Sterbenswörtchen davon laut werden zu lassen.

„Was wollen Sie mich ausspotten?" erwiderte er. „Ein Mädel wie Sie, dem die Mannsbilder doch dutzendweise nachlaufen, das hat doch genug an die eigenen Liebesdinge zu denken." Er gab das stoßweise von sich, und in seinen Augen flackerte es. Dabei blickte er das Mädchen an, als erwarte er von ihm sein Todesurteil. Anni aber fühlte sich geschmeichelt durch diese Feststellung ihrer erotischen Macht, und dabei fiel ihr zum Glück auch ein, was eigentlich sie heute abend in den Laden des Uhrmachers Bertold Heiland getrieben, und so rückte sie näher an ihren Gastgeber heran und sagte geheimnisvoll: „Sie sind doch 'n kluger Mann, Herr Heiland? Ich mein', Sie kennen sich doch in Dingen aus, die 'n anderes nicht kennt?"

„Wie meinen S' denn das, Fräulein Anni?" Heiland fürchtete eine unerfüllbare Bitte. Und das wäre ihm sehr beschämend gewesen.

„...Nun zum Beispiel, Sie kennen doch sicher die Schicksalskarten?"

„Kartenlegen? Nein!" Heiland war ein aufgeklärter Mann. Er las seit Jahren in seinem Konversationslexikon, das er im Sinne des Wortes von A bis Z durchstudierte. Nun war er schon bei „Berber" angelangt, hatte „Aufklärung" also längst hinter sich.

„Es ist ja nicht wegen 'n Kartenlegen. Daran glaub' ich auch nicht. Blödsinn! Und das kann außerdem in ganz Schwabing nur eine: die Waschfrau Kirndobler. Naa... naa. Nur: Ich meint, ob's nicht Tränklein gibt, die wo einen Mann zwingen, zu tun, was sein Mädel will. Daß er eine andere vergißt, die wo eine Schlampen ist und..."

Heiland hörte sehr ernst zu, und keine Anni der Welt hätte ihm angesehen, daß sich ihm dabei das Herz im Leibe umdrehte vor Kummer.

„Ich — werd's — mir — mal — durch 'n Kopf gehen — lassen —" sagte er.

„Gel, Sie sind schon so lieb... ich will auch immer sehr nett zu Ihnen sein, gelt, Herr Heiland? Und morgen... morgen komm ich wieder und hol mir dann Bescheid. Pfüt Gott, Herr Heiland. Und vergelt's Gott auch fürn Schnabus!"

Sie war schon draußen.

Heiland stand auf und ging mit schweren Schritten durch seinen Laden. Er kannte sich selber nimmer recht. Was war mit ihm vorgegangen? Seit Tagen schon hatte er keinem der Mädchen des Hauses mehr gestattet, die abendliche Plauderstunde mit dem jeweiligen Schatze in seinem Hinterzimmerchen zu verbringen. Immer andere Ausreden erfand er. Bald zwang Kopfweh ihn zu vorzeitigem Schlafengehen, dann galt es zu stöbern, und gestern gar, da sollte ein Freund kommen, eine Partie Domino mit ihm zu spielen. „Was nur mit 'n Heiland ist?" hatte heut morgen die Direktors-Kathi ihre Spezialfreundin, die Josepha von Kammersängers aus der dritten Etage, gefragt. „Spinnt der Mann jetzt? Was ist denn dem in den Bletschi-Blatschi g'fahrn?" Die plötzliche Sinnesänderung des sonst so gastfreien Mannes hatte Revolution erregt. Kamen die Schätze zum Besuch, so mußte die Frei-Stunde auf der Bank der Leopoldstraße verplaudert werden oder bei einem Spaziergang, bei dem jegliche Betulichkeit genierlich wirkte. Heiland war dabei immer freundlich, ja, oft geradezu devot und aufs tiefste verlegen, wenn er die oft gewährten Bitten nun abschlagen mußte. Aber er hätte es nicht ertragen können, aus seinem Zimmer Gekicher zu hören und die Volltreffer der Lippen. Die Unruhe, die ihn selber erfüllte, brauchte Raum. Oft ging er, nach Feierabend, zur Waschschüssel, den großen Kopf, so tief wie der Buckel es gestattete, in das kühlende Wasser zu tauchen. Tausendmal aber erwog er seine Lage. Er grübelte — was er sonst nie getan, der Zukunft nach, obwohl er doch längst gelernt hatte, sich mit dem Alltag zu bescheiden und dem Frieden zu danken, der seine Tage still und geruhsam machte. Aber dieser Frieden war ihm genommen. Traf sein Blick den Spiegel, und fand er darin den zwergenhaften Kopf, sah er den Höcker, der sich rund wölbte, dann kam es vor, daß seine Augen Tränen feuchteten. Er wollte sich zur Arbeit zwingen. Aber die Hände, sonst so sicher, führten die Pinzette ohne Geschick. Und so abwesend waren oft seine Gedanken, daß er heute erst beim Auswechseln einer Taschenuhr-Feder das schadhafte Stück an Stelle des neuen angebracht hatte. So ging's nicht länger weiter. Das sah Heiland ein.

Es war eine Woche vergangen, ohne daß Anni im Laden vorgesprochen hatte, sich den Bescheid über das von ihr erbetene Tränklein zu holen. Fast täglich zwar kam sie am Laden vorbei, aber da befand sie sich stets in der Gesellschaft der ihr anvertrauten Kinder. Heiland betrachtete sie immer mit suchenden Augen. Er wollte aus ihrer Miene irgend etwas herauslesen, und er gestand es sich doch selber nicht ein, daß es sein eigenes Schicksal war, das er erkennen wollte. Es war ihm, als lese er in Annis Augen eine stille Traurigkeit, Spuren von Tränen und den Ausdruck der Sehnsucht. Und er, der stets nach Seele suchte, verging vor Mitgefühl und vermochte, seine eigenen Wünsche sofort zurückzustellen.

Einmal, als es wieder Abend geworden war und nur ganz spätes Sommerlicht dunkelgelb durch die Bäume der Straße flirrte, sah der Uhrmacher, wie das Mädchen aus dem Haustor sprang und über die Straße rannte, wo der Briefkasten am Eckladen des Kolonialwarenhändlers hing. Er öffnete die Tür und stellte sich vor sein Schaufenster, in dem alle Uhren gerade die Mitte der neunten Stunde anzeigten. So konnte es nicht anders sein, als daß Anni ihm in die Arme lief.

„Sie wollten doch zu mir kommen, Fräulein, Sie wissen schon... wegen des Tränkleins..." sagte er, und es schien ihm, als gelinge ihm ein Scherz.

Anni schürzte die Lippen. „Der Lump... der ist's ja gar nicht wert, daß man..."

Aber er schien es doch wert zu sein. Denn Anni begann zu weinen. Heiland zog sie zu sich in den Laden. Er war ganz Teilnahme. Wie er nun Annis Kopf streichelte, so waren seine Hände völlig frei von Begehren und ganz Tröster. So wurde Anni weich und mitteilsam. Sie zog eine Photographie hervor und sagte: „Da ist er... ein so schöner Mann! Und dabei ein Bazi, ein elendiger!" Das Bild zeigte einen Soldaten in Unteroffiziersuniform. „Noch vom Kriege her. Er war ja Vize beim Train!" Der stattliche Mann stand recht selbstbewußt im Bilde. Seine Schnurrbartenden ragten keck nach oben.

„Und jetzt?" fragte Heiland.

„Beim Sport ist er. In Ogl. Bei de Traber halt. Futtermeister. Ein Stallmann eben. Verflixt noch mal. Das ist's ja. Da kommen's her die Menscher, alle Sonntag, und scharmunzieren ihm. Weil's glauben, er sagt ihnen, was für'n Roß g'winnen wird beim Rennen. Und er — grad spreizen tut er sich vor Seligkeit, wenn a Mensch mit Seidenstrümpf ihm schön tut und ‚Herr Lechner' hin und ‚Herr Lechner' her... die Saumensch, die elendigen. Und ich weiß: Centa hoaßt's, die windige Schlampen die. Und mit an jeden geht's. Oh, die wohnt in der Neuturmgassn, und die ganze Nachbarschaft kennt's, was das für eine ist!"

„Und ihn haben Sie gar so lieb, Fräulein Anni?" fragte Heiland, und seine Stimme zitterte.

„Den...? Den Lumpen? Der a jeds Mensch auf 'n Schoß nimmt und sich damit abphotagraphieren läßt auch? Auf den pfeif doch ich. Der kann mi doch gern ham von mir aus!" Und nachdem sie, in der leidenschaftlichen Erregung, ihre sogenannte „gute Kinderstube" ganz vergessen, das heißt: ihre schlechte, die ganz hoch droben in Giesing lag, wiedergefunden hatte, sprach sie sich, unter Verzicht auf jede hochdeutsche Wortbildung, offen aus: Der Beni sei mit der Centa im Dult-Prater gewesen. Und getanzt und Karussellfahren grad. Und beim Schnellphotographen, da hab er sie auf den Schoß genommen. Und dann sei das Bild noch ausgehängt worden gar, in dem Photomenschen sein Reklamekasterl; daß d' Schand nur ganz offenbar würd. 's Katherl von drobn hat's g'sehn und noch zwei Madeln aus der Leopoldstraß. Sie selber wär ja gar net drauf kommen, weil sie überhaupt sich gar nichts aus der ganzen Pratergaudi mache. Und jetzt sei's aus und gar.

Es wurde Heiland warm ums Herz, als er Anni so reden hörte. Wohl tat ihm vor allem ihr Bekenntnis, sie scheue die lauten Vergnügungen. Und eine Hoffnung wurde groß in ihm, daß seine großen Augen einen ganz seltenen Glanz bekamen. Zumal, als Anni jetzt sagte: „Sie sind ein guter Mensch, Herr Heiland, das merkt man. So a lieber Mensch!"

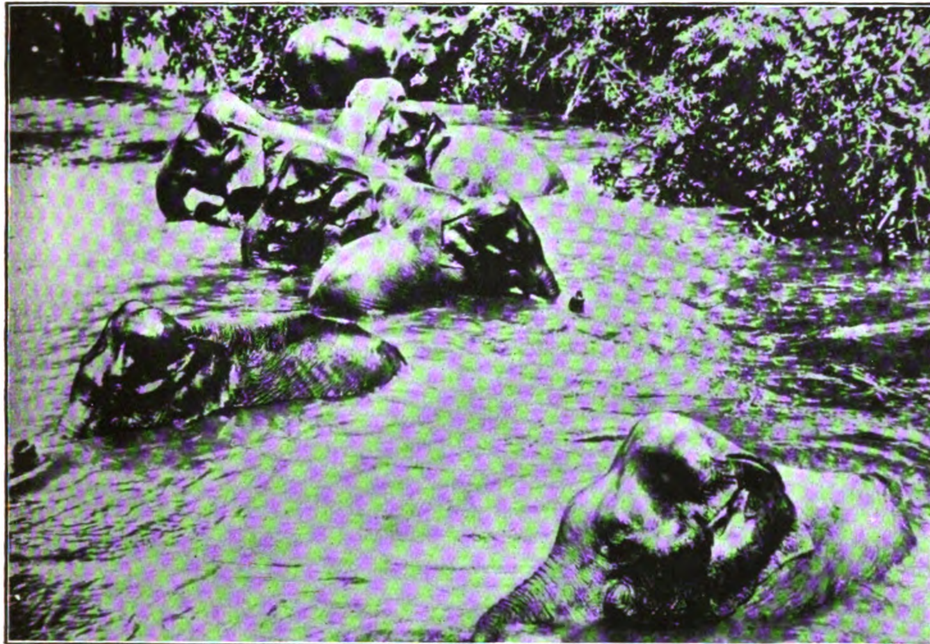
„Wirklich? Meinen Sie das? Es — ist — nur — immer — so furchtbar — still — hier — so einsam — so —"

(Fortsetzung folgt.)





Von der Fahnenübergabe an das neue spanische Kriegsschiff „Canovas de Castillo“ im Hafen von Malaga: Vorbeimarsch marokkanischer Eingeborenen-Truppen vor König Alfons XIII. (1) und General Primo de Rivera (2). — Im Oval: Die feierliche Kundgebung für die spanischen Überseeflieger, Kapitän Franco und seine Begleiter, die glücklich in Buenos Aires anlangten, in Madrid am 11. Februar: Die Menschenmenge vor dem Denkmal von Christoph Kolumbus.





Idyll im Innern der Sunda-Insel Borneo: Eine Herde wilder Elefanten beim Bad in einer Wassergrube in den Dschungeln. — Nebenstehend: Vom 50jährigen Regierungsjubiläum des Maharadschas von Baroda (Britisch-Indien): Der Fürst auf seinem Staatselefanten beim Verlassen des Palastes zur Entgegennahme der Huldigungen seiner Untertanen auf dem Barasin-Maidan (Platz) in der Hauptstadt Baroda.

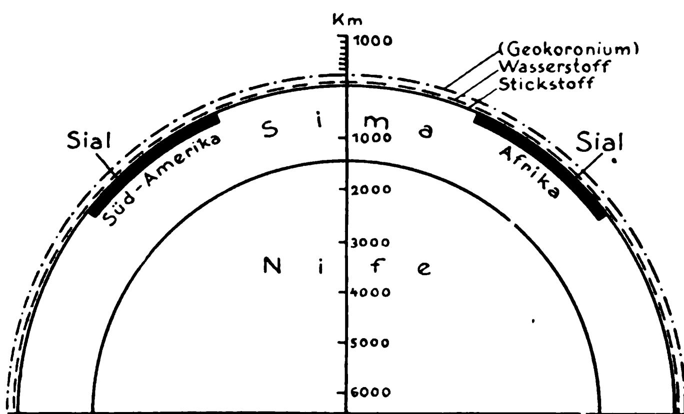




Links: Eine neue Tennis-Mütze mit Sonnenschutz-Schirm für Damen: Johanna Ridley, die diese neue Kopfbedeckung zusammen mit anderen Damen bei einer Rundreise in Südafrika aufbrachte, in weißer Tenniskleidung. — **Rechts:** Von dem im vorigen Jahre eröffneten Deutschen Institut an der portugiesischen Landesuniversität Coimbra: Eine Gruppe portugiesischer Professoren und Studenten mit deutschen Gästen und Teilnehmern während der Einweihungsfeier. (Vgl. hierzu den Beitrag in der Rubrik „Wissen und Leben“ auf Seite 262.)

Die Entstehung der Erdteile und Weltmeere. / Von Rudolf Hundt. Mit vier Abbildungen.

Die Weltkarte lehrt uns, daß die Küstenverläufe von Brasilien und Afrika sich so gut ergänzen, wenn man die beiden Erdteile aneinanderrückt, daß einen der Gedanke nicht befremdet, der von Wegener zum Gegenstand seiner Kontinentverschiebung erhoben wurde. Und nach diesem Forscher haben auch beide Kontinentaltafeln, Amerika einerseits, Europa-Afrika andererseits, ehemals zusammengehangen. Erst am Ende des Erdmittelalters, in der sogenannten Kreidezeit, zerbrach diese Tafel, und die einzelnen Teile schwammen auseinander. Nach Wegener hingen noch größere Landmassen miteinander zusammen: Antarktis, Australien, Vorderindien, Südafrika, Südamerika. Während der Jura-, Kreide- und Tertiärzeit brachen die einzelnen Schollen auseinander und entfernten sich voneinander. Vorderindien entfernte sich von Afrika und schwamm Asien zu, mit dem es sich an der Stelle verband, wo sich heute das Himalajagebirge auftürmt.



Schnitt durch die Erdhalbkugel mit Südamerika und Afrika in getreuen Größenverhältnissen. (Nach Wegener.)

Man kann aber neben dem Westwärtswandern der Kontinente ein Abwandern nach dem Äquator feststellen. Von Wegener wird nun angenommen, daß die Kontinentalschollen gegen 100 km mächtig sind und auf einem anderen Magma, dem Sima, schwimmen, aus dem sie nur 5 km weit herausragen. Früher bedeckten die Kontinentschollengesteinsschichten die ganze Erde. Heute sind sie durch Spaltung und Faltung auf ein Viertel der Erdoberfläche zusammengeschmolzen. In den Tiefseeböden haben wir die Schichten der nächsttieferen Erdkörperschicht vor uns. Wie sehr die Schichten zusammengeschoben worden sind, hat Heim an den Alpenfalten errechnet, die heute eine Fläche von 150 km einnehmen, während sie früher 600—1200 km breit waren. Man hat diese Faltungserscheinung immer mit dem langsamen Erkalten des Erdinnern in Beziehung gebracht. Wenn dem so wäre, müßte die Erde sich nach Wegener seit dem Tertiär um 2400° C abgekühlt haben. Die Unterlagen der Kontinente sind Gneis und Granit. Sie gehören der einst die ganze Erdoberfläche bedeckenden Schale, dem „Sial“ an, dessen Gesteine vorzugsweise aus Silizium- und Aluminiumverbindungen aufgebaut sind. Wie schon erwähnt wurde, schwimmen sie im Sima, der nächsttieferen Gesteinsschale der Erde, in die sie 95,2 km eintauchen. Die Atlantische Spalte besitzt im Süden eine Breite von 6220 km. Sie wird im Norden, zwischen Nordostgrönland und Spitzbergen, schmäler und ist hier nur noch 200—300 km breit. Daß aber die Kontinente östlich und westlich dieser Spalte einmal zusammengehangen haben, wird durch verschiedene Tatsachen bewiesen. So entsprechen die Zwarten Berge Südafrikas den alten Gebirgsfalten bei Buenos Aires in Südamerika. Die Trennung beider Kontinentmassen muß schon in der unteren Kreide entstanden sein, denn zu dieser Zeit lassen sich zwischen beiden Kontinenten keine Tierwanderungen mehr feststellen. Im Tertiär muß die Trennung schon umfangreiche Formen angenommen haben; das damals gefaltete Atlasgebirge Afrikas läßt sich über den Ozean nicht nach Westen hin verfolgen. Man kann aber die Spuren der am Ende des Erdaltertums vor sich gegangenen Faltung und die unmittelbar nach dieser Zeit abgelagerten Steinkohlen von Europa nach Nordamerika hinüber, in derselben Richtung verlaufend, verfolgen. Auch die Spuren der alten silurischen, sogenannten kaledonischen Faltung sind auf beiden Seiten nachweisbar. Sogar an dem Kranz der eiszeitlichen Endmoränen kann man, heute durch 2500 km getrennt, einen früheren Zusammenhang erkennen. Die amerikanischen eiszeitlichen Endmoränen liegen $4^1/_2$ Breitengrad südlicher, da ja Nordamerika langsam nach dem Äquator abwandert.

Der Stille Ozean ist älter als der Atlantische Ozean, da sich in ihm noch Reste alter Tierwelten befinden, wie die Ohrenrobbe. Auf der Kochschen Dänemark-Expedition nach Grönland wurde gefunden, daß sich Nordostgrönland von Nordeuropa in den Jahren 1823 bis 1870 um 420 m, also im Jahre um 9 m, und in den Jahren 1870 bis 1907 um 1190 m, also in einem Jahre um 32 m entfernt hat. Der Abstand zwischen Europa und Nordamerika wächst jährlich um 1 m. Seit dem Abriß Grönlands von Nordamerika wandert letzteres nur um ein kleines weniger als 1 m im Jahr nach Süden. Diese Wanderungen können nur vor sich gehen, wenn die Erde zähflüssig ist. Das wird durch die Hebungen und Senkungen vor und nach den eiszeitlichen Eisbelastungen, durch die Polabplattung, durch die Polwanderungen bewiesen. So steht fest, daß zwischen der Steinkohlenzeit und der Jetztzeit der Pol um 90° gewandert ist.

Wegener hat ein neues Bild vom Werden der Kontinente und der Ozeane aufgezeichnet, und die Folgezeit wird die Gelehrten bei der Arbeit finden, für und gegen diese Erklärung Beweise zu sammeln.





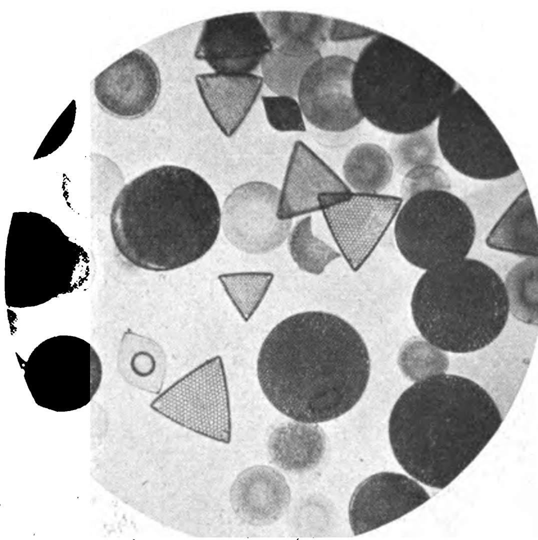


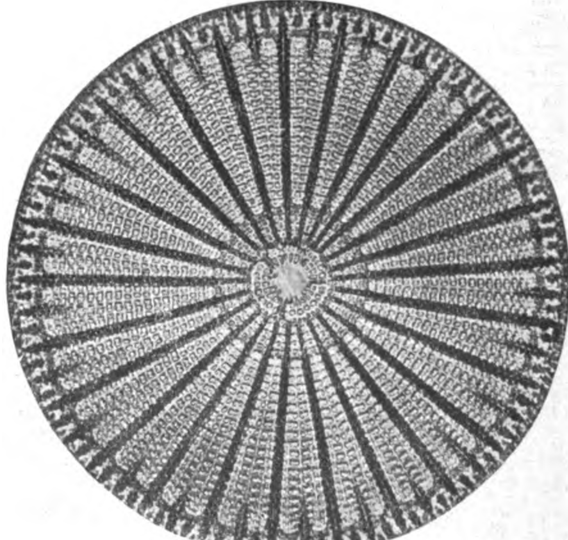
Rekonstruktionen der Erdkarte nach der Verschiebungstheorie von A Wegener: Die Kontinente und Ozeane in der Steinkohlenzeit (oben), in der älteren Braunkohlenzeit (links) und in der Alt-Quartärzeit (rechts). (Getönt = Tiefsee; punktiert = Flachsee.)

Von den kleinsten Baumeistern der Erde. / Von Dozent Ewald Schild. Mit zwei Aufnahmen nach Mikrophotographien des Verfassers.

Besonders energisch vertrat Lyell in seinem Werke „Principles of Geology“ die auch durch den Deutschen v. Hoff schon ausgesprochene Auffassung, daß zur Erklärung der Entstehung der Erdoberfläche wir keine ungeheuerlichen Ereignisse benötigen, die Gebirge auftürmen, Kontinente verschlingen usw., sondern daß in Jahrmillionen langen Zeiträumen die auch heute noch zu beobachtenden Vorgänge zu dem gegenwärtigen Zustande geführt haben. Wie richtig und zutreffend die Gedankengänge v. Hoffs und Lyells sind, ist besonders deutlich an der Tatsache zu erkennen, daß selbst die allerkleinsten Organismen, die wir nur mit Hilfe des Mikroskops erkennen können, einen nicht unwesentlichen Anteil an der Zusammensetzung der Erdoberfläche besitzen.

Das Mikroskop hat uns ja bekanntlich eine überaus formenreiche und mannigfaltige Kleinwelt einzelliger Pflanzen und Tiere des Süß- und Meerwassers enthüllt, deren Leib eben nur aus einer einzigen, mit freiem Auge nicht wahrnehmbaren Zelle besteht, wie solche, zu Millionen und Milliarden vereint, den Körper aller höheren Pflanzen und Tiere, einschließlich des Menschen, aufbauen. Der Zellkörper dieser einzelligen Organismen besteht zumeist bloß aus lebendiger Zellsubstanz, dem Protoplasma mit dem sogenannten Zellkern, dem Zentralorgan des Lebens einer solchen Zelle. Eine andere Gruppe dieser einzelligen Organismen besitzt aber die merkwürdige Fähigkeit, Hartteile, gewissermaßen ein kleinstes Skelett, auszubilden. Unsere Allmutter Natur ist hier auf unfaßbar kleinem Raume mit verschwenderischer Pracht vorgegangen. So bilden die Kieselalgen oder Diatomeen, kleinste einzellige Pflänzchen, wie wir sie in jedem Wassertropfen aus Bach und Tümpel zahlreich finden können, um ihr Zellkörperchen einen mit kunstvollen Zeichnungen geschmückten, feinen Panzer aus Kieselsäure (siehe die beigegebenen Abbildungen), der überaus widerstandsfähig ist. Ist nun das Leben einer solchen Kieselalge beendet, so stirbt wohl die im Innern des zarten Kieselsäurepanzers befindliche Zellsubstanz ab und geht zugrunde, nicht aber das Kieselsäureskelett, das erhalten bleibt und allmählich untersinkt. Wie ein beständiger, langsam herniederrieselnder Regen fallen sie auf den Grund ihres Wohngewässers. Im Laufe sehr langer Zeiträume sind auf diese Weise bedeutende Ablagerungen entstanden. So finden wir z. B. in der Lüneburger Heide recht mächtige Ablagerungen, die aus Billionen solcher winziger Kieselpanzer bestehen, und ein Teil Berlins erhebt sich auf einer 25 Meter dicken Schicht, die nur aus Panzern der Kieselalgen zusammengesetzt ist.


Kleinste einzellige Urpflänzchen, die sogenannten Diatomeen aus Cuxhaven. Etwa 150fach vergrößert.


Eine Meeresdiatomee in 800facher Vergrößerung, ein Beispiel für die regelmäßige Schönheit dieser Kleinweltorganismen.

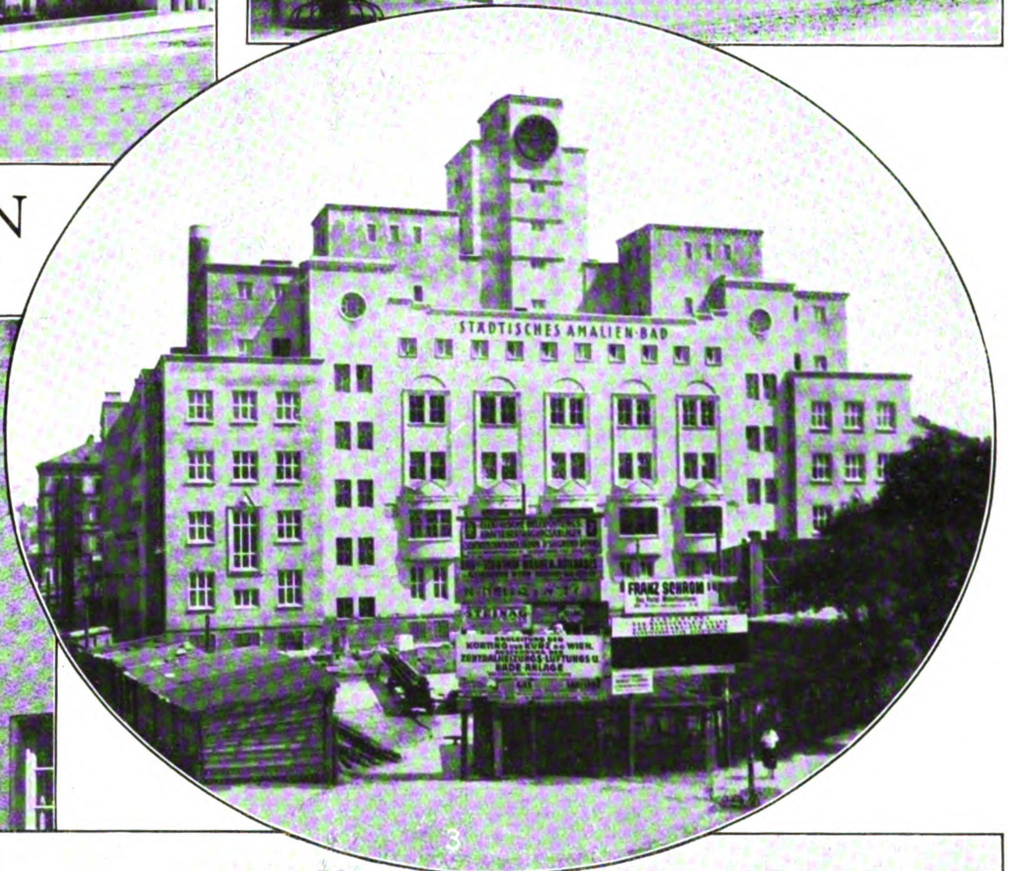
Aber nicht nur einzellige Pflanzen, sondern auch einzelne Tierchen betätigen sich als Baumeister unserer Erdrinde. Es seien nur die sogenannten Radiolarien (Strahlentierchen) erwähnt. Ihre große Artenzahl zeigt, wie ungeheuer groß die Formenmannigfaltigkeit auch bei den am einfachsten organisierten Lebewesen ist. Die eigentlichen Radiolarien sind ausschließlich Bewohner des Meeres, ebenfalls mikroskopisch klein, und besitzen gleichfalls ein aus Kieselsäure bestehendes Skelett von oft wunderbarer und regelmäßiger Schönheit, das aus prachtvoll angeordneten zarten Nadeln, Stäbchen oder Gitterschalen besteht, und das oft vielfach mit feinen Stacheln verziert ist. Diese Skelette sind es nun, die in den Tiefen des Ozeans vorgefunden werden, und deren beständiges Hinabfallen zu mächtigen Ablagerungen geführt hat und noch heute führt.

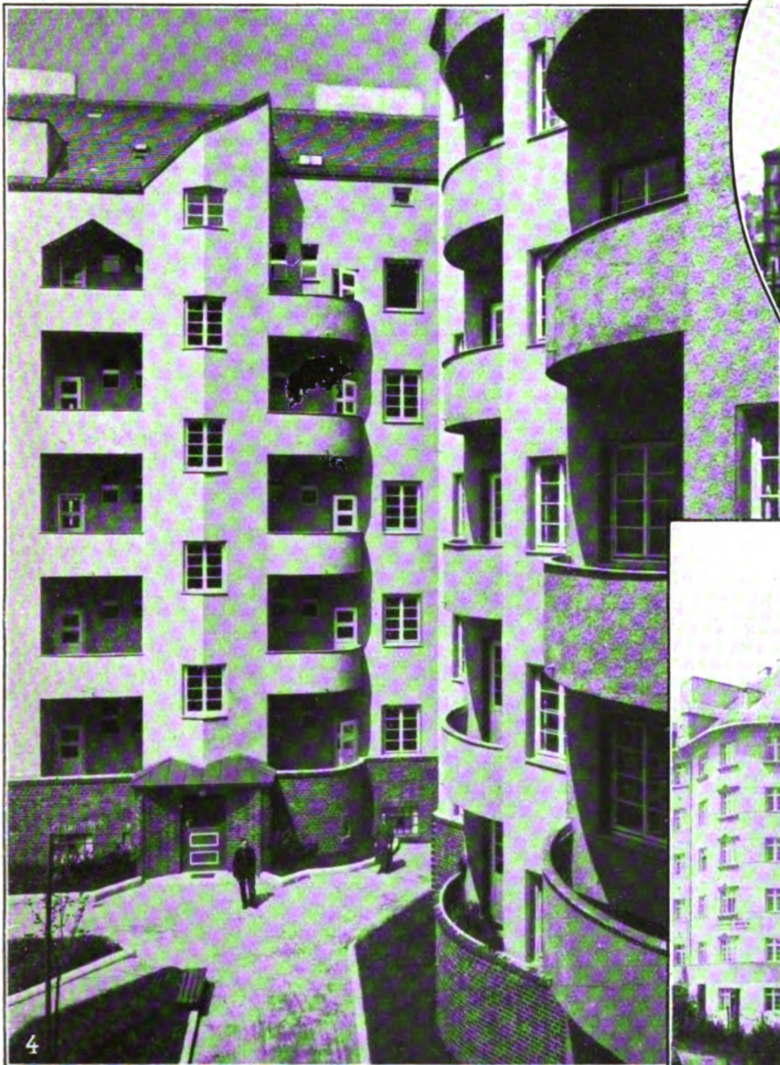




NEUE WIENER BAUTEN

(Vgl. hierzu den Beitrag in der Rubrik „Wissen und Leben“)







1. Städtische Kinderübernahmestelle in der Ayrenhoffgasse (IX. Bezirk): Haupteingang. (Phot. Carl Zapletal.) — 2. Städtisches Volksbad in der Ratschkygasse (XII. Bezirk). (Phot. Carl Zapletal.) — 3. Der Bau des Städtischen Amalienbades am Reumannplatz (X. Bezirk) kurz vor seiner Vollendung. (Phot. Fritz Sauer.) — 4. Hofwinkel eines Neubaues am Quarinplatz. (Phot. Österreichisch-Ungarische Baugesellschaft.) — 5. Der Metzleinstalerhof am Margaretengürtel. (Phot. Carl Zapletal.)





Szenenbild aus der Uraufführung des Musikdramas „Dona nobis pacem" (Herr, gib uns Frieden!) von Kurt Stiebitz am Stadttheater in Halle am 16. Februar: Vorn (in weißer Kutte): Ewald Böhmer als Ekkehard; dahinter rechts: Rudolf Henze als Mönch Notker; Elof Benktander als Abt Kralo (im weißen Haar); rechts: Magda Schwelle als Herzogin Hadwiga und Lotte Strempel als Praxedis.

Links: Von der Aufführung des musikalischen Volksdramas „Boris Godunow" von M. P. Mussorgski an der Staatsoper zu Berlin am 18. Januar: Theodor Scheidl als Zar Boris und Genia Guszalwicz als Zarensohn Feodor.





Walther Matthes und Hanna Tölzer bei der kürzlich erfolgten Uraufführung des Balletts „Pulcinella" von Heinrich Kröller am Staatstheater in München. (Phot. Hans Holdt, München.) — Links: Szenenbild aus der Aufführung des Altmünchener Lustspiels „Bürger und Junker" von Martin Schleich am 19. Januar im Prinzregententheater zu München.





Links: Von der Uraufführung des Dramas „Aert" von Romain Rolland, die am 29. Januar anläßlich des 60. Geburtstags des Dichters am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg erfolgte: Szene aus dem 3. Akt. Von links nach rechts: Georg Aug. Koch als Statthalter; Anneliese Born als Aert; Erika Beilke als Lia. (Phot. H. J. Meisner, Hamburg.) — Rechts: Vom Ball der Deutschen Reklamefachleute in Berlin: Die Modekönigin Sonja I. auf dem Reklamethron als Königin „Elida".

DAS TRAPEZ

EIN FLIEGERERLEBNIS VON OTTO FUCHS

(1. Fortsetzung.)

Und wieder schlägt die Stimmung um. Ein leichtes Schwindelgefühl befällt mich; ich glaube bleich zu werden. Um Gottes willen, nur jetzt nicht.. nein, nein! Wie ein Ringer stürzt sich mein Wille auf das Herz, umschlingt es, knetet es und unterwirft es sich. In mächtigen heissen Wellen flutet das Blut wieder ins Hirn, den Nerven neue Kraft zuführend.

Erst jetzt schenke ich dem eigentümlichen Knacken einige Beachtung, das bereits eine Weile an mein Ohr dringt, ohne mir recht bewußt geworden zu sein. Es klingt, als platzten Kastanien auf heißer Herdplatte. Ich werde von der Erde aus beschossen. Die Tragflächen weisen schon etliche kleine, ausgefranste Löcher auf, und im Augenblick sehe ich gerade etwas Nebelartiges von der Strebe spritzen und einen von ausgezacktem Metall begrenzten Schlitz hinterlassen.

Auch unter meinen Füßen splittert plötzlich das Holz, und ein scharfes Zischen streift mein linkes Ohr, daß mir ein krampfhaftes Frösteln über die Kopfhaut läuft. Klack-klackklack-klack! Ich höre jeden Schuß. Ein Maschinengewehr mischt sich ein. Hoho, gleich noch ein zweites!

Und eben haben sie mich. An verschiedenen Stellen fliegen gleichzeitig Furnier und Bespannungsfetzen weg. Ich spüre an Knien, Arm und Stirn das Vorüberstreichen der Kugeln. Es ist ausgerechnet der schwache linke Flügel, der am schlimmsten mitgenommen wird. Er muß wohl gerade eine Geschoßgarbe geschnitten haben, denn flatternde Risse klaffen in der Leinwand, die sich von einer zerschossenen Spiere in schmalem Streifen ablöst und wie ein Wimpel flattert. Ich kreuze ein neues Hagelwetter. Vom Schloß des einen Maschinengewehrs spritzen Funken unter hellem Klatschen. Wie aus einer Gießkannenbrause werde ich mit Kugeln begossen, während ich bequem in meinem Polstersessel sitze, ein wenig vorgebeugt, den linken Arm auf die Karosserie gelegt, und schaue und lausche mit verhaltenem Atem. Denn nun wird es ja im Augenblick entschieden sein, wo ich abstürzen soll. Und dieser Punkt interessiert mich ungemein. Ich bin noch 50 Meter hoch. Graben über Graben flitzt unter mir weg. Französische Infanteristen laufen aufgeregt hindurch, in Gruppen oder einzeln, stehen still, und blasse Flämmchen zucken vor ihren Köpfen. Das gilt mir. Klatsch. Gut gezielt! Und dort aus einem Sandsackhaufen spuckt ein schwarzer Gegenstand ohne Unterbrechung, daß es um mich nur so pfeift und zischt und prasselt. Vom linken unteren Flügelende verschwindet ein handgroßes Stück.

Da, brauner Schleier vor der gewundenen Grabenschlange. Drahtverhau. Drüber weg! Wahnwitzige Hoffnung wie eine Fontäne aus Licht durchstößt schmerzhaft mein zusammengeschrumpftes Herz... Jetzt ein besonders hoher, lehmgelber Graben... sicher deutsch... 10 Meter hoch. Blaugraue Uniformen, blaue Stahlnäpfe über die rötlichen Kleckse der Gesichter gestülpt... Eines ganz nah, mit schwarzem Schnauzbart, aufgerissenem Maul. Gewehr schwenkend.

Verworrener Aufschrei erstirbt hinter mir. Franzosen... alles verloren! Mit raschem Griff habe ich den Gürtel aufgerissen, der mich an den Sitz bindet, an Trümmer denkend, unter die ich vielleicht verwundet zu liegen komme.

Noch einmal Drahtverhau! Ein Wirrwarr von Holzpflöcken, spanischen Reitern und braunem Netzwerk rast dicht unter mir vorbei. Grasige Erde springt mir entgegen, weicht zurück. Gelände senkt sich, eine Mulde bildend. Und abermals wirft sich mir der Boden entgegen; er ist dunkel gefleckt, naß. Moor. Mit hohlem Gepolter setzen die Räder auf, sinken ein. Die Rumpfspitze kippt vornüber. Obgleich ich mich mit aller Kraft gegen den Bordsaum stemme, nickt mein Kopf, berührt blitzartig den Polsterwulst, schnellt, wie an Gummisträngen aufgehängt, ins Genick zurück. Zugleich fühle ich mich hochgehoben, verliere den Sitz... Mit den Beinen in der Luft strampelnd, die Arme über den Kopf werfend, überschlage ich mich und platsche längelang in den weichen Schlamm. Über mir zersplittert mit furchtbarem Krachen die Maschine.

Für eine Sekunde tritt Totenstille ein. Der niedersausende Rumpf ist mir auf den Hinterkopf gefallen und drückt mein Gesicht tief in den nachgiebigen Morast. Ihn mit den Schultern hochzuheben, reichen meine Kräfte nicht aus. Er ist zu schwer. Ich drohe zu ersticken, schlage mit den Beinen, zapple wie ein Fisch, der ans Land geworfen wurde, und kratze mit fliegenden Händen die Erde auf. In den Lungen staut sich die verbrauchte Luft, in Hals und Hirn hämmern jagende Pulse, purpurne Schwärze, von grünlichen Lichtern durchblitzt, ballt sich vor meinen Augen. Endlich glückt es mir, eine schmale Rinne zu graben, durch die ich frische Luft einziehen kann. Im Nu habe ich mich ganz heraufgearbeitet, springe auf die Beine und taumle wie betrunken ein paar Schritte weit. Die plumpen Pelzschuhe, mein schwerer Pelzmantel hindern mich bei jeder Bewegung, überdies breche ich bis an den Knöchel im Sumpf ein. Wie ein betrunkener Bär torkle ich, rutsche aus, patsche im schwarzen Brei und stürze mich kopfüber in eine Wasserlache, vermutlich ein altes Granatloch, als man eben die Beschießung wiederaufnimmt. Hier bin ich sicher. Auf dem Rücken liegend, an die innere Trichterwand geschmiegt, mit angezogenen Knien, nur das Gesicht über Wasser haltend, überlasse ich mich der wohltätigen Erschöpfung. Welch süßes Gefühl ist es, ein wenig die Augen zu schließen! Mit bebenden Händen kühle ich die flimmernden Lider. Das Toben des Blutes läßt nach, der Atem geht langsamer, tiefer. Es wird wundersam still in mir. Eine unsägliche Befriedigung ergreift von meinem ganzen Gemüte Besitz. Und das schüchterne Schmeicheln der lauen Luft löst meine Züge aus ihrer Starre. So möchte ich bleiben dürfen... und einschlafen, ja, schlafen. Drei Tage und drei Nächte lang, immer... Sanfte Wellen nehmen mich in ihre Arme und wiegen mich. Luftige, glückliche Bilder tauchen vor mir auf und ab und verschwimmen spielend eines ins andere: Die friedvollen Kanäle von Brügge, in denen sich die alten Dächer spiegeln und kleine verzauberte Gärtchen. Ein Wiesenfleck in der Umgebung meiner Heimatstadt, das Lieblingsplätzchen meiner Ferien. Fremde Gebirge und Landschaften voll seltsamer Bewegung und Rauschen wie von Wasser. Dazwischen schieben sich Gesichter, die mir irgendwo einmal begegnet sind, und die Vision eines Schwanenteiches nimmt, ohne sich Gewalt anzutun, die treuherzigen Mienen meines Burschen Schmiedbauer an. Durch all diese Phantasien aber schreit unablässig eine dünne Stimme: „Ätsch, ätsch, ausgewischt... ätsch, ätsch!" Es hört sich an wie Vogelgezwitscher.

Ein brennender Schmerz in der rechten Schläfe ruft mich zur Wirklichkeit zurück. Wahrscheinlich werden mich die Brillenscherben verletzt haben. Ich öffne die Augen, blicke in den seidig glänzenden Himmel und höre mit andächtigem Entzücken das fromme Getriller der Lerchen. O Frühlingsjubel, o reines Licht, o süße Lust des Lebens! O verheißungsvoller Ackerbrodem! O Erde, Erde, über alles geliebte!

Erschrocken starre ich meine blutbeschmierte Hand an. Ja so! Meinen blauen Seidenschal vom Halse nestelnd, tritt die Ernüchterung ein. Wie sind doch meine Finger so ungeschickt. Ich ziehe ihn immer fester um die Gurgel. Und plötzlich schüttelt mich die Wut. Ich knirsche, blase, schnaube, stöhne vor Zorn. Heißer Geifer trieft mir aus den Mundwinkeln und besudelt meine Hände. Dabei fällt mir ein, daß mich die Franzosen vielleicht suchen könnten. Gewiß sind sie schon unterwegs. Ah, wenn sie jetzt kämen, sie fänden statt eines gepeinigten Menschen ein wildes Tier. Mit den Zähnen wollte ich den ersten besten, der heranschleicht, zerfleischen. Ich habe ganz deutlich den vollen, warmen, etwas laugigen Blutgeschmack auf der Zunge. Ein stoßweises Lachen zischt mir aus dem Rachen. Da endlich gibt der Knoten nach, und der Anfall bricht so unvermittelt ab, wie er gekommen.

Dann, während ich das Tuch mit Wasser tränke und an die geschwollene Stirn presse, überlege ich die Möglichkeit meiner Rettung. Daß man vorhin beim Laufen nach mir schoß, beweist, daß ich tatsächlich vor den französischen Linien gelandet bin. Daß sich kein deutscher Soldat blicken läßt oder mich auch nur anruft, beweist, daß ich von unserer Stellung noch ein gut Stück entfernt liege. Ich versuche, mich an das Bild zu erinnern, das sich mir beim Gleitflug bot. Ein deutscher Graben gehört nicht dazu. Nun, wollen wir mal vorsichtig auslugen!

Zunächst nach Westen, denn das wichtigste ist, zu wissen, woher mir Gefahr droht. Ich wälze mich in meiner Pfütze auf den Bauch und ziele zwischen zwei ausgeworfenen Grundschollen hindurch. Das Gelände steigt sanft an. Bis zum Stacheldraht sind es 100 Meter. Bis zum Kamme, wo sich die erste Linie hinzieht, gut noch einmal soviel. Weiter rechts, ungefähr in gleichem Abstand, krümmt sich eine braune Lehmschlange, von der ich nicht weiß, in wessen Händen sie sich befindet. Und links hinüber versperrt mir mein toter Vogel jede Aussicht, der, zehn Schritte von mir entfernt, auf dem Rücken liegt mit gebrochenen Flügeln und hilflos die schmutzigen Räder in die Luft streckt. So sieht's auf der Feindseite aus. Und nun die Rückseite. Ich hebe den Kopf etwas höher... Nichts! Ich biege mich vorsichtig zur Seite, herüber, hinüber. Nichts! Das kann ja doch gar nicht sein, daß da die Welt aufhört. Oder? Ich strecke mich noch ein bißchen weiter heraus. Tacktacktack... päng, drrrrrr! Ein Querschläger zwitschert so dicht über meinen Kopf weg, daß ich schleunigst unter Wasser fahre. Prustend und schneuzend tauche ich wieder hoch. Was ich gesehen habe, ist wenig ergötzlich. Die Wiese senkt sich zu einem flachen Tälchen, in dem hier und da Wasser glitzert. Und ob die Anhöhe jenseits — es mögen 700 bis 800 Meter bis dahin sein — etwas Schützengrabenartiges trägt, konnte ich nicht feststellen. Buschwerk, das mir Deckung böte, oder auch nur etwas Röhricht fehlt ganz. Wie eine Tenne dehnt sich das Feld, vom spärlichen, dürren Grase des vorigen Jahres bestanden. Was soll ich tun? Die Nacht abwarten, wäre das einfachste. Allein, wir haben erst dreiviertel vier, das Wasser, in dem ich bis zum Halse sitze, ist eisig kalt (wir hatten in

den letzten Nächten Frost), und die Wahrscheinlichkeit, bei Dunkelheit in die Hände einer Streifpatrouille zu fallen, viel größer als jetzt. Zudem könnte es neblig werden, und wie soll ich mich dann orientieren, da ich doch keine Ahnung habe, wohin ich eigentlich muß! Der letzte Grund aber, der mir einen baldigen Platzwechsel angeraten erscheinen läßt, ist die zweifellos in kurzem einsetzende Beschießung durch Artillerie.

Also fort! Aber wie? Man wird mich sehen, wird mich hetzen und ein lustiges Scheibenschießen nach mir veranstalten. Wenn nur die Granatlöcher etwas häufiger wären! Und noch eins macht mir Sorge: daß ich nicht recht springen kann mit meinen Elefantenbeinen. Und gar mein schwerer Pelzmantel, der sich auch noch mit Wasser vollgesogen hat. Wenn ich das Zeug nur von mir brächte! Indes, sowie ich mich bücke, rage ich aus der Deckung, und darauf wartet man bloß.

Fliegergesurr, das sich rasch nähert, unterbricht meine Überlegung. Ich hatte ganz vergessen, daß meine Kameraden noch in der Luft sind, daß sie mein Mißgeschick bemerkt haben müssen, daß sie einmal nach mir schauen könnten.

Allein, wenn es Franzosen wären? Die sich überzeugen wollen, daß die Rechnung ausgeglichen wurde! Die sie ausgleichen werden, wenn sie mich noch am Leben finden. Mein Argwohn verdichtet sich zu Angst... Nein, da kommt ein Albatros herangebrummt. Im Sturzflug stürzt er auf seinen vermißten Bruder herab, fängt ab und heult wie ein schweres Geschoß kaum 5 Meter hoch über mich weg auf die feindliche Stellung zu. Mein Augenblick ist gekommen. Ich springe auf, reiße mir die unnütze Vermummung vom Leibe und laufe, was ich laufen kann. Die List ist geglückt. Die Franzosen, in der Meinung, billig einen zweiten Braten zu erwischen, knattern ganz närrisch auf Grundleitners schwarzweiß karierte Kiste, die fast greifbar über ihre Köpfe hinbraust. Kein einziger gibt auf mich acht.

Es ist dennoch kein reines Vergnügen, aufrecht über den flachen Wiesengrund zu rennen, der nur stellenweise trägt, und seinen gleichsam ausgehöhlten und lauschenden Rücken dem Feinde zu bieten, lauschend auf den Knall der Gewehre. Ich mag 50 Meter zurückgelegt haben, als mich das Pfeifen und Klatschen der Geschosse abermals zum Hinwerfen veranlaßt. Mein Atem fliegt wie der eines Hundes, und ich spüre Seitenstechen. Allein, es ist nicht der Ort, zu rasten. Ich liege ohne irgendwelche Deckung da. Die Kugeln zischen haarscharf über mich hin. Auch das Maschinengewehr tastet sich wieder heran. So krieche ich, auf den Knien und auf dem Bauche rutschend, weiter, finde eine querlaufende Furche und verschwinde darin. Sofort kommt mir der Gedanke, diese Furche geschickt auszunützen. Mich tief in ihre glitschige Sohle schmiegend, schaffe ich mich unbemerkt 30 Schritt seitwärts. Während dann aller Augen auf den Punkt lauern, wo ich niederstürzte, werde ich unerwartet an der neuen Stelle aufspringen. Nur nicht lange zögern! Jedes Meter vorwärts vermindert die Treffaussichten der Schützen, mehrt die Wahrscheinlichkeit des Entkommens. — Aber ich kann nicht. Mein Kopf glüht von Fieber, ein heftiges Zittern schwächt mir die Knie. Nichtsdestoweniger raffe ich mich auf, um schon nach einigen Sätzen zusammenzubrechen wie eine Gliederpuppe, der man den Faden durchschnitt. Die Erde dreht sich wie ein Karussell, und manchmal schieben sich schwarze Vorhänge vor, in denen grüne Sonnen kreisen.

Tacktacktacktack! Dreckspritzer fliegen mir ins Gesicht. Das peitscht den erlahmten Willen an. Und wie ein getretener Wurm winde ich mich, wälze mich, schiebe mich, mit Händen und Füßen nachhelfend, ja, wo diese versagen, sogar mit den Zähnen. Der Schweiß rinnt mir aus allen Poren, der Atem querrt wie eine rostige Säge, und meine Herzschläge wecken die Empfindung, als würde ich elektrisiert. So schnell folgen sie einander.

Wasser, ah! Ein Bach! Mit der Wollust eines Fisches lasse ich mich hineingleiten. Er ist eisig kalt und von der Farbe eines Goldkäfers. Ich beiße geradezu hinein. Die viel zu großen und hastigen Schlücke drücken mir fast die Kehle ab. Ich wate tiefer und tiefer, sinke bis zur Brust, schwimme. Der Graben mag 4 Meter breit sein. Drüben habe ich Mühe, das seichte, schlammige Ufer zu gewinnen. Und merkwürdig: Mein Kopf wird auf einmal wie mit Nebel gefüllt, meine Sinne schlafen ein. Ich fühle ein schreckliches Stechen irgendwo, vermöchte aber nicht anzugeben, ob im Kreuz, in den Schultern oder im Hinterkopf. Während ich mich auf dem Trockenen fortschleppe, merke ich, daß sich die Finger der linken Hand gekrümmt haben, daß sie mir nicht mehr gehorchen. Sie fest auf den Boden drückend, verändere ich wohl ihre Stellung, doch verharren sie in der neuen Lage ebenso unbeweglich. Überhaupt fühle ich ein bohrendes Kitzeln und Prickeln im ganzen Unterarm, als wollte er einschlafen. Unsinn! Er hat einfach nicht zu wollen. Ich will! Und mit zusammengebissenen Zähnen schlage ich ihn wie einen Gummiknüttel mehrmals auf den Boden, mich mit meiner ganzen Energie gleichsam in das stumpfe Glied werfend. Der Erfolg stellt sich auch sogleich ein. Ich kann unter lächerlichen Schmerzen die Finger langsam strecken. Das genügt. Es ist demnach nichts passiert. Nicht das geringste... Weiter!

Aber von nun an wiederholen sich die Schwindelanfälle häufiger; ich muß häufigere und längere Pausen machen, um die ermatteten Kräfte zu sammeln. Gottlob! läßt die Schießerei nach, vor allem das Maschinengewehr scheint seine Absicht aufgegeben zu haben. Mir fehlt jeder Begriff, wie lange ich schon unterwegs bin, und wie weit ich noch habe. Ich hebe vorsichtig den Kopf... Mein Gott! Durch das Kriechen im Zickzack habe ich höchstens 300 Meter zurückgelegt. Das ist noch nicht die Hälfte bis zum deutschen Graben, den ich jetzt zum erstenmal erblicke. Nein, das leiste ich nicht. Auf dem Rücken liegend, breite ich die Arme aus und stöhne vor Mutlosigkeit und Qual. Jetzt ist mir alles gleich.

Ssssst... sssst... Wieder jagen mich Schüsse auf. Horch! Was ist das? Ein fernes, hohles Murmeln im Himmel droben, schnell anwachsendes Heulen, Fauchen, Krachen... Eine zackige Rauchwolke schießt 100 Meter neben mir empor, der Boden schwappt und wackelt wie ein Pudding. Tief gebückt renne ich in sinnloser Angst eine Furche entlang. Und ob ich mir auch zehnmal vorsage, es gälte nicht meiner Person, nur der Zufall könne mich treffen, renne ich doch, meines Körpers nicht mehr Herr. Eine — wenn sich das so sagen läßt — rein physische Angst hat von ihm Besitz ergriffen, die nicht wie die gewöhnliche und, mit dieser verglichen, beinahe vernünftige Angst ihren Sitz im Zwerchfell hat, sondern über die ganze Oberfläche der Haut verteilt ist. Diese Angst hetzt mich, bis ich mit zuckenden Gliedern ins Gras falle, röchelnd, ächzend, große Speichelblasen über die Lippen sprudelnd. So erwarte ich bebend die nächste Granate. Eben: Anschwellendes Gejodel in der Luft, jähes Aufbrüllen, plötzlich spurlos verschluckt. Ein Blindgänger. In der Nähe meines Flugzeuges, das ich hinter mir in der Sonne glänzen sehe, fliegen Dreckpatzen. Nur weiter, weiter... und wieder nieder! Alle zehn Schritte liege ich jetzt eine Weile reglos, nach Luft ringend. Ein schreckliches Stechen schnürt mir mehr und mehr die Brust zu. Jeder Atemzug zerreißt mir wie mit Nadeln die Lungen. Und allmählich geht auch das letzte Gefühl in völlige Apathie über. Mechanisch tue ich meine Arbeit, mechanisch hebe ich dann und wann den Kopf, versichere mich der Richtung und beobachte die Einschläge der Granaten, die in gleichmäßigen Zwischenräumen niederfallen. Einmal wirbeln Stücke der Tragdecke in der schiefergrauen Wolke, die die Maschine umhüllt. Ein Volltreffer...

Das Licht wird schon matter, als ich endlich vor einem Drahtverhau anlange. Drei, vier kniende Männergestalten, mit großen Scheren bewaffnet, machen sich darin zu schaffen. Einer richtet sich auf... ruft mich an. Ich kann nichts verstehen. Ein gräßlicher Zweifel macht mein Blut gerinnen, Schreck reißt mir die Augen weit auf... Verirrt? Franzosen? Nein, Feldgraue. Sie schießen ja nicht. Vielleicht List? Daß sie mich lebendig haben wollen? Die Fragen kreuzen sich wie blanke Klingen: Ich will Gewißheit.

„Deutsche?“ frage ich.

„Württemberger.“

Mit einem Aufschrei sinke ich vornüber. Dann habe ich nur noch das hölzerne Gefühl, an den Armen fortgeschleift zu werden.

*

Aus dem Meeresbrausen, das mir die Ohren füllt, hebt sich eine einzelne Stimme:

„Sind Sie verwundet?“

Und noch einmal:

„Sind Sie verwundet?“

Ich erwache und blicke erstaunt um mich. Neugierige Gesichter starren mich an, ein Feldwebelleutnant neigt sich zu mir und wispert mir abermals die Frage ins Ohr:

„Sind Sie verwundet?“

Erst jetzt begreife ich, daß er mich meint. Ich schüttle mit dem Kopf: „Nein, ich glaube nicht.“

Warum weicht nur der graue Schleier nicht von meinen Augen? Wie sonderbar! Durch einen milchigen Nebel sehe ich jetzt einen Unteroffizier, der mir ein Feldgeschirr mit Kaffee reicht. Aber es ist mehr Schnaps als Kaffee. Ich trinke es auf einen Zug aus. Wenn nur erst der Schleier weg wäre! Und wenn man doch etwas lauter sprechen wollte.

„Wie, bitte?“ frage ich bereits zum zweitenmal.

Ob noch einer drüben läge...

„Nein, ich war allein. Jagdflieger.“

Und plötzlich fällt mir ein, daß ich sogleich Sieversen benachrichtigen muß. Der arme Kerl wird sich schön aufgeregt haben!

„Möchten Sie mir nicht eine Gefälligkeit erweisen und Jagdstaffel 66 anrufen?“ wende ich mich an den Feldwebelleutnant. Da saust er auch schon davon, wie aus der Pistole geschossen, und ist hinter der nächsten Grabenecke verschwunden, ehe ich noch Zeit habe, meinen Namen zu nennen. Von allen Seiten kommen Soldaten angelaufen, die mich begucken, als sei ich Sieger im Radrennen geworden. Ich setze mich aufrecht, stelle mich. Sogleich springt ein Unteroffizier hinzu und faßt mich behutsam, als sei ich Porzellan, beim Arm, um mich zu stützen.

„Danke, es geht schon.“

Ein kleiner dicker Leutnant tritt auf mich zu:

„Häfele.“

Ich stelle mich gleichfalls vor.

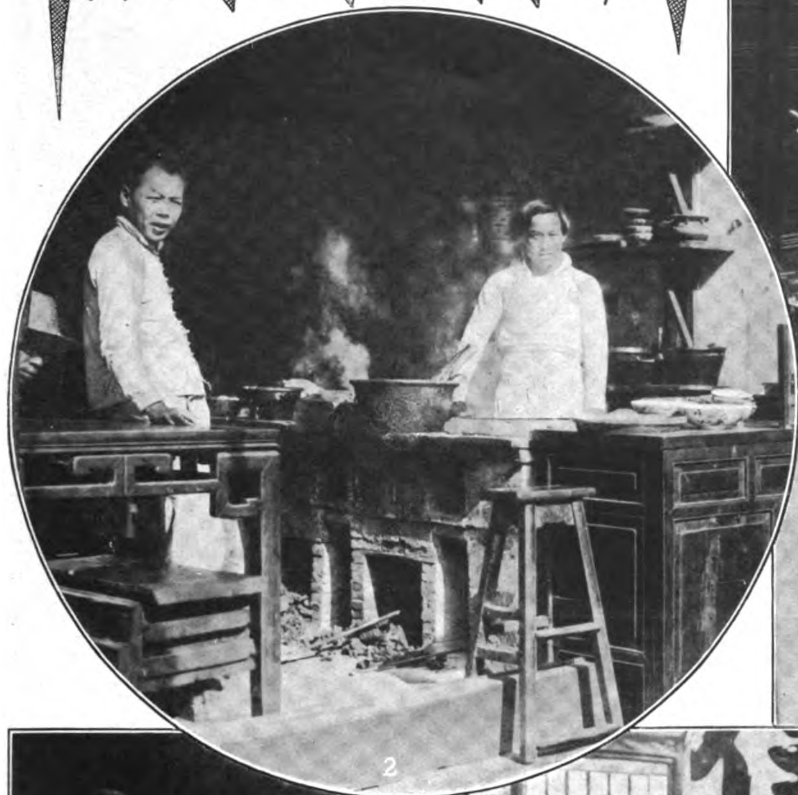
„Dees ischt mol guat usganga, hei da Guguk!“ Er schnauft mächtig. „Weiischt,“ wendet er sich an einen Vize hinter sich, „dees ischt da Herr, wo vor zweii Schtund abg'stürzt isch.“

Und mit einer behaglichen Freundlichkeit, während mir sein „vor zweii Schtund“ im Kopfe herumgeht, schwäbelt er mich zu seinem Unterstand, der in einem kleinen Buchenschlage versteckt liegt. Er setzt mir Kaffee, Kuchen, Zigaretten vor und bietet mir frische Wäsche und eine zweite Uniform von sich an.

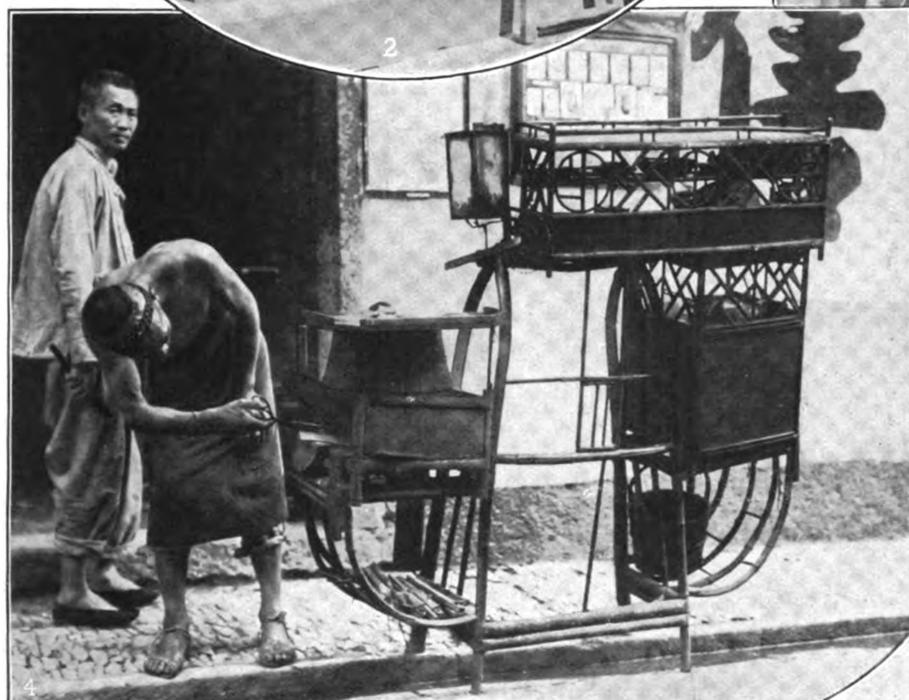
(Fortsetzung folgt.)

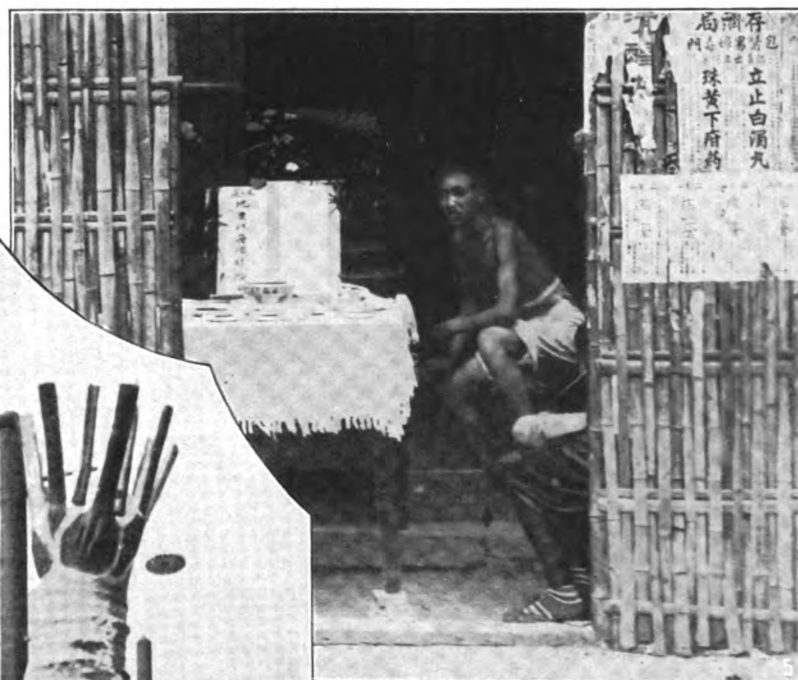
Chinesische Gaststätten

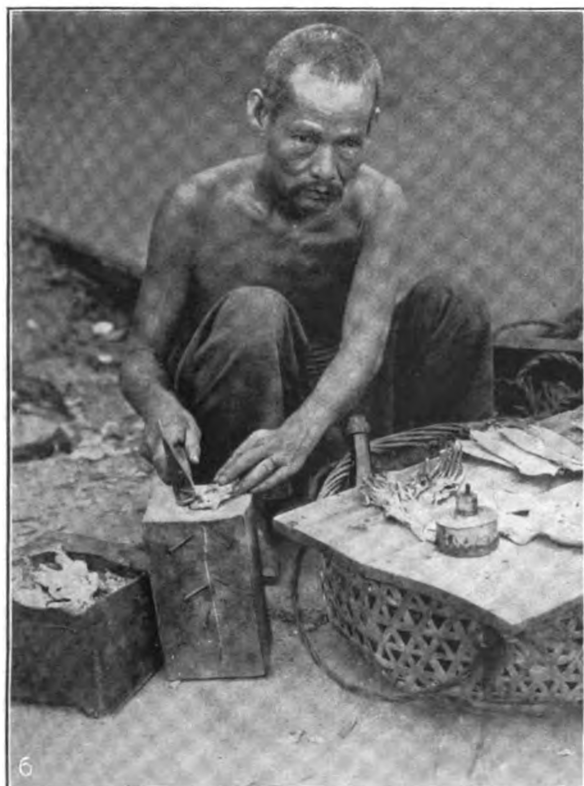


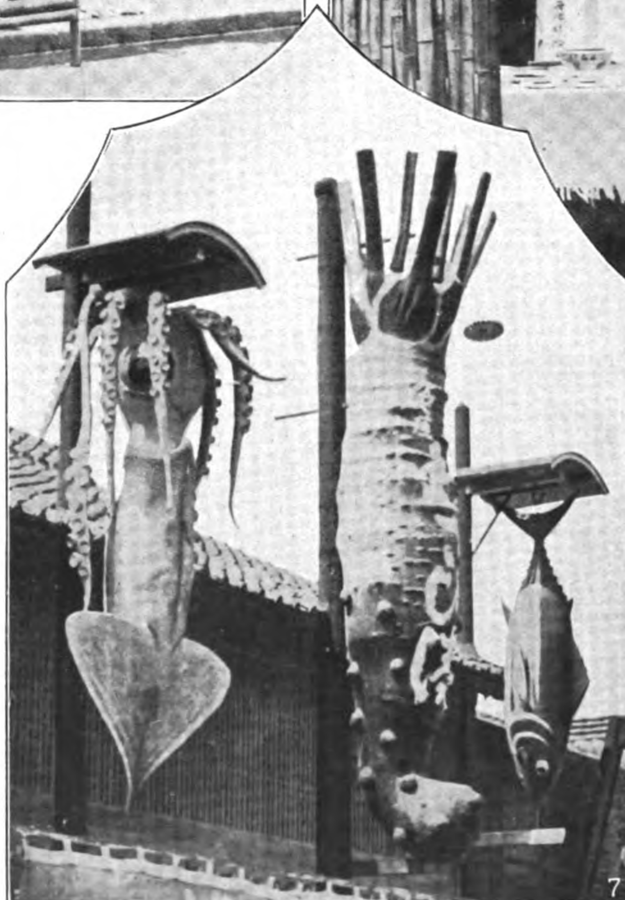












1. Speiseanstalt für die ärmere Bevölkerung in Schanghai. — 2. Blick in eine nach der Straße zu offene Garküche. Als Delikatesse gibt es hier gedämpfte Bambusschößlinge, Frösche, faule Eier usw. — 3. Verkäufer von Haifischflossen-Suppe mit seiner „Wandernden Garküche". — 4. Ambulantes Spezialrestaurant für Schweinefleischpudding. An dem Rotang-Gestell, das an einem Stabe nach Bedarf von Ort zu Ort getragen wird, macht eben der „Herr Restaurateur" das Feuer an. — 5. Blick auf ein besseres modernes Bier- und Speisehaus in Schanghai. — 6. Zubereiten getrockneten Tintenfisches. — 7. Der Reklame-Aushang einer Garküche für Fischgerichte.

Nach photographischen Aufnahmen von Franz Otto Koch.

(Vgl. hierzu den Beitrag „Speisehäuser in China" in der Rubrik „Wissen und Leben".)

CHRISTIAN ROHLFS.

Es gibt Künstler, deren Art mit dem ersten Pinselstrich feststeht oder wenigstens nach kurzem Anlauf. Andere müssen wiederum einen zähen Kampf und vielerlei Wandlungen durchmachen, bis sie ihr Eigenstens heraussetzen können. Daß der letztere Typus in Deutschland eher angetroffen wird als unter den lateinischen Völkern ist eine oft angezogene Tatsache und hängt mit der ganzen Seelendisposition des nordischen Menschen zusammen.

Einen besonders weiten Weg aber mußte Christian Rohlfs gehen. Die ganze Problematik, alle Phasen der Entwicklung vom 19. zum 20. Jahrhundert finden sich abgekürzt in seinem Werk. Und man wundert sich immer wieder, daß dieser Mann trotzdem nie ins Epigonenhafte oder Modische abirrt.

Ganz bescheiden fängt er an. Eine Empfehlung Theodor Storms bringt ihn um das Jahr 1874 an die Akademie von Weimar. Der ganze Ehrgeiz des Fünfundzwanzigjährigen geht vorläufig dahin, ein anständiges Handwerk zu lernen. Die Arbeiten aus jener Zeit weisen einfache Motive, starke Gegenständlichkeit und unbedingte realistische Treue auf. Das Persönliche wagt sich nur erst ganz schüchtern in lichten Farbakzenten hervor.

Um die Jahrhundertwende kommt dann ein Anstoß von einschneidender Wirkung. Osthaus beruft ihn an das neugegründete Folkwangmuseum in Hagen, in dem prachtvolle Beispiele des Pariser Impressionismus zusammengetragen waren. Später kamen noch andere von Primitiven und der Volkskunst dazu. Hier beginnt das große Ringen mit dem französischen Geist. Langsam erobert er sich das Licht. Eine Zeitlang experimentiert er sogar in neoimpressionistischer Manier. Und endlich dringt er zur Farbe, seinem wahren Element, vor. Die letzte Stärkung holt er sich jedoch wieder bei den Deutschen, in den Bergen des Sauerlandes und vor allem in jenem alten westfälischen Städtchen Soest mit seinen mittelalterlichen Kirchen, seinen verschachtelten Gäßchen und dem gelassenen Ernst seines religiösen Lebens. Dort mag ihm wohl das Wesen der Form endgültig aufgegangen sein.



Minoritenkirche zu Soest in Westfalen.

Jetzt, nachdem alle Faktoren der Epoche assimiliert, nachdem Auge und Hand geschmeidig genug sind, darf er es wagen, sein Ich sprechen zu lassen — durch die Oberfläche nach dem Kern und Sinn der Dinge zu greifen. Die organische Durchdringung sämtlicher Anschauungsweisen zweier Menschenalter macht in ihm den Ausdruckswillen frei. Trotzdem wird die Malerei nicht zur Explosion, sondern bedeutet ausschließlich Summe und Verdichtung eines ganzen Lebens. Immer reiner gelingt Rohlfs die Objektivation seiner Gefühle und Gesichte. Die Erklärung dafür liegt auf der Hand: Dieser Expressionismus kommt aus der Sache und nicht aus bloßem Wollen. Er legt die Natur aus, wie es jede bedeutende Kunst tat, aber er überrennt sie nicht.

Die Meisterlichkeit seiner letzten Arbeiten erreicht demgemäß einen besonderen Grad. Form und Inhalt sind eins. Koloristisch strahlt es jetzt von der Leinwand mit einer Tiefe und Leuchtkraft wie selten. In ihrer Intensität erinnert sie zuweilen an mittelalterliche Glasmalerei. Darüber hinaus eine Einfachheit in der Figurenbehandlung, eine Geschlossenheit der Form und eine tonale Auflockerung der Fläche, daß eine ganz eigene Bildkraft entsteht. Ebenso intim wie geistig bedeutsam, ebenso konkret wie ausdruckstark, stellen diese Werke die Versöhnung zwischen Naturalismus und Expressionismus dar. Darin liegt die außergewöhnliche Bedeutung des jetzt fünfundsiebzigjährigen Christian Rohlfs. Adolf Kreiter.



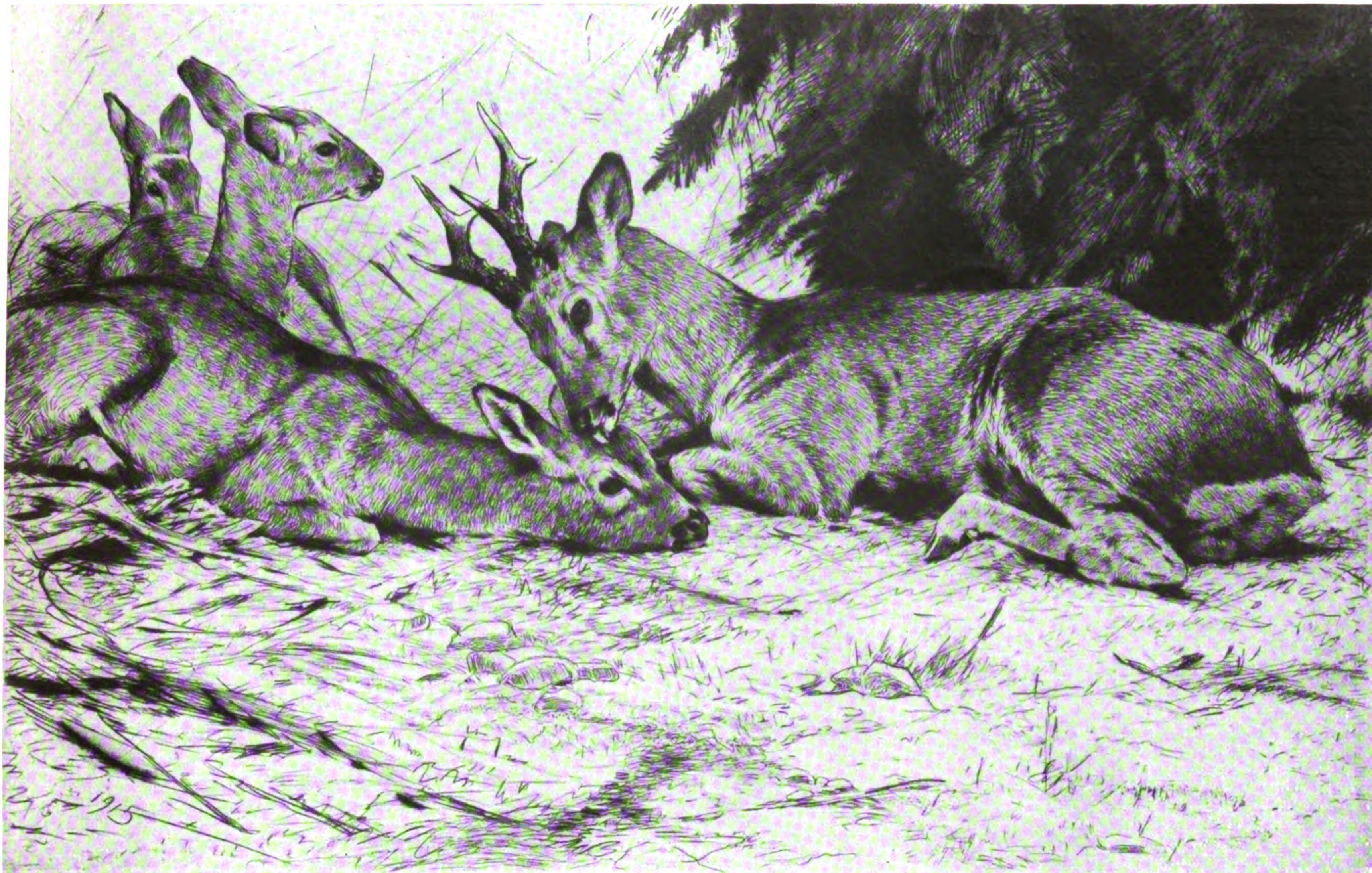
Nebenstehend: Haus in Soest.



Abraham wird ein Sohn verheißen.



Blumenstück.



Lagernde Rehe am Waldesrand.

Löwe mit erbeutetem Zebra vorm Riß.

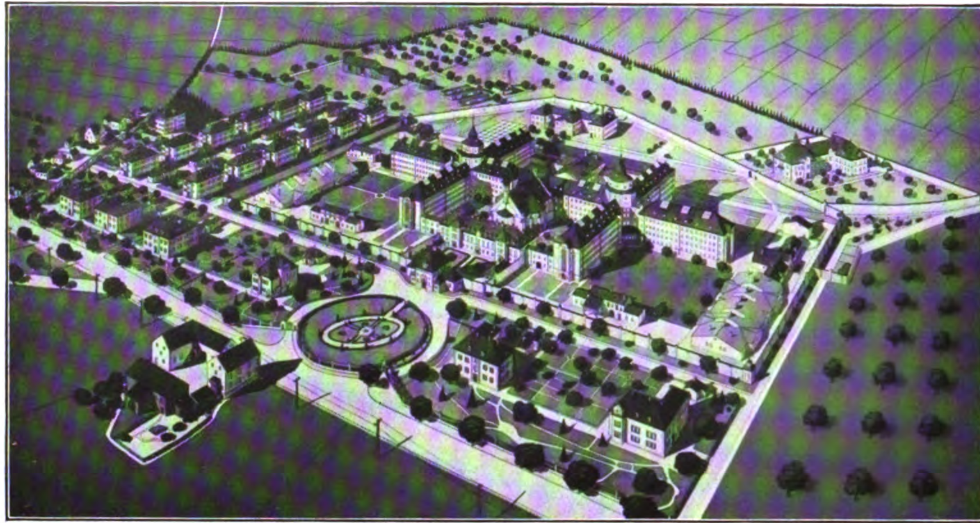
Zum Ableben des bekannten Berliner Tiermalers Wilhelm Kuhnert: Aus dem Schaffen des Künstlers

Mit Wilhelm Kuhnert, der am 10. Februar im Waldhaus Flims (Graubünden, Schweiz) einer Lungenentzündung erlag, ist einer der namhaftesten Vertreter der Tiermalerei in Deutschland dahingegangen. Nicht die ländlich-friedlichen Sujets, wie Heinrich Zügel sie liebt, waren es, die ihn reizten Er bevorzugte vielmehr Tier und Landschaft fremder Welten. Gleich nach Beendigung seines Studiums an der Kunstakademie in Berlin begab sich der Sechsundzwanzigjährige — W. Kuhnert war am 28. September 1865 zu Oppeln in Schlesien geboren — auf seine erste große Reise, die ihn nach Ostafrika führte. Mit der Leidenschaft des Jägers und der Gewissenhaftigkeit des Forschers trieb er hier seine Tierstudien. Hieraus erklärt sich der Eindruck überzeugender Wahrheit, den seine Bilder vermitteln. Formprobleme lagen ihm fern, als Maler blieb er immer Naturalist. Realistisches Gepräge tragen auch seine wertvollen Radierungen, die er in den letzten Jahren geschaffen hat.

Der moderne Strafvollzug und seine Entwicklung.

Von Oberregierungsrat Kohl, Direktionsvorstand am bayerischen Zuchthause Straubing.

Nach der biblischen Lehre begründet die „Erbsünde“, der biologischen Annahme zufolge das „Erbgut“, das in den Chromosomen der Keimzelle mit guter Veranlagung auch üble Neigungen vereint, die sittliche Unzulänglichkeit des Menschen. Sie ist die Quelle allen Rechtsbruches, der zurückreicht auf die Urtage der Erdenpilger. In paradiesischem Einklang haben diese nie gelebt, und der Schädigung durch den Nächsten trat zweifellos sofort die tatkräftige Abwehr gegenüber. Aus altgeschichtlicher Zeit wissen wir, daß zunächst die Selbsthilfe, die von dem Verletzten wie von seiner Sippe geübt wurde, noch in den rohesten Formen der „Talion“ Sühne für das erlittene Unrecht suchte. Mit dem Aufstieg der Kultur löste die blutige Gewalt das Wergeld, die Buße ab. Der Zusammenschluß der Volkgemeinschaften erforderte Frieden und Ordnung im Innern der Verbände. Zu ihrer Sicherung mußte der Staat selbst die Rechtsprechung üben. Er hat es getan, aber seine Justiz konnte nicht so bald von Vergeltung und abschreckender Strafe sich freimachen. Der Rachegedanke brannte fort. In deutschen Gauen beherrschten die Leibes- und verstümmelnden Strafen sowie die in den grausamsten Formen vollzogene Todesstrafe über das Mittelalter hinaus den Strafvollzug. Sofern der letztere überhaupt Freiheitsstrafen kannte, brachten sie dem Büßer einen langsamen, aber sicheren Tod. Kaiser Karls V. peinliche Gerichtsordnung von 1532, die „Carolina“, hat mit dem „ewigen Gefängnis“ die geschöpfliche Vernichtung sanktioniert. Aber auch die zeitliche Haft, im „Turm“ oder „Stock“ mit ihren aus Balken roh gezimmerten, engen Verwahrkästen verbüßt, bedeutete für den in Eisen Geschlagenen zumeist den irdischen Abschied. Wer bei der spärlichen und ekelhaften Nahrung nicht verhungerte, blieb infolge der Mißhandlungen durch den Stockmeister und dessen wüste Knechte lebenslang ein Krüppel. Erst im 17. und 18. Jahrhundert raffte man sich nach dem Vorbilde Hollands, das mustergültige Zuchthäuser in Amsterdam und Gent gebaut hatte, auch in Deutschland zu primitiven Verbesserungen auf. Die hiernach erschlossenen Zucht-, Spinn-, Raspel- und Korrektionshäuser versagten jedoch kläglich in ihrer bedauernswerten Aufmachung. Versuche, den Entzug der Freiheit im Gefängnis durch Arbeitszwang zu ergänzen, erstarrten im Ansatze. Der ernste Wille fehlte, und die Erschlaffung der Organisation ließ alles wieder beim alten. In Moder- und Grabesluft verkümmerten die Gefangenen weiter, krank und siech, unter Hunger, Unreinlichkeit und übelster Behandlung durch ihre Schergen. Dank dem Einfluß des englischen Philanthropen John Howard bzw. der aus der Quäkerbewegung hervorgegangenen pennsylvanischen Gefängnisgesellschaft, die tatkräftig an eine Gefängnisreform herantraten, tasteten seit Ende des 18. Jahrhunderts auch in Deutschland Strafrechtspflege und Strafvollzug saumselig nach einer dringlichen Entwicklung. Sie fand glückliche Belebung in der Aufklärungszeit durch die Propaganda der Philosophen des Naturrechts und außerordentliche Förderung durch Preußens humane Könige Friedrich II. und Friedrich Wilhelm IV. Der letztere Monarch ließ nach der englischen Musteranstalt Pentonville, die amerikanische Vorbilder verbesserte, 1846 die Strafanstalt Berlin-Moabit errichten. Inzwischen hatten die Anhänger der Einzelhaft auf dem I. Internationalen Gefängniskongreß zu Frankfurt a. M. 1846 den Sieg über die Vertreter der Gemeinschaftshaft davongetragen und damit auch dem Bau von weiteren Zellenstrafanstalten den Weg geebnet. Fast alle Kulturstaaten sind ihn gegangen, und bis zum heutigen Tage beherrscht dieser Typ mit seinen kreuz- oder strahlenförmig um eine Zentralhalle gruppierten panoptischen Gefängnisflügeln, welche Anordnung von dem in Amerika neuerdings beliebten „Schirmbau“ sich wesentlich unterscheidet — „zunächst noch“ — den modernen Strafvollzug. Gegenüber der Vergangenheit haben sich dessen Ziele gründlich verändert. Die Abschreckung und Vergeltung hat heute das Problem der Erziehung verdrängt. Damit soll keineswegs der Ernst der Strafe verbleichen oder die sichere Verwahrung des unschädlich gemachten Rechtsbrechers Not leiden. Unter voller Gewähr der disziplinären Interessen des Strafvollzugs leitet ihn heute eine psychopädagogische und psychotherapeutische Anreicherung. Das Ehrgefühl des Gefangenen strebt man zu heben, sein Vertrauen zu gewinnen, seine sittliche Heilung zu bewirken und seine moralischen Kräfte für den Lebenskampf nach der Entlassung zu stärken. Ein Rüstzeug in ideellen und reellen Behelfen soll ihm erstehen. Die Befriedigung solcher Belange erwartet man von der Eigenbehandlung des Gefangenen. Sie erschöpft sich in bestimmten Grundsätzen, die der Eigenart des Büßers, also seiner ganzen Persönlichkeit, Rechnung tragen und in der Behandlung der Sträflinge, in ihrer Beschäftigung, Bekleidung, Ernährung, Bedarfspflege, ganz besonders aber in den wohlerwogenen Mitteln der seelischen, geistigen, sittlichen und disziplinären Einwirkung zum Ausdruck kommen. Vorläufig ein noch fehlendes Reichsstrafvollzugsgesetz ersetzend, hat der Reichsrat durch Verordnung vom 7. Juni 1923 hierfür Richtlinien bestimmt, die in die einzelstaatlichen Dienst- und Vollzugsvorschriften übernommen wurden. Während man in den Landen des englischen Idioms die Gefangenen beim Zugang moralisch scheidet und mit einem verwickelten Klassen- und Markensystem experimentiert, sind die deutschen Staaten allenthalben zum progressiven oder zum Strafvollzug in Stufen übergegangen. Durch eigenes Wohlverhalten kann hier der Gefangene in eine höhere Stufe, deren es meistens drei gibt, aufrücken. Der Anspannung seiner sittlichen Kräfte und seiner Selbstzucht bleibt es überlassen, ein Ziel zu erringen, das in seinen Anreizen dem Gefangenen immerhin verlockend erscheinen muß. Bringen sie ihm doch im Strafvollzug fortschreitend Milderungen und Erleichterungen sowie Vergünstigungen, wie den Übertritt von der Einzel- zur Gemeinschaftshaft, Verpflegszusätze, verlängerten Spaziergang, vermehrte Korrespondenz- und Besuchsmöglichkeit, Zeitungslektüre usw. Der Strafvollzug verliert für den Gefangenen allmählich an Strenge. Der Büßer wird auf den Übergang in die Freiheit vorbereitet, bei bester Führung kann er sie durch Beurlaubung oder Begnadigung vorzeitig erlangen. Das Stufensystem dürfte an Vertiefung gewinnen, wenn es nach bayerischem Vorgang durchweg auf eine kriminalbiologische Grundlage gestellt wird. Der Anregung eines bewährten Fachmannes und Wissenschafters, des Obermedizinalrates Dr. Viernstein, entsprechend, hat die bayerische Justizverwaltung beim Zuchthause Straubing eine kriminal-biologische Sammelstelle errichtet, die die erbgeschichtliche Anamnese (Krankheitszustände) der Verbrecherleben und deren Blutkreise verarbeitet. Sie dient zunächst den Zwecken des Strafvollzugs, wird sich aber in ihrem weiteren Ausbau für die gesamte Strafrechtspflege und die Rassehygiene bedeutungsvoll gestalten. Die kriminalbiologische Bewertung der Gefangenen gibt für den Strafvollzug außergewöhn-



Gesamtanlage.

Das bayerische Zuchthaus Straubing a. d. Donau, das als die größte und modernste Zellenstrafanstalt Deutschlands gilt, bedeckt mit Umwehrung ein Gelände von 48 ha. In den acht Zeilenflügeln sind 1000 Einzelhaftzellen. Im Hintergrund rechts das neue Krankenhaus für irre Verbrecher, hinter der Anstalt das Krankenhaus der Sträflinge, links von diesem die Ziegelei und die große Scheune, in deren Nähe ein großer Ökonomiehof für 100 Stück Rindvieh, 20 Pferde und 200 Schweine erbaut wird. Zur Anstalt gehören des weiteren noch rund 86 ha Felder und Wiesen. Um die Anstalt selbst breitet sich die Wohnungskolonie für die Beamten aus.



Krankenhaus für irre Verbrecher mit Spaziergarten.



Turnübungen der Gefangenen.

Eine moderne deutsche Zellenstrafanstalt: Anlagen und Einrichtungen des Zuchthauses Straubing a. d. Donau (Niederbayern).

liche Hilfen. Treten diese zu einer wohlerwogenen Einstufung der Gefangenen, welche von letzteren egozentrisch versuchte Vortäuschung innerer Wandlung ablehnt, dann waltet der Strafvollzug erfolgreich im Geiste der Gerechtigkeit und Menschlichkeit. Ihren Geboten ist dermalen die Verwahrung des Rechtsbrechers angepaßt. Dieser findet im Strafhaus genügend leibliche und geistige Pflege. Er soll durch die Strafe sühnen, aber nicht zugrunde gehen. Die modernen Strafanstalten mit luftigen und lichten Verwahr- und Arbeitsräumen, trefflichen Wirtschaftseinrichtungen, Zentralheizungen, Quellwasserleitungen, Kanalisationen, Bädern und Krankenhäusern, Schul-, Turn- und Vortragssälen und weiten Spazierhöfen erfüllen alle Bedingungen, auf die der gegenwärtige Strafvollzug nicht mehr verzichten kann. Die Kostordnungen sorgen für einfache, aber schmackhafte Verpflegung. Der Gefangene soll gesund und arbeitskräftig erhalten werden. Er muß tatsächlich auch streng sich abmühen, wofür ihm die Arbeitsbelohnung zufließt. Sie wird in seinem Guthaben angesammelt, das er teilweise während der Strafhaft für bescheidene Genüsse und einfache Bedürfnisse verwenden darf. Den Rest erhält er bei der Entlassung. Ein reiches Feld der Betätigung in der Anstalt schaffen den Gefangenen die Haus- und Berufsarbeiten aller Art. Auch zur Beschäftigung in der Land-



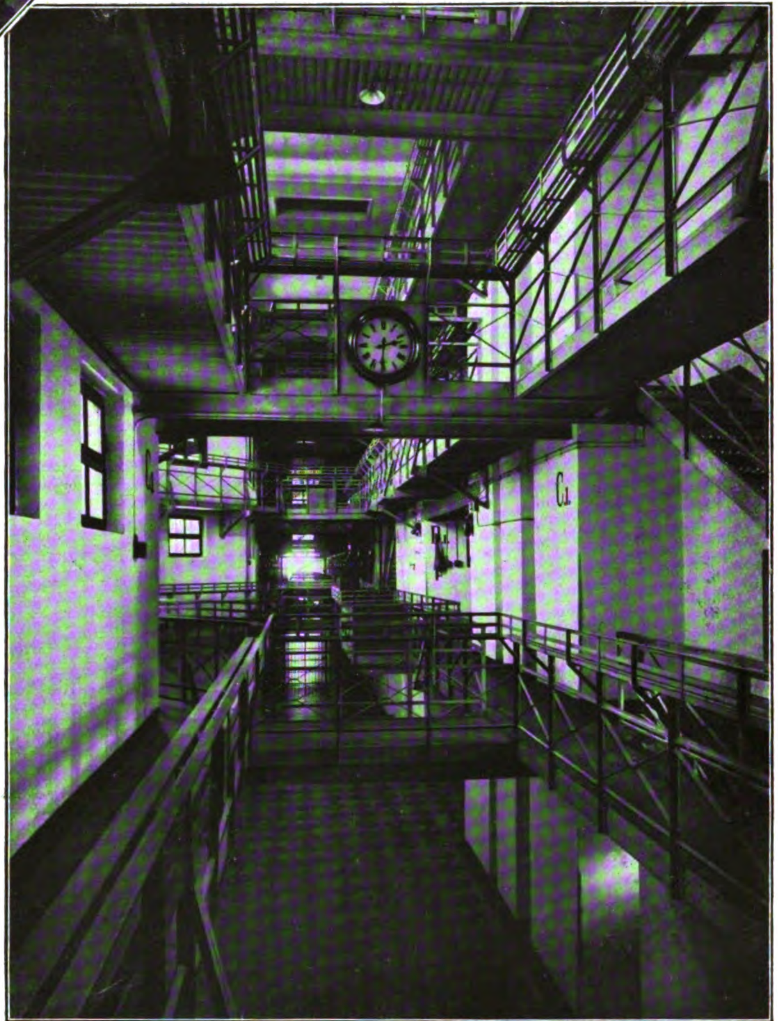
Unterhaltung und Belehrung der Gefangenen am Sonntagnachmittag: Beim Lichtbildervortrag in einem Hörsaal.



Im Saale für Papierwarenarbeiten.

und Forstwirtschaft sowie zur Erledigung von nützlichen Kulturprojekten werden die Sträflinge in Außenabteilungen herangezogen. Peinlichste Reinlichkeit blendet in allen Anstaltsräumen. Mit Wasser und Seife wird nirgends gespart. Sauberkeit ist dem Insassen erste Pflicht. Bei Erkrankung findet er ärztliche Hilfe und Pflege in neuzeitlich eingerichteten und mit allen diagnostischen Mitteln ausgestatteten Anstaltskrankenhäusern. Einzelnen Strafanstalten sind zur Behandlung irrer Verbrecher besondere Abteilungen angegliedert.

Die Bewegung im Freien wird vielfach durch Turn- und Turnspielstunden erweitert. Schädigungen des Seelenlebens beugen häufige Besuche der Zellengefangenen durch die Beamten vor. An Nachmittagen der Sonn- und Feiertage werden den Gefangenen Vorträge belehrenden und wissenschaftlichen Inhalts mit Lichtbildern gehalten, an höchsten Feiertagen in Bayern sogar große Kirchenkonzerte, bei denen musikkundige Gefangene neben freien Kräften mitwirken. Anstaltsschulen und -büchereien verhüten die geistige Verödung der Gefangenen. Im Verkehr mit ihnen sind die Beamten verpflichtet, bestimmt, aber anständig und menschenfreundlich aufzutreten. Sie haben sich jeder Beschimpfung und Mißhandlung der Insassen zu enthalten. Das Benehmen der letzteren entspricht freilich nicht immer der Begegnung. Auflehnungen widersetzlicher und asozialer Elemente kommen vor, die mitunter selbst mit Verletzungen der Beamten



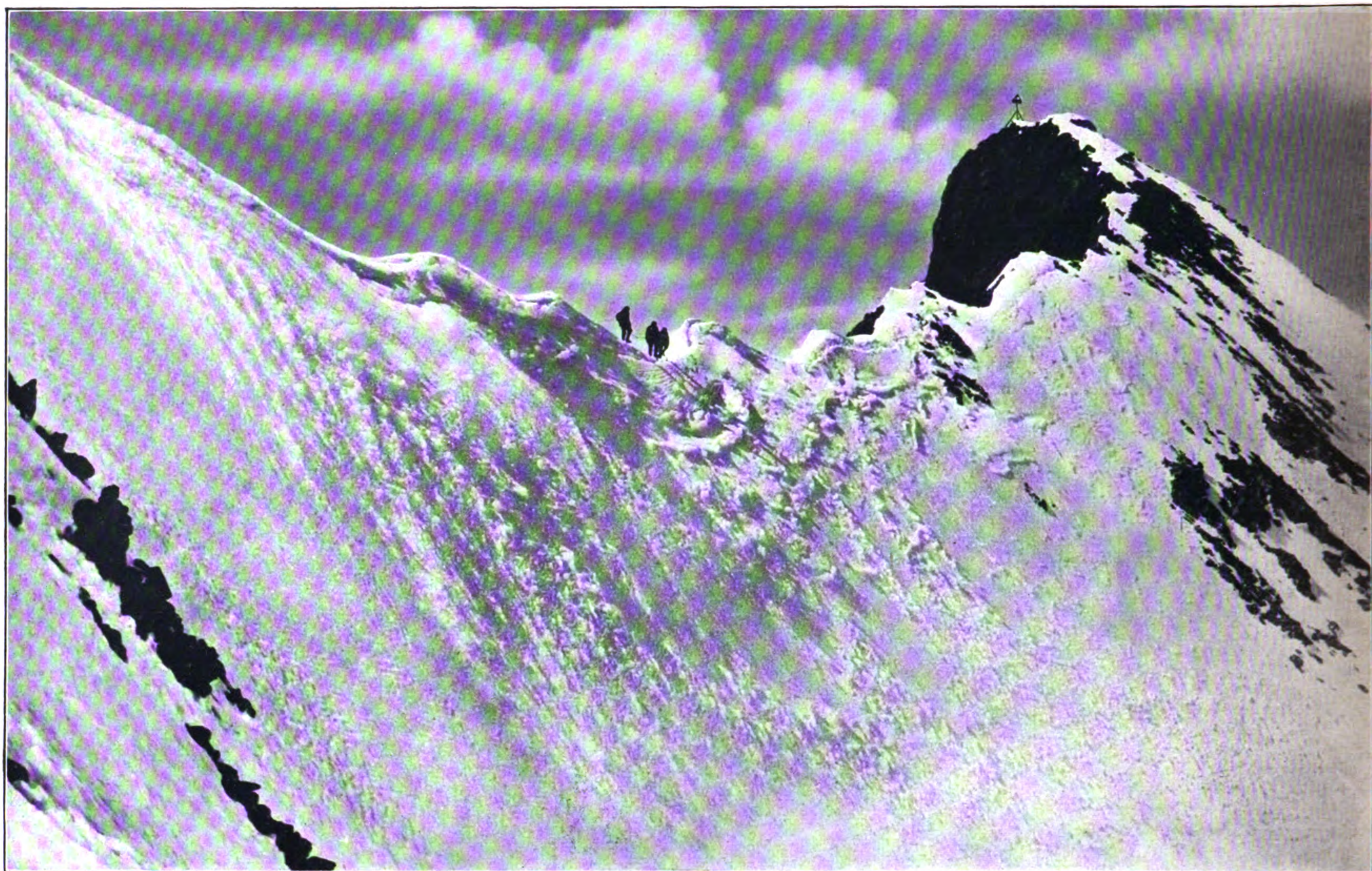
Blick in den Zellenbau nach der Zentrale zu.

enden. Zucht und Ordnung schützen in diesem Falle die Disziplinargesetze. Die erwachende Erkenntnis der im modernen Strafvollzug wirkenden Fürsorge auf seiten der Büßer verringert übrigens derartige Vorfälle merklich. Gelingt es, den Gefangenen nach der Entlassung den Wiedereintritt in die menschliche Gesellschaft zu erleichtern, was man durch Schaffung von Übergangsheimen mit Erwerbsmöglichkeiten zu erzielen hofft, dann werden endlich soziale Aufgaben gelöst, die in stärkster Wechselbeziehung zur Kriminalität stehen. Der Bau des modernen Strafvollzugs erhält den krönenden Schlußstein.



Gefangenenabteilung in Benediktbeuern (Oberbayern) bei der Kultur der Loisachmoore. Die in Gruppen zerstreut arbeitenden Gefangenen werden durch berittene Oberwachtmeister kontrolliert.

Eine moderne deutsche Zellenstrafanstalt: Anlagen und Einrichtungen des Zuchthauses Straubing a. d. Donau (Niederbayern).



Der letzte schwierige Anstieg über den Südgrat zum Piz Bernina (4055 m).

Gefahrvolles Überschreiten einer großen Gletscherspalte.

EINE WINTERBESTEIGUNG DES PIZ BERNINA (OSTSCHWEIZ)

Das Internationale Forschungsinstitut für wissenschaftliche Kinematographie in Zürich hat zur Ergänzung der im Winter 1924/25 am Berninamassiv gemachten Filmaufnahmen (vgl. Nr. 4169 der „Illustrirten Zeitung") auch in diesem Winter eine Expedition unter der Leitung von Ernst Erwin Haberkorn in dieses Gebiet entsandt, deren Ergebnis herrliche Naturaufnahmen der hochalpinen Bergwelt sind.

Wissen und Leben

Wir spielen Romé. Wenn das Mah-Jongg-Spiel nach seinem raschen Triumphzuge bei uns viel von seiner Beliebtheit eingebüßt hat, so mag das darin seinen Grund haben, daß wir zu sehr an Kartenspiele gewöhnt sind, um uns noch mit Steinspielen auf die Dauer unterhalten zu können. Diesem Mangel haben auch geschickte Fabrikanten durch die Herstellung von Mah-Jongg-Kartenspielen abhelfen wollen. Dadurch aber verlor das Spiel; denn auch die bestgezeichnete Mah-Jongg-Karte kann natürlich niemals einen solchen ästhetischen Eindruck vermitteln wie ein gut gearbeiteter Mah-Jongg-Stein aus Elfenbein oder Galalith. Das Mah-Jongg-Spiel hat aber einen Nachfolger gefunden: er heißt Romé. Woher dieses Spiel gekommen ist, woher es seinen Namen hat, oder wie dieser Name genau und richtig orthographisch geschrieben wird, das alles läßt sich gegenwärtig noch nicht feststellen. Es war einfach da und wurde gespielt, in London, in Paris, in Petersburg, in Berlin. Und die Gemeinde des Romé-Spieles wächst von Tag zu Tag; alle Anzeichen sind dafür vorhanden, daß dieses neue Spiel nicht nur eine Modelaune sein wird, denn Romé hat alle Vorzüge des Mah-Jonggs, ohne dessen oben besprochene Nachteile aufzuweisen. Es ist zunächst einmal ein Kartenspiel. Man spielt Romé mit zwei vollständigen Pokerkarten mit Joker, also mit zweimal 53 = 106 Blatt. Das gesamte Regelwerk ist gegenüber dem Mah-Jongg ungeheuer einfach. Dabei ist das Spiel aber keineswegs uninteressanter als Mah-Jongg. Romé, von den Russen Poker-Ramé genannt (ich glaube, man kann das Wort auch mit zwei m schreiben), enthält zahlreiche Pokerelemente, genau wie sein Vorläufer Mah-Jongg. Es können bis zu sieben Personen mitspielen. Die zwei Spiele werden durcheinandergemischt und jedem Mitspieler zehn Karten zugeteilt, die wie beim Pokern einzeln ausgegeben werden müssen. Der Rest wird als Stoß in die Mitte gelegt und die erste Karte umgedreht. Immer der linke Nebenmann des Gebers hat das Recht, entweder diese Karte zu seinem Blatt zu nehmen oder eine andere Karte vom Stoß zu kaufen und abzulegen. In dieser Weise geht das Spiel im Uhrzeigersinn um den Tisch herum, und alle Spieler trachten danach, sich Spielbilder zusammenzuspielen. Jedes Spielbild muß mindestens aus drei Karten als Sequenz in einer Farbe (beim Mah-Jongg Tschi, beim Pokern Flush genannt) oder als Dreiständer (Pong) bestehen. Das As kommt nach dem König oder vor der 2. Wenn die gesamte Karte null Augen aufweist, kann man an Stelle des Kaufens einer neuen Karte „Romé" erklären und deckt seine Karten auf. Das wäre zum Beispiel der Fall, wenn jemand drei Buben, drei Asse und einen Flush von 4 bis 7 in einer Farbe oder vier Könige, fünf Sieben und den Joker besitzt. Der Joker darf wie beim Pokern nach Belieben eingerechnet werden. Der nächste Mitspieler hat das Recht, ihn eventuell auszutauschen, wenn er die Karte dafür geben kann, für die der Joker gilt. Das ist, von einzelnen Kleinigkeiten abgesehen, das ganze Spielprinzip des Romé. Wir wollen einmal annehmen, jemand habe mit drei Sechsen, drei Buben und Kreuz Sieben, Acht, Neun und dem Joker „Romé mit Null" angesagt. Das kann er nur tun, wenn die Reihe zu kaufen an ihm ist, d. h. wenn sein rechter Nebenmann gerade abgelegt hat. Er kauft dann nicht, sondern deckt sein Blatt unter Romé-Ansagen auf. Dann hat der linke Nebenmann das Recht, den Joker umzutauschen gegen eine Sechs, einen Buben oder Kreuz Sechs oder Zehn, denn in jedem Falle wird ein Bild aus drei Karten zu einem aus vier Karten ergänzt. Hat der linke Nebenmann keine dieser Karten, so ist dessen linker Nebenmann zum Umtausch berechtigt usw. Nach dem Jokerumtausch hat dann der linke Nebenmann noch das Recht, die letzte abgeworfene Karte oder eine neue Karte vom Stoß zu kaufen und seinerseits eine Karte abzuwerfen. In dieser Weise wird noch eine Runde herumgespielt, bis der rechte Nebenmann des Romé-Ansagers abgeworfen hat, und dann werden sämtliche Bilder aufgedeckt, die übrigbleibenden Augen berechnet und angeschrieben. Sobald jemand hundert Augen hat, scheidet er aus dem Spiel aus und braucht auch für die verlorene Partie nicht mehr dem Romé-Ansager zu bezahlen. Es klingt so einfach, daß sich der Leser wohl kaum ein Bild von der Mannigfaltigkeit und von den vielen Abwechslungen, die Romé bietet, machen kann. Vor jedem einzelnen Spiel wird ein vorher ausgemachter Betrag, z. B. von 10 Pfennig, in eine Kasse gezahlt. Nach jedem Spiel wird dem Romé-Ansager von jedem Mitspieler derselbe Betrag ausgezahlt und außerdem für das nächste Spiel in die Kasse gesetzt. Die Spieler erhalten die Anzahl Augen hat, scheidet er aus dem Spiel aus und braucht auch für die verlorene Partie nicht schrieben, wobei jedes Bild und das As 10 Punkte und die anderen nach ihrem Werte zählen. Romé ist also ein Spiel mit negativer Tendenz, denn sobald jemand 100 Punkte erreicht oder überschritten hat, scheidet er aus und verliert dadurch die Möglichkeit, die Kasse zu gewinnen. Wer über 71 Punkte hat, besitzt das Recht, sich auf den nächstniedrigen Mitspieler, der beispielsweise 50 Punkte haben kann, gegen Zahlung einer vorher ausgemachten Prämie, zurückzukaufen. Er erhält dann dessen Punktzahl statt seiner angeschrieben. Dies kann aber nur nach Beendigung eines einzelnen Spieles erfolgen; auch darf jeder nur einmal zurückkaufen. Nach und nach müssen natürlich immer mehr Mitspieler aus dem Kreis ausscheiden, bis schließlich die beiden letzten Spielenden um die Kasse kämpfen. Der zuletzt Übrigbleibende erhält dann die ganze Kasse, und die Runde ist beendet. Man kann auch Romé erklären, wenn man nicht null, sondern zwei, drei, vier bis höchstens fünf Augen noch besitzt. Es kann unter Umständen vorteilhaft sein, mit fünf Augen Schluß zu machen, um zu verhindern, daß die übrigen Mitspieler ihre jeweiligen Bilder noch verbessern.

Richard Lehmann.

Speisehäuser in China. (Vgl. hierzu die Bildertafel „Chinesische Gaststätten" nach Aufnahmen des Verfassers in der vorliegenden Nummer.) An allen Orten Chinas fallen dem Europäer die zahlreichen Speisehäuser, Hotels, Teesalons und Suppenlokale auf. Die Restaurants sind zumeist sehr groß und bestehen aus einem gemeinsamen Speisesaal und mehreren abgesonderten Zimmern. Im Gegensatze zu fast sämtlichen anderen Gebäuden haben die Speisehäuser zwei bis drei Stockwerke. Zu ebener Erde befindet sich die Küche, im ersten Stock der große öffentliche Salon, der von weniger gut situierten Leuten besucht wird. Die besseren Räumlichkeiten liegen zwei und drei Treppen hoch. An der Eingangstür steht ein Tisch, an dem der Besitzer des Etablissements sitzt, um von jedem Gast bei dessen Weggang die Bezahlung entgegenzunehmen. Im öffentlichen Saal speist man weit billiger als in den Extrazimmern. Während diese bloß einen Tisch und einige Sessel enthalten, befinden sich in jenem viele Tische und Sessel. Die Wände sämtlicher Räumlichkeiten weisen Plakate auf, durch die die Gäste ermahnt werden, auf ihre Kleider, Schirme und Fächer zu achten, da der Wirt für Verluste nicht verantwortlich sei. Die in jedem Zimmer ausliegende Speisekarte wird dem eintretenden Gaste von dem chinesischen Kellner überreicht, und die Speisen werden nach erfolgter Auswahl sehr schnell herbeigebracht. Der ausschließliche Gebrauch von Löffeln und Eßstäbchen macht es notwendig, daß alle Fleischspeisen in der Küche tranchiert und in kleine Stücke geschnitten werden. Von Tischtüchern ist keine Rede. Statt einer Serviette erhält jeder Gast ein Stück grobes braunes Papier, mit dem er zwischen den einzelnen Gängen seine Lippen und sein Eßzeug abwischt. Da in der chinesischen Kochkunst das Öl in hohem Ansehen steht, wird diese „Serviette" gründlich angewendet. Ein gewöhnliches Mittagessen besteht aus 10—20 kleinen Gerichten. Bei großen

Diners kommen oft über hundert Gänge auf den Tisch. Der erste Gang besteht aus Obst, Nüssen u. dgl. Sodann folgt eine Reihe von Suppen und geschmorten Fleisch- und Fischgerichten nebst Zubehör. Dabei trinken die Gäste einander eifrig zu. Unter der Menge künstlicher Weine, so aus Rosinen, Äpfeln, Birnen, Rosen, ist der als „Sui-tschau“ bekannte Reisabsud am stärksten. Neben diesen größeren Speisehäusern zählen die wichtigeren Straßen und Plätze der chinesischen Städte viele Suppenlokale, in denen für eine Kleinigkeit allerlei Suppen und Pasteten verkauft werden. Die auf diese Anstalten angewiesenen Männer verzehren ihr billiges, frugales Mahl auf kreisförmigen Bänken. Bei den besseren Ständen spielen die sogenannten „Schweinefleisch-Restaurants“ eine besondere Rolle, denn nichts schätzt der Chinese mehr als ein Stück fettes Schweinefleisch. — Eine wohl nur in China zu findende Art von Speisehäusern heißt „Kau-juk-pu“. In ihnen wird Hunde- und Katzenfleisch verabfolgt. Sie sind weniger gut eingerichtet als die anderen Speisehäuser und bestehen meist aus einem Saal, in den man gewöhnlich durch die Küche gelangt, wo Köche vor einem schwachen Feuer stehen und das Fleisch von Hunden und Katzen zubereiten. Im Schaufenster hangen, um die Aufmerksamkeit der Vorbeigehenden zu erregen, Hundeleiber. Ein über der Tür angebrachtes Plakat besagt, daß im Lokal jederzeit Hunde- und Katzenfleisch zu haben ist. Das Publikum der „Kau-juk-pus“ setzt sich hauptsächlich aus gut situierten Ladenbesitzern und Handwerkern zusammen. Ein annehmbares Mittagessen kommt durchschnittlich nicht höher zu stehen als auf 60 Pf. — Die Chinesen essen bekanntlich auch das Fleisch von Ratten, aber keineswegs so allgemein, wie man in Europa meint. In manchen Geflügelläden sind neben Gänsen, Enten und Hühnern auch Rattenleiber zum Verkauf aufgehängt. Das Rattenfleisch wird eingesalzen und getrocknet. Gewöhnlich genießen es nur Männer; da man aber glaubt, daß es den Haarwuchs fördert, wird es auch oft von kahl werdenden Weibern gegessen. Franz Otto Koch.

Das Tal der Könige bei Theben. (Vgl. hierzu die farbige Wiedergabe des Temperagemäldes „Auf dem Wege zum Grab des Tutanchamon“ von Tony Binder in der vorliegenden Nummer.) Keine Stätte der alten Welt ist im Laufe der letzten Jahre so viel genannt worden wie jenes einsame Felsental auf dem Westufer des Nils bei Luxor, das von den Arabern „Bibân el-Mulûk“, die „Gräber der Könige“, genannt worden ist. Seit im Jahre 1922 dort von dem Engländer Howard Carter die Grabstätte des Pharaos Tutanchamon mit ihrem überreichen, alle Vorstellungen übertreffenden Schatz entdeckt worden ist, wird immer wieder der Blick der gebildeten Welt aller Länder auf jenen Königsfriedhof gelenkt. — Mit gleichmäßigem Ruderschlage fährt die Barke von dem mit Hotels und Kaufläden besetzten Kai des Ostufers von Luxor über den Nil. Stolz ragen zwischen den modernen Bauten die Tortürme und Säulenhallen des großen Heiligtums auf, das um 1400 v. Chr. Amenophis III., einer der Vorgänger Tutanchamons, dem Götterkönig Amun errichtet hat. Durchs Fruchtland geht der Weg, vorüber an Bauernhöfen, einen Bewässerungskanal entlang. Am Rande der flachen Wüste, die die Felder begrenzt, stehen die Tempelruinen aus der Blütezeit der ägyptischen Herrschaft. Jetzt biegen wir seitwärts in die gelbe Wüste ein. Enger und enger wird der Weg, eine Einsamkeit sondergleichen nimmt uns auf, nur in der Zeit der Touristenschwärme vom Schnaufen der Autos, dem Rollen der Wagen oder dem Rufe der Eseltreiber häßlich unterbrochen. Im Sonnenglanze strahlen die kahlen, gelblich roten Felsenwände. Jetzt ist das Ziel erreicht, ein Talkessel, über dem sich wie eine von einer Urgottheit errichtete Pyramide ein Berggipfel erhebt. Wir sind in dem Königsfriedhofe, in dem sich zuerst, um das Jahr 1500 v. Chr., Thutmosis I. eine Gruft im Felsen anlegen ließ, fern von den Wohnungen der Lebenden, entrückt dem Treiben der Welt. Kein Steinbau sollte über den unterirdischen Kammern aufgetürmt werden, keine Pyramide, wie sie die Ahnen sich errichtet hatten: die Natur selbst sollte sich schützend über des toten Pharaos letzte Wohnung legen. Das Beispiel des Thutmosis haben seine Nachfolger nachgeahmt und sich lange Gänge, die zu den Sargkammern führten, in dem öden Wüstengebirge ausgehöhlt. Auch Tutanchamon, der reiche und doch gewiß unglückliche Schwiegersohn des ketzerischen Sonnenanbeters Amenophis-Echnaton hat hier in seinem goldenen Sarge die letzte Ruhestätte gefunden. Wie die Kunst jener großen Zeit des Ägyptertums noch heute mit all ihrer Kraft zu uns spricht, so nimmt uns auch jetzt noch die Einsamkeit dieses Pharaonenfriedhofs gefangen und läßt immer dieselbe heilige Ehrfurcht vor der Erhabenheit der Natur und der Größe des Todes erstehen, die vor Jahrtausenden die ägyptischen Könige erfüllte, als sie sich dieses stille Tal zu ihrem Friedhof erkoren. Georg Steindorff.

Neue Wiener Bauten. (Vgl. hierzu unsere gleichnamige Bildertafel.) Wien, das im Jahre 1910 etwas über zwei Millionen Einwohner zählte, wies im Jahre 1921 bloß 1841326 auf und war doch von einer Wohnungsnot geplagt, die sich vielfach geradezu furchtbar auswirkte. Abertausende von Menschen, Eheleute und solche, die es werden wollten, sahen sich in unwürdige Wohnungsverhältnisse gepreßt, und so mußte die Stadtvertretung auf schnellste Abhilfe dieser traurigen Zustände bedacht sein. Die Dürftigkeit der kommunalen Mittel gestattete aber unmittelbar nach dem Kriege nur eine kaum nennenswerte Schaffung von Wohnungen (in den Jahren 1918/21 nicht mehr als 628!), und so konnte nur durch eine neue, ertragreiche Steuer die Durchführung eines durch die Verhältnisse bedingten großzügigen Bauprogramms ermöglicht werden. Eine solche Steuer hob die Wiener Stadtvertretung unter dem Titel einer Wohnbausteuer mit 1. Februar 1923 ein, jeder Besitzer eines Hauses, jeder Inhaber einer Wohnung mußte und muß sie leisten, und damit war die Schaffung von 25000 neuen Wohnungen (für etwa 100000 Menschen) gewährleistet. Es konnten riesige Komplexe, Wohnhäuser, die bis zu 480 Wohnungen umfassen — wie etwa der „Fuchsenfeldhof“ — aufgeführt werden, und diese Häuser trugen der neuen Zeit und den neuen Bauprinzipien, die vor allem Licht und Luft in Wohnräume gelangen lassen wollen, in vorbildlicher Weise Rechnung. Die altmodischen Hinterhöfe, in Wien „Lichthöfe“ genannt — in Wahrheit sind es Finsterhöfe — sind verschwunden, weite, geräumige Höfe, in denen Ruhebänke sich finden, Gartenanlagen, Blumenbeete, Planschbecken (Spielteiche) für die Kinder: sie ermöglichen dem Hausbewohner, sich abends im Hofe des eigenen Hauses zu ergehen und zu erfrischen, und sie retten die Kinder des Hauses vor den Gefahren der Straße. In etlichen dieser Häuser sind überdies gedeckte Spielräume für die Kinder untergebracht, ja, der Fuchsenfeldhof besitzt sogar einen eigenen Theatersaal. Wohnküchen, Lesezimmer, Lehrwerkstätten und Badeanlagen mit Zellenbrausebädern und Wannenbadzellen, endlich auch maschinelle Dampfwäschereien und Trockenanlagen: das sind nur einige jener Neuerungen, die in den großen Wohnbauten Wiens sich finden. Außer zahlreichen Wohngebäuden hat die Gemeinde mehrere Volksbäder errichten lassen, die gegen geringes Entgelt benützt werden können; auch baute sie das zunächst größte Warmbad der Welt, das Amalienbad in Favoriten, das gleichzeitig von 900 Menschen wird besucht werden können. Es soll im Frühjahr dieses Jahres eröffnet werden. Zu den neuen gemeinnützigen Bauten Wiens zählt auch die Kinderübernahmestelle im IX. Gemeindebezirk, ein schmucker, moderner Bau. Diese Kinderübernahmestelle hat den Zweck, Kinder, für deren Fürsorge die Stadt gesetzlich verpflichtet ist, zunächst aufzunehmen, ehe sie besonderen Pflegeanstalten überwiesen werden. Die Neubauten bedeuten eine bewundernswerte, wenn vielleicht auch noch nicht restlose Leistung der Wiener Gemeinde als Bauherrin und der Wiener Baukünstler. Maximilian Bauer.

Das Deutsche Institut in Coimbra (Portugal). Die Eröffnung eines Deutschen Instituts an der portugiesischen Landesuniversität Coimbra im vorigen Jahre, womit zugleich eine Deutsche Buchausstellung verbunden war, ist für die Beziehungen Deutschlands zum Ausland von größter politischer, sozialer und moralischer Bedeutung. Das Institut ist das einzige dieser Art auf der ganzen Iberischen Halbinsel. Es hat gegenüber den Verlegern, Herausgebern und Autoren deutscher Buchveröffentlichungen

die Verpflichtung übernommen, in seinem „Boletim" bibliographisch-analytische Anzeigen solcher Neuerscheinungen zu bringen, die ihm unter der Adresse „Instituto Alemão Faculdade de Letras, Coimbra (Portugal)" portofrei zugesandt werden. Dieses „Boletim" ist das erste Nachrichtenblatt für deutsche Neuerscheinungen in den Ländern portugiesischer und spanischer Zunge. Coimbra ist der einzige Ort auf der Pyrenäenhalbinsel, wo offiziell deutsche Sprachkurse veranstaltet werden. Es ist heute außerdem der Mittelpunkt des „paniberischen Gedankens", d. h. aller derjenigen Bestrebungen, die auf eine geistige und materielle Zusammenarbeit des iberischen Mutterlandes mit seinen ehemaligen Kolonien in Süd- und Mittelamerika hinzielen. Das Deutsche Institut, das der philosophischen Fakultät angegliedert ist, ist eine rein portugiesische, von portugiesischen Professoren geleitete und auch von der portugiesischen Regierung geförderte Kultureinrichtung. Seine Aufgabe besteht im planmäßigen Studium der deutschen Kultur in ihrem Gesamtumfang und in der wissenschaftlichen und praktischen Vermittlung des Austausches mit dem akademischen und literarischen Deutschland. Diesem Zwecke dienen auch Lichtbilder- und Fachvorträge in portugiesischer Sprache über Deutschland betreffende Themata für wissenschaftliche und weitere Kreise. Es umfaßt fünf Räume (Warteraum, Direktorzimmer, Bibliotheksaal, Arbeitsraum für wissenschaftliche Benutzer, öffentliches Lesezimmer für deutsche Zeitungen, in denen auch das Informationsmaterial der deutschen Reedereien und deutschen Messen jedermann zugänglich ist). Dazu kommt noch ein Hörsaal mit Epidiaskop-Projektion. Außer der Bücherei besteht ein Zeitungsarchiv (mit systematisch geordneten Ausschnitten aus der deutschen Presse), eine Bilder- und Landkartensammlung und eine Sammlung von Grammophonplatten. Zahlreiche mündliche und schriftliche Anfragen über empfehlenswerte deutsche Bücher und Zeitschriften, über medizinische und Musikinstrumente deutscher Herkunft seit der Eröffnung des Deutschen Instituts beweisen, daß das Institut auch einem längst empfundenen praktischen Bedürfnis Portugals entspricht. Damit haben sich auch die Erwartungen erfüllt, die bei der Gründung des Instituts maßgebend waren, als deren geistige Urheberin eine Deutsche, Frau Professor Karoline Michaëlis de Vasconcelles, anzusehen ist. Der Wunsch, den der Direktor des Deutschen Instituts, der portugiesische Universitätsprofessor Dr. João da Providencia Sousa Costa, bei seiner in deutscher Sprache gehaltenen Weiherede aussprach, ist zur Tatsache geworden, nämlich, „daß die mannigfaltigen Gebiete des Wissens und die Namen der Autoren, die in dieser Ausstellung vertreten sind, Zeugnis ablegen mögen von der ungeschwächten geistigen Schaffenskraft des deutschen Volkes und von seinem Willen, im friedlichen Austausch freundlich gesinnter und die Leistung des Nachbarn achtender Völker an dem Fortschritt der Menschheit auch in Zeiten eigener schwerer Bedrängnis mitzuarbeiten". Welche Bedeutung dem Institut allerseits zugemessen wird, zeigte die rege Anteilnahme von Vertretern der deutschen Regierung und der Wissenschaft des Deutschen Reiches und fast des gesamten Auslandes. Die außerordentlich reich beschickte Deutsche Buchausstellung fand in der portugiesischen Presse rühmende Erwähnung und hohe Anerkennung. Dr. phil. Gerhard Jacob.

Registrierung psychischer Vorgänge durch Schwankungen der Pupillenweite. Es ist jedem geläufig, daß Gefühle, Affekte und Stimmungen vom körperlichen Befinden abhängen. Umgekehrt wird aber auch der Körper durch Affekte beeinflußt. Deshalb ist es von großem wissenschaftlichen und praktischen Interesse, die körperlichen Begleiterscheinungen der Affekte und Stimmungen kennenzulernen. Wir schließen ja meist mit Hilfe ihrer Beobachtung — Lachen, Weinen, Farbwechsel u. a. m. — auf bestimmte Gemütszustände; schon Homer deutete z. B. auf das Zittern der Knie als auf ein Zeichen lebhafter Angst hin. Eine andere Erscheinung aber ist wohl nicht allen bekannt: bei gesteigerter Gemütserregung nämlich nehmen unsere Pupillen an Weite stark zu. Mit Hilfe geeigneter Vergrößerungsapparate kann man gut beobachten, daß jede geistige Arbeit — das Nachsprechen einer Zahlenreihe, Lösen einer Aufgabe, Antworten auf eine Frage — einen körperlichen Parallelvorgang im Spiel der Pupillen hat; und wenn man z. B. eine Versuchsperson anweist, auf ein in kurzen Zwischenräumen sich wiederholendes Geräusch zu achten, etwa die Schläge einer Pendeluhr zu zählen, so lassen sich mit der Lupe rhythmische Bewegungen der Pupillenränder genau im Takte des Pendelganges feststellen. Noch eindringlicher wird die Abhängigkeit der Pupillenweite von nervösen und seelischen Einflüssen durch die Tatsache gezeigt, daß der Irisraum eines Gesunden im Wachzustande nie ganz stillsteht. Die Pupillenweite zeigt fortwährend feine Schwankungen — der Beweis dafür, daß die Summe der dem nervösen Zentralorgan in jedem Augenblick zufließenden Reize ständig wechselt, oder, wie es Bumke auch ausgedrückt hat, daß „der Spiegel unseres Bewußtseins nie ganz eben" ist. Bezeichnenderweise werden diese feinsten Pupillenbewegungen gerade bei den Geisteskrankheiten vermißt, die vor allem das Gefühlsleben störend beeinflussen. Damit ist gezeigt, daß diese unwillkürlichen Körperbewegungen hauptsächlich von den Gefühlen, den Gemütsbewegungen und nicht unmittelbar von den intellektuellen Leistungen beeinflußt werden. Dies bedeutet keinen Widerspruch gegen die frühere Behauptung, Pupillenerweiterung trete bei geistiger Arbeit auf, denn auch das Anspannen der Aufmerksamkeit beim Nachdenken über eine Aufgabe usw. wird, wie übrigens alle geistigen Vorgänge, von Gefühlen begleitet. G. Hupfer.

Bücher über den Tanz. Der dem Rhythmus des Tanzes hingegebene weibliche Körper wird immer durch die Mannigfaltigkeit der sich dabei entwickelnden Linien und Formen den bildenden Künstler zur Darstellung reizen. Aber nur wenigen gelingt es, diesen gewissermaßen materialisierten Rhythmus zu erfassen und zum Ausdruck zu bringen. Zu ihnen gehört Henriette Grimm, die sich uns schon in ihren Lithographien zur „Schlüsseljungfrau" als eine höchst talentvolle Künstlerin vorgestellt hat. In ihren neuen Lithographien „Tanz, Jugend, Glück" (Verlag von Alexander Theodor Müller, Leipzig), denen Alfred Leopold Müller ein feinsinniges Begleitwort vorausschickte, zeigt sie sich als eine Meisterin in der Beherrschung beweglicher Formen, die in ihrer reichen Abwechslung ungemein leicht und doch eindringlich wiedergegeben sind. Ist in dieser Publikation nur der Rhythmus vom Standpunkt des Künstlers aus gewertet, so führt uns Fritz Gieses Buch „Girlkultur" (Delphin-Verlag, München) auf ein ganz anderes Gebiet: den Rhythmus im amerikanischen Drill. Es ist die Virtuosität der Bewegungstechnik des Beines, die mit Kunst nichts zu tun hat, sondern nur, wie alles Amerikanische, Erstaunen über die äußere Fertigkeit der Leistungen weckt. Dr. V. T.

Nachschlagebücher. Die drei Verlage, die das „Nachschlagebuch" oder das „Handbuch des Wissens", wie man jetzt statt Konversationslexikon zu sagen pflegt, als besondere Domäne pflegen, haben sich in den letzten Jahren sehr rührig gezeigt, um Versäumtes oder durch die Verhältnisse Unterbundenes nachzuholen. Dem vierbändigen und einbändigen Brockhaus ist nun auch „Der Kleine Herder" (Herder & Co., Verlagsbuchhandlung, Freiburg i. Br.) gefolgt. Er ist wirklich klein, und er hat auch äußerlich gar nicht das Volumen eines Nachschlagebuches, aber er bietet so viel (50000 alphabetisch geordnete Artikel und 4000 Bilder und Tafeln), daß er für den Hausbedarf und für flüchtige Information völlig genügt. Der Anspruchsvollere, der mehr als diese verlangt, der über einen ihn interessierenden Gegenstand schon eine kleine Abhandlung erwartet, wird dagegen zum „Großen Meyer" (Verlag des Bibliographischen Instituts, Leipzig) greifen, von dem der dritte Band bereits vorliegt. Was von den ersten gilt, trifft auch auf diesen zu: außerordentlich detaillierte Genauigkeit, knappste Zusammenfassung der Resultate wissenschaftlicher Forschung bei verschiedenen Gebieten, bis in die Gegenwart reichende Fortführung politischer und anderer Begebenheiten, zahlreiche informierende Literaturangaben und schier unerschöpfliches anschauliches Material an Tabellen, Karten, Plänen und Abbildungen. Mit steigernder Ungeduld sieht man den kommenden Bänden entgegen, die in ihrer Gesamtheit ein köstlicher Schatz der Hausbibliothek sein werden.

Für die Frauenwelt.

Welche Stoffe sind modern? Es werden von den Allgewaltigen im Modefach große Anstrengungen gemacht, nach jahrelanger Pause Taft zum bevorzugten Modeartikel zu erheben. Die Versuche des vergangenen Frühlings, ihn zur Herstellung von Mänteln zu verwenden (an Stelle der so kleidsamen, schmiegsamen Umhüllen aus Ottoman, Kunstseide oder Satinkrepp), erwiesen sich als Schläge ins Wasser. Man konnte sich in diese Mäntel nicht einhüllen — und damit war ihr Schicksal besiegelt. — Nun wird Taft für Kleider verwendet. Einmal — und das ist eine ganz neue Note — wird er mit ganz weichen Wollstoffen zusammengestellt, ein andermal wird er als Besatzmaterial verarbeitet auf Kleidern aus gemustertem Chinakrepp oder Georgette, ja, für sommerlich elegante Zwecke kombiniert die haute couture ihn mit Tüll und hauchdünnen, stets gleichfarbigen Spitzen. — Gemusterte Chinakrepps und Foulards bleiben auf dem Programm stehen; die neuesten Muster sind ziemlich klein, die Farbenstellungen sind gedämpft. Gute Aussicht auf Erfolg scheint mir die Zusammenstellung der gemusterten leichten Seidenstoffe mit marineblauem Rips oder feinem Gabardine zu haben. Erstere bilden das Kleid, immer irgendwie mit Wollstoff kombiniert, letztere den Paletot, denn die Idee des Complets wird abermals die Tagesmoden, natürlich nur die der elegantesten Fassung, beherrschen. — Für den Straßenanzug bleiben Kascha und Rips im Vordergrunde stehen. Dieser ist auch in wohlfeilen Qualitäten recht ansehnlich und praktisch; jener aber ist immer teuer, muß es sein. Die Güte des Materials schließt Billigkeit aus. Wenn Kascha wohlfeil ist, dann kann es sich nur um eine Nachahmung handeln. Echter Kascha ist weder zu übertreffen an praktischen Eigenschaften noch als Wärmespender; er ist ein ideales Material für Reise- und Sportkleider, leicht, niemals verdrückt, häufige Reinigung vertragend. Eine neue Abart von Kascha nennt sich „Kasha-toile“. Herrenstoffe, wie Homespuns, Tweeds und Cheviots, werden in steigendem Maße für jene leicht sportlichen Kleider verarbeitet, die das Um und Auf des täglichen Straßenanzugs bilden, sowie für die rein sportlichen

Adjustierungen, unter denen jene mit geteiltem Rock, der sich beim Stehen nicht als solcher verrät, die für Golf- und Tennisspiel, für die Autofahrt gedacht ist, besondere Aufmerksamkeit heischt. — Für sommerliche Abendkleider, ohne die der Aufenthalt im großen Badeort heute nicht mehr denkbar ist, bleibt dem duftigen Chiffon und dem kaum schwereren Georgette in Pastelltönen, unter denen Zartlila und -grün vorherrschen, große Beliebtheit gesichert. Eine neue Note besteht darin, diese Kleider mit gleichfarbigen, hauchdünnen Spitzen zu kombinieren. — Die große Beliebtheit von Satinkrepp dauert an. Er wird nun wieder viel beiderseitig verarbeitet, wodurch die bekannten feinen Effekte entstehen. Man verwendet ihn für alle Arten von Kleidungsstücken, angefangen vom Nachthemd und Pyjama über das sportliche Jumperkleid bis zum Abendmantel. Eingeflochten sei, daß gute Qualitäten von Satinkrepp ohne weiteres mit Wasser und Seife gewaschen werden können. Daraus erklärt sich auch seine Verwendung für Tenniskleider. Selbstredend wird er in diesem Fall von der stumpfen Seite verarbeitet. So kostspielig er in guten Qualitäten ist, ist er doch immer noch billiger als „Flat crêpe“, der als das eigentliche, ideale Material für Jumper, Jumperkleider und sportliche Kittelkleider gilt und es tatsächlich auch ist.

M. v. Suttner.

Gold wird von den Frauen viel verwendet. Des Abends? Natürlich. Aber auch am Tag und morgens und nachmittags. Es gehört jedoch viel Takt dazu. Man setzt Gold auf Musselin, auf Samt, auf Wolle und auf Jersey. Aus goldenen Stickereien und Spitzen werden elegante Toiletten gefertigt, goldene Tressen werden in Samt inkrustiert, und aus goldenen Gipüren macht man Einsätze, Kragen und Ärmelaufschläge. Dann gibt es auch goldenes Chevreau-Leder, gleichfalls für Aufschläge und Kragen. Die kleinen Manschetten sind aus durchlochtem, am Rande ausgezacktem goldenen Leder. Ein goldener Ledergürtel vervollständigt das Ganze.

Kristall hat den Frauen immer gefallen und gefällt ihnen auch jetzt wieder besonders gut. Die Mode hat beschlossen, aus Kristall die reizendsten Kolliers, Knöpfe, Armbänder, Schnallen und Schlösser für Handtaschen herzustellen. Ja, es gibt auch Kristallhacken an den Abendschuhen. Und diese Kristallhacken sind außerordentlich hübsch anzusehen. Besonders an Schuhen aus schwarzem Atlas.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig. In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

Illustrirte Zeitung



Verlag J. J. Weber Leipzig

NR. 4225. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 4. März 1926



Der Raum wird durch die Wandbekleidung.

Sie gibt ihm die Stimmung. Sie kann alle Gegenstände im Raume herabmindern oder heben. Sieht sie gering aus, so ist der ganze Raum gering. Die Tapete darf daher die Wände nicht bloss überziehen, sie muss sie kleiden. Die Tapete muss Qualität sein, Qualität, die sich auf den ganzen Raum überträgt, ihn adelt. Diese Wirkung erreichen Sie mit den Tekko- und Salubra-Tapeten. Sie sind die einzigen, die mit den gleichen Farben hergestellt sind, mit welchen unsere alten Meister ihre Ölgemälde schufen. Diese Tapeten verschiessen daher unter der sengenden Sonne nie. Flecken können jederzeit mit Bürste und Seifenwasser entfernt werden; Staub, Rauch und Geruch können nicht in die Wand eindringen. — Das ist die Grundlage für ein echtes solides Wandkleid. — Weil Tekko und Salubra mit den besten Ölfarben hergestellt sind, weisen sie wie keine andere Tapete einen eigenartigen Farbenschmelz auf, der Stimmung in jeden Raum zaubert und die mannigfaltigsten Wirkungen hervorbringt, blütenzarte, sammettiefe und seidenglänzende. — Fragen Sie nach diesen Tapeten sogleich im nächsten erstklassigen Tapetengeschäft. Tekko und Salubra müssen Sie im Grossen mit Anwendungsbeispielen gesehen haben. Erhältlich in allen Preislagen v. M. 3.60 bis M. 34. — die Rolle. Siebenfarbige Raumbilder mit Tekko- und Salubra-Mustern kostenlos von SALUBRA AG., GRENZACH 5e (BADEN)

Die von Ihnen bezogene Salubra hat den Erwartungen voll entsprochen. Dieselbe ist trotz jahrelangem Gebrauch und regelmässig wiederholter Abwaschungen licht- und farbecht geblieben.
Hamburg. Hotel Esplanade.

Das beliebte Ostergeschenk!

Sieh her!

Bleyle

Schutzmarke

Bleyle-Kleidung

trägt dieses Zeichen
und den Namen
»Bleyle«
Merk dir's gut!

Verkaufsstellen in allen Städten.
Nachweis bereitwilligst durch die Fabrik Wilh. Bleyle G. m. b. H. Stuttgart W12

STAHLWARENFABRIK
J·A·HENCKELS
ZWILLINGSWERK
SOLINGEN

empfiehlt ihre Fabrikate mit dem bekannten Zwillingszeichen
HAUPTNIEDERLAGE BERLIN W66
LEIPZIGER STRASSE 117/118

Zu haben in Drogen- und Schreibwarenhandlungen allerorts.

OTTO RING
Syndetikon
klebt, leimt, kittet Alles

Körperpflege zu Hause!

Velotrab
Radfahr-, Trab-, Reit- u. Bergsteige-Apparat.

Hellas
Zimmer-Ruderapparat.

Solar-Simplex
Elektr. Lichtbad
In jedem Badezimmer aufzustellen.

Viele Tausende im Gebrauch!
Ausführl. Druckschr. kostenl.
Elektr. Ges. „SANITAS", (Fön-Fabrik), BERLIN N 21, Friedrichstrasse 131 d.

Holzwohnhäuser



Villen, Landhäuser, Jagdhäuser, Autogaragen
in architektonisch vollendeter Ausführung
und dem Massivbau vollständig ebenbürtig.

Höntsch & Co., Niedersedlitz A 5



Zur Frühjahrsmesse in Leipzig
besichtigen Sie bitte in eigener Messhalle (Technisches Messgelände Kruppstrasse) unsere Erzeugnisse.

PHOTOS
Bildermappen für Kunstfreunde für Salon- und Modellstudien. Eleg. künstl. Naturaufnahmen. Mustersendung auf Wunsch gegen Einsendung von Mk. 5.—.
Maack, Abt. 30, **Berlin SW 29**, Willibald-Alexisstrasse 31.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4225. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 4. März 1926.

Allgemeine Notizen.

Von den Technischen Hochschulen Deutschlands hatten im Winter-Semester 1924/25 bzw. im Winter-Semester 1911/12 Vollimmatrikulierte (die eingeklammerten Zahlen beziehen sich auf die weiblichen Studierenden; Gasthörer und Hospitanten sind in der Aufstellung nicht enthalten): München 4415 (69) gegen 2367, Berlin 4173 (36) gegen 2180, Dresden 2464 (53) gegen 1135, Darmstadt 2371 (21) gegen 1259, Hannover 2332 (20) gegen 866, Stuttgart 1913 (33) gegen 630, Karlsruhe 1423 (32) gegen 1165, Braunschweig 1062 (22) gegen 372, Aachen 1030 (12) gegen 605, Breslau 984 (17) gegen 120; zusammen 22167 (314) im W.-S. 1924/25 gegen 10701 im W.-S. 1911/12. Auch die Technische Hochschule Danzig hat sich dem allgemeinen Aufstieg anschließen können. Diese mit dem deutschen Geistesleben eng verbunden gebliebene, hauptsächlich von ostmärkischen Deutschen besuchte Hochschule zählte im Winter-Semester 1924/25 an Studierenden 1522 (26) gegen 630 im W.-S. 1911/12.

Deutsche Gesellschaft für Säugetierkunde. Im Berliner Museum für Naturkunde fand auf Anregung hervorragender Gelehrter die Gründung einer Deutschen Gesellschaft für Säugetierkunde statt, die ähnlich wie die Deutsche Ornithologische Gesellschaft der Spezialforschung dienen soll. In der Gründungsversammlung wurde ein provisorischer Satzungsentwurf angenommen und ein Arbeitsausschuß gewählt, der bis zur ersten Hauptversammlung im März dieses Jahres die Geschäfte führt. Erst dann sollen definitive Beschlüsse und die Wahl des Vorstandes stattfinden. Zum Vorsitzenden des Arbeitsausschusses wurde der Direktor des Berliner Zoologischen Gartens Prof. Dr. Ludwig Heck gewählt, in den Arbeitsausschuß selbst Direktor Dr. Hilzheimer, Dr. Pohle, Landgerichtsdirektor Ohnesorge, Prof. Neumann und der Berliner Gerichtschemiker Prof. Strauch.

Die Freie und Hansestadt Lübeck wird vom 3. bis zum 6. Juni d. J. die 700-Jahrfeier ihrer Reichsfreiheit begehen. Es werden alsdann 700 Jahre verflossen sein, seit der Hohenstaufenkaiser Friedrich II. der Stadt die Reichsfreiheit verlieh. Seitdem ist Lübeck, das sehr bald Vorort der deutschen Hanse wurde, 700 Jahre lang mit einer kurzen Unterbrechung durch Napoleon ununterbrochen freie deutsche Reichsstadt geblieben. In den Festtagen wird, entsprechend der Bedeutung der Stadt für

den Handelsverkehr mit den nordischen Reichen, diese jahrhundertelange wirtschaftliche und kulturelle Beziehung besonders feierlich hervorgehoben werden. Während des ganzen Sommers werden außer den Veranstaltungen an den eigentlichen Festtagen eine größere Reihe von Tagungen wissenschaftlicher, kultureller und wirtschaftlicher Art veranstaltet werden. In der Zeit von Anfang Juni bis Mitte Juli werden ferner mehrere bemerkenswerte Ausstellungen zur Jubelfeier stattfinden.

Ein Dokument deutscher Schiffsbaukunst. Von der Gebr. Sachsenbergschen Schiffswerft in Roßlau (Anhalt) ging unlängst der für eine holländische Reederei erbaute Dampfer „Gelderland Nr. 10" zur Ablieferung an die Auftraggeber. Der stattliche Dampfer von 75 m Länge und 9 m Breite bei einem Tiefgang von 1,15 m, mit einer Maschinenkraft von normal 1500 Pferdestärken und einer Schleppleistung von 110 000 Zentner stromaufwärts bei 5-km-Stundengeschwindigkeit, ist für den holländischen Schleppdienst auf dem Rhein bestimmt.

Einen Wegweiser für den deutschen Export hat die Ala-Anzeigen-Aktiengesellschaft in ihrem Sonderkatalog „Die Presse Großbritanniens" herausgegeben. Er ist in seiner mit großem Fleiß bewerkstelligten sinngemäßen und übersichtlichen Verarbeitung des neuesten Materials für die deutsch-englischen Handelsbeziehungen von Wichtigkeit.

Unsere Hausfrauen werden mit Genugtuung hören, daß unter dem Namen „Treffer" nun endlich ein Wäschetuch in den Handel gekommen ist, das nicht mit Mineralstoffen gesättigt ist, mit denen bekanntlich mangelhaftes Wäschetuch als Qualitätsware vorgetäuscht wurde, was es durch die beschönigende Füllappretur aber nicht war. Das neue Wäschetuch „Treffer" ist als reichlich breit gewebtes reines Baumwollfabrikat haltbar, verliert nach der Wäsche nicht, ist im Gegenteil nach der Wäsche dichter und voller als in ungewaschenem Zustand.

Rheingold und Rheinsilber. Nach den letzten von Professor Haber vorgenommenen Untersuchungen enthält das Wasser des Rheins nach bei Karlsruhe und Leverkusen geschöpften Proben als durchschnittlichen Gehalt an Gold 0,000,003 Gramm im Kubikmeter. Bei so winzigen Mengen läßt sich selbstverständlich an keine Ausbeutung des Goldes denken, aber während eines Jahres schwimmen auf diese Weise doch volle 200 Kilogramm Gold aus dem Rhein ins Meer hinaus. Der Silbergehalt des Rheines soll sogar das Doppelte betragen.



ILLUSTRIRTE ZEITUNG



BÜROKRATEN

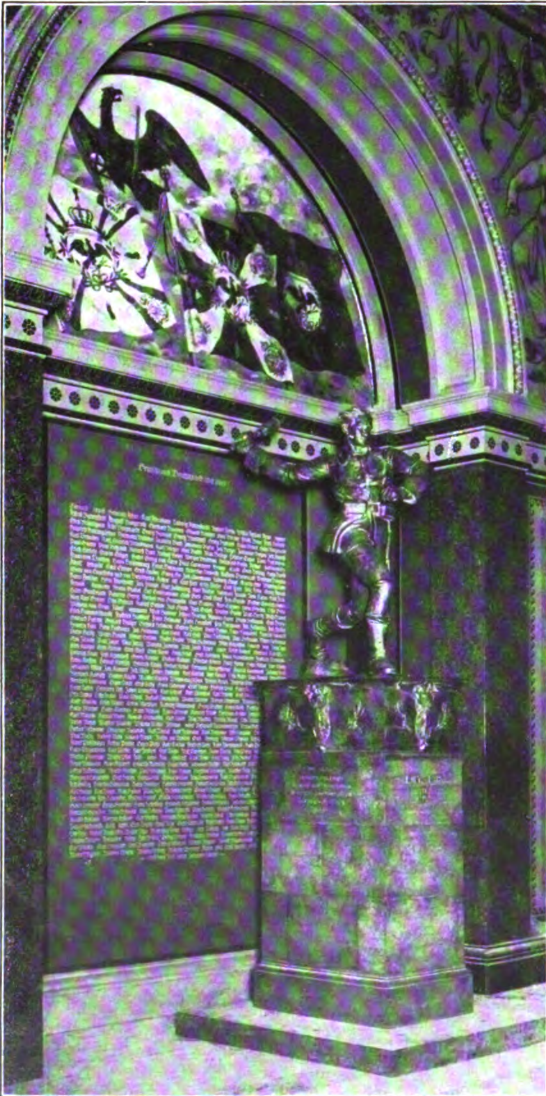
NACH EINEM GEMÄLDE VON HANS BEST







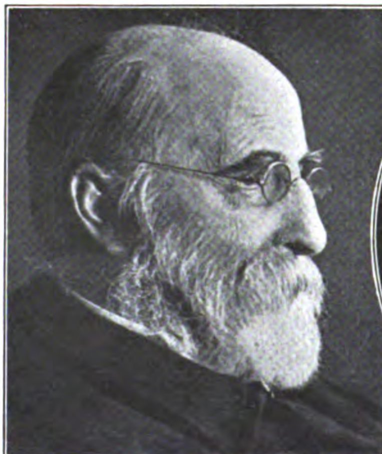
Eine seemännische Heldentat des Hapag-Dampfers „Westphalia“, der die in höchster Seenot befindliche, 27 Mann starke Besatzung des holländischen Dampfers „Alkaid“ rettete. Im Oval: Die Automobile mit der Mannschaft der „Westphalia“ in den Straßen Neuyorks, von der Bevölkerung stürmisch begrüßt. Oben rechts: Die Übernahme der geretteten Besatzung des holländischen Schiffes an Bord der „Westphalia“. Mitte links: Die verdienstvolle Rettungsmannschaft der „Westphalia“ mit ihrem Führer, Kapitän Graalfs, nach der Beglückwünschung durch die Vertreter der Reichsregierung, der Stadt Hamburg und des holländischen Konsulats in Hamburg.



Das Denkmal für die 400 im Weltkrieg Gefallenen der Technischen Hochschule in Berlin-Charlottenburg, das am 22. Februar in deren Lichthof eingeweiht wurde. In der Nische befindet sich die Tafel mit den Namen der Toten und darüber ein Gemälde von Prof. Max Kutschmann.



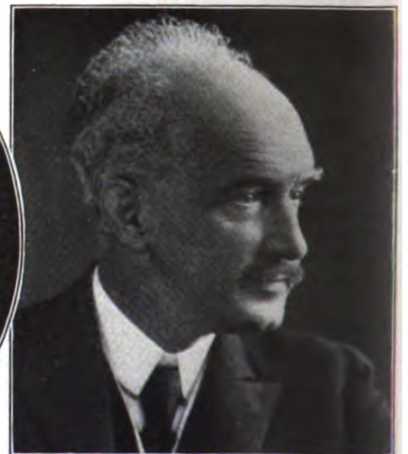
Polnischer Terror in Oberschlesien: Beerdigung des von den Polen wegen angeblicher politischer Umtriebe eingekerkerten, im Gefängnis zu Kattowitz gestorbenen Berginspektors Lamprecht in Beuthen (Oberschlesien) am 20. Februar, die sich zu einer eindrucksvollen nationalen Kundgebung gestaltete.



Professor Georg Friedrich Knapp,
namhafter Vertreter der Volkswirtschaft und Statistik, bis 1918 ordentl. Professor der Nationalökonomie und Statistik an der Universität Straßburg, † am 20. Februar in Darmstadt im 84. Lebensjahre.



Prof. Dr. Theodor Nöldeke,
bedeutender Orientalist, bis zu seiner Emeritierung im Jahre 1906 Professor der semitischen Philologie in Straßburg, vollendet am 2. März sein 90. Lebensjahr.



Dr. Fritz Ostertag,
schweizerischer Bundesrichter, der vom eidgenössischen Bundesrat zum Leiter des internationalen Amtes für gewerblichen, literarischen und künstlerischen Urheberschutz ernannt wurde.

POLENS KRIEG IM DUNKELN

Wie der Ausbau und die Organisation des polnischen Heeres das Werk des traditionellen Verbündeten an der Seine ist, so ist auch der Geheime Nachrichtendienst der polnischen Republik die ureigenste Schöpfung des französischen Generalstabs. Kein Geringerer als der Chef des französischen Nachrichtendienstes vor und in dem Kriege, General Dupont, war es, der in Warschau als Chef der „Mission Militaire Française" in dem Luxushotel „Polonia" sein Hauptquartier aufschlug, nachdem er als Leiter der Interalliierten Überwachungskommissionen das wehrlose Deutschland mit einem feinmaschigen Spionagenetz überzogen hatte. Seine wichtigste Aufgabe im Osten war es, die Fäden dieses Spionagesystems in den französischen Vasallenstaaten Polen und Tschechoslowakei zu verankern, um diese Hüter des Versailler Vertrages und Trabanten des französischen Militarismus instand zu setzen, mittels eines gut geschulten Spionagedienstes selbständig den Krieg im Dunkeln gegen Deutschland und andere Staaten zu führen.

Charakteristisch für die polnische Spionage ist der Umstand, daß sie eine merkwürdige Vereinigung russisch-zaristischer und französischer Geheimdienstmethoden darstellt. Mit der russischen Vorkriegsspionage, die sie übrigens an Wirksamkeit bedeutend übertrifft, hat sie gemeinsam die Unterstützung und energische Mitwirkung der Behörden, insbesondere der diplomatischen Stellen im Ausland, und die rege Betätigung der politischen Polizei, besonders der Geheimpolizei, auf diesem Gebiet, die im heutigen Polen völlig die Funktionen der berüchtigten Ochrana des Zarismus übernommen hat. Vor dem Mißbrauch der Exterritorialität ist die polnische Spionage ebensowenig wie die früheren russischen Militärattachés zurückgeschreckt. Bereits oftmals haben sich polnische Konsuln durch weitest gehende Spionage aufs schwerste kompromittiert. So mußte der polnische Konsul in Berlin von seiner Regierung abberufen werden. Das gleiche Schicksal erfuhr der polnische Konsul in Marienwerder, der daraufhin das Gebiet seiner Tätigkeit nach der Freien Stadt Danzig verlegte, wo er in dieser Hinsicht unbehindert war und zur Zeit als Redakteur einer polnischen Zeitung tätig ist. Ferner wurde in Berlin der Redakteur der in Berlin erscheinenden polnischen Zeitung der Spionage für Polen überführt, den die polnische Regierung dem polnischen Ministerrat attachiert hatte, so daß er, da er sich auf das Recht der Exterritorialität berief, nicht verhaftet, sondern lediglich von der deutschen Regierung ausgewiesen werden konnte. Das in Polen nach russischem Muster herrschende Spitzelwesen wird durch den Fall des Geheimagenten der Staatspolizei Kowalewski gut illustriert. Bekanntlich wurden im Herbst 1924 die harmlosen Mitglieder der deutschen Guttemplerloge in Graudenz wegen Hochverrats von der politischen Polizei verhaftet und vor Gericht gestellt, wo sich indes ihre völlige Schuldlosigkeit herausstellte; das Corpus delicti — eine Brieftaube, die, wie die Anklage behauptete, Spionagezwecken dienen sollte, und eine Schachtel mit Pulver — war von dem Geheimagenten selbst in das Haus und den Keller der Angeschuldigten eingeschmuggelt worden, um so den Beweis der Schuld der Verhafteten zu erbringen.

Von dem französischen Geheimdienst dagegen, mit dessen Nachrichtenstellen in Warschau, Posen und Oberschlesien sie in enger Zusammenarbeit steht, hat die polnische Spionage das brutale Vorgehen übernommen, das selbst vor Verbrechen nicht zurückschreckt, wenn es darauf ankommt, das vorgesteckte Ziel zu erreichen, und ferner den Massenbetrieb der Agenten, der ein Heer von Kundschaftern und Agents provocateurs beschäftigt. Ein besonderes Signum des polnischen Nachrichtendienstes ist die häufig bei seinen Beamten festgestellte Korruption.

Im Jahre 1920 war die Organisation des polnischen Erkundungsdienstes, der sich in einen militärischen, diplomatischen und wirtschaftlichen Nachrichtendienst gliedert, vollendet. Während der militärische Nachrichtendienst in dem 2. Departement des Generalstabs in Warschau konzentriert ist, durch dessen Hände zur Weiterleitung an die entsprechenden amtlichen Stellen auch die wirtschaftlichen Meldungen gehen, liegt die Oberleitung des diplomatischen Geheimdienstes beim Ministerium des Äußern. Die Spionageabwehr, die sogenannte Defensive, beschäftigt hauptsächlich die politische Geheimpolizei als ausführendes Organ des Obersten Kundschaftsamtes beim Generalstab. Die polnische Spionage bedroht vor allem Deutschland, und zwar hauptsächlich Oberschlesien und Ostpreußen, Sowjetrußland, Litauen, die Tschechoslowakei und die Freie Stadt Danzig. In die Nähe der Grenzen dieser Länder sind Unterabteilungen der Warschauer Zentralstelle vorgeschoben, und so wird Deutschland von Posen aus bearbeitet, Sowjetrußland von Brest-Litowsk und Bialystock, Litauen von Wilna, die Tschechoslowakei von Krakau und Danzig, wo ja Polen selbst festen Fuß gefaßt hat, ohne weitere Umstände von Danzig aus. Die Aufgabe dieser Grenznachrichtenstellen ist es, in den betreffenden Ländern Spionageorganisationen zu schaffen, die unter der Leitung eines erprobten und besonderes Vertrauen genießenden Agenten stehen. Die Agenten der polnischen Spionage rekrutieren sich aus allen Gesellschaftsklassen. Die fähigsten unter ihnen werden in eigenen Spionageschulen ausgebildet und müssen sich durch einen Vertrag zu ihrer Tätigkeit als Kundschafter verpflichten.

Die polnische Spionage gegen Deutschland, die große Besorgnis vor seinem militärischen und wirtschaftlichen Wiederaufstieg verrät, macht sich besonders in den oberschlesischen Grenzbezirken bemerkbar, und der Strafsenat des Breslauer Oberlandesgerichts sowie der Strafsenat des Reichsgerichts in Leipzig haben sich daher schon oft mit hierauf bezüglichen Landesverratsprozessen zu befassen gehabt. Ende 1923 hatte sich vor dem Reichsgericht ein ganzes Spionennest, dreizehn Mann an der Zahl, zu verantworten. Der Hauptagent war ein gewisser Kowalkowski, alias Berger, gewesen, ein früherer Reichswehroffizier, der in polnische Dienste übergetreten war. Er hatte die Aufgabe erhalten, Bestand, Stärke und Organisation der Reichswehr und des oberschlesischen Selbstschutzes auszukundschaften, wobei ihm zwölf Agenten behilflich waren, die, um sich Material zu beschaffen, selbst vor schweren Einbrüchen nicht zurückschreckten. Sie wurden zu langjährigen Gefängnis- und Zuchthausstrafen verurteilt. Der frühere deutsche Polizeibeamte Lepiorz aus Kattowitz, der 1925 vom Reichsgericht zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt wurde, hatte vom Mai 1922 bis zum September 1923 dem polnischen Spionagedienst wichtige Dienstakten zugänglich gemacht und zahlreiche militärische Geheimnisse verraten. Die gleiche Strafe erhielt vom Oberlandesgericht in Breslau wegen Spionage zugunsten Polens der Redakteur Restel aus Kattowitz, und im Mai 1925 verhaftete die politische Polizei in Breslau nicht weniger als zehn Personen aus Breslau und Kattowitz, unter ihnen mehrere Kaufleute, wegen Spionage für Polen. Über die intensive polnische Spionage während der Abstimmungszeit in Oberschlesien hat Korfanty selbst in seiner Zeitung „Rzeczpospolita" interessante Geständnisse gemacht. Er war durch seine Agenten über alle Vorgänge in der alliierten Kommission in Oppeln bestens unterrichtet. Das vom Reich durch den widersinnigen Danziger Korridor abgetrennte und isolierte Ostpreußen, auf das bekanntlich der polnische Chauvinismus Besitzrechte geltend macht, und das er zugleich wegen seiner nationalen Kräfte fürchtet, ist nicht minder das Ziel der polnischen Spionage. Das bewies der Prozeß vor dem Reichsgericht gegen den ehemaligen Leutnant Fleuhs und den Kaufmann Zollherr sowie der große Spionageprozeß, der im Oktober 1925 vor dem Strafsenat des Oberlandesgerichts in Königsberg stattfand.

Das unsichere, durch den Rigaer Friedensvertrag keineswegs konsolidierte Verhältnis zu der Sowjetrepublik mit ihrer unablässig rüstenden Militärmacht läßt eine erhöhte Tätigkeit des polnischen Nachrichtendienstes in S. S. S. R. verständlich erscheinen, die sich übrigens nicht nur auf militärische, sondern auch auf wirtschaftliche Angelegenheiten erstreckt. Von den hierauf bezüglichen zahlreichen Spionageprozessen seien nur einige Fälle angeführt. So verurteilte im Dezember 1924 das Charkower Gericht den polnischen Spion Wenglinski zum Tode. Dieser hatte unter dem Deckmantel eines Handelskonsulenten der polnischen Delegation in Kiew, durch deren diplomatische Post er militärische Geheimdokumente beförderte, eine ausgedehnte Militärspionage betrieben. Zu gleicher Zeit verurteilte das Kiewer Gericht den polnischen Spion Plotnikow zu zehn Jahren Gefängnis. Der G. P. U., der russischen Geheimpolizei, gelang es vor nicht allzu langer Zeit, in Kiew eine ganze Spionageorganisation aufzudecken, an deren Spitze der Sekretär der polnischen Delegation Pawlowski stand.

Litauen, mit dem Polen seit dem Wilnaer Gewaltstreich des Generals Zeligowski in latentem Kriegszustande lebt, wird von der polnischen Spionage aufs äußerste bedroht. Hier ist es vorzugsweise das Memelgebiet, auf dessen Hafen sich bekanntlich die polnischen Aspirationen richten, das den polnischen Nachrichtendienst interessiert. Im September 1924 wurde in der Roßgartenstraße in Memel ein polnisches Spionagenest ausgehoben, und der frühere russische Offizier Wladimir Galin, der frühere russische Korvettenkapitän Novizki, der im Memeler Hafen als Lotse tätig war, und der frühere litauische Offizier Polianin wurden verhaftet. Zur Verschleierung seiner eigentlichen Tätigkeit hatte Galin das Annoncen-Bureau „Echo" eröffnet. Sämtliche Nachrichten, die mit Hunderten von Dollars bezahlt wurden, leitete er an den Chef des polnischen Geheimdienstes in Danzig, Rittmeister Dubicz, unter dessen Kontrolle er arbeitete, und der diese Meldungen der Nachrichtenstelle in Wilna zuführte. Im Juli 1925 ging der Leiter des polnischen Spionagedienstes in Wilna zu den Litauern über, und dank seiner Mitwirkung gelang es der litauischen Polizei, alle Fäden der polnischen Spionage in Litauen in die Hand zu bekommen. Mehrere Beamte des litauischen Kriegsministeriums und der Sejmkanzlei sowie einige litauische Gutsbesitzer polnischer Nationalität waren in diese Angelegenheit verwickelt.

Die polnische Nachrichtenstelle in der Freien Stadt Danzig, die sich bei der Militärabteilung des polnischen Generalkommissariats in Danzig befindet und in den Händen des Rittmeisters Dubicz liegt, interessiert sich nicht nur für Danzig, sondern auch für alle Vorgänge in Ostpreußen und besonders für die dortige Reichswehr. Ein nicht alltäglicher, äußerst raffinierter Coup gelang dem während der Abstimmungszeit in Marienburg in polnischem Solde stehenden früheren deutschen Pressechef, Hugo Lüdke, der in Danzig eine ultranationalistische und chauvinistische Halbmonatsschrift „Die Ostwacht" herausgab, die ihm sowohl als Deckmantel wie zugleich als Mittel zum Zweck diente, und durch die er sich das weitest gehende Vertrauen der Danziger Rechtskreise erwarb. Zu seinen Mitarbeitern gehörten prominente deutsche Persönlichkeiten, sogar Generale und Minister. Die von ihm begründete „Arbeitsgemeinschaft der Ostwacht", die bis nach Deutschland reichte und zahlreiche Personen, Hochschulstudenten, Schutzpolizisten, Kriminalbeamte und offizielle Persönlichkeiten umfaßte, war nichts anderes als ein geschickt kaschiertes Spionagenetz, deren Mitarbeiter gar nicht einmal merkten, daß sie einzig und allein für Polen tätig waren. Schließlich wurde im Oktober 1921 von dem Leiter des Danziger Heimatdienstes der „Ostwacht"-Schwindel aufgedeckt. Der Herausgeber flüchtete, wurde aber vier Jahre später in Berlin, wo er sich unter falschem Namen aufhielt, verhaftet und zu sechs Jahren Zuchthaus verurteilt. Danzig ist von polnischen Agenten, Agents provocateurs und Spitzeln geradezu überschwemmt.

Daß der durch den Fall Galin und die „Ostwacht"-Affäre so schwer kompromittierte Rittmeister Dubicz, dessen Name in seiner Eigenschaft als Spionagechef offen durch die Danziger Presse ging, noch immer unter Mißbrauch seiner Exterritorialität seine unterirdische Tätigkeit in Danzig ausübt, die zudem gegen das zwischen Danzig und Polen abgeschlossene Genfer Abkommen vom 1. September 1923 verstößt, erscheint geradezu unfaßbar und beweist die Selbstherrlichkeit des polnischen Auftretens in der Freien Stadt. Vir.

DIE NATIONALE BEDEUTUNG DER LEIBESÜBUNGEN

Allzulange haben in der Anschauung der Gebildeten in Deutschland Turnen, Spiel und Sport gegenüber der geistigen Betätigung als nicht ganz vollwertig gegolten und insbesondere in der Schule nur eine Nebenrolle gespielt. Die zielbewußte Aufklärungs- und Aufrüttelungsarbeit, die von den großen Verbänden, insbesondere vom Deutschen Reichsausschuß für Leibesübung und von der Deutschen Turnerschaft, geleistet worden ist, fängt aber doch allmählich an, Früchte zu tragen. Mit der Einsetzung eines Ausschusses zur Förderung der Leibesübungen im Reichstage ist in der Verbreitung der körperlichen Erziehung in Deutschland ein bedeutender Schritt vorwärtsgetan. Schon wiederholt hat der Reichstag durch Bereitstellung von Mitteln, die übrigens viel zu gering bemessen waren, eine gewisse Förderung geleistet, zuletzt vor einem Jahre, als für ein Deutsches Sportforum als erster Betrag eine Million Reichsmark bereitgestellt wurden.

Klarer als unsere Zeit hatte das Altertum die weitgehende volkserzieherische und nationale Bedeutung der Leibesübungen erkannt. „Patriae est, dum ludere videmur." Es war Arbeit fürs Vaterland. Der griechische Jüngling, der in der Gymnastik seinen Körper stählte, der in eifrig betriebenen Kampfspielen Kraft, Mut, Ausdauer, Gewandtheit bewies, diente dem Vaterlande. Körperschulung, Körpererziehung waren eine nationale Pflicht; in jahrhundertelanger Überlieferung fortgesetzt, geheiligt durch Sitte und Brauch. Die großen Wettkämpfe wurden als bedeutsame Angelegenheit des ganzen Volkes angesehen, vielfach als eine Kulthandlung. Die harmonische Einheit von Körper und Geist, die wir an dem griechischen Menschen bewundern, zeigt die Folge dieser Übungen.

Es ist bezeichnend, daß in einer Zeit tiefer Erniedrigung Deutschlands ähnliche Anschauungen zum Durchbruch kamen. „Die Leibesübungen sind ein Mittel zur vollkommenen Volksbildung", ruft der alte Turnvater Jahn und führt die Jünglinge zu angespannten Leibesübungen auf die Hasenheide. Inzwischen hat sich das Volk der Dichter und Denker weiter wesentlich auf das Geistig-Seelische eingestellt und — im Gegensatz zu England — der körperlichen Betätigung zu wenig Platz eingeräumt. Manche Kreise blickten mit einer leisen Geringschätzung auf Turnen, Spiel und Sport herab. Als die Bewegung sich schrittweise durchzusetzen begann, sind andere durch Überspannungen, Ausartungen und Auswüchse von der an sich gesunden Bewegung abgeschreckt worden. So ist es in Deutschland noch nicht gelungen, die Leibesübungen zur Volkssache zu machen, und manche Zerrbilder körperlich ungewandter Menschen aus dem Film „Wege zur Kraft und Schönheit" finden ihre lebende Verkörperung in den Amtsstuben und Schulen, in den überfüllten Wohnungen und in den Straßen der Großstädte.

Jede amtliche Denkschrift über den Gesundheitszustand unseres Volkes liefert erschreckende Zahlen. Die Tatsache einer allmählichen Degeneration läßt sich nicht bestreiten. Wenn auch die absoluten Sterblichkeitsziffern in den beiden letzten Jahren sich günstiger gestaltet haben, so sind andere Erscheinungen um so bedenklicher. Der verfrühte Eintritt der Invalidität stellt eine ungeheure Belastung der

Sozialetats dar, die Mehrung der Krankheitshäufigkeit und der Krankheitstage erschüttert die Lage der Krankenkassen, der Geburtenabstieg nagt am Lebensmark des deutschen Volkes und bedeutet freiwilligen Rassenselbstmord. Erst allmählich wirkt im Laufe der Jahre sich das aus, was Krieg und Hungerblockade, was die Entbehrungen der Nachkriegsjahre am deutschen Volke, insbesondere an seiner Jugend gesündigt haben. Neben Maßnahmen der öffentlichen und privaten Fürsorge für Kranke müssen vorbeugende Maßnahmen für die Gesunden, für die Jugend ergriffen werden, die heute körperlicher, geistiger und sittlicher Verwahrlosung stärker ausgesetzt ist als früher.

Freilich ist auch der Betrieb der Leibesübungen kein Universalmittel gegen diese Bedrohung unserer Volksgesundheit und unserer Lebenswerte. Soziale Maßnahmen, insbesondere die Lösung der Wohnungsfrage, müssen die Grundlage für einen Ausgleich bilden. Daneben aber steht der planmäßige Betrieb der Leibesübungen an erster Stelle. Das ergibt sich mit zwingender Notwendigkeit aus 16 Gutachten von führenden Vertretern der ärztlichen Wissenschaft, wie Professor Bier, Dr. v. Drygalski, Langstein, Rubner, v. Romberg und Sellheim, die der Reichsausschuß für Leibesübungen als Material dem Reichstagsausschuß beigebracht hat. Da die treffliche körperliche Schule der Wehrpflicht unseren jungen Männern genommen ist und unsere jungen Mädchen, die Mütter künftiger Geschlechter, in scharfer, oft gesundheitsschädlicher Berufstätigkeit angespannt sind, muß der geordnete Betrieb der Leibesübungen für beide Geschlechter als eine nationale Pflicht erscheinen.

Wir müssen auf unseren Schulen die tägliche Turnstunde haben, wir müssen trotz aller Widerstände zu einem Gesetz über Ausdehnung der Turn-, Spiel- und Sportpflicht auf die schulentlassene Jugend kommen, wie sie in einem Antrag Dr. Matz und Genossen im Reichstag schon vor fast Jahresfrist gefordert worden ist. Wir müssen in wirtschaftlich günstigeren Zeiten zu einem Reichsspielplatzgesetz gelangen, das in den Städten für jedes deutsche Kind ein bestimmtes Maß Spielfläche sichert. Wir müssen insbesondere auch das Jugendwandern, das die gesundeste Betätigung unserer Jugend, den besten Jugendschutz darstellt, mit allen Mitteln fördern.

Die Einsetzung des Ausschusses für Förderung der Leibesübungen im Reichstag wird den Anlaß geben, daß das Reich sich stärker dieser Fragen annimmt. Es ist an der Zeit, daß die Artikel der Reichsverfassung, die von der vorbeugenden Fürsorge handeln, in die Tat umgesetzt werden. Dr. E. Matz.

Tagesgeschichte.

Die am 20. Februar eröffnete „Grüne Woche“ in den Ausstellungshallen am Kaiserdamm in Berlin bedeutet eine großzügig angelegte Ausstellung für Land- und Forstwirtschaft, Jagd, Fischerei und Gartenbau, Imkerei und ländliche Hauswirtschaft. In ihrem Rahmen fanden ferner eine Rasse-Hundeschau, eine Geflügel- und Kaninchenschau, die Vorführung von Blinden- und Polizeihunden, ein Hunderennen und als besonders wichtige Sonderveranstaltung ein Reit- und Fahrturnier statt.

Eine sehr eindrucksvolle Befreiungsfeier veranstaltete die Universität in Bonn am 21. Februar. Ein Festgottesdienst leitete die Feier ein, worauf der eigentliche Festakt stattfand, an dem der preußische Kultusminister Dr. Becker, Reichsjustizminister Dr. Marx, 24 Rektoren von deutschen Universitäten, der Oberpräsident der Rheinprovinz und der Regierungspräsident von Köln teilnahmen. Danach erfolgte im Arkadenhof der Universität die Enthüllung des Denkmals für die im Weltkrieg gefallenen 820 Angehörigen der Universität.

Auch die Technische Hochschule in Charlottenburg weihte am 22. Februar ein Ehrenmal dem Gedächtnis ihrer Opfer des Weltkrieges. Die bewegungsvolle Figur eines vorwärts stürmenden Handgranatenschleuderers in Bronze, eine Schöpfung von Prof. H. Hosäus, fand vor einer Nische des großen Lichthofes Platz, in der die Namen der Gefallenen verzeichnet sind.

Am 20. Februar starb kurz vor der Vollendung seines 84. Lebensjahres der frühere Professor an der Straßburger Universität Georg Friedrich Knapp. Er war am 7. März 1842 in Gießen geboren, studierte Nationalökonomie und war dann am Statistischen Seminar in Berlin tätig. Im Jahre 1867 wurde ihm die Leitung des Statistischen Amtes der Stadt Leipzig übertragen, wo er 1869 auch das Amt eines Professors für Nationalökonomie an der Universität übernahm. Bis 1918 wirkte er dann an der Universität in Straßburg. Außer durch seine statistischen Arbeiten ist er durch seine agrarhistorischen und geldtheoretischen Forschungen bekannt geworden. Sein Hauptwerk ist „Die staatliche Theorie des Geldes“ (1905).

Dr. Theodor Nöldeke war gleichfalls in Straßburg Professor, und zwar für semitische Philologie, bis er nach dem unglücklichen Kriegsausgang seine Wirkungsstätte verlassen mußte. Jetzt konnte er am 2. März in Karlsruhe seinen 90. Geburtstag feiern. Der bedeutende Orientalist hat auf seinem Arbeitsgebiet außerordentlich anregend gewirkt und ist durch seine Einführung der historisch-kritischen Forschung in die semitische Philologie neue fruchtbare Bahnen gegangen.

Richard Zimmermann, der jetzige technische Direktor der Pianofortefabrik Gebr. Zimmermann A.-G. in Leipzig, deren kaufmännischer Leiter Dir. C. Becke ist, konnte am 19. Februar seinen 70. Geburtstag feiern. Am selben Tage wurde das 150000. Instrument von der Fabrik fertiggestellt, ein bedeutungsvolles Doppelfest der Firma, die von dem nun 70jährigen im Jahre 1884 zusammen mit seinem Bruder Max gegründet wurde und heute die größte Pianofortefabrik Europas ist.

Der Expansionsdrang Italiens, der sich gegenwärtig überall bemerkbar macht, hat in Nordafrika zur Besetzung der Oase Dscharabub, der heiligen Stätte der Senussi und des wichtigsten Knotenpunktes der Karawanenstraße an der Grenze der Kyrenaika und Ägyptens, geführt. Die häufigen Einfälle der Senussi, einer im Jahre 1833 gegründeten mohammedanischen Brüderschaft, veranlaßte die Italiener, zur Sicherung des im Jahre 1912 den Türken abgenommenen Tripolis, das heute Libia genannt wird, die wasserreiche Oase Dscharabub, den Hauptsitz der Senussi, zu besetzen, nachdem sie im Dezember vorigen Jahres mit englischem Einverständnis eine Abmachung mit der ägyptischen Regierung getroffen hatten. Die Besetzungsunternehmung stand unter der Leitung des Generals Mombelli, Gouverneurs der Kyrenaika, und des Obersten Ronchetti. Von der an der libysch-ägyptischen Grenze errichteten Ausgangsbasis aus erfolgte der Vormarsch der reichlich mit Fliegern, Tanks und Gebirgsartillerie ausgestatteten Kolonne auf der nach Süden führenden Straße. Am 7. Februar wurde nach sechs Marschtagen das Ziel der Expedition erreicht.

Am 17. Februar ist die Großfunkstation Glettkau bei Danzig in Betrieb genommen worden, die eine Verbindung mit den wichtigsten Staaten Europas ermöglicht. Die Station arbeitet mit einem Zwischenkreisröhrensender von 5 Kilowatt Leistung bei einer Wellenlänge von 1000 bis 5000 Meter; die Reichweite beträgt 3600 km.

In Britisch-Ostafrika wurde die Stadt Nairobi, der bedeutendste Handelsplatz des Landes, durch eine Feuersbrunst fast völlig zerstört. Sie liegt auf der Hochfläche südlich des Mount Kenia (5500 m), ist der Sitz des englischen Gouverneurs und weist einen außerordentlichen Handelsverkehr auf. Während des Krieges war Nairobi Hauptquartier der englisch-indischen Streitkräfte gegen Deutsch-Ostafrika.





Von der Ersten Landwirtschaftlichen Messe und Ausstellung „Grüne Woche“ vom 20. bis zum 28. Februar in den Ausstellungshallen am Kaiserdamm zu Berlin: Oben: Der preußische Landwirtschaftsminister Steiger (×) und Oberbürgermeister Dr. Böß, Berlin (××), beim Besichtigen von Riesen-Baumstämmen aus deutschen Wäldern während des Rundgangs durch die Ausstellung am Eröffnungstage. Unten: Werbeumzug der Besitzer deutscher Schäferhunde mit ihren Tieren anläßlich der „Grünen Woche“ durch die Straßen Berlins.

Bühnenschau.

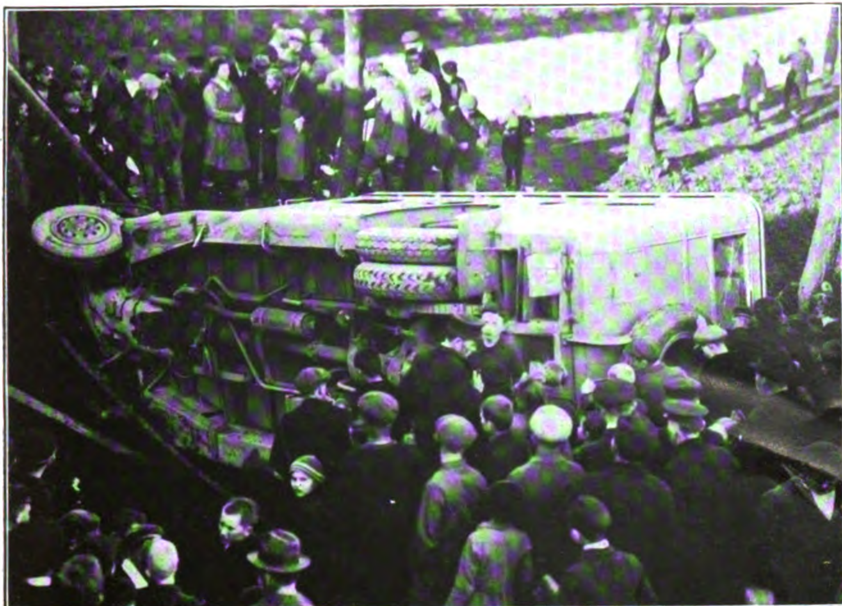
Das neue Drama des Stettiners Karl Friese „Der Polfahrer“, das in Stettin uraufgeführt wurde, kommt dem gegenwärtigen Interesse für Polarforschungen entgegen, indem es recht anschaulich eine Polarexpedition schildert. Sie erreicht zwar den Pol, doch ein Konkurrenzunternehmen ist ihr um fünf Tage zuvorgekommen. Auf der Rückreise verunglücken die Mitglieder der Expedition bis auf den Führer, der auch dem Tode verschrieben ist. In dem Stück überwog zu sehr der Dialog, dramatische Konflikte und tiefere Probleme ließ es vermissen.

Die an der Volksbühne in Berlin erfolgte Uraufführung des Revolutionsdramas „Sturmflut“ von Alfons Paquet, das an die Vorgänge der russischen Revolution anknüpft, verdient weniger um des Inhalts willen Beachtung als wegen des dabei von Erwin Piscator unternommenen Regieexperiments. Es wurde der Versuch gemacht, Kino und Bühne zu verbinden: Mit Hilfe der Filmwand, die gewissermaßen als lebende Kulisse diente, wurden wechselnde Schauplätze durch Lichtbild vorgeführt und zwischen den Szenen liegende Vorgänge eingelegt, wie Massenszenen, Volksversammlungen, Seeschlachten. Es ist nicht zu leugnen, daß in dieser Ergänzung des Bühnenschauspiels durch den Film eine Möglichkeit liegt, die Wirksamkeit eines Stückes zu erhöhen, wobei allerdings im überstarken Hervortreten des Films aus seiner untergeordneten, bloß unterstützenden Rolle eine Gefahr droht.

Ein bühnenmäßig starkes Geschichtsdrama „Bonaparte“ von Bernhard Blume brachten die Bühnen von Hannover, München, Stuttgart und Wiesbaden gleichzeitig zur Uraufführung. Napoleons Laufbahn rollt sich ab von der Sprengung des Direktoriums 1796 bis zur Abdankung zu Fontainebleau 1814. Solch ein gigantisches Leben in eine straffe Bühnenhandlung zu zwängen, scheint fast unmöglich. Auch Bernhard Blume, der vielleicht eine Hoffnung des zeitgenössischen Theaters bedeutet, konnte diese Aufgabe nicht recht bewältigen. Der historische Stoff wurde in den 29 aneinandergereihten Abschnitten zu einem Mosaik von skizzenhaften Szenen, einem Kaleidoskop von filmischen Bildern. So konnte das Stück trotz seiner Stärken im einzelnen nicht zum Eindruck der Geschlossenheit vordringen.

In Wien fand die österreichische Uraufführung von Bayard Veillers „Der dreizehnte Stuhl“ am Raimund-Theater statt. Dieses Detektivstück des englischen Autors mit spiritistischem Einschlag enthält in der Vorgeschichte einen geheimnisvollen Mord in der Gesellschaft, dem im ersten Akt ein nicht minder mysteriöser Mord in einer spiritistischen Sitzung folgt. Der Schlußakt bringt dann die Aufklärung. Der Erfolg des Stückes war wohl eigentlich der Schauspielerin Hansi Niese zu verdanken, die in den ersten Szenen eine raffiniert echte spiritistische Schwindlerin gab und dann voll rührender mütterlicher Güte war.

Ferruccio Busonis, des im Jahre 1924 verstorbenen, aus Italien gebürtigen deutschen Komponisten Werk „Arlecchino“ wurde in der Wiener Volksoper zum ersten Male gegeben. Das kapriziöse Stück ironisiert ganz köstlich die gewichtig großspurigen Unternehmungen der Menschen. Einfach und unkompliziert ist der Inhalt des Stückes, das in Bergamo (Italien) spielt: Arlecchino betrügt einen biederen, nachdenklichen Schneider und findet seine eigene Gattin Colombina in den Armen eines anderen.





Links: Von dem Unglück auf der Autobuslinie Altenburg-Schmölln, bei dem mehrere Fahrgäste zu Schaden kamen: Der an der Koßnitzbrücke kurz hinter Schmölln abgestürzte Autoomnibus. — Rechts: Vom Festabend der Deutsch-Schwedischen Vereinigung, der am 19. Februar anläßlich des Besuches der schwedischen Wohltäterin Dr. h. c. Brandström in Berlin veranstaltet wurde: Nach dem Vortrag des schwedischen Gastes. Reichskanzler Dr. Luther (×) mit Dr. Elsa Brandström (××), der er im Namen des Reichs für ihre aufopferungsvolle Fürsorgetätigkeit für die Kriegsgefangenen in Rußland während des Weltkrieges dankte.



Die Enthüllung eines Gefallenen-Denkmals bei der Befreiungsfeier der Studentenschaft von Bonn am 21. Februar: Während der Einweihungsfeier im Arkadenhof der Universität.



Arthur v. Wallpach, bekannter Tiroler Dichter, Verfasser mehrerer Gedichtbände, kann am 6. März auf seiner Burg Anger bei Klausen in Südtirol seinen 60. Geburtstag feiern.



Die Konferenz der Finanzminister und Vertreter der Länder in Berlin am 24. Februar über die Durchführung des Finanzprogramms vom Reichsfinanzminister Dr. P. Reinhold. Sitzend: Von links nach rechts: Henrich (Hessen); Köhler (Baden); Krausneck (Bayern); Höpker-Aschoff (Preußen); Dr. Reinhold; v. Oertzen (Mecklenburg-Schwerin); Dehlinger (Württemberg).



Richard Zimmermann, technischer Leiter und Mitbegründer der Pianofortefabrik Gebr. Zimmermann A.-G. in Leipzig, beging am 19. Februar seinen 70. Geburtstag.





Von der österreichischen Uraufführung des spiritistischen Stückes „Der dreizehnte Stuhl“ von Bayard Veiller im Raimund-Theater zu Wien am 10. Februar: Während einer spiritistischen Sitzung. Im hinteren Teil des Kreises, die dritte Sitzungsteilnehmerin von links: Hansi Niese, die Hauptdarstellerin des Stückes. — Links: Szenenbild von der Erstaufführung des Opernstückes „Arlecchino“ (Harlekin) von Ferruccio Busoni in der Volksoper zu Wien am 11. Februar. Von links nach rechts: Jakob Feldhammer als Arlecchino; Elisabeth Gerö als Colombina, die Frau Arlecchinos; Heinz Tiemer a. G. als Abbate Cospicuo. (Phot. Willinger, Wien.)





Szenenbild von der Uraufführung des Dramas „Der Polfahrer“ von Karl Friese im Stadttheater zu Stettin am 2. Februar. Regie: Joseph Robert. Im Vordergrund links: Edgar Flatau und Max Schliebener als Polfahrer. (Phot. W. Steinl, Stettin.) — Links: Die Uraufführung von Bernhard Blumes „Bonaparte“ an der Schauburg in Hannover am 20. Februar: Szenenbild aus dem zweiten Akt mit Bonapartes Generalen. In Szene gesetzt von Dr. Rolf Roennefe. Von links nach rechts: Fritz Reichert als Murat; Hans Teschendorf als Augereau; Paul Hagemann als Marmont; Carl Machold als Lannes; Erich Kuttner als Berthier. (Phot. W. Höpfner, Hannover.)





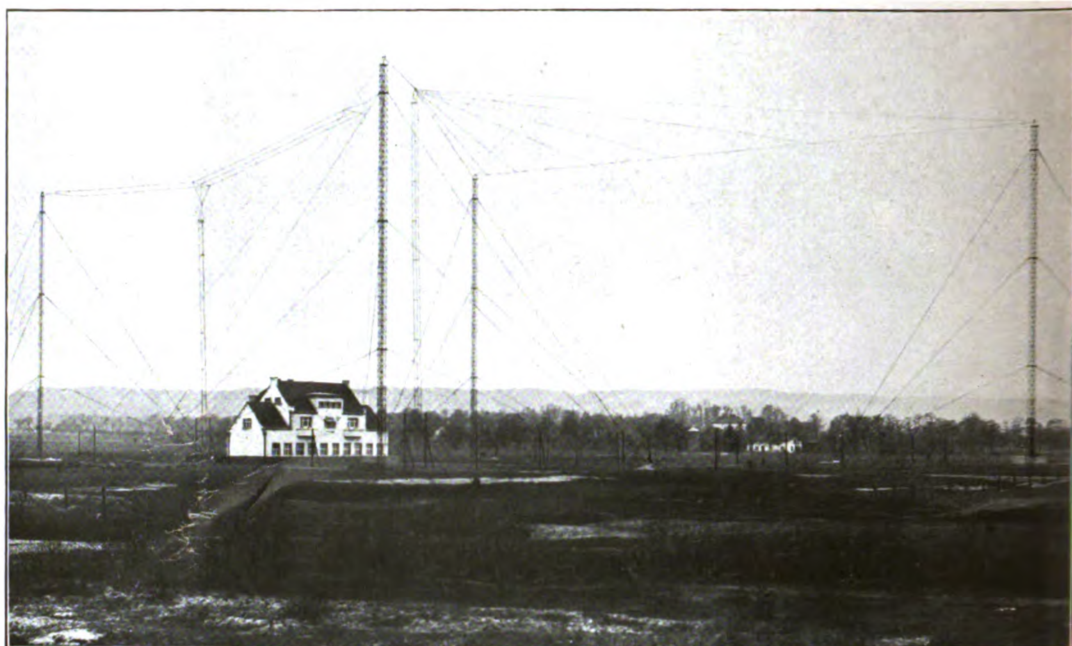
Links: Ein spaßiges Kostüm auf dem Ball der Reinhardt-Bühnen in Berlin: Der Schauspieler Hendels als Mensch des Großstadtverkehrs von 1946. — Rechts: Von der Uraufführung des Schauspiels „Sturmflut“ von Alfons Paquet an der Volksbühne zu Berlin am 20. Februar: Szene im Walde.



Vom Fest der vier Künste, das am 22. Februar in den Sälen des Zoologischen Gartens zu Leipzig veranstaltet wurde: Leipziger Bildhauer und Maler bei der Arbeit; das improvisierte Atelierleben in einem als Atelier hergerichteten Saale / Nach einer Zeichnung unseres Sonderzeichners Rudolf Lipus

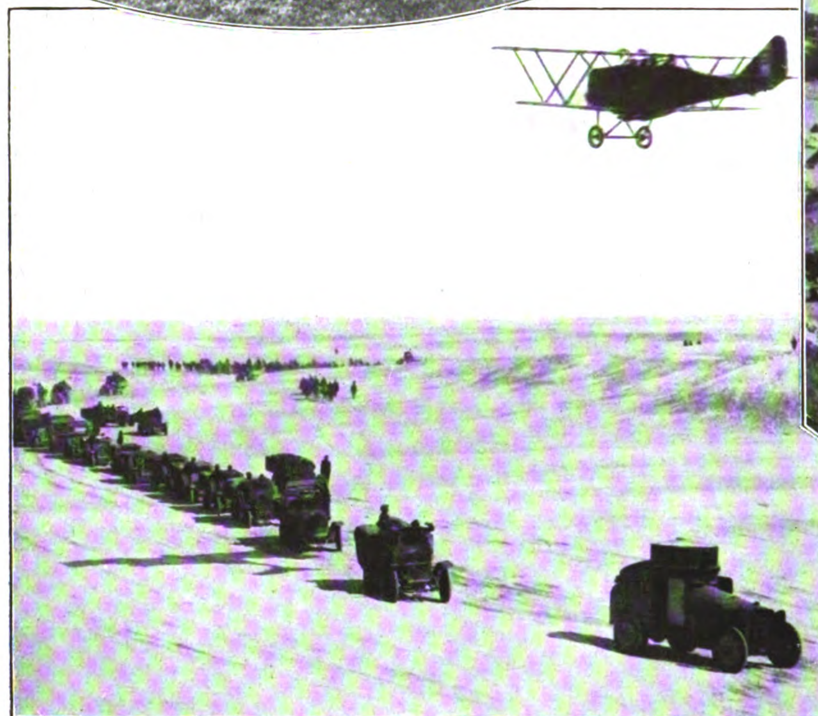
Das Fest der vier Künste zugunsten des Sächsischen Künstlerhilfsbundes vereinigte die Musik, die bildende, darstellende und Tanz-Kunst zu einem sprühenden Reigen. Nach Musikvorträgen und Ballettänzen eröffnete sich in dem einen Saal ein „rasendes Überbrettl", in dem anderen ein „Kabarett der Komiker"; dort, im Boheme-Viertel, herrschte lebhafte, unbekümmerte Künstlerstimmung, während hier, im provisorischen Atelier, 25 Maler und Bildhauer ihre rasche Kunst zeigten.





Der neue Groß-Funksender in Glettkau bei Danzig, der am 17. Februar dem Verkehr übergeben wurde: Blick auf die Anlagen der Funkstation. Die Antenne zur Linken dient dem Verkehr mit den baltischen Randstaaten; die Antenne rechts, die an 60 m hohen Gittermasten befestigt ist, dem Verkehr mit den anderen europäischen Funkstationen.

Links: Ein alter Brauch im oberbayerischen Algäu: Verbrennen einer gekreuzigten Hexe über einem Scheiterhaufen, das alljährlich am Sonntag nach beendeter Faschingszeit stattfindet und ein Sinnbild der Vertreibung des Winters darstellen soll.





Eine koloniale Eroberung Italiens in Libia, dem einstigen türkischen Tripolis mit der Kyrenaika, an der Nordküste Afrikas: Blick auf die in hoher Kultur stehende Oasensiedlung Dscharabub an der ägyptischen Grenze, die heilige Stätte des Senussistammes, die von den Italienern unter Einsatz aller modernen technischen Kriegsmittel am 7. Februar besetzt wurde. Die Besetzung erfolgte wegen der innerlichen Zwistigkeiten der Senussi ohne Widerstand. Links nebenstehend: Die aus 340 Automobilen und 2000 Mann bestehende italienische Besetzungskolonne, von Flugzeugen begleitet, beim Vordringen in der Wüste.





Links: Zur Zerstörung der Stadt Nairobi, des wichtigsten Handelsplatzes Britisch-Ostafrikas (Kenia-Kolonie), durch eine Feuersbrunst: Die Hauptstraße von Nairobi, die vom Bahnhof zum New-City-Park führt, die Hauptader der Stadt. — Rechts: Von der Erbauung eines neuen Stadions für die Olympischen Spiele 1928 in Amsterdam, das 40000 Zuschauer fassen und dessen Baubeginn am 1. Juni erfolgen soll (Architekt Jan Wils): Während der Ansprache des Bürgermeisters von Amsterdam, de Vlugt, vor dem Ehrenkomitee der Olympiade bei der kürzlich veranstalteten Feier des ersten Spatenstichs.

Der bucklige Uhrmacher

ERZÄHLUNG VON RICHARD RIESS

(1. Fortsetzung.)

Er schluckte an den Worten, und Anni, die sein Mitgefühl gern vergelten und ihm was Liebes sagen wollte, meinte, indem sie seine fleischige Hand streichelte: „Und da sagen die Leut immer: Hütet euch vor den Gezeichneten. Ich hab schon mal einen gekannt, der wo a Buckerl g'habt hat. Keiner Flieg'n hat der was zu leid tan... keiner Fliegen..."

Heiland fühlte sich beschämt. Seine Wangen verfärbten sich. Er stöhnte schier, als er nun sprach: „s' is ja nicht angeboren... meine Bürde da hinten... ich bin a brav gewachsener Bub g'wesen. Aber meine Eltern sind storben, wie ich noch so klein war, und im Findelhaus da geht's net immer sanft her mit den Kleinen. Ich bin da eben mal unglücklich gefallen. Vom ersten Stock in den Garten hinab. Und dabei ist mir's noch gut gegangen. Ein bisserl höher hätt's Übel mich net treffen dürfen. Immer besser, der Wehdam legt sich auf den Rücken als auf den Kopf... oder aufs Herz. Kopf und Herz müssen gesund sein. Dann ist nichts gefehlt, gelt?" — Wie er so sprach, wurde er seine Verlegenheit los. Seine Hände fanden Annis Arme. Und obwohl die bei der Berührung erst ein bisserl zurückzuckten, so gaben sie doch bald nach und empfanden es gar nicht unangenehm, ein wenig gestreichelt zu werden.

„Wie heißen S' denn eigentlich mit 'n Vornamen, Herr Heiland?" fragte Anni leiser.

Der Uhrmacher hielt inne und schaute auf. „Mit 'n Vornamen?" wiederholte er. Und als er nun „Bertold" sagte, sprach er seinen Namen feierlich wie ein Bekenntnis.

„Bertold," sagte Anni, „ein feiner Namen. Den hört man net alleweil auf der Gassen. Gelt, Bertold?"

Heiland sah sie an. Starr. Sie hatte zu ihm gesprochen? Hatte ihn „Bertold" genannt? Es klang ihm fremd, aber süß klang es ihm. Er wußte selbst nicht, wie ihm geschah, aber er fühlte, wie Tränen sich in ihm hochdrängten. Der Uhrmacher Heiland begann bitterlich zu weinen.

„Was ist denn nur, warum weinen S' denn, Herr Heiland?"

„Sagen S' noch mal Bertold zu mir, Fräulein Anni... noch mal..."

„Hören S' das so gern, Bertold? Darf ich immer Bertold zu Ihnen sagen?"

„Es ist ja 's erste Mal in meinem Leben, daß wer mich bei meinem Vornamen ruft, 's allererste Mal. Ach, Anni, es ist arg, wenn der Mensch keinen Vornamen hat. Der Vornamen, der ist ja sozusagen die Firma des Gemüts und des Herzens. Ich aber — im Waisenhaus, da bin ich a Nummer gewesen. Und manchmal hat man Heiland zu mir gesagt oder später auch der ‚Buckelte'. Und wie ich in die Lehr gekommen bin, da hat der Meister ‚Pepi' mich nennen müssen, weil das die Meisterin so wollte. Alle Lehrbuben mußten bei ihr Pepi heißen. Und so bin ich denn langsam zum ‚Herrn Heiland' gewachsen. Und hab keine Kindheit gehabt meiner Lebtag."

Wie nun Heiland gar nimmer aufhören wollte mit seiner Rührung, wurde Anni ein bißchen unruhig. Sie rückte hin und her, und es war ihr gar nicht recht, daß der Uhrmacher nun dazu überging, ihre Hände zu küssen. Nun wurden auch die naß, zumal Heiland, in galanten Dingen ungeübt, ein recht feuchter Liebhaber war. Sie aber schätzte mehr die Derbheit und das harte Zufassen, wie es Beni Lechner verstand, der Futtermeister von Ogl. Aber sie hätte es ihm gegönnt, jetzt zuzuschaun. Grasgrün ärgern tät er sich. Und das sollte er auch. Brauchte sie ihn vielleicht? Konnte sie nicht zehn an jeder Hand haben, wenn sie nur wollte. Da hatte sie ja eben schon den ersten, und der ließ gar nimmer locker.

„Nun muß ich aber gehn. Meine Frau ist ja eh ein rechter Teufel."

„Und... wann wieder?" fragte Heiland, und er zitterte aus Furcht vor einer schlechten Antwort.

„Morgen... morgen... nur nicht heute... sagen alle schlauen Leute..." trällerte sie, da sie ihre Laune ganz wiedergefunden hatte.

„Morgen also." Er atmete hörbar auf. „Ich muß — morgen — mit — Ihnen — reden, Fräulein Anni —"

Sie ging. Und als sie draußen war, fühlte sie sich freier. Sie konnte es sich nicht erklären, warum sie sich so beengt fühlte, wenn der Uhrmacher auf sie einsprach.

Sie ging in die Wohnung hinauf und begab sich, da die Kinder schon schliefen, gleich in ihre Kammer. Der tarifmäßige Dienst-Tag war ja zu Ende, und Anni ließ sich ihre Rechte als Hausangestellte nicht verkümmern. Was ihr aber kein Tarifvertrag garantieren konnte, das war Ruhe des Herzens, die ja die beste Garantie für einen gesunden Schlaf ist. Nein, Anni lag lange mit offenen Augen in ihren innig geblümten Kissen. Immer wieder sah sie Schemen vor sich im Dunkel. Wenn die sich zu einer Gestalt fügten, dann war es ein männliches Wesen, das vor Annis geistigem Auge irrlichterte. Aber dieser Mann trug durchaus nicht Bertold Heilands Züge, noch hatte die Natur ihn mit einem Buckel gekränkt — nein! der war gerade gewachsen, trug zwei Schnurrbartenden keck hoch gebürstet und war ein — „Scheusal!" knirschte Anni. Und da sie nun auch jener Dame aus der Neuturmgasse gedachte, wurde Wehmut zur Wut. Indem sie ihren Zorn an dem unschuldigen Bettzipfel ausließ, gewann sie den Gleichmut der Seele wieder, der sie bald friedlich einschlafen ließ.

Auch Bertold, der Uhrmacher, fand lange nicht Ruhe. Seine Augen glänzten selig, wenn er des Tones gedachte, mit dem Anni ihn bei seinem Vornamen angesprochen hatte. Da das Mädchen ihren Geliebten einen Lumpen genannt hatte, war Heiland sich darüber im klaren, daß von dieser Seite eine Gefahr nimmer bestehe. So konnte er getrost überlegen, ob sein Uhrmacherladen ausreiche, zwei Menschen zu ernähren. Gewiß, das Handwerk hatte goldenen Boden. Pünktlichkeit ist alles Werkes Anfang, und die Leute wollten stets wissen, was die Stunde gerade geschlagen hätte. Das waren so Heilands Erwägungen. Denn da er so rosiger Hoffnung war, erwachte der Humor in ihm. Er war überzeugt, daß sein Leben jetzt erst recht beginne. Sein Leben und sein Glück... o Gott, wie liebte er Anni! Nur schwankte er, wie er's ihr am deutlichsten beibringen könne. Schließlich kam er auf den besten Ausweg: auf die Poesie. Er wollte etwas reimen und das Poem in ein samtenes oder ledernes Büchlein schreiben. Und das gleich morgen. — Heiland hielt einen Augenblick lang inne mit seinen Meditationen und horchte in den Laden hinüber. Befriedigt vernahm er das gleichmäßige Ticktack. Es war wie der Atem vieler Kinder. Und er wußte sie zu betreuen. Gute Nacht, Herr Heiland!

Anderntags beeilte der Uhrmacher sich sehr, Feierabend zu machen. Er holte sich, nachdem die Ladentür sorgsam verschlossen war, Bürsten und Tücher und mühte sich im Schweiße seines Angesichts, auch das letzte Staubkörnchen zu entfernen. Wie glänzten nun die Gläser der Wanduhren und Regulatoren, ein Leuchten kam von den metallenen Zeigern, und in der Politur der beiden Nußbaumholz-Kästen hätte auch die verwöhnteste Dame sich spiegeln können. Im Hinterzimmer aber lagen auf dem Speisetisch Köstlichkeiten, wie sie in diesen Räumen selten zu finden waren: Ein Kästchen Pralinen, Schokolade auch, appetitliche Keks, ein kleines Fläschlein spanischen Weines und — obwohl man in der Jahreszeit noch ziemlich zurück war — ein Schälchen mit frischen Aprikosen. Vor dem Platze aber, der Anni zugedacht war, befand sich, in Seidenpapier eingeschlagen und in der schützenden Hülle eines weißen Kartons, ein längliches Etwas.

Heiland begann immer von neuem zu ordnen und jedes Ding, dem schon mehrfach ein neuer Platz angewiesen war, zurechtzurücken. Er rannte dann wieder in den Laden vor und suchte die Zeit. Die achte Stunde war ja längst vollendet. Wo nur Anni blieb? Heiland öffnete vorsichtig die Tür des Ladens. Nun würde er hören, wie sie käme; droben die Flurtür öffnend, mit ihrem weichen, wiegenden Gang die Treppe niedersteigend, bis endlich... endlich...

Der Uhrmacher horchte auf. Wirklich! Weibliche Schritte kamen von oben. Sein Herz klopfte. An—ni... An—ni. Nein! Es war die große brünette Zofe, die bei der Frau des Kammersängers in Tagesstellung diente. Sie nickte Heiland zu. Und lächelte. Ahnte man im Hause schon, wie es um ihn stand?

Nein, man ahnte nichts! Aber auch Anni selber wußte nicht, wie tief ihr Bild sich in eines anderen Herz gegraben hatte. Den Ernst der Liebe hatte sie ja auch nie kennengelernt. Nur Spaß, Seligkeit und in sicheren Intervallen eine Sauwut! Und diese Stimmung beherrschte sie jetzt stärker als alles andere. Beni war aber auch ein rechter Lump! Nicht mal geantwortet hatte er auf ihren Brief, in dem die Worte standen: „Mein Herr, Sie sind ein geschiedener Mann! Denn ich halte Dich für den größten Hallodri." Und darunter hatte sie ein Herz gemalt und es mit einer Stecknadel mittendurch gestochen. Und das hatte keinen Eindruck auf ihn gemacht. Sie konnte nicht weiter. Sie mußte sich irgendwie Luft machen. Dumpfheit lastete in dem kleinen Zimmer. Die Herrschaft freilich, die erging sich auf ihrem breiten Balkon, die hatte es gut. Bande die! Aber — nein, auch Anni wollte sich nicht einkerkern lassen. Die Gören schliefen ja. Los denn! Vielleicht konnte man bei dem Uhrmacher noch einen Likör trinken.

Anni besah sich im Spiegel, ordnete ihre Frisur und vergaß nicht, einen Tropfen Rosenparfüm im Gesicht zu verreiben. Dann ging sie.

Warm lag der Abend über der Straße. Hier und da kam, vom nahen Park her, ein linderndes Lüftchen. Der Schritt der Menschen war nun, da der Alltag verklungen, langsamer. Paarweise gingen Liebende. Ein Liedlein, in weichen Tönen, kam von einem, der auf der Bank ausruhte. Und hielt wer unter den Häusern einen Augenblick lang Rast, dann konnte er Geflüster vernehmen, hoch von den Balkonen her, verworren wie das Rankenwerk des Efeus und wilden Weines, das an den Trägern emporkletterte. Es war Annis Freude, hier zu lauschen, hoffte sie doch immer auf die Erhaschung eines Ge-

heimnisses, und sei es auch nur, daß zwei sich gestanden, einander gut zu sein. Aber heute hörte sie nichts, und so wandte sie sich denn dem Laden Heilands zu.

Der Uhrmacher hatte sich inzwischen in seinen Lehnstuhl gesetzt und um sich selbst, seine Hoffnung und seine Liebe einen dichten Kranz Wehmut gesponnen. Anni war ja nicht gekommen. Auf dem weißgedeckten Tische lagen die leckeren Dinge, die so viel Liebe zusammengebracht hatte, gleichgültig und seelenlos. Sie waren, da die, der sie zugedacht, sie zu verschmähen schien, zu toten Attrappen geworden. Heiland klappte das Album „Poesie“ auf und las, was er hineingeschrieben:

„Ein sehnendes Herz, das sich lange gehärmt,
Hast Du an der Sonne des Deinen gewärmt.
Mein Glauben bist Du, dem ich mich ergeben.
‚Sei mein‘, spricht das Herz. ‚Sei mein für — das Leben.‘“

Er schob das Büchlein von sich und vergrub sein Gesicht in den Händen. So kam's, daß er das Klopfen fast überhört hätte. Zum Glück aber hatte es ihn doch erreicht, und so eilte er zur Tür und fand Anni.

„Ich glaubte schon...“ sagte er und kämpfte mit den Tränen.

Anni war von den Vorbereitungen überrascht. Sie war auf all die Feierlichkeit nicht gefaßt gewesen. Aber es schmeichelte ihr doch. Sie sagte: „Nein aber... und ich hab mich den ganzen Tag auf den Abend gefreut. Und da glaubt man, ich hätte vergessen. Gel, das hatten S' geglaubt... Bertold?“

Ja, er hätte es geglaubt. Aber nun sei ja alles so schön und so gut. Und den Hut müsse sie doch ablegen. Und da... gleich. Er schob ihr ein Praliné-Stückchen in den Mund, und sie biß und schleckte und machte vor Vergnügen und Genuß ganz verzückte Augen. Da fühlte Heiland sich recht daheim, und er kicherte selig: „Das schmeckt... süß... fein... und erst das da... und das —“

„Langsam... langsam...“ lachte sie, aber sie ließ sich gern füttern.

„Und jetzt die Flasche auf, und dann wollen wir anstoßen.“ Geschäftig eilte der Uhrmacher, den Korkzieher zu holen. Den hatte er dummerweise vergessen.

Der süße Wein stimmte heiter und die Herzen zu Festlichkeit. Annis Augen begannen zu glänzen. Sie konnte sich dem Augenblicke ganz und gar hingeben. Und: ohne Sorgen sein.

„Jetzt bin ich vergnügt“, jauchzte sie. „Jetzt fehlt mir nix auf der Welt.“ Sie reckte die Arme und rekelte sich wohlig.

„Und... der Futtermeister?“ fragte Heiland mit der ganzen Gründlichkeit des Ungewandten und Unsicheren.

„Was, Futtermeister? Hab ich nicht hier meinen Futtermeister?“ Sie wies auf die Süßigkeiten und hatte auch bald wieder ihren Schokoladenbonbon im Mund. „Prosit! Nun müssen wir aber anstoßen. Prosit also! Worauf stoßen wir an? Da muß man sich nämlich was denken dabei, weißt?“

„Ja“, sagte Heiland. Sonst nichts.

„Was denkst dir nun?“ Und schnell: „Jetzt muß ich aber Entschuldigen S' sagen. Jetzt hab ich Ihna ja du gesagt!“

Noch immer hatten sie die Gläser erhoben. Purpurn war es dem Uhrmacher in die Wangen gestiegen, als er nun, mutig genug, sagte:

„Wenn mir das Fräulein Anni die Ehr wollt erweisen, immer du zu mir zu sagen... ich wüßt dann, worauf daß wir anstoßen könnt'n!“

„Von mir aus!“ lachte Anni. „Also... du... Bertold, gel?“

Die Gläser klangen aneinander, aber ihr Ton war ein wenig hart. Die beiden schwiegen dann. Heiland, in Verlegenheit, reichte Anni das Album. „Da!“ sagte er und schlug die Seite auf, die sein Gedicht trug. Anni buchstabierte. „So gescheit bist? Oder hast das aus 'n Briefsteller?“

Heiland schüttelte den roten Kopf. Und durch tränenumflorte Augen sah er alles mit einem Male rosa: die Möbel, die Speisen und vor allem Anni selber, die auf dem Sofa saß und lachte. Denn es war in ihr ein Triumph: So sollte der Beni sie sehen. Schade, daß er sie nicht sähe. Und der Drang, den Beni, obwohl er ja nicht da war, noch tüchtiger zu ärgern, ließ sie aufstehen. „Dafür mußt a Busserl kriegen, Bertold. Hast ja eh eins gut vom Bruderschafttrinkn her.“

Sie schnalzte ihm eins mitten auf den Mund. Und Heiland umfing sie und ließ sie gar nimmer los.

„Jessesmariandjosef!“ kreischte Anni auf. „Schaut's den nur an! Du scheinst ja Übung zu haben mit die Busserln. Laßt mi gar nimmer aus?“

„Nimmer. Nein. Nimmer, Anni“, sagte Heiland leise. „'s ganze Leben nimmer.“ Und dann ließ er sie doch.

Aber nur, um nun „vernünftig“ zu reden. Er holte die Bilanz vom letzten Jahr und zwei Wertpapiere, die er von den Ersparnissen gekauft hatte: solide Pfandbriefe, und wies auf das Lager. Und alles gehöre ihm. Und was die Anni nun dazu sage. Zu Michaelis könne die Hochzeit sein.

Anni sah ihn von unten her an. Sie lächelte. Und dann trampelte sie mit beiden Beinen und platzte heraus. Und prustete nur grad so. Sie sollte heiraten? Und Frau Uhrmacher werden? Und so überraschend? Und den dort? Was die Mädeln dazu sagen würden? Und... dann... Beni...?? Oh, dem gönnte sie's schon. Sie brauchte ihn nicht. Mochte der mit seinen Menschern umanandziehn. Sie war ein Mädel, das man auch heiraten konnte! Ob seine grauselige Neuturmgassn-Centa das auch von sich sagen konnte? Das alles stand vor ihr, als sie nun mit ihrem Lachen innehielt und auf den Uhrmacher sah, der völlig fassungslos ihren Heiterkeitsausbruch beobachtet hatte.

„Sie lachen mich also aus, Fräulein Anna?“

„Er siezt mi glei. Aber, Bertold! Naa doch. Naa. So was muß man sich doch überlegen. Aber... aber i glaub, daß i... Da hast noch a Busserl, Bertold!“

„Michaelis Hochzeit“, sagte er. Die Tränen standen ihm in den Augen.

„Kann scho sein, Bertolderl, kann scho sein.“

Michaelis Hochzeit. Und jetzt war man noch im Sommer.

„Gleich morgen sagst's der Herrschaft, gelt, Annerl? Daß die Leut sich einrichten können.“

„Ach die...“ erwiderte die glückliche Braut. „Schenken tun die uns eh nix. Unsere Frau ist keine gute. Nur immer anschaffen und raunzen. Net mal mein' Sonntags gönnt die mir. Aber diesmal... Du, Bertl, diesmal, da gehst mit mir aus. Hörst? Und zwar... zu'n Traben gehn wir. Nach Ogl. Gerad! Wir gehn zu'n Rennen. Da führst mich hin! Bist schon mal bei'n Trabrennen gewesen überhaupts?“

Heiland schüttelte den Kopf. Wie wäre er auch! Es hätte ihm mehr Freude gemacht, seine Braut ins Isartal zu führen. Er war mehr für das Idyllische als für Aufregung und sportliche Kämpfe. Und dann — ihn erfaßte ein Unbehagen, wenn er daran dachte, in die Nähe des Futtermeisters zu kommen. Er fühlte, in jener Sphäre war Herr Lechner ihm überlegen.

„Ja, wir gehn nach Ogl“, wiederholte Anni. Und auch sie gedachte des starken Beni. Dem, gerade dem wollte sie sich zeigen. „Weißt, da ist's fei lustig. Und ich kenn mich aus mit de Roß. Da kannst leicht an Zehner riskiern. Und viel gewinna auch. Und wenn wir dann viel Geld habn, dann führst mich in ein' Keller zum Abendessen. Gelt?“

Der Totalisator war dem soliden Heiland ein unbekannter Götze. Er schüttelte lachend den Kopf.

„Wennst mich net hinführst, dann glaub i net, daß d' mir wirklich gut bist...“

Um's Himmels willen... das durfte sie nicht denken. „Ich geh schon, Annerl. Mußt net gleich aufbegehrn. Wo du mit mir bist, da ist's ja alleweil schön...“

Als Anni am anderen Tag ihrer Gnädigen gegenüberstand und erfuhr, sie habe anderntags an Stelle der unzuverlässigen Waschfrau in der Waschküche zu helfen, da hatte sie nicht übel Lust, der schikanösen Frau den Trumpf der Kündigung hinzuhalten, aber sie tat es doch nicht. Eine ihr unerklärliche Scheu hielt sie davor zurück, ihr Leben auf das für den Oktober in Aussicht genommene Ereignis einzustellen. Das gleiche Gefühl trieb sie, Heilands Ladentür zu meiden. Mußte sie auf die Straße, so ging sie ein paar Schritte in der anderen Richtung, um, im Bogen über den Straßendamm, ihren Weg auf der gegenüberliegenden Seite zu suchen. Als sie ihren Verlobten doch einmal traf, nickte sie ihm nur zu und sagte: „Am Sonntag, gelt?“

Heiland blickte ihr nach. Aber er war so glücklich, daß kein Zweifel in ihm keimte.

Heiland war glücklich. Ja! Liebe war für ihn etwas Unerhörtes und Neues. Etwas, das ihn ganz ohne Gefahr dünkte. Wie er sein Herz gab, ganz ohne Rückhalt und Nebengedanken, so glaubte er auch an die Liebe Annis. Oh, sein Leben war ja nicht ganz glücklos bisher gewesen. Der Privatier, der ihm seinerzeit das Darlehen gab, damit er sich den Laden einrichten konnte, hatte dem Waisenknaben Heiland zum ersten Male den Segen tatbereiter Menschengüte gezeigt. Herr Simmler war ein lieber, aber recht sonderbarer Mensch gewesen. Das harmonische Zusammenklingen seiner vier Standuhren dünkte ihn Vorbedingung für Lebensbehagen. Alle zwei Tage erschien Heiland, damals Gehilfe beim Uhrmacher Huth, um Schlagwerk und Gang der Simmlerschen Uhren zu kontrollieren. So kam's zur Plauderei mit dem Alten, der Sympathie für den bescheidenen Uhrmacher gewann. Wenn Heiland daran dachte, wie Herr Simmler ihn eines Tages mit dem Vorschlag überraschte, den lange leerstehenden Laden in seinem Anwesen als Uhrmachergeschäft einzurichten, dann kamen ihm immer wieder die Tränen. Und dann das Testament Simmlers, das Heilands Schulden strich... Der liebe Gott hat die Welt doch schön und gut gemacht. Des war Heiland sicher. Und so war er ein zufriedener Mensch geworden, trotz aller Not seiner Jugend. Und er war ein froher, guter Mensch geworden, obwohl er oft sah, daß man ihn kalt ausnützte. Und ein Verzeihender war er geworden, da er zu wissen meinte, daß die Güte und die Gutheit im Kerne jedes Menschenherzens schlummern. Alle Menschen umschloß Heiland mit dem Bande seiner Liebe. Bis jetzt. Nun aber hatte sich sein Gesichtsfeld verengert... immer kleiner war es geworden, bis ein einziges Bild es erfüllte... das Bild eines kleinen blonden Mädchens mit hellen, grünlich schimmernden Nixenaugen und Lippen, die sich gern ein bißchen kräuselten. Mit zwei roten Backen, die zu beiden Seiten des Mundes Grübchen hatten, und einem Stupsnaserl, das so keck und lustig aus dem lieben Gesichte ragte, daß es eine Lust war!

(Fortsetzung folgt.)

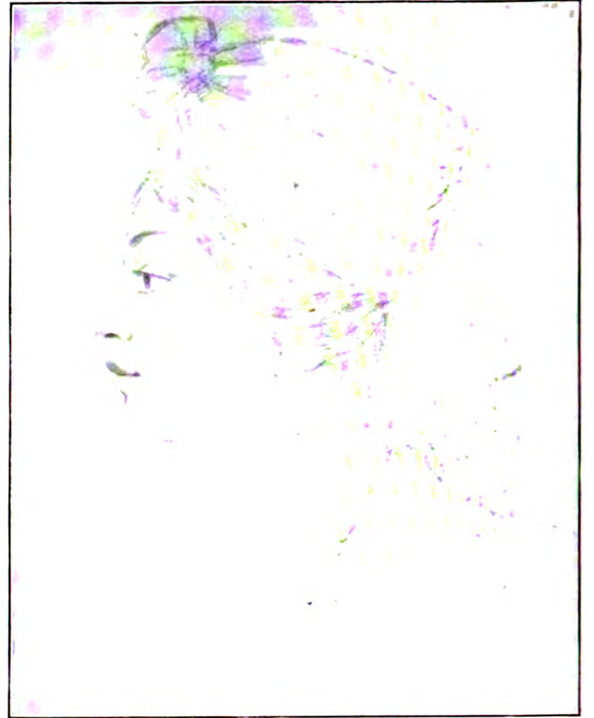


Weiden am Bach / Nach einem Gemälde von Karl Schlageter

KÖNIGIN LUISE / ZU IHREM 150JÄHRIGEN GEBURTSTAGE



Die Eltern der Königin Luise, Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz und Herzogin Friederike, geborene Prinzessin von Hessen-Darmstadt, mit dem Jugendbildnis der Prinzessin Luise. Nach einer Kopie des Originalgemäldes im Großherzoglichen Schloß zu Darmstadt.



Prinzessin Luise als Braut. Zeichnung von Friedrich Tielker, Darmstadt, aus dem Jahre 1793.

Wer im Hohenzollern-Museum in Berlin unter den vielen Bildnissen der Königin Luise Umschau hält und auch nur die Bilder aus denselben Zeitabschnitten miteinander vergleicht, wird, verwirrt von dem Vielerlei der Eindrücke, nicht zu einer klaren Vorstellung kommen, wie die Königin wohl in Wirklichkeit ausgesehen haben mag. Aber in einem Bericht der „Berliner Abendblätter" über die Kunstausstellung vom Herbst 1810 heißt es bereits in der Besprechung zweier nach ihrem Tode gemalter Porträte der Königin von Ternite und Wilhelm Schadow, dem Sohn Gottfried Schadows: „Bey Lebzeiten Ihrer Majestät ist es keinem Mahler gelungen, ein nur einigermaaßen ähnliches Bild von ihr hervorzubringen." Auch die Prinzessin Luise Radziwill, die Tochter des jüngsten Bruders Friedrichs des Großen, hielt das Porträt von Ternite, wie sie dem Großherzog von Mecklenburg schrieb, für die treueste Wiedergabe „dieser schönen und gütigen Königin". Eines geht aber auch aus diesen negativen Urteilen mit Sicherheit hervor, daß der Pinsel des Malers wie der Meißel des Bildhauers nicht vermochten, den Reiz der äußeren Erscheinung der Königin der Wirklichkeit entsprechend wiederzugeben.

Im Gegensatz zu der Mannigfaltigkeit in den Darstellungen der äußeren Erscheinung der Königin steht das fest umrissene Bild der seelischen und geistigen Entwicklung ihrer Persönlichkeit. Nach ihrer Stammesabkunft war Königin Luise eine Mecklenburgerin. Ihr Vater war der in englischen Diensten stehende General Herzog Karl von Mecklenburg-Strelitz. Sein Garnisonort war Hannover, und dort wurde seiner Gemahlin, einer geborenen Prinzessin Friederike von Hessen-Darmstadt, und ihm am 10. März 1776 Prinzessin Luise als dritte Tochter geboren. Aber nach ihrem Temperament und ihrer Lebensauffassung, nach Sinn und Art war sie ein Kind der Rheinlande. Denn dort hat sie nach dem Tode ihrer zweiten Mutter, der Schwester der Prinzessin Friederike, seit dem Jahre 1786 ihre Jugend verlebt. Fast acht Jahre lang war sie in Darmstadt der Obhut ihrer aus der Pfalz gebürtigen Großmutter, der Landgräfin von Hessen, anvertraut und genoß mit ihren Geschwistern in beschränkt kleinen höfischen Verhältnissen eine heitere, durch mancherlei Reisen nach dem Rhein und Holland anregend unterbrochene Kindheit und Jugend. Diese Heiterkeit des Gemüts und der Lebensauffassung brachte sie als unveräußerliches Herzensgut mit in die so anders geartete preußische Residenz und an den, wenn auch nicht sittenlosen, so doch wenig sittenstrengen preußischen Hof, nachdem sie des Königs Friedrich Wilhelm II. ältester Sohn am Christabend des Jahres 1793 geheiratet hatte.



Das „Alte Palais" in der Leinestraße in Hannover, Geburtshaus der Königin Luise. Nach einem Aquarell von Kretschmar. (Schloßbibliothek, Berlin.)

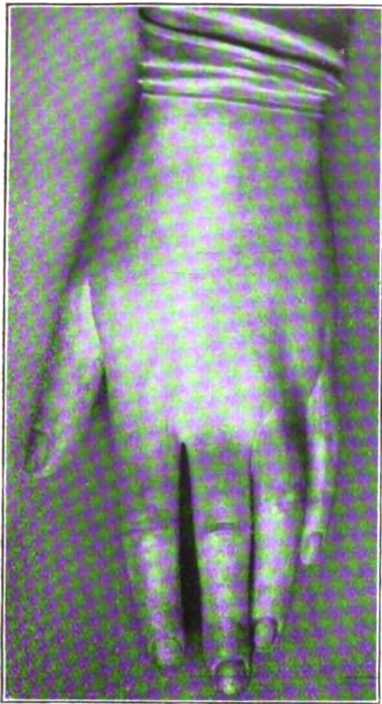
Es ist bewundernswert, wie die Kronprinzessin — nicht ohne Opfer, nicht ohne schmerzliche Hingabe eines Teils ihrer Eigenart — es verstand, in das steifleinene, trockene und nüchterne Wesen ihres Mannes sich zu finden. Man kann es wohl verstehen, daß die Frische und das Temperament des Prinzen Louis Ferdinand, eines Vetters ihres Schwiegervaters, etwas Gewinnendes und Belebendes für sie hatte, daß die schöne, ritterliche Gestalt Kaiser Alexanders I. sie vorübergehend fesseln konnte, in ihrer Liebe zu ihrem Gatten, in ihrem natürlichen Taktempfinden fand sie stets die rechten Weiser auf dem schlüpfrigen Boden der größeren und freieren Welt. Da wurde es ihr denn auch bei ihrer Schmiegsamkeit und ihrem Anpassungsvermögen eine Selbstverständlichkeit, seine „humeurs" — so nannte man seine oft verdrießliche Laune im Familienkreise — zu ertragen und sich in seine Vorliebe für militärische Schauspiele und für Janitscharenmusik zu finden. Aber keineswegs gab sie sich ganz auf. Während sie eine Zeitlang mit ihm die Freude an den seichten und tränenseligen Romanen der Zeit, den



Bildnis der Königin Luise aus dem Jahre 1798. Nach einem Pastell von Nikolaus Lauer, der 1798—1802 als Maler am Berliner Hof wirkte. (Die Mullbinde sollte eine vorübergehende, kleine Schwellung am Halse decken und wurde zur Mode.



Sommerwohnung der Königin Luise und ihres Gemahls in „Hippels Garten" auf den Hufen in Königsberg i. Pr. in den Jahren 1808 und 1809.



Die Hand der Königin Luise. (Gipsabguß.)

Werken von Lafontaine, Spindler u. a., teilte und auch im schriftlichen Verkehr ihre Gedanken mit ihm darüber austauschte, machte sie sich unter dem Einfluß ihrer Freundinnen Frau v. Kleist und Frau v. Berg bald frei von dieser Nur-Unterhaltungslektüre, ohne gleich in das Gegenteil zu verfallen und mit ihrer älteren Schwester Therese von Hildburghausen und deren Hofdame Lenthe an der Lösung philosophischer Probleme Gefallen zu finden. Kennzeichnend dafür ist ein Brief an ihren drei Jahre jüngeren Bruder Georg aus der Zeit der Jahrhundertwende: ... „Nun hörte ich öfters Menschen über Pflichten, Rechte, philosophische Prinzipien reden und disputieren und wunderte mich des Todes, daß man erst darüber reden müßte, um überzeugt zu werden, daß man so und nicht anders handeln müßte, wenn man gut und rechtschaffen sein wollte. Über Pflichten gegen Gott, gegen die Menschen und sich selbst, über Pflichten als Gattin und Mutter, über häusliche und öffentliche Angelegenheit, darüber zu debattieren, war mir unglaublich. Denn, sagte ich mir, es ist nur ein Weg, glücklich zu werden, nämlich der, der Stimme seines Gefühls, seines Herzens zu folgen." Die Königin kommt unter dem Diktat ihrer Fraulichkeit, ihres edlen und reinen Herzens zu dem Schluß, wozu denn all das Studieren nütze, wenn es einem nicht einmal die Kraft gebe, seinen Geschmack, seine Lieblingsideen und Gewohnheiten aufzuopfern, um einen anderen glücklich zu machen.

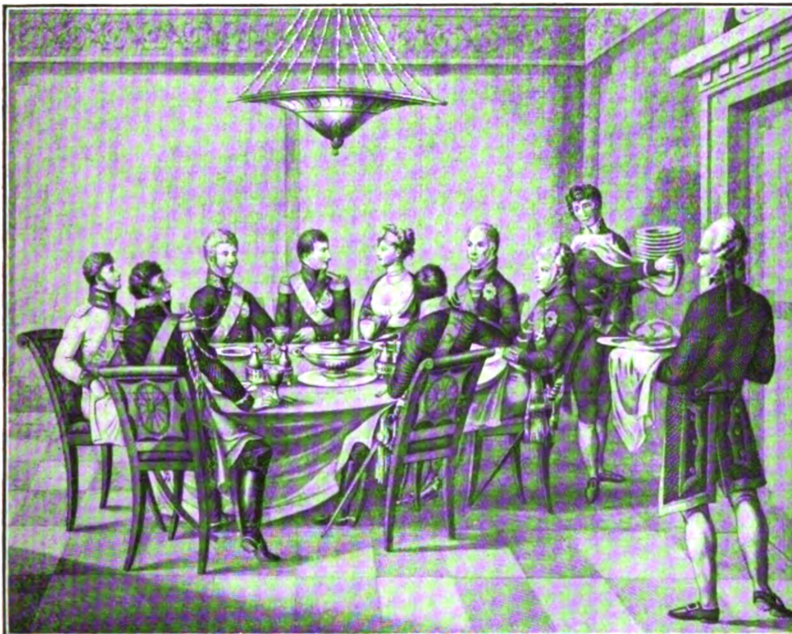


Der König von Preußen im Kreise seiner Familie im Schloßgarten zu Charlottenburg (1805 oder 1806). Nach einem Gemälde von H. A. Dähling gestochen von F. W. Meyer.

Wie an wenigen Menschen, ist an der Königin Luise festzustellen, daß das Unglück sie innerlich wachsen ließ. In der Zeit schwerster Herzensbedrängnis und Seelennot fand sie zu ihrem Schiller, las sie, die Verhältnisse seiner Dramen auf ihre Zeit übertragend, den „Wilhelm Tell" und die „Jungfrau von Orleans" und fing in Königsberg mit dem Kriegsrat Scheffner und dem Professor Süvern an, durch ernste geschichtliche Studien sich ein Bild vom Weltgeschehen zu machen. Damals kam sie zu der Erkenntnis: „Die Zeiten machen sich nicht selbst, die Menschen machen die Zeit" und: „In der Welt kann es nur gut werden durch die Guten."



Memel von der Westseite aus. Gezeichnet von Clöster am 25. September 1808, dem Tage der Abreise des Königs und der Königin.



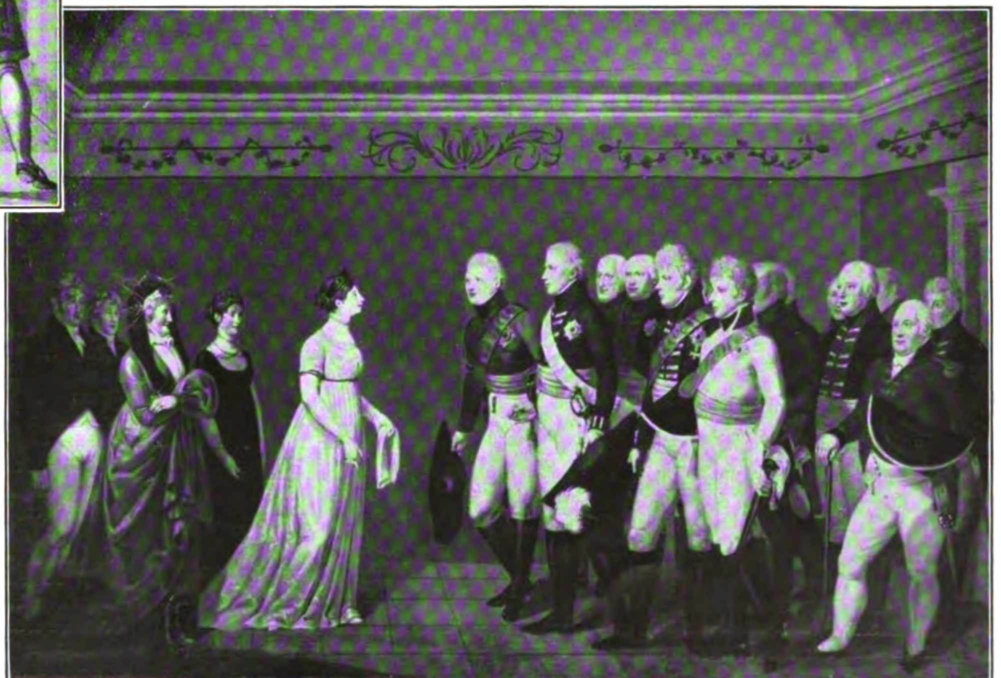
Abendessen bei Kaiser Napoleon in Tilsit am 6. Juli 1807. Nach einer Zeichnung von J. Haas gestochen von G. A. Lehmann. (Stadtgeschichtliches Museum, Leipzig.)
An der Tischrunde zur Linken Napoleons: Königin Luise, Prinz Heinrich von Preußen, Großfürst Konstantin, König Friedrich Wilhelm III. Zur Rechten: Kaiser Alexander I. von Rußland, Kronprinz Ludwig von Bayern, Murat (Großherzog von Berg).

Nebenstehend: Begegnung zwischen Königin Luise, König Friedrich Wilhelm III. und Kaiser Alexander I. von Rußland in Memel am 10. Juni 1802. Nach einem Guaschgemälde von H. A. Dähling.

Es ist hier nicht möglich, eingehend der Meinung gegenüberzutreten, daß die Königin Luise sich von politischer Beeinflussung ihres Mannes ganz ferngehalten habe. Sie tat es, bis sie drohende Gefahr sah. Nicht im Frühherbst 1806, als die patriotische Partei unter Führung des jüngeren Bruders ihres Gemahls und des Prinzen Louis Ferdinand den König zu einer energischen Politik gegen Frankreich drängen wollte. Damals versagte sie, obwohl sie die Ausführungen der von jenen Männern ausgearbeiteten Denkschrift billigte, und lehnte es ab, sie dem Könige zu überreichen. Der Frieden des Hauses galt ihr mehr als politischer Einfluß. Die Unentschlossenheit ihres Gemahls schob sie auf seine Ratgeber, und vielleicht sagte ihr auch das „sanctum aliquid providumque" — das schon von Tacitus an den deutschen Frauen gerühmte „Heilige und Vorseherische" — daß der König doch recht haben könnte und die Zeit der Erhebung noch nicht gekommen sei. Wir wissen es, daß sie es mit Stein hielt gegen ihren Mann, der sich mit des Freiherrn bestimmter, zielbewußter, wohl auch manchmal schroffer Art nicht zurechtfinden konnte; wir wissen, daß sie auf die Berufung Hardenbergs zum Staatskanzler drang, als der Minister v. Altenstein einen Teil von Schlesien an Napoleon verpfänden wollte, um für nicht gezahlte Kontributionen Deckung zu bieten. Wir wissen zu unserem Schmerze auch, daß sie in ihrer schwersten Stunde das Opfer brachte, sich zum Mittel der Politik herzugeben in der von Alexander I., Hardenberg und schließlich auch von ihrem Gemahl gewollten Begegnung mit Napoleon, in der sie vom ersten Augenblick an etwas „Befleckendes" sah, in der sie aber trotz des äußerlichen Mißerfolges ihre Frauenhoheit bewahrte und die Siegerin blieb.

Ihre Persönlichkeit ist uns heute so bedeutsam, so lebendig, so greifbar, wie sie es den Zeitgenossen war. Der letzte Grund dieser Wirkung ist der, daß es ihr gelungen war, die Aufgabe, die sie sich selbst gestellt hatte, zu erfüllen: „Sich mit klarem Bewußtsein zur inneren Harmonie zu bilden." Ihr Wesen, ihr Sein und ihr Leiden, nicht ihre Taten haben ihr Gedächtnis in das Herz ihres Volkes geschrieben. Sie selbst hat ihre Bedeutung und Bewertung in der Geschichte mit dem Selbstbekenntnis gezeichnet: „Die Nachwelt wird mich nicht zu den berühmten Frauen zählen, aber möge sie von mir sagen: sie duldete viel, sie harrte aus im Dulden, und sie gab Kindern das Dasein, welche besserer Zeiten würdig waren, sie herbeizuführen gestrebt und endlich sie errungen haben."

Dr. Bogdan Krieger.



Übungen der englischen Hochseeflotte mit künstlicher Wolkenbildung: Zerstörer beim Ausstoßen der Rauchwolken / Nach einer Zeichnung von Oscar Parkes.

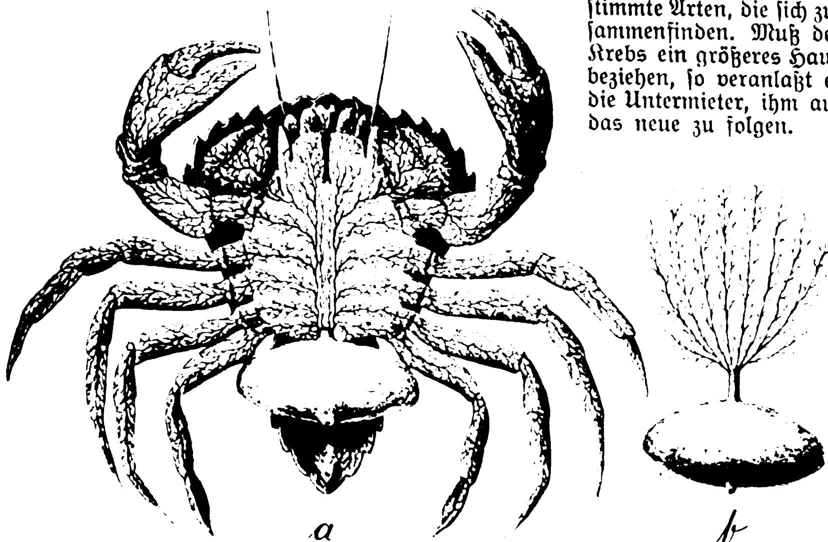
Formations- oder Kursänderungen der Sicht des Gegners zu entziehen, bildet oft ein wichtiges Moment in der Seekriegführung. Hierfür eignet sich besonders die Bildung eines künstlichen Wolkenschirmes, der die eigenen Schiffe dem Blicke des Feindes verbirgt. Die Hauptsache ist dabei, daß diese Wolkenbildung rasch und vollständig erfolgt. Viel kommt es dabei auf die Windrichtung an, denn bei Wind in der Fahrtrichtung wird der Rauch leicht emporgerissen, so daß der Schutz dadurch unvollständig ist. Bei Wind von vorn dagegen wird der untere Saum der Rauchschwaben gleichsam auf das Wasser festgedrückt, wodurch die Wolkenwand in ihrer Vollständigkeit erhalten bleibt. Die Rauchmenge, die ein einzelner Zerstörer auswerfen kann, ist außerordentlich groß. Sobald eine Zerstörerflottille den Befehl der Wolkenbildung erhält, wird die Verbrennungsmasse in dem ölgefeuerten Kessel entsprechend geändert, und den Essen entquellen dicke schwarze Rauchwolken, die leewärts (dem Winde abgewandt) einen nachtdunklen Mantel ausbreiten. Ein Anblick, von dem man sich schwer eine Vorstellung machen kann. Die in unserer Abbildung wiedergegebene Übung zeigt den zum Flugzeug-Mutterschiff ausgebauten englischen Geschützten Kreuzer „Furious" (vorn rechts), wie er von den begleitenden Zerstörern durch eine solche künstliche Wolkenwand geschützt wird.

UNTERMIETER IM TIERREICHE

Von Rudolph Schiffel / Mit sechs Abbildungen nach Zeichnungen von Franz Schmidt-Kahring

Auch im Tierreiche spielt die Wohnungsfrage eine große Rolle. Die Zahl derer, die zur Untermiete wohnen, ohne oder mit voller Pension, ist groß. Wie bei den Menschen waltet zuweilen auch bei den Tieren ein Freundschaftsverhältnis bei gegenseitigem Vorteil. Aber selbst lästige Untermieter, Zwangsmieter, gibt es, die den Wirt kräftig ausnutzen. Die Wissenschaft nennt alle diese Formen des Zusammenlebens verschiedener Artgenossen Symbiose.

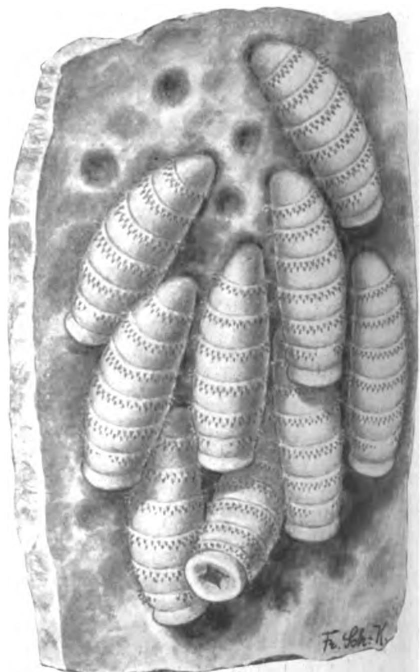
Haben sich Tiere verschiedener Art zu gegenseitigem Nutzen zusammengefunden, dann spricht man von Mutualismus. Abbildung 3 zeigt den Einsiedlerkrebs Pagurus prideauxi in einem Hause der Wellhornschnecke. Auf dem Hause hat der Krebs stets eine oder mehrere Aktinien (Adamsia palliata) sitzen. Die Aktinien genießen den Vorteil der Ortsveränderung und sollen auch ab und zu von der Beute des Krebses mit Hilfe der Scheren ihren Anteil bekommen. Nähern sich Feinde dieser Genossenschaft, so wehren die Seerosen die Angriffe mit ihren Nesselbatterien ab. Immer sind es ganz bestimmte Arten, die sich zusammenfinden. Muß der Krebs ein größeres Haus beziehen, so veranlaßt er die Untermieter, ihm auf das neue zu folgen.



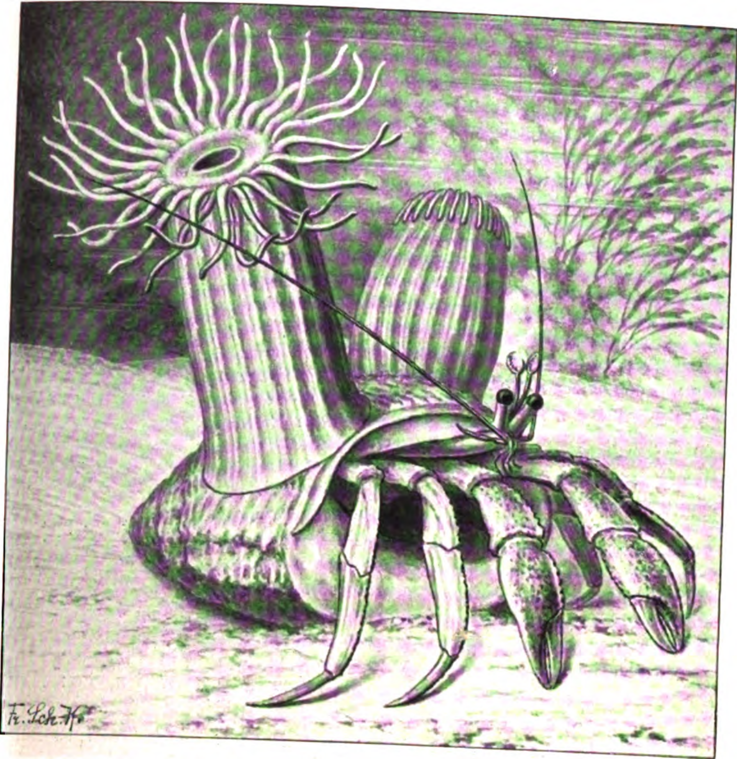
1. a) Ein Sackkrebs (Sacculina carcini) am Hinterteil eines Taschenkrebses (Carcinus maenas). Die Haut des Taschenkrebses ist durchschimmernd dargestellt, um die Verzweigung der Saugröhren in seinem Innern anschaulich zu machen. b) Ein Sackkrebs mit Saugröhrengeflecht.

Ein anderes inniges Zusammenleben herrscht bei den staatenbildenden Ameisen und Termiten mit ihren Gästen, den Myrmekophilen und Termitophilen, besonders aus der Ordnung kleiner Käfer, z. B. der Staphyliniden und Clavigeriden. Sie halten sich zeitlebens in ein und demselben Bau oder auch wechselweise in verschiedenen Nestern auf. Man kennt jetzt über 1200 Ameisen- und über 200 Termitengäste. Viele der Untermieter nähren sich als Larven von den Larven und Puppen ihrer Wirte. Als entwickelte Käfer haben sie die Fähigkeit eingebüßt, ihre Nahrung selbst aufzunehmen. Sie bitten ihre Wirtsleute durch Beklopfen mit den Fühlern und werden dann gefüttert. Für diesen Liebesdienst bieten die Gäste ein nach Fenchel duftendes ätherisches Öl (vielleicht mit berauschender Wirkung), das feinen Haarbüscheln an verschiedenen Stellen des Körpers entströmt. So lebt bei Formica sanguinea der Büschelkäfer Lomechusa strumosa, bei Lasius flavus der Keulenkäfer Claviger. Amerikanische Wanderameisen nehmen auf ihren Reisen die Gäste auf ihrem Rücken reitend mit.

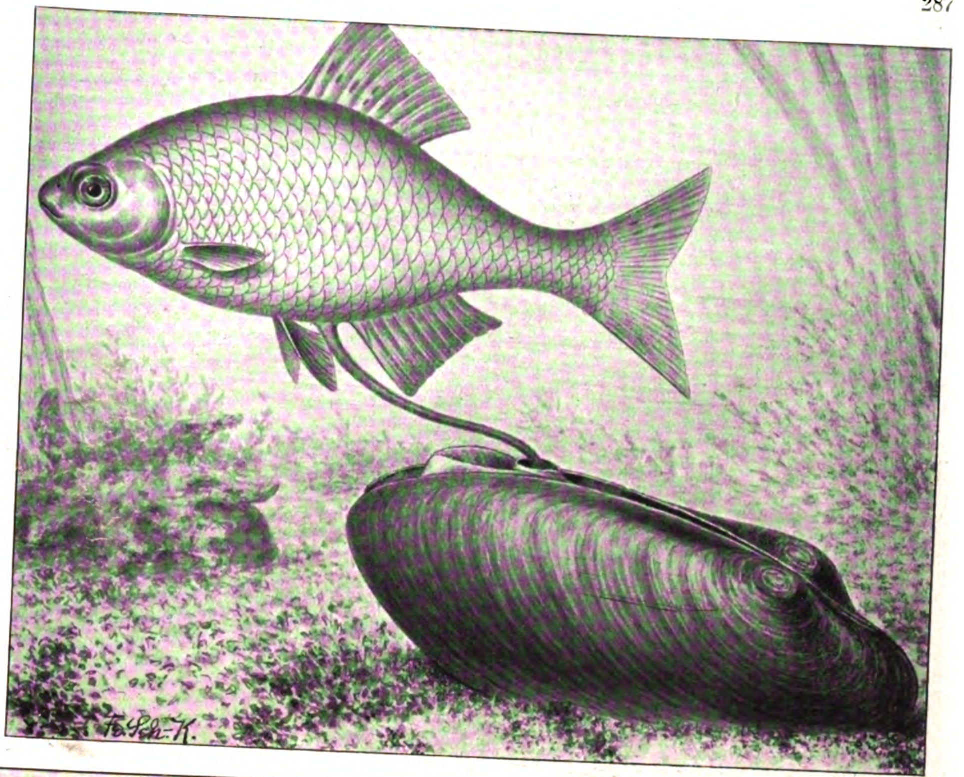
Hat nur der eine Teil der Genossenschaft beim Mietsverhältnis den Vorteil, so bezeichnet der Biolog das als Raumparasitismus. Oft nisten kleinere Singvögel im Geäst der Raubvögelhorste. Abbildung 6 illustriert das friedliche Zusammenleben der Höhleneule und der Klapperschlange mit dem Präriehunde. Auf Neuseeland teilen sich in eine gemeinsame Wohnung die Brückenechse (Hatteria) und der Sturmvogel (Procellaria) oder der Sturmtaucher (Puffinus) — immer so, daß die Echse den rechten Seitengang, der Vogel den linken wählt. Ein interessanter Untermieter, ein Aftermieter im wahrsten Sinne des Wortes, ist der Nadelfisch (Fierasfer) des Mittelländischen Meeres (Abbild. 5). Selten einzeln, meist mit mehreren Artgenossen schlüpft er mit dem Schwanz voran in den After einer Seewalze, sobald sie in die Wasserlungen Atemwasser einzieht, und ver-



2. Pferdemagenbremse (Gastrophilus equi) an der Innenwand eines Pferdemagens.



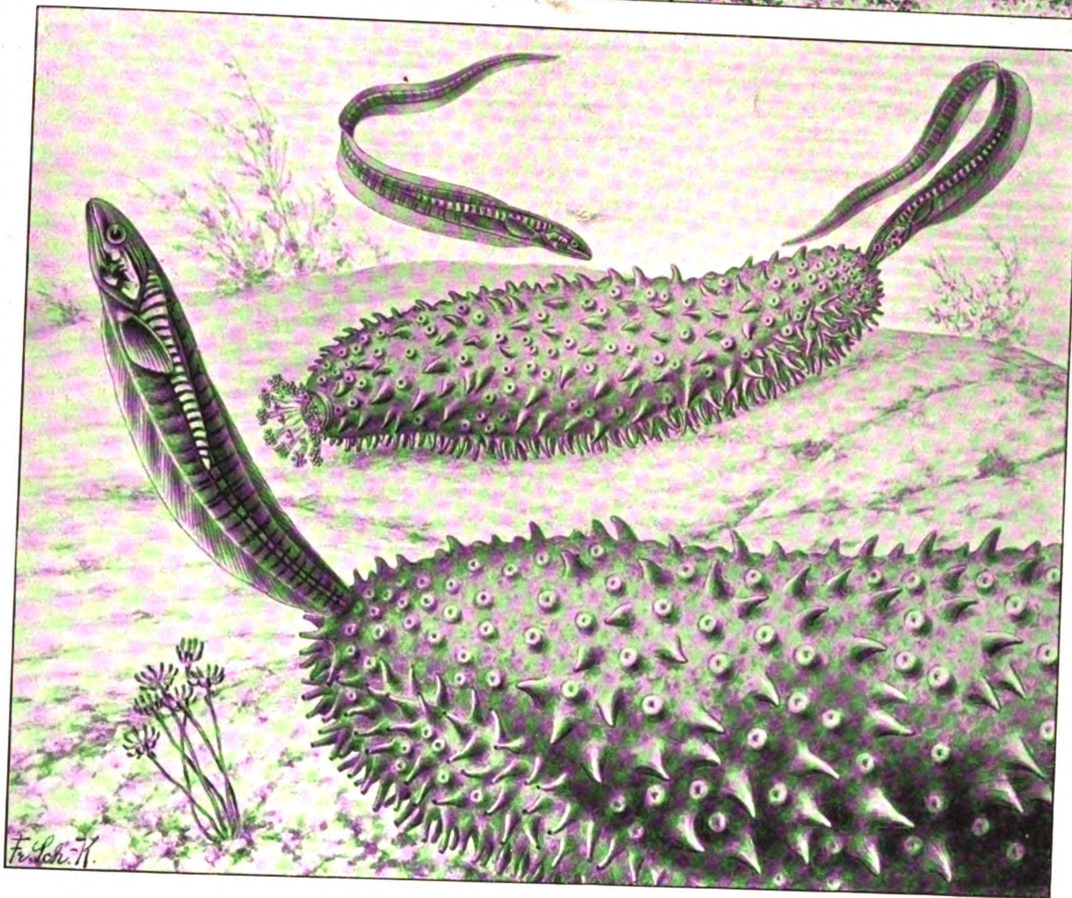
3. Einsiedlerkrebs mit Aktinien.



4. Der Bitterling (Rhodeus) beim Legen seiner Eier in die Kiemenhöhle einer Malermuschel.

läßt, wenn er sich sicher fühlt, die eigenartige Wohnung beim Ausstoßen des Wassers. Auch als Schutz gegen Feinde dient der Schirm großer Quallen mit ihren Fangarmen jungen Kabeljaus und Schellfischen.

Der Bitterling (Rhodeus; Abbild. 4) unseres Süßwassers, ein Fisch von 4—10 cm Länge, legt mit seiner langen Legeröhre seine Eier durch den Atemsipho in die Kiemenhöhle der Malermuschel (Unio pictorum). Innerhalb 23 Tagen entwickeln sich die jungen Fische bis zu einer Größe von 1 cm. In dieser Zeit haben sie auch von der Atemluft und der Nahrung der Muschel als Kommensalen (Tischgenossen) gelebt. Auch die Bandwürmer im Dünndarm des Menschen, der Säugetiere und Vögel sind Raumparasiten und Kommensalen. Sie leben in voller Pension bei ihrem Wirte. Auch der Magen der Tiere dient zuweilen als Wohnung. So zeigt Abbildung 2 ein Stück der Haut eines Pferdemagens, besetzt von den Larven der Pferdemagenbremse (Gastrophilus equi). Die Eier gelangen vom Mund durch die Speiseröhre in den Magen.

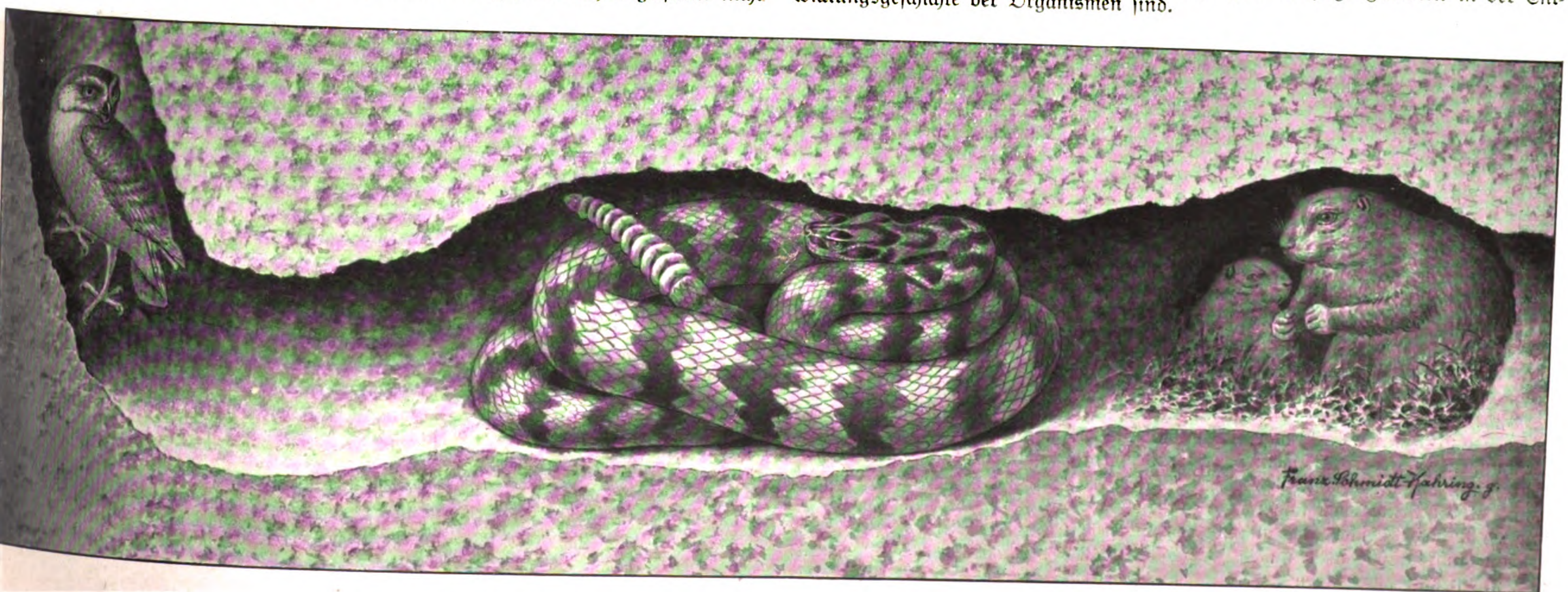


5. Der Nadelfisch (Fierasfer) als Untermieter der Seewalze (Holothuria).

Während ein Zusammenleben verschiedener Artgenossen, das man als Mutualismus bezeichnete, beiden Teilen Vorteil gewährt und beim Raumparasitismus und Kommensalismus nur der eine Teil Gewinn hat, der andere keinen Schaden erleidet, lebt der echte Parasit oder Schmarotzer auf Kosten seines Wirtes von dessen Säften, aber ohne ihn direkt zu töten, wenigstens so lange nicht, bis die Entwickelung des Parasiten abgeschlossen ist. Es liegt in seinem Interesse, die Nahrungsquelle nicht versiegen zu lassen. Ein typisches Beispiel eines schmarotzenden Tieres bietet die Sacculina carcini. Abbildung 1 zeigt einen Taschenkrebs (Carcinus maenas) von der Rückseite. Unter dem Schwanze hängt ein sackähnlicher Körper von Bohnengröße. Es ist der Rumpf eines Schmarotzerkrebses, der ganz vom Eierstock des Tieres ausgefüllt ist. Von der Mundöffnung aus zieht sich ein Netz hohler Schläuche in alle Gewebe des Taschenkrebses, die aus dem Körper des Wirtes die Nahrungssäfte entziehen, ohne sein Leben zu gefährden.

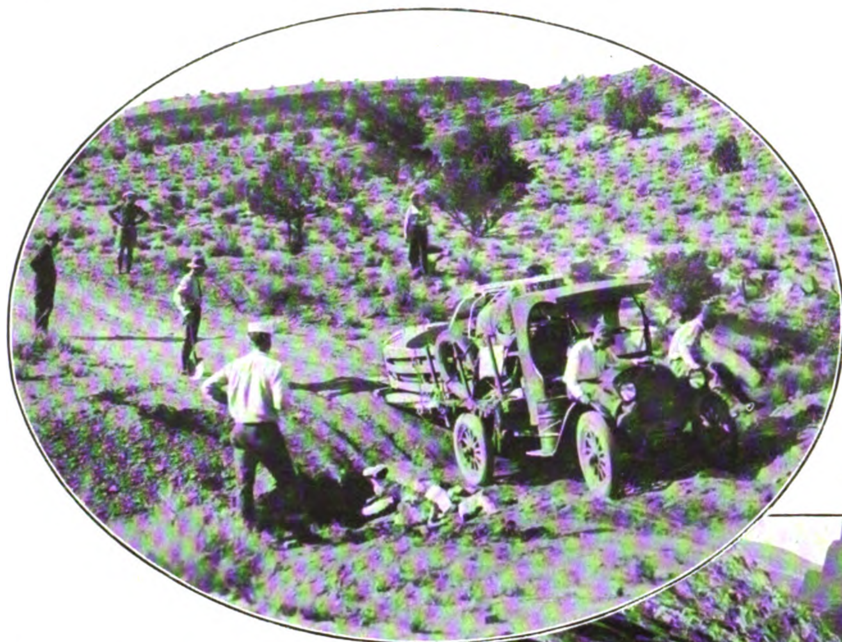
Die Trichinen im Muskelfleisch der Ratte, des Schweines und des Menschen sind echte Schmarotzer, die als Untermieter vom Körper des Wirtes leben. Auch die Jugendformen der Bandwürmer, die Finnen in den Geweben der Tiere, gehören zu den echten Schmarotzern. Nur erinnert sei auch an das große Heer der Hämatozoen, der im Blute der höheren Tiere lebenden Mikroorganismen, Trypanosomen und Spirochaeten, die durch Insektenstiche übertragen werden. Malaria, gelbes Fieber, Blutharnruhr, Tsetsekrankheit und Schlafkrankheit sind Begleiterscheinungen dieser gefährlichen Untermieter im Blute der Tiere und des Menschen.

Das ganze Kapitel der Untermieter im Tierreiche zeigt so recht, daß der Kampf ums Dasein, aber auch die gegenseitige Hilfe zwei wichtige Faktoren in der Entwicklungsgeschichte der Organismen sind.



6. Höhleneule, Klapperschlange und Präriehunde in gemeinschaftlicher Wohnung.

MENSCHEN AUF DEM »WEGE DER GÖTTER«



Transport eines Bootes durch ausgewaschene Felsschluchten mittels Autos.

Unter den Naturwundern Nordamerikas ist das Stromgebiet des Colorado vielleicht das größte. Sein Quellgebiet liegt in Gebirgsketten, die ihre Schneehäupter bis zu 5000 m erheben, und sein Unterlauf ist nur wenig über den Meeresspiegel erhaben, aber eine unendliche Menge kleiner und großer Zuflüsse haben, vereinigt zu einem gewaltigen Stromsystem, in die Hochebene ebenso viele enge, tiefe, schroff eingerissene Gassen gerissen, die „Cañons". Gassen, die bisweilen so schmal sind, daß neben dem in dieser Enge zusammengedrängten, wütend dahinbrausenden Strom kein fußbreiter Steg bleibt, die sich jedoch, steil, unersteigbar, bisweilen sogar überhangend, 2 km tief in das weiche Gestein eingefressen haben.

Schon die spanischen Konquistadore standen schaudernd an den Abgründen und blickten hinab in den furchtbaren Schlund und lauschten der uralten Indianersage, nach der Taw-owoats, der Gott, diesen Weg durch die Berge gebahnt habe, um einen tapferen Häuptling, dessen Weib gestorben, auf dieser Straße aus den Felsen des Nordens in das Paradies der Gefilde Kaliforniens zu leiten.

Zuerst war es ein Zufall, aber ein grausiger Zufall, der einen Menschen diese Straße der Götter durchmessen ließ. Das war im Jahre 1866. Ein paar Trapper hatten in den Bergwildnissen um Lees Ferry ihre Fallen gestellt und mußten vor Indianern die Flucht ergreifen. Durch wilden Wald suchten die drei zu entkommen, und urplötzlich waren sie am Rande des Cañons. Keine Wahl! Oben die Indios, vor ihnen die Schlucht, die hier etwas weniger steil schien. Sie kletterten zunächst, von den Pfeilen der Indianer verfolgt, abwärts, dabei verloren sie den Halt, kamen ins Gleiten, rutschten über steinige Halden und wußten selbst nicht, wie es möglich war, daß sie mit gesunden Gliedern unten ankamen. Obwohl hier oben der Cañon nicht gar so tief war, fanden sie trotzdem keine Möglichkeit, wiederaufzusteigen. Sie bauten aus Baumstämmen ein Floß, das sie mit ihren Lassos zusammenbanden, und wagten die Fahrt. Sausend ging es zu Tal, prallte links und rechts gegen die Wände. Ohnmächtig lag White, der eine der Trapper, auf den Stämmen; die anderen hatte schon in den ersten Stunden der Strudel herabgerissen. — Nach Wochen wurde unten in Yuma ein halbtoter Mensch, zerrissene Lumpen auf den zerschundenen Gliedern, von ein paar zerborstenen Stämmen losgebunden und aus dem Fluß gefischt. White, der Trapper, aber hatte den Verstand verloren. Er konnte nur lallend reden und wußte kaum etwas von den Leiden, die er erduldet, wußte nur, daß er bei lebendigem Leibe die Hölle gesehen, und daß ein Gott ihn gerettet.

Im Jahre 1869 hat dann Major Powell von Green River aus zum erstenmal in einer dreimonatigen Expedition mit acht mutigen Begleitern in drei Booten diese Wunderwelt wissenschaftlich erforscht.

Eine Wunderwelt in der Tat! Felswände, die steil aufragen und in leuchtendem Rot erglühen oder in gleißendem Goldgelb, in hellem Grün und in sattem Braun. Enge Schluchten, durch die die Reisenden ihre Boote über rasende Katarakte hinabseilen mußten, dann wieder ganze Dome und Festungen aus weiß leuchtendem Gips, mittendrin schwarze Lavaspitzen. Und bisweilen, eingebettet in diese schaurigen und doch überwältigend herrlichen Wundergebiete, offene, lachende Täler mit blumenübersäten Wiesen, auf denen Tiere grasten.

Dann wieder, wenn sich Nebenflüsse mit ihren Felsengassen dem Hauptstrom anschlossen, war es, als habe die Natur gewaltige Amphitheater geschaffen, aufsteigende Terrassen, im Hintergrunde von Felskulissen abgeschlossen, die aussahen, als habe ein modern phantastischer Maler sie mit bunten Pinseln bizarr angestrichen.

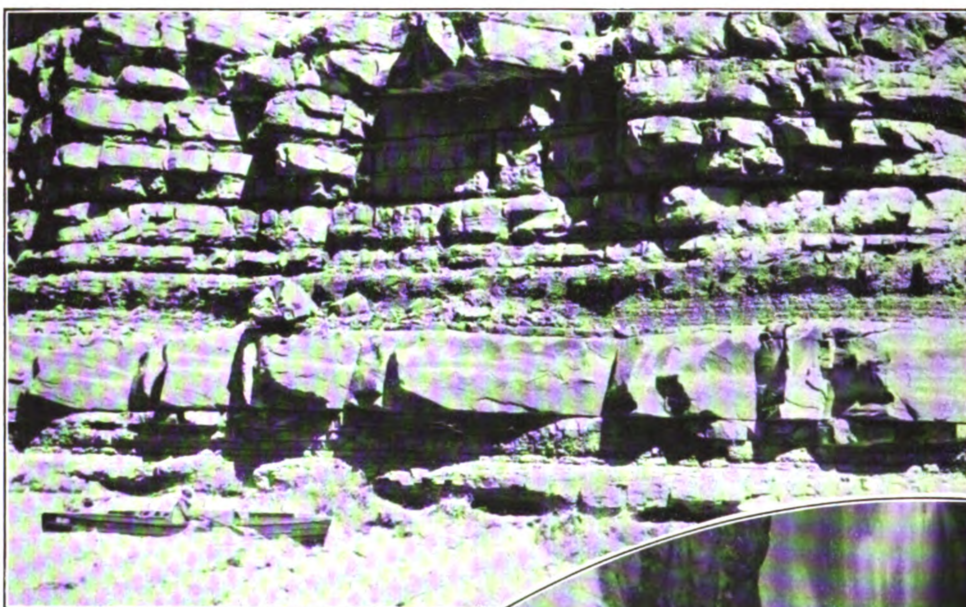
Drei volle Monate dauerte die Fahrt, und ein Wunder war es, daß alle jene Männer gesund Yuma wiedererreichten. Inzwischen ist es noch einigen anderen, so den beiden Brüdern Kolb, gelungen, von Powells Erfahrungen belehrt, denselben Weg zu durchmessen, und nun hat, im Jahre 1922 beginnend, eine Reihe von Ingenieuren, Gelehrten und kühnen Männern im Auftrage der Geologischen Überwachungskommission der Vereinigten Staaten von Amerika eine neue, große Expedition durch das Gebiet der Cañons des Colorado unternommen. Allerdings galt es diesmal nicht nur der wissenschaftlichen Entdeckung, sondern vielmehr in erster Linie dem Problem, die riesigen Kräfte dieser gewaltigen Wassermassen, die sich hier durch die Felsschluchten pressen, den Menschen dienstbar zu machen.



Wie der nüchterne Amerikaner die Wunder des Niagarafalles bald ihres Zaubers entkleidet haben wird und ihr Wasser in Turbinen bändigt, so denkt er jetzt schon daran, nun auch die Wasserkräfte des Colorado praktisch nutzbar zu machen. Aber die Natur ist die alte geblieben, und die Gefahren, die jene neuen Wanderer auf dem Wege der Götter zu bestehen hatten, waren fast dieselben wie vordem. Freilich, vieles bot ihnen die inzwischen vollendetere Technik, was Powell noch nicht gekannt hatte.

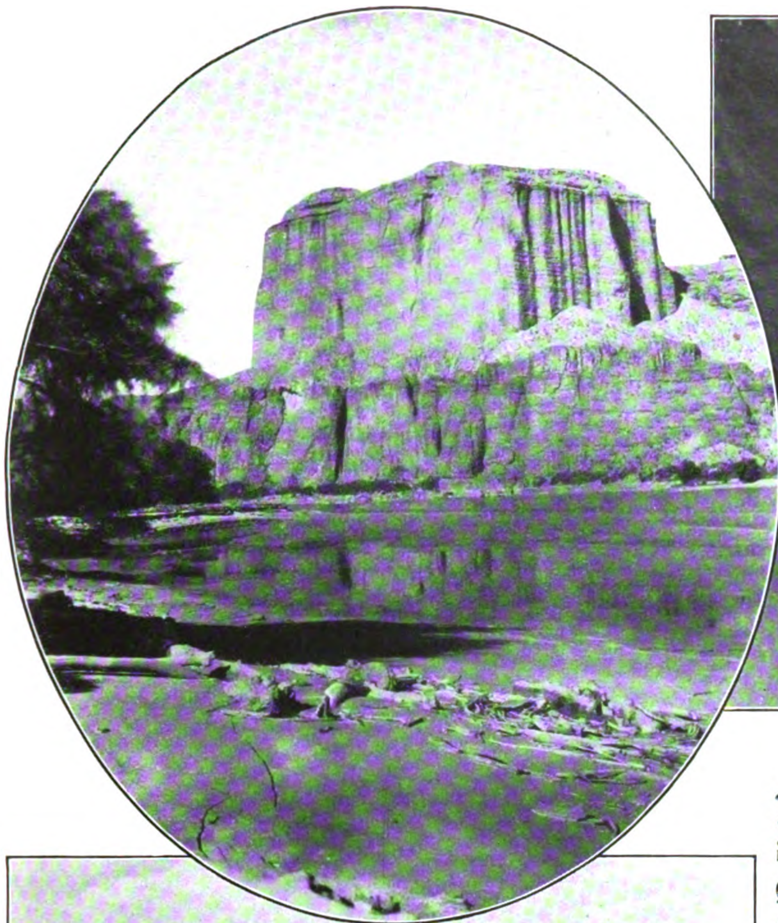
Auch die neue Expedition hatte vier sehr starke hölzerne Boote gewählt, zu denen noch ein fünftes aus Segeltuch kam, das bei besonders schwierigen Stellen Dienste tun sollte, aber bald zerstört wurde. Zunächst ließen sie die Boote auf kleinen, aber starken Autos möglichst weit stromab bringen, auf den Steinhalden allerdings ein schwieriges Werk. Dann gingen am 18. Juli 1922 die vierzehn Teilnehmer der Expedition unter Leitung des Colonel Birdseye von Lees Ferry aus, demselben Ort, von dem aus White seine Schreckensfahrt begonnen, an ihr Erforschungswerk. Das in Vorbereitung begriffene Hauptwerk über die Resultate der Expedition wird unendlich viel Interessantes bringen; schon jetzt liegen eine Anzahl Bilder und Schilderungen vor.

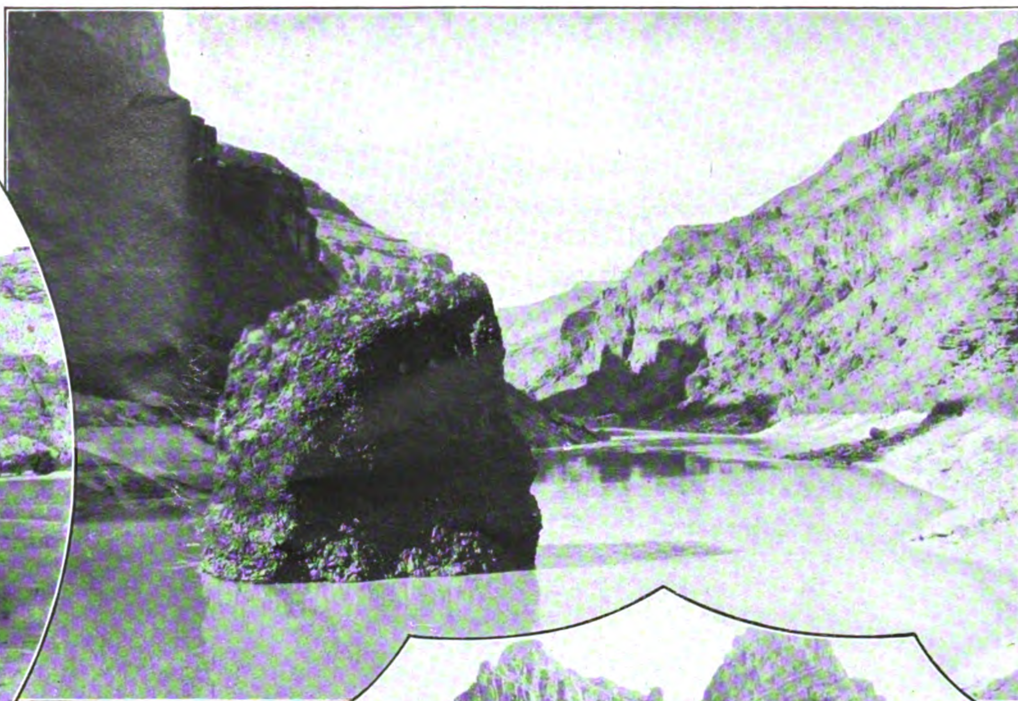
Otfrid v. Hanstein.



Wilder Engpaß, erfüllt von dem weißschäumenden „Seifenkatarakt". — Oben: Mitten im Gebiet der Walthenberg-Stromschnellen. — Unten rechts: Am Hirsch-Fall: Messen der Wassertiefe.







Die Naturwunder der Cañons des Colorado und seiner Nebenflüsse in Nordamerika.

Oben links: Tempelfelsen am Ufer.

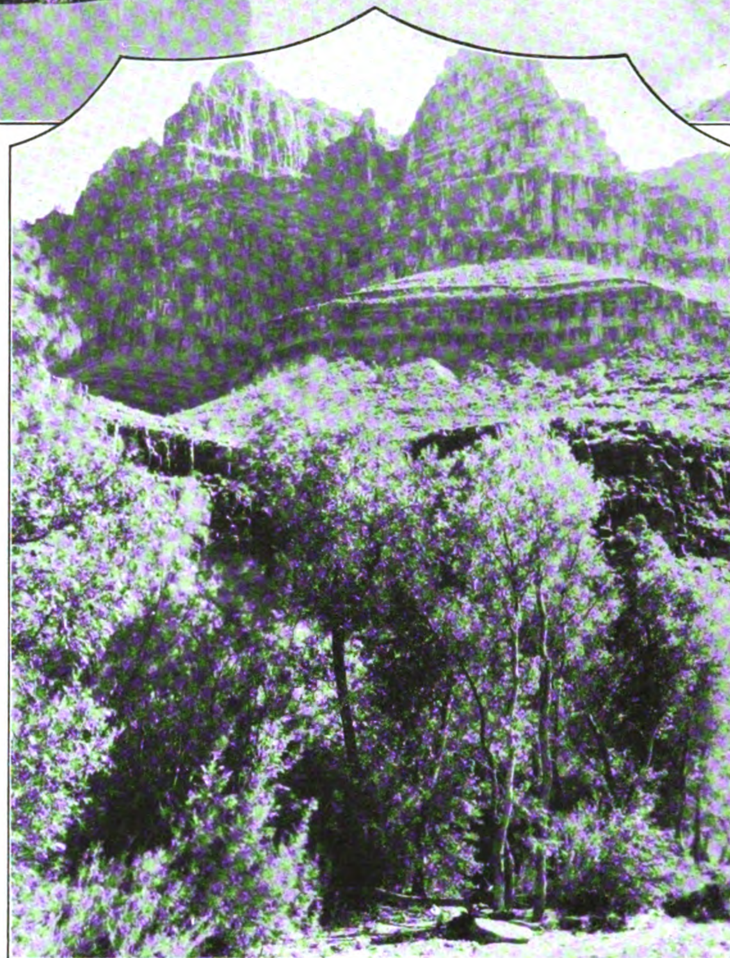
Oben rechts: Lavafelsen mitten im Strom.

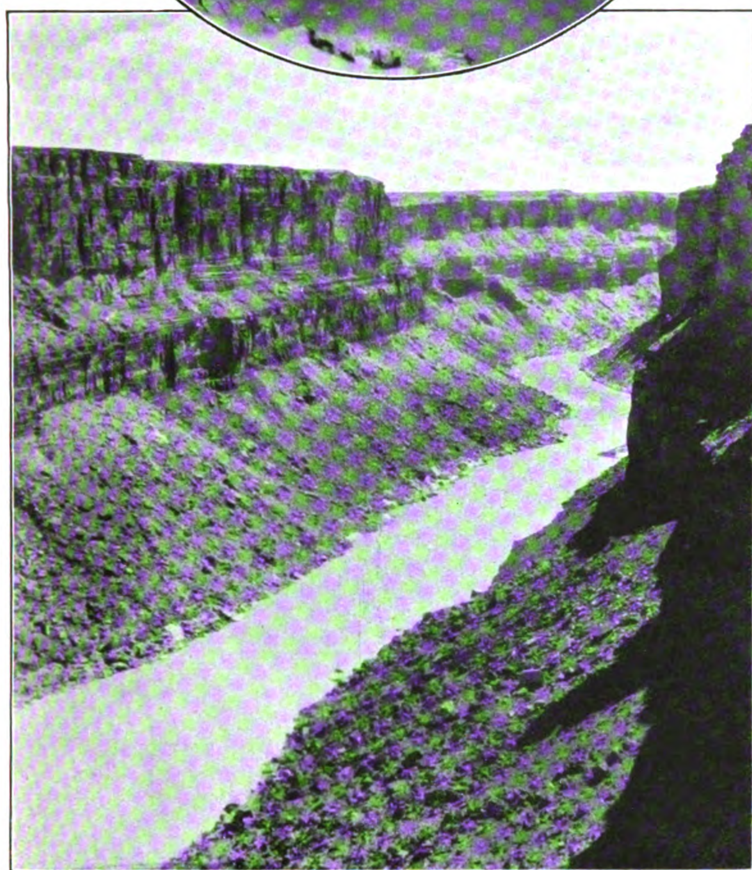
Mitte links: Der Engpaß des Marble-Cañons.

Mitte rechts: Felsspitzen und Dome am Diamond-Creek.

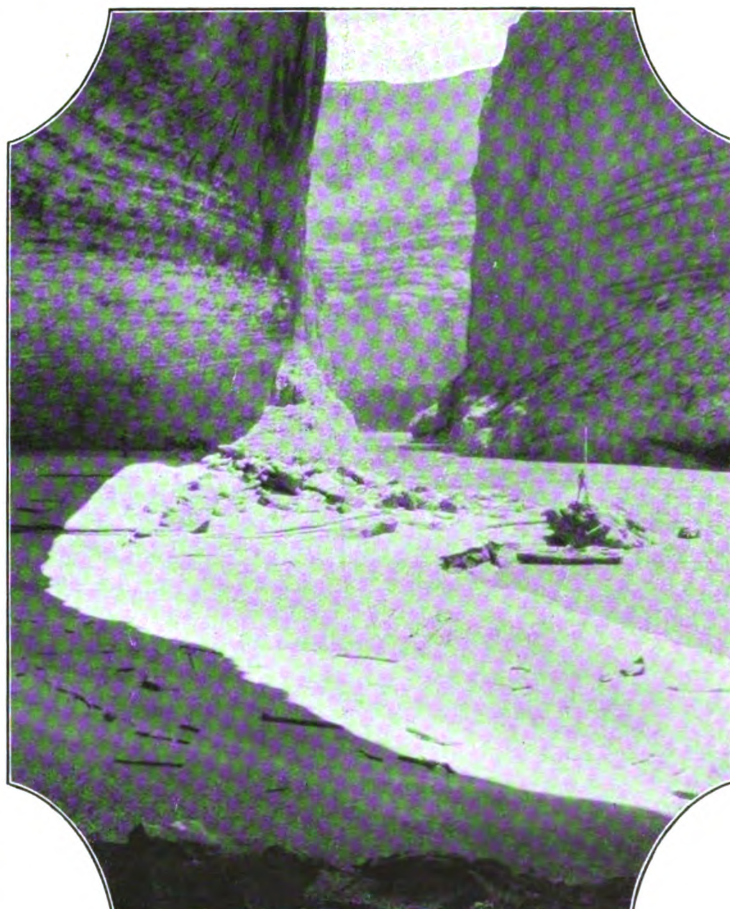
Unten links: Blick vom Granite-Gorge auf die Weltuntergang-Schlucht und den Mineral-Creek.

Unten rechts: Felsschlucht unterhalb „Waseys Paradies".











G a u k l e r

N a c h e i n e m G e m ä l d e v o n P r o f . F r i t z E r l e r

DAS TRAPEZ

EIN FLIEGERERLEBNIS VON OTTO FUCHS

(2. Fortsetzung.)

Hunger habe ich keinen, das andere Anerbieten nehme ich gern an, denn ich sehe recht mitgenommen aus. Meine Uniform ist durch und durch naß und von oben bis unten mit schwarzem Schlamm beschmiert. An den durchgewetzten Knien schaut die bloße Haut durch. Auch von den Ärmeln hangen die Lappen. Nur waschen möchte ich mich zuvor. Auch diesem Bedürfnis wird abgeholfen. Dabei merke ich, daß ich eine ganze Anzahl blauer Flecke habe, Schrammen und Kratzer, die ich vermutlich beim Schleifen durch den Drahtverhau empfing. Das klare, kalte Wasser tut gut.

Nachdem ich mich gereinigt und die Kleider gewechselt habe, lasse ich mich in dem wunderlich geschweiften Rohrsessel nieder, der mit zerschlissenem roten Zeug gepolstert ist und an Stelle des vierten Beines von einer Konservenbüchse gestützt wird. Ich komme mir vor wie neugeboren. Die Trübung der Augen ist verschwunden, die letzte Spur von Schwäche von mir gewichen. Nur in der Lunge sticht es noch, wenn ich tiefer Atem hole. Und sonderbar, daß ich mir gar nicht recht vorstellen kann, wie ich hierher geriet. Wenn mich das leichte, schmerzlose Hämmern im Kopf an die Beule überm rechten Auge erinnert, so sage ich mir wohl: Die hab' ich beim Überschlagen meines Flugzeuges davongetragen... Ich landete ja zwischen den Stellungen, allein, es scheint mir, als habe ich das vor vielen, vielen Jahren erlebt, vielleicht gar nicht einmal erlebt, nur gelesen. Doch auch die Gegenwart kommt mir recht unwahrscheinlich vor. Dieser enge, dumpfe Unterstand, in dem nichts steht wie ein altmodischer Sessel, ein kleines, zusammengenageltes Tischchen und ein Küchenstuhl, auf dem ein freundlicher, feister Infanterieleutnant unruhig hin und her rutscht, offensichtlich sehr bemüht, mich zu unterhalten. Ich interessiere mich aber ganz und gar nicht für sein Geschwätz und lasse ihn mitleidslos zappeln. Mag er in Ehrfurcht vor dem Flieger ersterben — das tun sie ja mehr oder minder alle — mag er sich wütend ärgern und schnaufen über seine Ungeschicklichkeit, mir ist das ganz einerlei. Ich bin mit anderen Dingen beschäftigt.

Wie kalt es gewesen sei heute in 5000 Meter, will er wissen.

„Wie am Nordpol", sage ich. Mag er sich das selber ausrechnen. Ich dagegen, ich möchte wissen, ob ich nicht auch jetzt noch lese. Warum sollte nicht das alles in einem Buche vorkommen, wenn es recht anschaulich geschrieben wäre? Und da bin ich also trotz meines klaren Blickes, trotz meines unbestreitbaren Wohlbefindens bei dem Punkte angelangt, der Wirklichkeit zu mißtrauen. Sicher ist es so: Meine ganze Umgebung ist nur eine traumartige, luftige Erscheinung, und ich bin überzeugt, daß sie sogleich der anderen und eigentlichen Wirklichkeit Platz machen wird, sobald ich von meinem Buche aufschaue. Allein, es ist so fesselnd geschrieben, daß ich nicht aufschauen kann. Komisch. Ich habe mich verlesen. Ich habe vergessen, wo ich bin, und muß nun für wahr halten, was diesem Tausendsassa von Dichter einfällt. Ich lache auf bei dem Gedanken.

Er säße lieber drei Tage lang im Trommelfeuer als eine Minute im Flugzeug — klingt es mir im Ohr nach. Und ich lache noch einmal. Auch das kommt darin vor, daß ich lache. Hm. Ja wie? Bin ich denn bei Sinnen? Nein, nein, ich kann nicht bloß in dem Buch sein, ich existiere ja körperlich. Wie ich mich so betaste, greife ich tatsächlich Tuch, trockenes, rauhes Uniformtuch. Jedoch nicht der meinigen. Die müßte durchnäßt sein. Und da spüre ich schon wieder die verdächtig dünne Stelle in dem sonst so dicht verfitzten Gewebe von wo, wann und wie. Wer will mir denn beweisen, daß das, was ich unter meinen Händen fühle, ich bin? Mit mir ist doch irgend etwas vorgefallen: Ich habe einen Sprung ins Leere getan. Oder habe ich zuletzt doch noch ein Trapez erwischt? Wie?

Dabei streichle ich noch immer über meine Knie.

„Sie ischt Ihne währle e bissele z'weiit. I bin halt a orndlichs Klötzle, hei da Guguk."

„Jaja... ich... verzeihen Sie, können Sie mir sagen, wieviel Uhr..."

„Eii freiili kann i dees. S'ischt jetzt grad Sechs."

„So, so, danke... Wollen wir nicht ein bissel ins Freie?"

„Ha no, wenn Sie scho Luscht habe."

Gottlob! Ich stolpere hastig die Holzstufen hinauf, atme tief, trotz der schneidenden Messer in meiner Brust, und sauge mich förmlich mit gierigen Blicken an die blaugrauen Buchenstämme rings um mich her. Dort stehen drei ineinander verwachsen, und dort fünf schlanke einzelne, und dieser ist eigentümlich gegabelt, und der da hat viele ovale Narben mit wulstigen Rändern... Ich kann noch zählen! Wie mich das beruhigt!

Durch das schüchterne rostrote und zartgrüne Blattwerk, das von klebrigem Safte glänzt, schießen aus einem reinen Himmel schräge Sonnenpfeile. Die Erde riecht nach Keimen, und Vögel zwitschern, Lerchen und Amseln, und ein Käfer brummt in der Luft... Oh, nun hab' ich doch aufgeschaut! Das ist Wirklichkeit! Die schwindelt mir niemand vor, so wenig wie den Boden unter meinen Füßen, den lieben, mit vermodertem Laub bedeckten, etwas quatschigen Frühlingsboden!

Aber hör' nur! Das ist kein Käfer... ein Flugzeug! Ich renne an die Lichtung vor und sehe gerade noch die schwerfällige, gepanzerte Ifl-Maschine von Abteilung 245 über die Bäume rutschen. Gleich darauf rasselt in der Ferne wütendes Infanteriefeuer, das mich elektrisiert. Die Franzosen! Der Ifl-Kahn, der kaum 100 Meter hoch über den vorderen Linien herumkrebst, reizt sie. Aber an seinem Panzer prallen ihre Kugeln wirkungslos ab. Wenn man ihnen doch einen Streich spielen könnte, der sie so recht ärgerte! Sprengen! Bomben schmeißen! Ha, ich hab's, ich hab's!

„Häfele — Herr Häfele!"

Ich stürze mich auf den völlig Verdutzten und mache ihm klar, ich wolle die verlorene Maschine bergen.

„Heute nacht noch... wird es gehen? Sie glauben nicht...."

Ich sprudle die Worte nur so heraus. Häfele, anfangs wenig erbaut, entzündet sich mehr und mehr an meinem Plan. Wir machen aus, daß er sogleich die Einwilligung seines Bataillonführers zu erlangen sucht und einen Unteroffizier mit ein paar Mann nach dem Pionierpark schickt, um Bretter und Taue zu holen. Ich will mir unterdessen auf der Karte und auch vom vordersten Graben aus das Gelände gründlich anschauen, den Rest der Zeit aber ruhen, womöglich schlafen. Während ich mir die Karten im Unterstand zusammensuche, durch einige Zickzackgräben in die erste Stellung renne und mich dort, auf der Brustwehr sitzend, orientiere, eilt Häfele gleichfalls mit rotem Köpfchen und brennenden Augen zum Kommandeur. Mitten in meiner Tätigkeit werde ich durch den Ruf „Jagdstaffel 66 am Telephon" unterbrochen.

Mit ein paar Sätzen stehe ich im Unterstand und reiße dem Telephonisten den Hörer aus der Hand.

„Jasta 66?" frage ich und horche in den summenden Apparat.

„Hundertsechzehn... tüt — tüt... Division... Am zehnten März. Bestimmt. Unser Bericht geht am... tüt... tüt... tüt.. grrrrr ivision... tüt... darauf verlassen, nicht wahr?... grrrrrr... Wer spricht denn da immer dazwischen..." Das Stimmchen, das mir eben ganz nah in die Ohren schrie, verliert sich in einem fernen Sausen und Singen. Ich läute an:

„Regiment?... Verbindung unterbrochen."

„Jagdstaffel 66 kommt", quakt es neuerdings im Hörer, und plötzlich vernehme ich ganz deutlich den räsonierenden Sieversen:

„Saustall, verfluchter! So paß doch auf, Schafskopf!"

„Sieversen!" schreie ich entzückt hinein. „Sind Sie's, oder sind Sie's nicht?"

„Freilich bin ich's. Donnerwetter, leben Sie noch?"

„Na und wie! Quietschvergnügt."

„Verwundet?"

„I wo!"

„Haben Sie ein Schwein! Übrigens, der Franzmann liegt. Restlos. Gratuliere Ihnen."

„Wie?"

„Sie haben den Brequet abgeschossen. Wissen Sie denn nicht?"

„Ich? Keine Ahnung. Das war Dressel."

„Dressel sagte: Sie."

„Unsinn."

„Er behauptet das ganz sicher."

„Irrt sich gewiß. Ich, ich griff ihn ja kaum an... nur zum Spaß, weil er mir grad so dumm vor's Gewehr kam..."

„... schön, Herr Major. Ich werde da...gagagagacheldraht, fünfzehnhundert Stück Faschinen, neuntausend Stück Minierrah... g ... gag... tü... tütü... tütü..."

„Gibt's bald Ruhe?"... Hallo... hallo!"

„Hier, Regiment... Hier, Divisioüh... tütü... affel 66."

„Hallo, Sieversen? Sind Sie noch da?... Unterbrochen, ja..."

Und nun teile ich ihm meinen Plan für die Nacht mit. Ich muß um seine Einwilligung förmlich ringen. Endlich gibt er nach. Wir verabreden Zeit und Ort, wohin er mir den Wagen schicken soll.

„Nur keine Zicken machen, gelt? Sonst lassen Sie's lieber!"

„Sprechen Sie noch?"

„Ja, zum Donnerwett... hallo!"

Ich bekomme keine Antwort mehr.

Frohgestimmt, pfeifend, die Hände in den Hosentaschen, spaziere ich im Graben auf und ab. — — —

Es beginnt zu dämmern. Ein kühler Duft entsteigt den Wiesen. Der westliche Himmel schimmert rötlich durch die Zweige. Wo nur Häfele so lange bleibt! Endlich kommt er. Sein Hauptmann ist dabei. Wir sprechen im Unterstand das Unternehmen noch einmal gründlich durch, die Köpfe zusammengesteckt und über eine Karte gebeugt, die von einer flackernden Kerze beleuchtet wird.

„Wär'n Sie doch eine Stunde früher runtergepurzelt!" sagte der Hauptmann. „So hätten wir gleich eine gewaltsame Erkundung damit verbunden. S'ist ohnedies wieder mal Zeit, nachzusehen drüben. Was, Häfele?"

„Ha no, Herr Hauptmann, dees wär scho in eiinem higanga, hei da Guguk."

„Warum geht's denn jetzt nicht mehr?" frage ich.

„Wir können die Artillerie nicht mehr benachrichtigen. Ja, s'ist schade. Die Gelegenheit wäre so günstig gewesen."

Häfele verschwindet, kehrt nach einer Weile mit 14 Mann zurück. Nach und nach stellt sich noch ein Dutzend erprobter Patrouillenführer ein. Der Hauptmann unterrichtet sie über Zweck und Umfang des Unternehmens. Auch der Unteroffizier, der im Pionierpark war, meldet sich zurück.

„Jeder Mann nimmt sechs Handgranaten, Bajonett wird aufgepflanzt, möglichst geräuschlos vorgegangen. 20 Mann zur Sicherung im Halbkreis voraus, Abmarsch halb acht Uhr, der Rest folgt eine halbe Stunde später."

So ist's ausgemacht. Es wird Zeit, mich umzuziehen. In Häfeles Schlafkabinett schlüpfe ich wieder in mein nasses Zeug und trete ins Freie. Es ist Nacht. Häfele drückt mir ein Gewehr in die Hand und einen Lederriemen, an dem Handgranaten baumeln.

„Haben Sie schon welche geworfen?"

„Ja, ja, natürlich", lüge ich. „So, nun kann's losgehen. Auf Wiedersehen, meine Herren."

Der Hauptmann reicht mir die Hand.

„Auf Wiedersehen. Gutes Gelingen!"

„Danke gehorsamst."

Kehrt und ab ins Dunkel.

Schon eine ganze Weile kämpfe ich gegen eine merkwürdige Niedergeschlagenheit und innere Kraftlosigkeit an, die man am anschaulichsten als seelische Schwindelanfälle bezeichnen könnte. Jetzt, bei meinem Gang über die Bretter des Schützengrabens, versage ich völlig. Die Nacht ist sternenlos und kalt. Die feuchte, moorige Luft schmeckt auf der Zunge. In den nassen Kleidern schüttelt mich der Frost so heftig, daß ich wiederholt stehen bleiben muß, um mich an der Wand zu halten. Die Zähne klappern mir unaufhörlich, und ich habe das Gefühl, als sei mein Kopf dünn wie eine Eierschale. Was gäbe ich darum, wenn ich Ruhe hätte, am warmen Ofen sitzen dürfte in meinem Habsheimer Zimmerchen oder gar im Bett läge daheim!

Der Unteroffizier, der mir stumm vorausging, bleibt stehen.

„Hier ist der Ausstieg", sagt er und schwingt sich über die Brustwehr. Ich klettere nach und folge ihm durch den Stacheldraht, der einen schmalen, in engem Zickzack geführten Durchgang gewährt, und dann in großen Schritten die Senkung hinab. Die ersten paar hundert Meter brauchen wir nicht sehr vorsichtig zu sein. So weit kämen die Franzosen doch nie herüber, hieß es, und wir sparen Zeit und Kraft für nachher. Mehr und mehr beginnt der Boden zu federn, nach einigen Minuten stecken wir mitten im Moor. Die Schuhe haben sich mit Wasser gefüllt, zwischen den Zehen sprudeln zischend kleine Springbrunnen bei jedem Schritt. Da ist der Bach. Wie ein schwarzer Diamant glänzt er. Mein Führer gibt mir zu verstehen, ich solle warten, und verschwindet. Ein leiser Pfiff ruft mich nach rechts. Ich wate im Sumpf in die Richtung und entdecke eine Brücke aus Reisig und Heu. Wir passieren sie auf Händen und Füßen. Sie gibt nach. Knie und Ellbogen tauchen unter Wasser. Drüben geht es gebückt weiter. Von jetzt ab bleiben wir alle Augenblicke stehen und lauschen und spähen in die undurchdringliche Finsternis. Ein silbriger Dunst schwebt über den Niederungen, in denen Rebhühner Ruf und Antwort tauschen. Von Zeit zu Zeit taucht aus dem feindlichen Graben eine Rakete auf, schwebt ein paar Sekunden lang sprühend im Himmel und fällt mit leisem Zischen zu Boden. Manche verlöschen auch schon in der Luft. Dann hallen einige Schüsse durch den künstlichen, schwankenden Tag, wohl auch das kurze Gehämmer eines Maschinengewehrs. Für uns sind das Wegweiser.

Aber das ist jetzt eine Viertelstunde nicht mehr geschehen, auch die Schüsse haben aufgehört, uns die Richtung anzuzeigen. Vielleicht fängt eine Erdwelle den Schall ab, bevor er an unser Ohr schlägt. Richtungslos, unheimlich umfängt uns die Nacht. Wie ein gähnendes Maul. Schritt für Schritt schieben wir uns vorwärts.

Der Unteroffizier hält sich dicht an meiner Seite. Auffallend dicht. Es scheint sogar, als bliebe er manchmal absichtlich etwas zurück. Meine Unzufriedenheit geht in Argwohn über. Plötzlich zucken unsere Köpfe hoch... ein Zweig hat geknackt. Ein leises Knistern läuft durchs Gras. Hastiges Getrippel wenige Schritte vor mir. Mein Auge bohrt sich ins Dunkel. Jeder Muskel ist gespannt. Ich bin bereit, sogleich aufzuspringen und dem ersten, den ich sehe, das Bajonett zwischen die Rippen zu stoßen. Wieder ein dürres Knacken... jetzt schon etwas weiter weg. Der Infanterist flüstert mir ins Ohr:

„Rebhühner."

Ich nicke. Und gleich darauf ertönt, wie zur Bestätigung, das nahe, krächzende Locken. Wir verharren noch einige Minuten reglos, um sie nicht aufzuscheuchen und uns zu verraten. Vor Frost und Aufregung zittern mir die Glieder. Ich beiße mir in die Finger, um das Geschnatter der Kiefer zu verbergen. Dann kriechen wir abermals langsam weiter. Nach endlosen Minuten erkenne ich dorniges Gerank über mir und schräge Pflöcke, die in dieser Maulwurfsperspektive riesige Dimensionen angenommen haben. Ich zupfe meinen Begleiter am Ärmel. Der hebt bestürzt den Kopf hoch und rührt sich nicht mehr. Eine peinigende Unsicherheit geht von ihm aus. Er hat so wenig eine Ahnung, wo wir sind, wie ich. Wie eine geballte Faust spüre ich die Wut in meiner Brust, eine gänzlich hilflose und dumme Wut. Es ist bloß gut, daß ich nun endlich weiß, woran ich bin. Eben will ich mich nach rechts wenden, als zischend ein blendend weißer Stern über unsere Köpfe wegschießt, einen langen Feuerschweif nach sich ziehend. Wir liegen platt und leblos auf der Erde. Ich habe den französischen Graben über mir gesehen. Er scheint eine hohe schwarze Mauer zu kränzen... Eine zweite Rakete steigt auf. Ein Schuß hallt gellend durch das Tal. Sie fällt seitlich nieder in den Drahtverhau, wo sie zu Ende glimmt, unruhige schwarze Strahlen werfend. Wir wurden nicht entdeckt... Da spuckt auch schon das Maschinengewehr wieder. Weit, weit rechts von uns. Wir sind in verkehrter Richtung gegangen, haben die Vorpostenkette verfehlt oder durchbrochen. Zurück, zurück, so schnell wie möglich! Das ist kein Rückzug mehr, das ist eine regelrechte Flucht auf Ellbogen und Knien. Ganz wie heute mittag. Wir stoßen nirgends auf unsere Leute. Enttäuscht, mißmutig und in Schweiß gebadet, kehren wir zur deutschen Stellung zurück.

„Halt, wer da!"

Hat es nicht gerufen?

„Halt, wer da!" klingt es noch einmal gedämpft an mein Ohr.

„Flieger 66."

Schatten richten sich vor uns auf und geben sich als Leute der Sicherung zu erkennen. Sie fragen, warum denn niemand gekommen sei. Sie hätten die Maschine gefunden und warteten bald zwei Stunden. Ein Maschinengewehr sei darauf eingestellt und gäbe unregelmäßige kurze Feuerstöße ab. Ob das Unternehmen aufgegeben würde? Das hört sich beinahe wie ein Wunsch an.

„Nein!" antworte ich, ohne mich zu besinnen. „Vorwärts!" Und so schicke ich mich an, zum vierten Male den Weg zwischen deutschem und französischem Graben zurückzulegen. Es geht flott voran. Vorsicht ist nicht nötig. Wir wissen, daß wir vorn aufgenommen werden. Gebückt schleichen wir durch das dürftige Gras, um uns bei jeder Leuchtkugel sogleich niederzuwerfen.

Nach drei Viertelstunden stehen wir vor meinem toten Vogel. Das Dunkel ist voll Geflüster. Ich ahne die Anwesenheit vieler Menschen. Wahrzunehmen ist nichts, außer dem undeutlichen Getuschel.

Ich höre meinen Namen, und jemand wispert mir ins Ohr:

„Auf der linken Seite, zwei Meter neben dem Motor, Vorsicht!"

Es ist von dem Maschinengewehr die Rede. Ich mache mich eilends daran, den Albatros zu untersuchen. Ein Granatvolltreffer hat die ganze rechte Seite zerschmettert. Das Fahrgestell scheint unversehrt. Man müßte die Kiste herumdrehen, ein Stück weit rollen aus dem Bereich des Maschinengewehrs und dann schauen, was sich weiter tun ließe. Ich flüstere dem nächsten, der neben mir steht, zu:

„Rumpf anfassen, hochheben, langsam umkippen!"

Ein Dutzend Hände fassen den Schwanz. Ich greife mit einigen anderen unter den Rumpf.

„Auf!"

Langsam hanteln wir den schweren Körper hoch. Dabei reißt in den beschädigten Flügeln die Leinwand, Spieren brechen, und wie er jetzt auf dem Kopf steht, löst sich vollends im Innern eines der Instrumente und schlägt polternd an die Bordwand.

„Nieder, nieder!"

Tacktacktack... brrrr... tacktacktacktack... Vier, fünf Raketen steigen gleichzeitig empor, Gewehrschüsse flitzen vorüber, Querschläger trillern. Wir liegen natürlich alle und machen uns dünn wie Striche. Von gespenstisch huschendem Licht übergossen, streckt mein Vogel alle viere von sich wie vordem. Zu retten ist er nicht. Wir werden ihn liegenlassen müssen. Ihn Wind und Wetter und Kugeln preisgeben. Mein Entschluß steht fest. Sobald das Geschieße etwas nachläßt, schlüpfe ich unter den Führersitz und hole Höhenmesser, Lederkissen und Leuchtpistole, alles, was nicht festgeschraubt und -geleimt ist. Mein Abzeichen (den schwarzen Fuchs) entferne ich gleichfalls vom Rumpf zum Andenken. Dann erteile ich leise den Befehl zum Rückzug.

Ich trenne mich schwer von meinem Flugzeug. Ich habe es lieb, wie man einen Hund oder ein Pferd liebt. Vielleicht noch etwas mehr, da ich ein lebendes Wesen, dem ich meine Zärtlichkeit schenken dürfte, nicht besitze. Und in einer sentimentalen Anwandlung drücke ich meine Wange an den kühlen, glatten Furnierleib und streichle ein-, zweimal darüber. Erneutes Knattern und Klatschen macht dem ein Ende. Ich stürze den übrigen nach.

Den Rest des Weges lege ich stumpf, ohne deutliches Bewußtsein zurück. Inmitten der ganzen Schar gebückter Schatten, die bald mit luchsartiger Geschmeidigkeit durch das Gras gleiten, bald wie Seehunde im Wasser plätschern, fühle ich mich geborgen. Und da ich auch meine Verantwortung losgeworden bin, seit ich mich von der Unmöglichkeit, den Apparat ganz zu bergen, überzeugt habe, so überlasse ich mich einer selbstgefälligen Entspannung, einer breiten, willenlosen Zufriedenheit. Und ganz allmählich legt sich wie eine schwere, weiche Hand die Müdigkeit auf meine Seele.

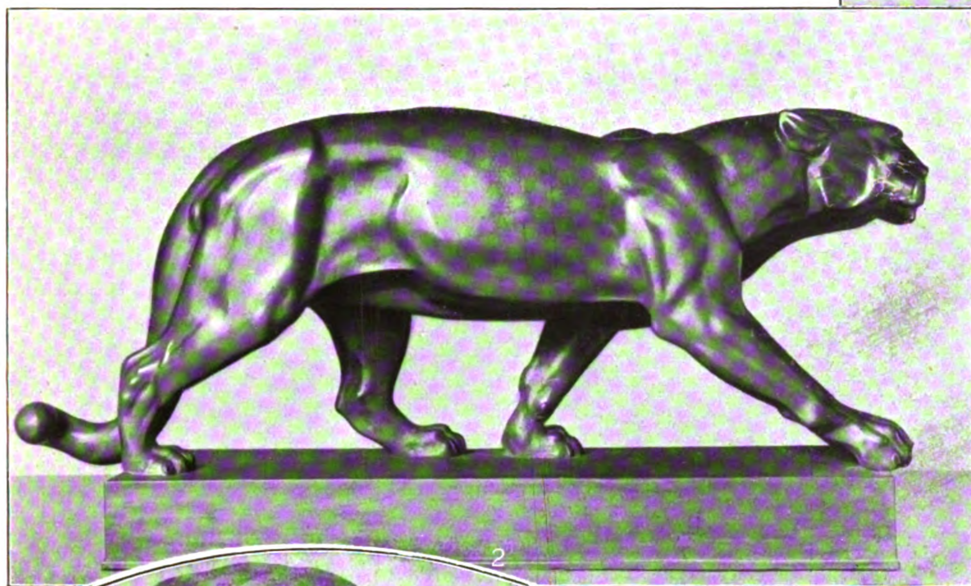
Es ist beinahe ein Uhr, als ich über die Brüstung in den deutschen Graben steige. Irgendwer reicht mir meinen Pelzmantel und meine Pelzstiefel. Man habe sie draußen gefunden.

(Schluß folgt.)

DEUTSCHE TIERBILDNER: RUDOLF PAUSCHINGER

Rudolf Pauschinger in Stuttgart gehört gewiß zu unseren zeitgenössischen Tierbildnern, die besondere Beachtung verdienen. Ich liebe ihn deshalb, weil er seine lebenden Modelle alle stark verarbeitet, oft mit sehr weitgehender Entfernung von der Natur, niemals aber gegen die Natur, niemals mit jener rohen und zugleich stümperigen Vergewaltigung der Natur, die mich an so manchem Zeitgenossen ärgert. In diesem Sinne fiel mir Pauschinger vor einigen Jahren schon im Münchener Glaspalast auf durch seine „Schreitende Gazelle", die gar keine Gazelle ist, sondern eine Phantasie-Antilope, aber durch und durch antilopenhaft in stolzer Haltung und anmutigem Stechschritt. Dabei hat sie, wenn auch keine wirkliche, naturgeschichtliche Antilopenart, doch ihr richtiges Knochengerüst im Leibe und ihre richtigen Gelenke an den Beinen. Daraufhin sehe man einmal so manche Tiergestalt im jetzigen Bestande unserer öffentlichen Kunstsammlungen an! Ich tue es lieber nicht; aber Pauschingers Phantasiegazelle scheint mir in ihrem Goldbronzeton ein ganz eigenartiges, im guten Sinne modernes Kabinettstück. Ähnliches läßt sich von dem „Reh" sagen, das zudem der natürlichen Wirklichkeit nähersteht, und von dem „Schreitenden Leoparden", der mich ebenfalls auf den ersten









1. STIER. (HOLZ.)

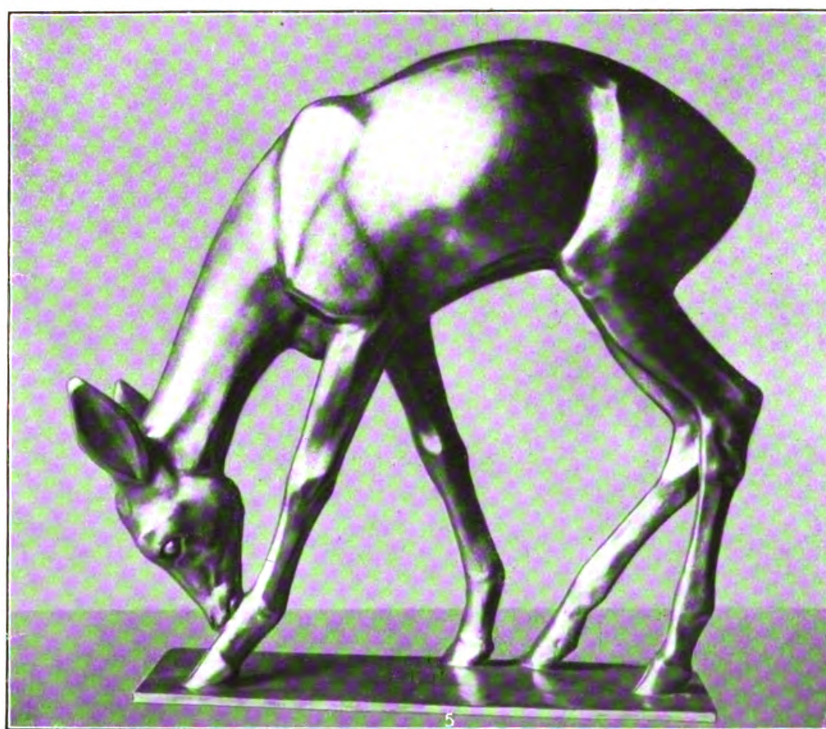
2. SCHREITENDER LEOPARD. (BRONZE.)

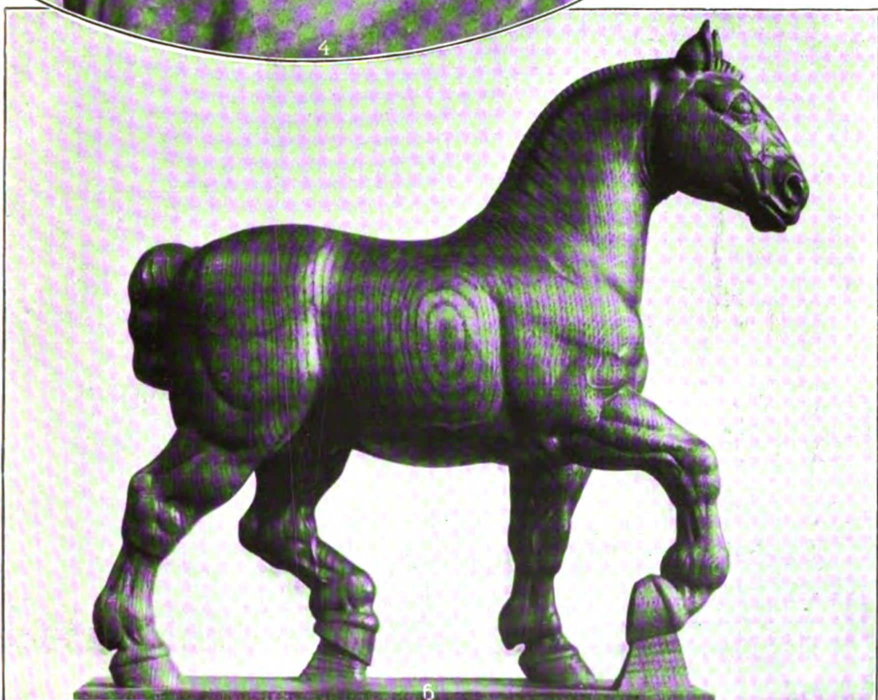
3. SCHREITENDE ANTILOPE. (GOLDBRONZE.)

4. LÖWENKOPF. (STEIN.)

5. REH. (GOLDBRONZE.)

6. SCHWERES PFERD. (HOLZ.)





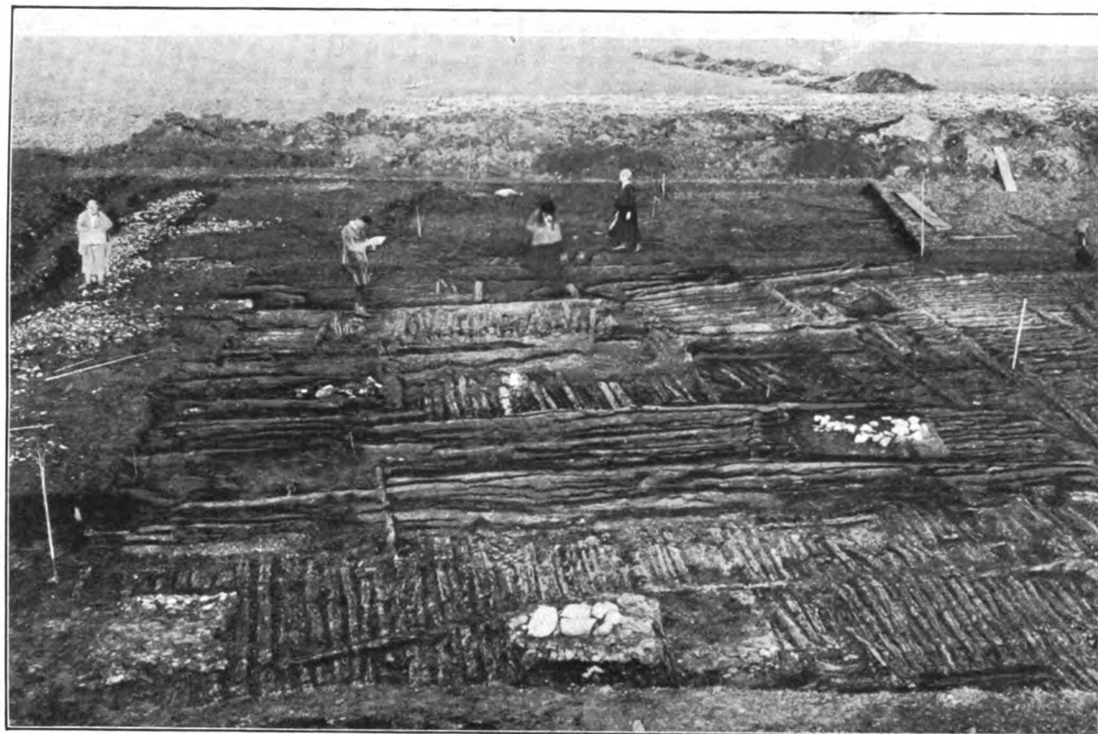
Blick fesselte durch die glückliche Art und Weise der Übertragung des weichen, muskelschwellenden Katzenkörpers in die harte, blanke Bronzemasse. Alles sachlich richtig und doch keine einfache Abformung der Natur, sondern ein stilvolles Kunstwerk. Pauschinger arbeitet dabei immer sehr material- und formatgerecht. Das zeigen in geradezu gegensätzlicher Weise der Kopf seines großen Steinlöwen und seine kleinen Holzfiguren eines Stieres und eines schweren Pferdes. Der große Löwenkopf gefällt mir ganz besonders in seiner erstaunlich einfachen, trotzdem oder gerade deswegen aber um so wirkungsvolleren Gestaltung, namentlich der Mähne, und vor den beiden kleinen Holztieren läuft mir als Sammler das Wasser im Munde zusammen: so fein lebendig und zugleich so echt holzig-maserig sind sie. Prof. Dr. L. Heck.

DIE VORGESCHICHTLICHE WASSERBURG BUCHAU

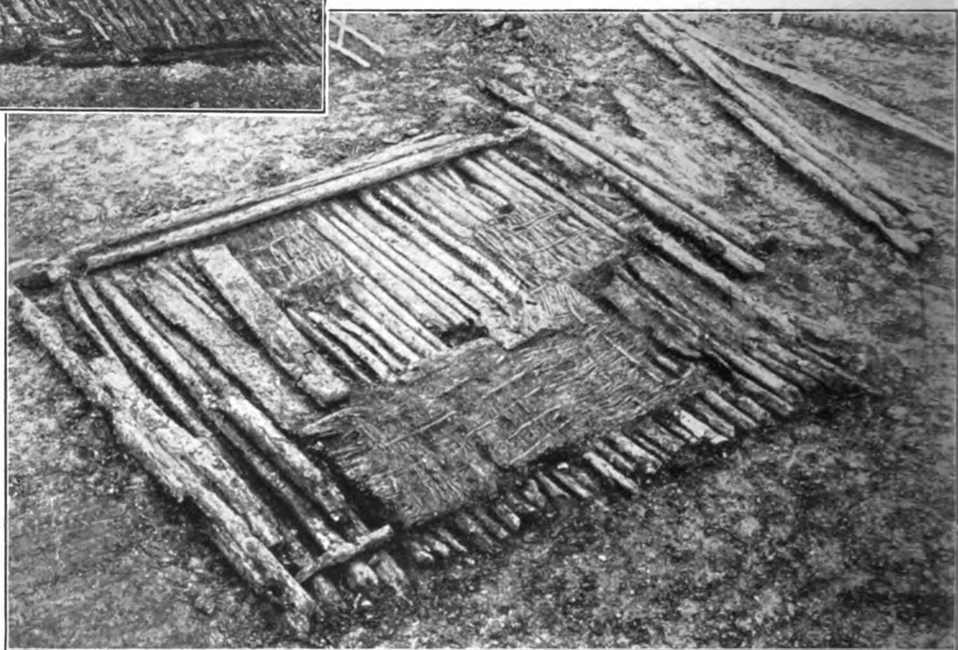
In der kurzen Zeitspanne von sechs Jahren hat das Moor des oberschwäbischen Federsees unser Wissen von den langen Jahrtausenden ungeschriebener Geschichte, ihrem reichen kulturellen Leben, ihrem technischen und künstlerischen Können durch eine Reihe von einzigartig erhaltenen Urkunden in überraschender Weise vertieft und vermehrt. Dinge, die unter gewöhnlichen Umständen der Einwirkung von Wind und Wetter zum Opfer gefallen wären — Hausböden mit wohlgefügten Wänden, mit aller Inneneinrichtung, ja selbst mit den Resten von Decke und Dach — sind uns durch den feuchten Pflanzenmantel des Moores zum Teil über vier Jahrtausende in erstaunlicher Frische erhalten geblieben. Boten die Steinzeitdörfer das Bild reicher, wohlorganisierter Dorfgemeinschaften, die nach den kriegerischen Jahren der indogermanischen Landnahme in friedlichem Wohlstand ihre Äcker bestellten, der Jagd und dem Fischfang oblagen, so haben wir in der neuerschlossenen Wasserburg Buchau ein umwehrtes Inseldorf, in seiner Siedlung wie in seinen Befestigungswerken gleich gut erhalten, vor uns. Die Anlage, die, 1920 entdeckt, 1921—1922 und besonders 1925 in mehrmonatiger systematischer Grabung von dem Urgeschichtlichen Forschungsinstitut Tübingen und dem Altertumsverein Buchau aufgedeckt worden ist, gehört der Zeit von 1100—850 v. Chr., der frühesten Hallstattzeit, an. Es war eine Zeit wirtschaftlichen und kulturellen Wechsels, die nach den langen Jahrhunderten der bronzezeitlichen Trockenperiode mit reicherem Regen den Nomadenstämmen erstmals wieder die Möglichkeit zum Ackerbau gewährte. Viehzüchter und Bauern standen einander gegenüber. Die Gegensätze dieser wirtschaftlichen und sozialen Umschichtung treffen hart aufeinander, und die zahlreichen Befestigungen, die um das Jahr 1000 v. Chr. allenthalben auf Bergkuppen entstehen, sind uns Zeugnis für die kriegerischen Verhältnisse jener Tage. Auch die Wasserburg Buchau verdankt diesen Umständen ihre Entstehung. Der Gedanke, eine Insel im Randgebiet eines Sees zur feindsicheren Wohnstätte auszubauen, ist der Vorläufer vieler gleichartiger Pläne, die Jahrtausende später zur Verwirklichung kamen.



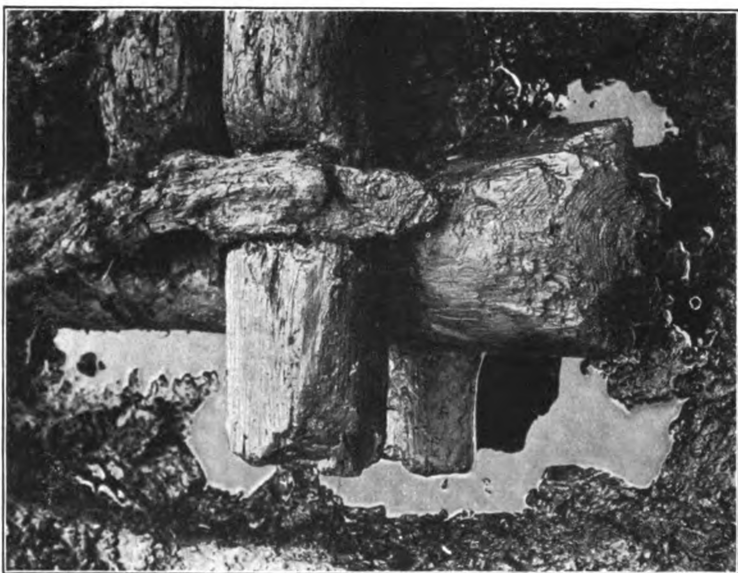
1. Rekonstruktionsmodell des Gehöfts der jüngeren Siedlung in der frühen Hallstattzeit (um 800 v. Chr.). (Urgeschichtliches Forschungsinstitut in Tübingen.)



2. Reste des Wohngebäudes der jüngeren Siedlung.



4. Vorratshütte der älteren Siedlung mit eingestürzten Flechtwänden.



3. Wandecke in Blocktechnik.



5. Töpferwaren. (Funde aus dem Jahre 1925.)



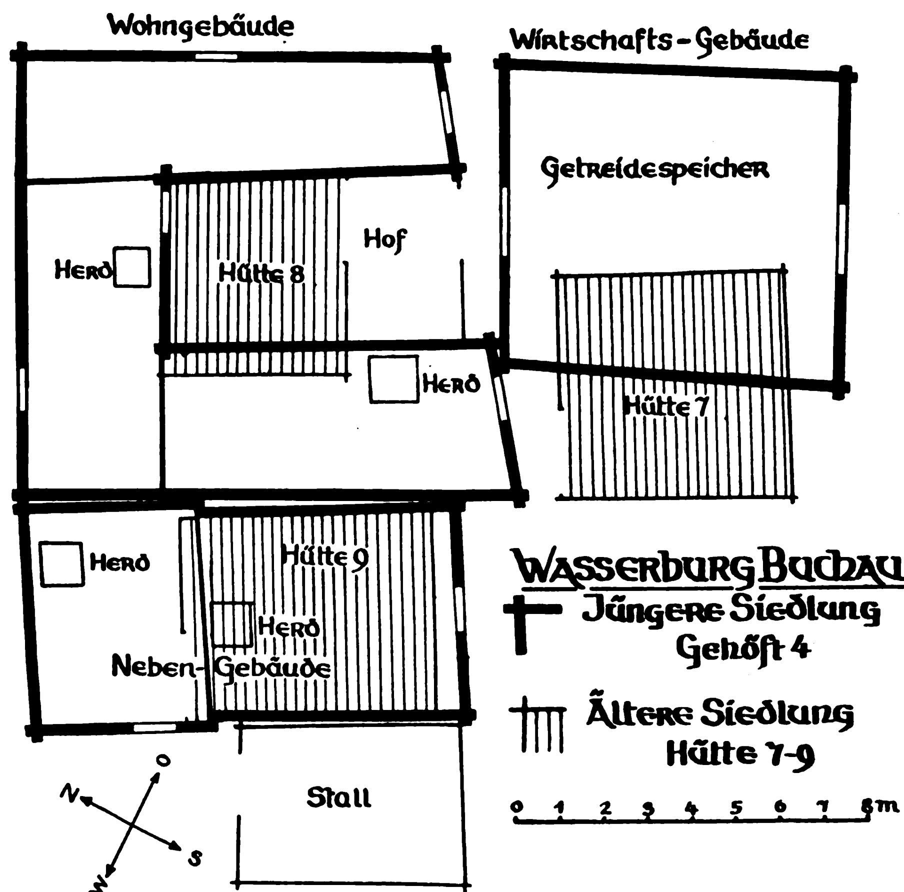
6. Außenpalisade.

Heute liegt die Insel — in dem gleichförmigen Moorgelände für den Besucher längst nicht mehr als solche kenntlich — überdeckt von Wiesen, und nur die gewaltige Hauptwehr, die Außenpalisade (Abbild. 6), schließt, in trockenen Monaten als leichte Erhebung sichtbar, in breitem Oval von 160 m größtem Durchmesser die alte Kulturstätte ein. Aus über 50000 Kiefernstämmen gebildet, stand diese reisigdurchflochtene Pfahlmauer einst im Uferwasser des Sees und schob sich dem Feinde, der mit Floß und Einbaum angreifen mußte, als erstes, kaum überwindliches Hindernis entgegen. Nur an einer Stelle, im Osten, ist die Außenpalisade durch ein 6 m breites Tor unterbrochen, das den friedlichen Verkehr mit dem Dorf im Innern vermittelte.

Die eigentliche Verteidigung erfolgte von einer zweiten Palisade, die, schmäler gebaut, oben den Wehrgang trug. Sie greift auf der Ostseite der Wasserburg in zwei Armen nach innen und läßt nur eine schmale Durchfahrt offen, die in den dritten Ring leitet. Jedes Fahrzeug — gleichviel ob Freund oder Feind — hatte so zwei Schutzwehren zu passieren und gelangte dann erst in das Uferwasser unmittelbar vor der Siedlung. Diese umgibt der eigentliche Dorfzaun als dritte und letzte Verteidigungslinie.

Nur etwa 250 Jahre war die so umwehrte Insel besiedelt; trotzdem haben ihre im Torf eingelagerten Kulturschichten uns zwei übereinander liegende Siedlungen erhalten. Beide nehmen die ganze, verhältnismäßig kleine Inselfläche ein. In dem oberen, jüngeren Dorfe sind die Wohngebäude dicht aneinandergedrängt. Die Grenze der Siedlung und gleichzeitig der Insel bezeichnet ein sorgfältig gelegtes Böschungspflaster, das in einer Breite von ungefähr 6 m den Dorfzaun rings begleitet.

Die jüngere Siedlung, die bis 850 v. Chr. geblüht hat, besteht aus großen, geräumigen Gehöften (Abbild. 1 und 2). Das Wohngebäude ist hufeisenförmig um einen rechteckigen Hof angelegt; davor lagern die Wirtschaftsgebäude, in dem 1925 aufgeschlossenen vierten Gehöft ein großer, fast quadratischer Getreidespeicher (Abbild. 7). Während in den Wohngebäuden fast immer ein Lehmestrich die Balkenböden bedeckt und die einzelnen Räume — es sind stets drei — Herdstellen enthalten, fehlt bei dem Getreidespeicher der Lehmestrich wie auch die Herdstelle. Hier lagert vielmehr eine etwa 7 cm starke Schicht verbrannten Getreides (Gerste und Weizen) unmittelbar auf dem Holzboden. In einer Ecke fanden sich die Trümmer von großen tönernen Vorratsgefäßen, wie sie ebenfalls zur Aufbewahrung von Früchten und Getreide verwendet wurden. In der Brandschicht selbst lag eine bronzene Sichel. Die Auslegung als Getreidespeicher scheint dadurch gerechtfertigt.



7. Grundplan der 1925 aufgedeckten Gebäude der vorgeschichtlichen Wasserburg Buchau.
Schwarz umrahmt: Jüngere Siedlung: Gehöft. Hufeisenförmiges Wohngebäude mit drei Stuben, zwischen den Flügeln der Hof, durch Zaun und Tor geschlossen. Anschließend ein ebenfalls bewohntes Nebengebäude und ein kleiner Stall. Vorgelagert der Getreidespeicher. Fläche gestrichelt: Ältere Siedlung: Kleine einräumige Blockhütten. Die jüngere Siedlung liegt nur 40 cm, die ältere 80 cm unter der Erdoberfläche.

Wie gut erhaltene Wandecken (Abbild. 3) zeigen, waren die Außenwände sämtlicher Gebäude in Blocktechnik errichtet. Im Innern dagegen kamen auch Flechtwände zur Verwendung.

Im Gegensatz zu den den Bedürfnissen eines schon wieder Ackerbau treibenden Bauernvolkes angepaßten Gehöften finden wir in der unteren älteren Siedlung ausschließlich kleine, einräumige Block- und Flechtwandhütten von durchschnittlich 5:5 m. Die Bautechnik ist hier vielfach besser; die Zimmerarbeit sorgfältiger. Neben den Wohnbauten liegen einzelne kleine Vorratshütten (Abbild. 4) — etwa zur Aufbewahrung der massenhaft eingesammelten Wassernüsse — die bisweilen mit den eingestürzten Flechtwänden, Deckenbalken und -brettern erhalten sind. Sie hatten alle ein stroh- oder schilfgedecktes Giebeldach.

Während Kleinfunde in der Siedlung verhältnismäßig selten sind, finden sich ganz erhaltene Tongefäße in mannigfachen, geschmackvoll verzierten Formen (Abbild. 5), Bronzen (Arbeitsbeile, Messer, Hämmer, Nadeln und Schmuck aller Art), Knochengeräte und besonders wertvolle Holzgegenstände (die ältesten bisher bekannten Ruder, Beilstiele, Türriegel usw.) in großer Menge im Randgebiet der Insel. Alle Abfälle wurden hier in das Uferwasser geworfen, besonders wertvolle Gegenstände aber auch bei drohender Gefahr im Schlamme verborgen und aus irgendeinem Grunde nicht mehr gehoben. — Auf sie alle trifft heute der Spaten der Ausgräber, der nirgends eine für den Wohnbau, die Befestigungstechnik und die allgemeine Kultur um 1000 v. Chr. aufschlußreichere Siedlung auf deutschem Boden erschlossen hat.

Dr. Hans Reinerth, Tübingen.

Wissen und Leben

Bedeutet der Stillstand des Lebens den Tod? Einem ausgefallenen Samenkorn sieht man es nicht an, ob es lebt, oder ob es tot ist. Darüber wird man erst belehrt, wenn es auf einen äußeren Reiz (Feuchtigkeit) keimt. Das Keimen ist der sichtbare Ausdruck des Lebens. Manche Pflanzensamen bedürfen jedoch zu diesem Keimungsprozeß des Lichtes (Lichtkeimer), andere der Dunkelheit (Dunkelkeimer), alle einer bestimmten Wärmemenge. Bei manchen Arten liegt das Wärmeoptimum des Keimes sehr hoch, bei anderen sehr tief (artverschiedene Keimungstemperatur). Es sind also ganz verschiedene Reize, die korrelativ zusammenwirken müssen, um den Keimungsprozeß in Gang zu setzen. Manche Arten Samen keimen schon auf der Mutterpflanze, z. B. Polygonum viviparum, andere müssen eine lange, sogenannte Ruheperiode durchmachen, ehe sie zur Keimung sich anschicken, auch wenn ihnen alle günstigen Lebensbedingungen geboten werden, wie z. B. die Samen der Umbelliferen. Wieder andere keimen überhaupt nicht, z. B. die Samen mancher Bastarde. Was während dieser sogenannten Ruhezeit im Samen vorgeht, entzieht sich unserer Kenntnis. Jedenfalls besitzen wir bei vielen Arten kein äußerlich sichtbares Merkmal, um den toten Samen vom lebenden zu unterscheiden. Zwar kann man dies auf chemischem Wege tun. Lebende Samen nehmen Sauerstoff auf und scheiden Kohlensäure aus. Aber wie, wenn die Kohlensäureabscheidung so gering ist, daß sie mit den feinsten Methoden nicht nachgewiesen werden kann? Oder wenn überhaupt keine äußere Atmung stattfindet? Kennen wir doch Bakterien, für die Luftsauerstoff Gift ist (anaerobe Bakterien). Sie nehmen die zu ihrem Kraft- und Stoffwechsel notwendige Energie aus aufgenommenen oder gespeicherten Nährsalzen, wobei der frei werdende Sauerstoff sofort in den Atmungsprozeß einbezogen wird: intramolekulare Atmung. Wir können vielleicht noch weiter gehen und sagen, daß bei Ausschluß aller inneren und äußeren Schädigungen der Chemismus der Zelle lange stillstehen kann, ohne daß Veränderungen im Protoplasma eintreten, oder daß sie, wenn sie eintreten, reparabel sind. Auch die künstlich hergestellten kolloidalen Lösungen — und das Protoplasma hat kolloidalen Charakter — verändern sich nur sehr langsam. Aber über die Geschwindigkeit der Veränderung unter bestimmten äußeren und inneren Bedingungen wissen wir nur wenig. — Zu diesen Betrachtungen wird man verführt, wenn man die neuesten Untersuchungen von Dr. Rahm liest, die er mit kleinen Tierchen: Bärentierchen, Rädertierchen, Fadenwürmern — Formen, die in der freien Natur einen Dauerzustand in der Trockenstarre durchleben — im Kältelaboratorium von Kamerlingh-Onnes in Leiden anstellte. Diese Tierchen lebten beim Anfeuchten wieder auf, nachdem sie 7 Monate im absoluten Vakuum oder in einer Atmosphäre verdampfenden Wasserstoffs (—263° C) in Glasröhrchen zugebracht hatten. Ebenso hohes Interesse beansprucht ein zweiter Versuch Dr. Rahms. Volle 20 Monate hielten diese Tiere im lufttrockenen Zustande aus, während welcher Zeit sie in eine Kältelösung von —200° C getaucht waren. Nach dieser Zeit starben sie schnell ab. Also unbegrenzte Lebensdauer ist auch ihnen nicht beschieden. Verneinen wir unter diesen Bedingungen jeglichen Stoffwechsel von physikalischen Gesichtspunkten aus, so müssen wir schließen, daß bis zu diesem Zeitpunkte der kolloidale Zustand des Plasmas unverändert geblieben oder reversibel war, also Stillstand des „Lebens" ohne Tod vorhanden war. Dr. B. Stange.

Zur Entwicklung der Bakteriologie sei hier an einige Daten erinnert, die sich zum Teil in W. Hennebergs Heft über die „Bakteriologie für die Molkereischule" finden. Im Jahre 1590 stellten die holländischen Brillenschleifer Gebrüder Janssen das erste Mikroskop zusammen, und 1683 bildete der Holländer Antonius van Leeuwenhoek zum erstenmal Hefen und Bakterien ab. Sein Mikroskop vergrößerte 270 mal. Unsere heutigen Mikroskope — seit etwa 1886, durch Abbes Verdienste — vergrößern etwa 1000 mal. Bereits 1810 hatte der französische Koch Appert zum erstenmal durch Einkochen von Früchten usw. haltbare Konserven hergestellt. Im Jahre 1862 bewies Pasteur, daß es eine Urzeugung bei den pilzlichen Kleinlebewesen nicht gibt. Er machte z. B. Wein durch gelindes Erhitzen haltbar. Ihm zu Ehren nannte man das Haltbarmachen „pasteurisieren", obwohl man z. B. in Japan das gleiche Verfahren bereits viel früher kannte. Pasteur entdeckte 1857 die Milchsäurebakterien und zeigte 1861, daß die Buttersäurebakterien ohne Luft (anaerob) zu leben vermögen. Inzwischen waren 1834 von Kützing die Essigpilze und 1837 von Schwann und Cagniard-Latour die Pflanzennatur der Hefe entdeckt, deren Säuerung bzw. Gärung schon im Altertum bekannt war. Seit 1853 weiß man (Schröder und Dusch), daß Watte die Bakterien nicht hindurchläßt. Sie wird seitdem als Abschluß der Kulturflaschen benutzt. Um das Trinkwasser zu reinigen, trennt man die Bakterien durch Sandfilter ab. Erst seitdem Robert Koch (gest. 1910) das Gelatineverfahren erfand, d. h. feste Nährböden erdachte, auf denen man Reinkulturen züchten konnte, gibt es eine wissenschaftliche Bakteriologie (1881). Hatte zwar schon 1849 Pollender den Erreger des Milzbrandes und 1873 Obermeier den des Rückfallfiebers entdeckt, so kam nun 1878 (R. Koch) der Erreger der Wundinfektion, 1879 (Neißer) der des Trippers, 1880 (Eberth-Gaffky) der des Unterleibstyphus, des Aussatzes (A. Hansen) und der Malaria (Laveran). Im Jahre 1882 entdeckte R. Koch den Erreger der Lungenschwindsucht, Fehleisen 1883 den der Rose, und das Jahr 1884 brachte den Nachweis vier neuer Krankheitserreger: Koch: Cholera, Loeffler: Diphtherie, A. Nicolaier: Wundstarrkrampf (Tetanus), Fränkel-Weichselbaum: Lungenentzündung. Erst 1893 kam R. Pfeiffer mit der Auffindung des Erregers der Grippe (Influenza), 1894 Yersin mit dem der Beulenpest, 1898 Kruse in Leipzig mit dem Erreger der Ruhr und 1905 Schaudinn mit dem Erreger der Syphilis. Damit ist die Lehre von der Entdeckung der Krankheitserreger keineswegs abgeschlossen. Der Weltkrieg hat viele neue Anregungen in dieser Hinsicht gegeben, z. B. für das Fleckfieber. In letzter Zeit hat man sich besonders mit der Auffindung der Krankheitserreger für Masern und Scharlach beschäftigt. Dr. E. Ebstein.

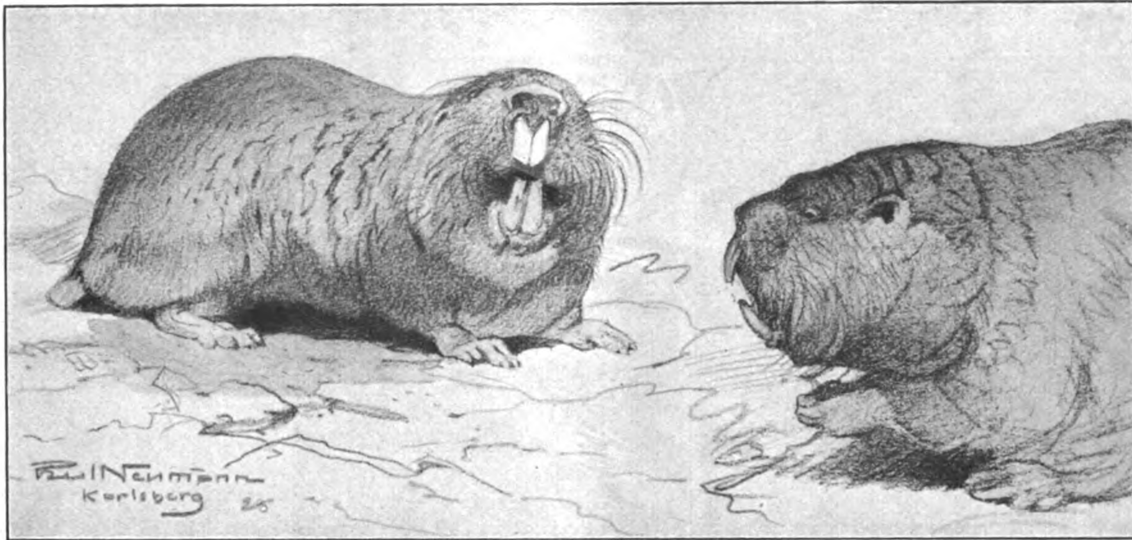
Die Ursache der Blutarmut gefunden? Die Anämie oder Blutarmut gehört zu den Krankheiten, bei denen die Menge der dafür angeführten Ursachen bezeugt, daß man über den wahren Grund eigentlich noch recht verlegen ist. Jetzt kommt aus Amerika die Kunde, daß Dr. A. C. Ivy, der Leiter der physiologischen Abteilung an der Universität Chicago, und seine Assistenten bei Tierversuchen nach Entfernung des Magens Blutarmut gefunden haben, die „ganz von derselben Beschaffenheit ist wie die, die sich beim Menschen findet". Sie selbst meinen, daß diese Entdeckung „neue Unterlagen bietet, die zu einer Verhütung und Heilung dieser bei den Menschen so verbreiteten Krankheit dienen könnten". Die Versuche sind in der Weise gemacht worden, daß zunächst der Magen des Versuchstieres vollständig entfernt und dann die Speiseröhre unmittelbar mit dem Dünndarm verbunden worden ist. Es ergab sich, daß Hunde, die nach dieser Operation mit gekochtem Fleischbrei, Brot und Milch ernährt wurden, sich nicht nur monatelang dabei wohlbefanden, sondern sogar dick und fett wurden. Es entwickelte sich aber schließlich eine Anämie von derselben Art wie jene, die beim Menschen die bekannte blasse Gesichtsfarbe erzeugt. „Nach dieser Beobachtung scheint es," schreibt Dr. Ivy, „daß der Magen irgendwie mit der Umwandlung des Eisens, das für das normale Funktionieren des Blutes und der Gewebe unentbehrlich ist, zu tun hat." Im Anschluß hieran sind noch weitere Versuche über die Sekretionen des Magens angestellt worden, die ebenfalls zu bemerkenswerten Ergebnissen geführt haben. Es zeigte

sich nämlich, daß die mechanische Ausdehnung des Magens durch die aufgenommene Nahrung eine der Ursachen der Magenabsonderung ist. Dr. Ivy gelang es, zu zeigen, daß schon die einfache Ausdehnung des Magens durch einen Gummiballon die Magendrüsen zur Absonderung veranlaßt. Ferner wurde gefunden, daß Fleisch eine Substanz enthält, die ebenfalls befähigt ist, die Magendrüsen zur Absonderung anzuregen. In anderen Nahrungsmitteln fand man nur sehr geringe Mengen dieser Substanz. Fett verhindert oder verlangsamt sogar die Magenabsonderung. Wenn teilweise unverdaute Nahrung in die Eingeweide gelangt, so veranlaßt das den Magen ebenfalls zur Absonderung von Magensaft. Dr. Ivy und seinen Assistenten ist es auch gelungen, einen Teil des Magens und der Bauchspeicheldrüse unter die Haut zu transplantieren. Sie konnten feststellen, daß nach Aufnahme einer Mahlzeit durch das Versuchstier der transplantierte Magen und die Bauchspeicheldrüse zu sekretieren anfingen. Nach Dr. Ivy beweist das, daß infolge der Nahrungsaufnahme Stoffe ins Blut gelangen, die die Fähigkeit haben, die Sekretion des Magens und der Bauchspeicheldrüse anzuregen. An dem überpflanzten Magen vermochte Ivy auch zu zeigen, daß im Hungerzustande gewisse Veränderungen mit dem Blute vor sich gehen, die den Magen zur Zusammenziehung veranlassen, was dann die bekannten Hungerqualen zur Folge hat.

Prof. Dr. Anderssen.

Lebender Bleßmull im Berliner Zoologischen Garten. Die Nager sind die größte und reichste Säugetierordnung, sowohl was Kopfzahl als auch was Mannigfaltigkeit der äußeren Erscheinung und Lebensweise anlangt. Wir finden da die elegantesten Baumkletterer und Springer, die raschesten Schnelläufer, die gewandtesten Schwimmer, und andererseits wieder die plumpesten Erdwühler, deren Augen ganz oder fast ganz verkümmert sind, und die mit gewaltigen Nagezähnen in der dunklen Tiefe blind drauflosarbeiten. Sonderbare Gestalten sind diese Blindmäuse, Wurzelratten, Sandgräber, Bleßmulle, Erdbohrer, die man im Zoologischen Garten nur ganz selten und ausnahmsweise einmal sieht. Wir können zur Zeit einen großen, d. h. etwa rattengroßen Bleßmull (Gattung Georhychus) und einen kleinen, kaum halb so großen Erdbohrer (Gattung Myoscalops) vorführen. Walzenförmiger Körper mit kurzen Beinen, die den Bauch gar nicht von der Erde wegheben können, und dickem Kopf, aus dem vorn je zwei obere und untere Nagezähne frei hervorstehen, was dem kleinen Tiere ein gewisses streitbares Ansehen verleiht. Diese unterirdischen „Dunkelmänner" nähren sich alle von Wurzeln, Zwiebeln und Knollen. Der walzenförmige Leib füllt gerade die Röhre aus, die der Kopf gegraben hat, und dieser Kopf selbst ist ein Wühl- und Bohrwerkzeug von robuster Kraft und energischer Wirkungsweise. Diese Blindmäuse, Erdbohrer und Bleßmulle graben nämlich viel weniger mit den Füßen, die oft nur schwache Krallen tragen, als mit dem Kopfe; sie zerbeißen einfach mit den gewaltigen, frei vorstehenden Nagezähnen das vorliegende Erdreich mit allem Wurzel- und Steinwerk und bringen so unter der Erde vorwärts. Die Nagezähne wirken dabei wie Beile, Brecheisen, Hacken. Eine gewisse Zweiteilung der Mundhöhle, die bei allen Nagern angedeutet ist, bildet sich aber bei diesen Erdwühlern sehr stark aus, und das kann so weit gehen, daß die vordere Mundhälfte sogar innen behaart ist. So wird die hintere, eigentliche, mit feuchter, weicher Schleimhaut, wie sonst in der Tierwelt, ausgekleidete Mundhöhle von der unreinlichen Erdbohr- und -brecharbeit nicht in Mitleidenschaft gezogen. Die Bleßmulle und Verwandte „hamstern" auch, indem sie in unterirdischen Kammern Vorräte von Wurzelknollen und Zwiebeln aufspeichern, und dabei üben sie eine sehr bedeutsame Instinkthandlung: sie beißen an der Spitze die kleine Knospe ab und verhindern so das Keimen der Zwiebel. Aber nicht nur das. Eine kapische Art beißt auch an der mit den Buren erst aus Europa eingeführten Kartoffel ganz säuberlich die „Augen" ab, überträgt also ererbten Instinkt auf einen neuen Gegenstand. „Eine tierpsychologisch höchst bedeutsame Tatsache!"

Prof. Dr. L. Heck.



Der große Bleßmull.

Zeichnung von Paul Neumann, Karlsberg, nach dem im Berliner Zoologischen Garten zum erstenmal lebend gezeigten Tier.

Zonen des Schweigens im Rundfunk. Bei der Ausbreitung starker Schallwellen über große Entfernungen hat man bekanntlich gefunden, daß um den inneren Hörbarkeitsbereich eine Zone des Schweigens liegt, auf die dann wieder ein äußerer Hörbarkeitsbereich folgt. Gelegentlich sind auch zwei solcher äußerer Hörbarkeitsbereiche gefunden worden. Ähnliches scheint sich bei der Ausbreitung elektrischer Wellen zu finden. Man hat beobachtet, daß um den Radiosender Zonen mit größerer und kleinerer Empfangsstärke einander folgen. Während man beim akustischen Phänomen die Erklärung durch Reflektion der Schallwellen an Schichten in großer Höhe sucht, glaubt Eckersley die Erscheinung bei den elektrischen Wellen gleichfalls durch Reflektionen an der Heaviside-Schicht erklären zu können, einer elektrisch gut leitenden Schicht in großer Höhe, die man schon früher zur Deutung der Empfangsdifferenzen bei Tag und Nacht eingeführt hat.

Ludwig Thor.

Für die Frauenwelt.

Gold- und Silberwäsche. Im Reiche der Mode gibt es immer neue Überraschungen! Da wird den Frauen soeben Gold- und Silberwäsche beschert! Falls sich diese Mode durchsetzen sollte — was immerhin zweifelhaft erscheint — müßte man den feinen, ach, so weichen und der Haut so angenehmen Linons und Batisten mit den schönen Stickereimotiven Lebewohl sagen. Die Gold- und Silberwäsche wird aber sicherlich nicht allen Portemonnaies zugänglich sein, denn sie ist sehr teuer und auch nicht sehr leicht zu waschen.

Gamaschen werden wieder modern. Sowie sich im neuen Jahr die ersten Sonnenstrahlen zeigen, meinen die Damen, der Winter sei vorbei. Das ist aber leider nicht der Fall, und die kurzen, immer kürzer werdenden Röcke lassen die armen Beine und Füße nur allzuoft noch zu Eis erstarren. Da die Mode sich nun aber der Kürze der Kleider und Mäntel wegen nicht reinreden läßt, bringt sie zum versöhnenden Ausgleich wieder Gamaschen, die, vom Fußspann ausgehend, hoch, ganz hoch hinaufreichen und seitlich so hoch, wie es nur möglich ist, mit Knöpfen geschlossen werden. Für das Kostüm sind diese Gamaschen aus beigefarbenem Tuch, zum Cape und eleganten Mantel jedoch aus gleichfarbener Seide.

Der erleuchtete Taschenspiegel. Die Frauen gehen oft ohne Taschentuch, ohne Geld, ohne Mann, aber niemals ohne Spiegel fort! Das Sprichwort sagt: „Erkenne dich selbst!", aber die Damen scheinen sich alle nicht zu kennen, denn sie fragen immer den kleinen Taschenspiegel um Rat. Am Tage ist das ganz einfach, und nachts hat man das Licht der Kronleuchter. Wenn nun aber plötzlich das Licht ausgeht, oder wenn man sich in einem Wagen oder sonstwo befindet, wo es dunkel ist, und man sich trotzdem gern in dem Spiegel sehen möchte? Dann zieht man den kleinen Taschenspiegel heraus, drückt auf ein an seiner Rückseite befindliches Knöpfchen, und sofort entzündet sich die winzige Birne, die ihn krönt.

Die Frühjahrshüte bemühen sich, außerordentlich weich und leicht zu sein; deswegen werden sie auch gern aus Stoff hergestellt. Geflochtene Taftstreifen sind in



dieser Richtung sehr modern, denn sie gestatten ebenso kleidsame wie praktische Kopfbedeckungen. Die Hüte werden mit genialem Griff ganz nach Belieben ihrer Besitzerin gebeult und geknifft, so daß sie nach einer Sekunde ihre ursprüngliche Form wieder annehmen können. Das ist namentlich für Reisen sehr bequem. Auf diese kleinen Hüte werden viele Blumen gesteckt, diskrete Sträußchen, die, gegen die bisherige Gewohnheit, rechts getragen werden. Immer mehr und mehr zeigen sich die mit Aquarell bemalten Bänder; mit einem Wort, man kehrt zu den sehr sorgfältig gearbeiteten Kopfbedeckungen wieder zurück, was anmutig und vornehm aussieht.

Rot, die kommende Modefarbe. Es gibt Leute, die alles schwarz ansehen und daher unglücklich und langweilig sind; aber es gibt glücklicherweise auch wieder andere, denen alles rosig erscheint, und die amüsant und angenehm wirken. Von einer Träumerin sagt man oft: „Sie sieht alles blau!" und von einer Hoffnungsvollen: „Sie sieht alles grün!" Wenn man den Farben also Seelenzustände unterschiebt, werden die Frauen im kommenden Frühling grausam sein, denn sie werden alles rot, blutrot sehen! Ein krasses, etwas gelbliches Rot wird modern. Man trägt es schon jetzt viel des Abends in Samt oder Voile, bestickt, beperlt, bestrahlt. Es wirkt hübsch, elegant und warm. Und das rote Kleid unter dem Pelzmantel wird die erste Frühjahrsneuheit sein.

Wie man seidene Wäsche wäscht. Um farbige Seidenwäsche zu Hause zu waschen, genügt es, sie in nicht zu heißes Seifenwasser zu tauchen, das durch einfache Marseiller Seife erhalten wird. Ein leichtes Abreiben und Abspülen in lauwarmem Wasser, dem man einen Teelöffel Essig auf zwei Liter Wasser beigegeben hat, macht dann die Wäsche sauber und weich. Dasselbe Verfahren wird mit Erfolg bei Seidenstrümpfen angewendet. Selbst nach mehrmaligem Waschen bleibt der seidige Glanz bestehen.

Zum Morgenkleid tragen viele Frauen auf den etwas in Unordnung geratenen Locken ein goldenes, silbernes oder farbig seidenes Netz, das die Haare zusammenhält und sich an der Seite mit einer winzigen, über dem Ohr befestigten Rokokorose ziert. Als Schuhe sind die kleinen, mit Marabu warm gefütterten Pantoffeln äußerst beliebt.

Bei Bezug unserer Zeitung durch die Post bitten wir, Unregelmässigkeiten in der Zustellung sogleich dem zuständigen Bestellpostamt zu melden. Erst wenn dies erfolglos ist, bitten wir uns davon in Kenntnis setzen zu wollen.
Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung (J. J. Weber).
Leipzig, Reudnitzer Strasse 1—7.

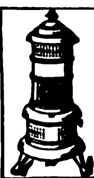


GESCHÄFTSINHABER
bitten wir,
kostenlose Preisofferte nebst Probebildern über
wirkungsvolle Schaufenster-Reklame
zu verlangen von
J. J. Weber, Abt. Bilderdienst, Leipzig,
Reudnitzer Strasse 1—7.

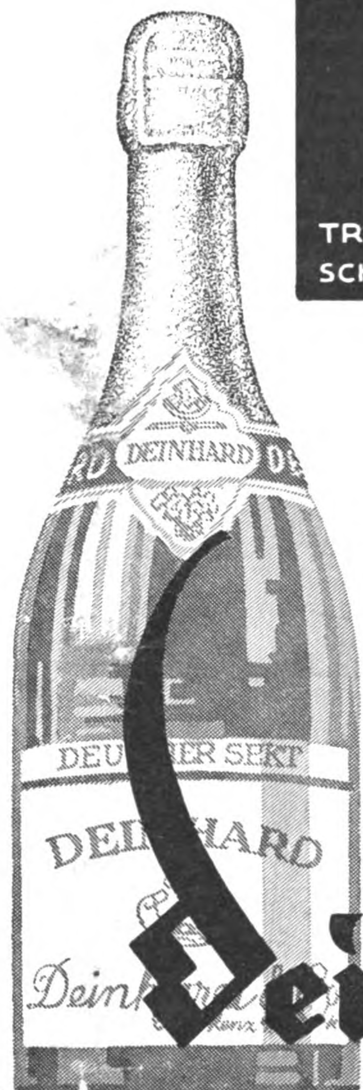
KAFFEE HAG SCHONT



aufregung
FÜHLEN SIE NIE NACH KAFFEE HAG



MARKE „TURM"
Petrol.-Heizöfen
verbürgen durch ihre anerkannt gute Konstruktion geruch- u. rauchfreies Brennen. Zu haben in guten einschlägigen Geschäften oder man wende sich an
Metallwarenfabrik Meyer & Niss, G. m. b. H.
Bergedorf 17 bei Hamburg



TROTZ SCHWERER ZEIT

DOCH FREUDIGKEIT

DURCH:

Deinhard

DEINHARD & Co GEGRÜNDET 1794
SEKTKELLEREI
COBLENZ AN RHEIN UND MOSEL

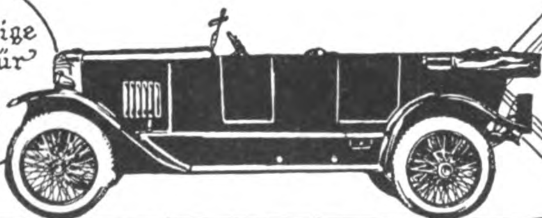
WILLY LANGE
Gartengestaltung der Neuzeit
Unter Mitwirkung für den Architekturgarten von Otto Stahn.
Mit 309 Abbildungen, 16 bunten Tafeln nach Lichtbildern in natürlichen Farben. 5. Auflage. In Halbleinen 15.— RM.
„Kaum ist von einem neueren Gartenkünstler unsere Gartengestaltung so befruchtet worden wie von Lange. Sein umfangreiches, reichillustriertes Werk „Gartengestaltung der Neuzeit" . . . wirkte in dieser Beziehung bahnbrechend. Es enthält das Ergebnis seiner langjährigen praktischen Tätigkeit wie seiner tiefgründigen Beobachtungen und Studien in der Natur. Stets geht er den Dingen auf den Grund, sucht er die Beziehungen zwischen Mensch und Natur auf und weiß sie für seine Bestrebungen und als Stütze für seine Lehren zu verwerten". Der Tag.

Gartenbilder
Mit Vorbildern aus der Natur. Mit 216 Abbildungen.
In Halbleinen 12.— RM.
„Wer die Natur liebt und einen Garten hat, dem schenke man dieses prächtige Buch, das mit seinen 216 Abbildungen jedem Naturfreund das Herz im Leibe lachen läßt. Willy Large (Wannsee) ist ein Fachmann ersten Ranges, ein Kenner, der seinen schönen Gegenstand zu beseelen weiß. ‚Des deutschen Volkes Seele wurzelt im Walde, die Seele der Familie im Gartenheim', sagt er im Vorwort. Und wir wünschen auch unsererseits all diesen Bestrebungen reichsten Erfolg". Der Türmer.

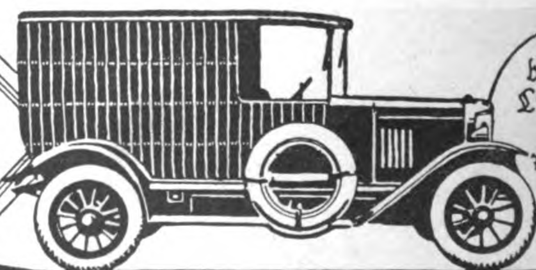
KARL FOERSTER
Winterharte Blütenstauden und Sträucher der Neuzeit
Ein Handbuch für Gärtner und Gartenfreunde.
Dritte, umgearbeitete und vermehrte Auflage mit 174 in den Text gedruckten und 47 farbigen Abbildungen auf 14 Tafeln.
In Leinen gebunden 18.— RM.
„Ein wahrhaft herzerfreuendes Buch und dabei von eminent praktischer Brauchbarkeit, ein Buch, das nur ein Mann schreiben konnte, dem die Liebe zu seinem Gegenstand die Hand führte und der zugleich ein Meister seines Faches ist. Ein Pflanzenkenner ersten Ranges, ein scharfsinniger, geschulter Beobachter und ein Denker hat hier ein Werk geschaffen, das bald für jeden Gartenbesitzer und Gartenfreund unentbehrlich sein wird". Das Wissen.

OTTO PAULS
Der Imker der Neuzeit
Handbuch der Bienenzucht.
Mit 199 Abbildungen und 8 farbigen Tafeln.
In Halbleinen gebunden 7.50 RM.
„Der Verfasser Otto Pauls ist ein praktischer Imker von großer Erfahrung, das bezeugt jede Seite seines herrlich ausgestatteten Buches. Wenn es nur in recht viele, viele Hände käme, der heimischen Bienenzucht zunutze. Auch die praktische Seite kann vor dem verbissensten Nörgler bestehen". Weigert, Kreisbienenmeister, Regenstauf.

VERLAGSBUCHHANDLUNG J. J. WEBER · LEIPZIG 26.







Presto-Werke A.-G. Chemnitz · Gesellschafterfirma des Deutschen Automobil-Konzern (D.A.K.) G.m.b.H. Leipzig
Vertretungen an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG ★ J. J. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4226. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 11. März 1926

Allianz-Konzern



Gesamtprämieneinnahme 1924
Mark 107 931 519.—

Kapital und Reserven
der im Konzern vereinigten Gesellschaften insgesamt
Mark 102 277 832.—

ALLIANZ Versicherungs-A.-G. in Berlin

Allianz Lebensversicherungsbank A.-G. in Berlin

Badische Pferdeversicherungs-anstalt A.-G. in Karlsruhe i. B.

Brandenburger Spiegelglas-Versicherungs-A.-G. in Berlin

Deutscher Phönix Versicherungs-A.-G. in Frankfurt a. M.

Globus Versicherungs-A.-G. in Hamburg

Hermes Kreditversicherungsbank A.-G. in Berlin

Kölnische Versicherungsbank A.-G. in Köln

Kraft Versicherungs-A.-G. des Automobilclubs von Deutschland in Berlin

Die Pfalz Versicherungs-Aktien-Gesellschaft in Neustadt a. Hdt.

Providentia Frankfurter Versicherungs-G. in Frankfurt a. M.

Union Allg. Deutsche Hagel-Versicherungs-Ges. in Weimar

Wilhelma in Magdeburg Allg. Versicherungs-A.-G.

Sämtliche Versicherungszweige.

Ostergeschenke



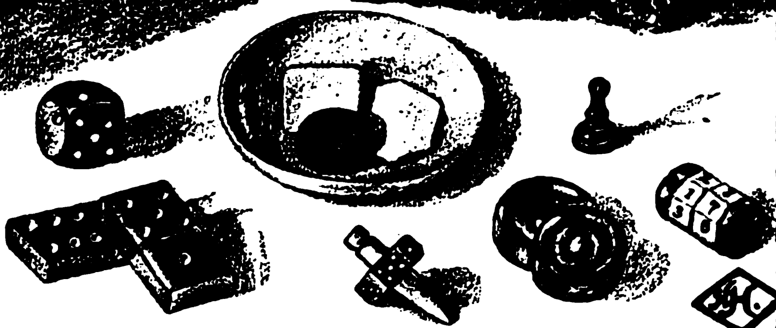
Marke »Bleyle«

Anzüge / Sweater
Westen

Flott – vornehm – dauerhaft

Verkaufsstellen in allen Städten.
Nachweis bereitwilligst durch die Fabrik Wilh. Bleyle G. m. b. H. Stuttgart W 13

Spiel-Artikel.



Galalith

JNTERNATIONALE GALALITH-GESELLSCHAFT HOFF & Co

HARBURG-ELBE BOSTELBECK b/HARBURG

MAN ACHTE BEIM EINKAUF STETS DARAUF, DASS DER ARTIKEL SELBST ODER DIE VERPACKUNG DIE QUALITÄTSMARKE Galalith (EINGETRAGENE SCHUTZMARKE) TRÄGT.



Die elegante Welt verlangt nur

Delespa-Seifen
Delespa-Parfüms



Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4226. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 11. März 1926.

Allgemeine Notizen.

Deutsch-Amerikanische Handelsbeziehungen. Das Deutsche Bureau des Board of Trade for German-American Commerce Inc. in Neuyork, das seine Arbeit zu Beginn des Jahres 1926 zunächst mit einer Zentrale in Frankfurt a. M. aufnahm, kann bereits im ersten Monat seines Bestehens auf eine umfangreiche Tätigkeit zurückblicken. Wie nicht anders zu erwarten war, standen zunächst unter den laufenden Geschäften dieser Zentrale die auf Finanzierungs- und Kreditwünsche aus den Kreisen der deutschen Privatwirtschaft bezüglichen im Vordergrund. Mehr als hundert derartige Geschäfte wurden ihr teils zur Bearbeitung, teils nach entsprechender Prüfung zur Weiterleitung übergeben. Ferner befaßte sich die Frankfurter Zentrale in 35 Fällen mit der Anbahnung von Geschäftsverbindungen von und nach den Vereinigten Staaten. Ihre restliche Tätigkeit wurde in einer Anzahl von Aufträgen aus den Vereinigten Staaten in Spielwaren, Jutefabrikaten, Bunt- und Metallpapier, Galanteriewaren, Porzellan in Anspruch genommen. In der Gründung begriffen sind Vertretungen in Breslau, Kassel, Leipzig, Karlsruhe, Köln, Königsberg i. Pr., Nürnberg, Stuttgart.

Messestatistik. Das Ausstellungs- und Messeamt der Deutschen Industrie (Reichsverband der Deutschen Industrie) gibt eine interessante Statistik über den Messebesuch bekannt. Sie zeigt, daß insbesondere die Ausstellerzahl der nach dem Krieg entstandenen Messen seit der Stabilisierung der Währung stark zurückgegangen ist. Die im preußischen Messeausschuß zusammengefaßten Messen wiesen im Frühjahr 1924 noch eine Ausstellerzahl von 10 893 auf, die sich im Frühjahr 1925 auf 8863 senkte. Im Herbst lauteten die entsprechenden Zahlen 8701 und 6524. Im einzelnen läßt sich folgende Übersicht über die Zahl der Aussteller geben:

	Frühjahr 1924	Herbst 1924	Frühjahr 1925	Herbst 1925
Leipzig	13 440	13 330	14 000	12 208
Frankfurt a. M.	3 132	2 832	2 695	2 289
Köln a. Rh.	2 604	2 258	2 047	1 582
Königsberg i. Pr.	1 791	1 576	1 517	1 463
Breslau	2 316	1 474	2 221	925
Kiel	1 050	561	403	256

Das Jahr 1926 droht eine weitere Verminderung der

Ausstellerzahl zu bringen, und es ist daher zu begrüßen, daß verschiedene Messeleitungen in Erkenntnis der schwierigen Wirtschaftslage die Frühjahrsmesse abgesagt haben.

„Freibleibend“ und „Preise freibleibend“ sind nicht ein und dasselbe. Die allgemeine Klausel „freibleibend“ gibt dem Verkäufer nach einer neuen höchstgerichtlichen Entscheidung („Recht“ 1925, Nr. 2007), die sich an die bisherige Rechtsprechung eng anlehnt, nicht das Recht, die Preise den veränderten wirtschaftlichen Verhältnissen entsprechend zu erhöhen, wie dies bei der Klausel „Preise freibleibend“ zu gelten hat, sondern es entsteht aus jener allgemeinen Klausel für den Verkäufer nur das Recht, vom Vertrag im ganzen zurückzutreten, so daß dieser als nicht bestehend angesehen werden muß. Bei Lieferungsverträgen ist dies sorglich zu beachten.

Norderney als Stützpunkt eines Seeflugverkehrs Skandinavien — Westeuropa — Übersee dürfte sich in allernächster Zeit erfüllen. Sein ideal vereinigter Land- und Wasserflugplatz, seine günstige Lage fast in der Mitte der Strecke, in Nähe des Festlandes, lassen Norderney als den einzigen Nordsee-Platz für den Wechsel vom Wasser- zum Landflugzeug erscheinen. Schon hat denn auch das erste Flugzeug des geplanten ständigen Flugdienstes England—Skandinavien in Norderney eine Zwischenlandung vorgenommen, und auch der Ende Juli d. J. stattfindende deutsche Seeflugwettbewerb sieht Norderney als Zwangsetappe und Übernachtsstation vor.

Billige Reisen für den gebildeten deutschen Mittelstand ermöglicht die gemeinnützige „Nordische Gesellschaft“ in Lübeck. Dreitägige besonders billige Fahrten nach Kopenhagen, vierzehntägige Reisen durch Schweden, Fahrten nach Finnland sowie auch Dreiwochen-Reisen durch Schweden und Norwegen werden während des Sommers regelmäßig stattfinden, und zwar immer für nur kleine Gruppen unter fachkundiger Führung gebildeter Persönlichkeiten. Die Nordische Gesellschaft hat einen Sammelprospekt über alle von ihr geplanten Reisen herausgebracht, der von der Hauptgeschäftsstelle in Lübeck, Schüsselbuden 2 angefordert werden kann.

Für das Zweijährigen-Rennen in Amerika, die berühmte Futurity Stakes in Belmont, sind für das Jahr 1928 nicht weniger als 2000 Nennungen erfolgt. Das Rennen ist mit 130 000 Dollar an Preisen ausgestattet. Mit dieser Nennungsziffer ist der letzte Rekordnennungsschluß für das Jahr 1927 beträchtlich überboten worden.

Krietsch Glücks-Klee Butter-Keks

Krietsch-Keks feinste Marke

AUCHTER-ARNDT

Glücks-Klee Butter-Keks

Krietsch Werke. Wurzen i/Sa

Oh, liebe Hausfrau, gib stets acht, Cirine wird oft nachgemacht.

Cirine flüssiges Bohner-wachs

Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne und Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell. Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz i. Sa. 1

Verlangen Sie gratis u. franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum u. Parkett sachgemäss?"



Achten Sie darauf, daß Ihr Gatte sechs Wochen lang regelmäßig Sanatogen nimmt!

Genesung nach überstandener Krankheit

will Zeit haben! Aber

Sanatogen

beschleunigt die Wiederherstellung, indem es Blut, Nervensubstanz und Muskeln bildet. Sanatogen, ein Nähr- und Kräftigungsmittel von besonderer, wissenschaftlich erprobter Zusammensetzung, ist äußerst leicht verdaulich und wird restlos vom Körper aufgenommen.

In mehr als 24000 schriftlichen Gutachten namhafter Ärzte wird die Zuverlässigkeit und nachhaltige Wirkung des Sanatogens als Kräftigungsmittel bezeugt. Herr Geh. Medizinalrat Professor Dr. Eulenburg, Berlin, gab z. B. folgendes Urteil ab:

„Seit dem ersten Bekanntwerden des Sanatogen habe ich von diesem Nährpräparate in immer steigendem Maße Gebrauch gemacht und seine Anwendung nie zu bedauern gehabt. – Unter der so großen Zahl konkurrierender Nährpräparate möchte ich ihm insofern die bevorzugte Stellung einräumen, als es ausnahmslos auch auf längere Zeitdauer gut vertragen wird und bei entsprechender Gebrauchsweise selbst in den schwerer gearteten Formen nervöser Schwäche- und Erschöpfungszustände anscheinend am raschesten und zuverlässigsten zur Hebung der Kräfte und zur allgemeinen Aufbesserung beiträgt."

Sanatogen ist in allen Apotheken und Drogerien schon in Packungen von Mark 1.80 an zu haben.

Eine aufklärende Broschüre erhalten Sie auf Wunsch kostenlos durch:

Sanatogenwerke Bauer & Cie., Berlin SW 48 Q.

Crême „Electra" „Rosa Centifolia"

Das Hautpflegemittel der Dame.

Einmal gebraucht – unentbehrlich, parfümiert mit

ROSA CENTIFOLIA

dem Duft der dunkelroten Gartenrose von wunderbarer Natürlichkeit. Tube Mk. –,75, Dose Mk. 1,– u. Mk. 1,25. Auch vorrätig in Parfüm, Flasche im Karton Mk. 4,50, Mk. 6,75, Probe Mk. 2,50. Seife Stück Mk. 1,25, 3 Stück Mk. 3,50. Kopfwasser Flasche Mk. 2,60, Mk. 4,–. Puder Mk. 2,50, Probe Mk. 1,25 usw. Zu beziehen durch alle einschlägigen Geschäfte.

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE, BERLIN

Detailverkauf: Markgrafenstrasse 26. — Fabrik: Dreysestrasse 5. Proben von Creme Electra und parfümierte Karten gratis und franko.



Seiler

Seit 1849.

Edelmarke von Weltruf.

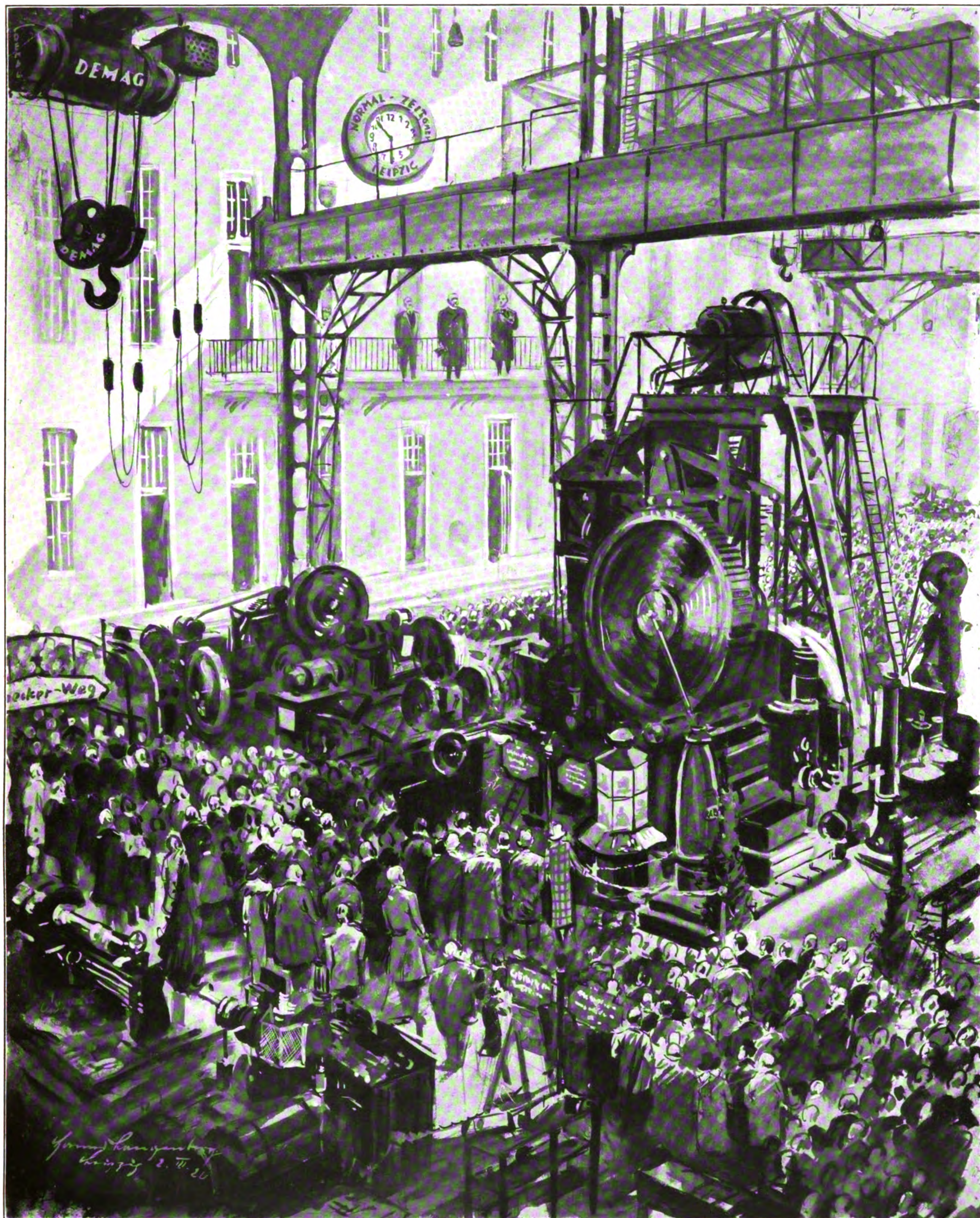


ED. SEILER, *Pianofortefabrik G. m. b. H.,* **LIEGNITZ**

Filialen: Berlin W. Schillstr. 9, Breslau, Gartenstr. 52, Dresden-A., Joh. Georgenallee 13, Hamburg Dammtorstr. 3.

Vertreter in jeder grösseren Stadt werden auf Anfrage nachgewiesen.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



Hindenburgs Besuch auf der Leipziger Messe am 2. März: Blick in die Maschinenhalle 9 auf dem Ausstellungsgelände der Technischen Messe während der Anwesenheit des Reichspräsidenten, der sich auf der Galerie ‹im Hintergrund oben› zeigt.

Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Hanns Langenberg.





Vorbeimarsch der Reichswehr-Ehrenkompanie auf dem Bahnhofsvorplatz.

Links nebenstehend: Der Reichspräsident nach der Ankunft in Leipzig.





Der Reichspräsident in seinem Automobil, von der Bevölkerung freudig begrüßt.

Links Mitte: Hindenburg beim Abschreiten des von Mitgliedern der Vereinigten Offiziersverbände gebildeten Spaliers.



Begrüßung Hindenburgs (×) durch den Leipziger Männerchor am Völkerschlachtdenkmal.



Hindenburg grüßt die ihm zujubelnde Menge auf dem Reichsgerichtsplatz.

REICHSPRÄSIDENT v. HINDENBURGS BESUCH IN LEIPZIG AM 2. MÄRZ

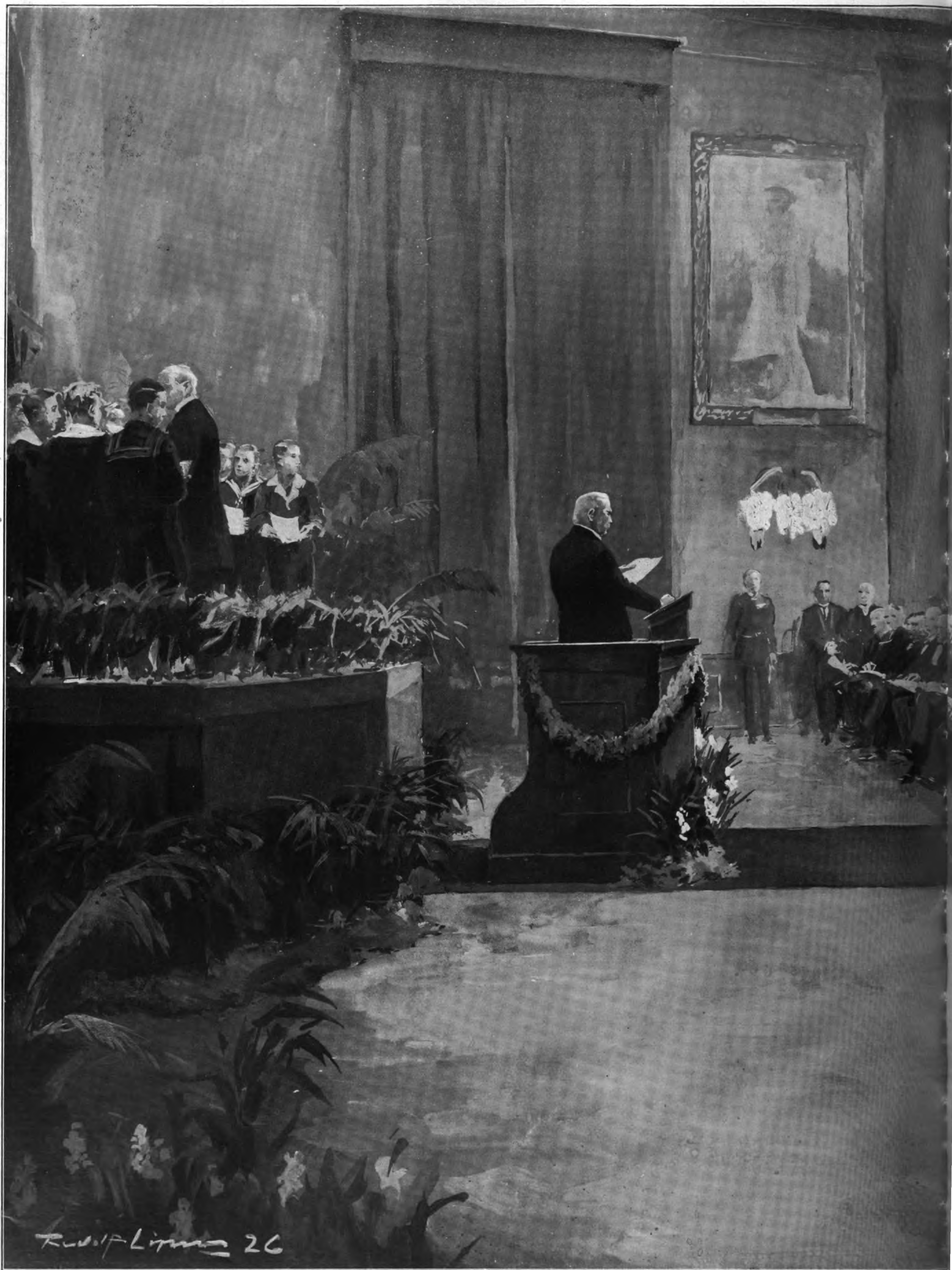
Während der Begrüßungsansprache Dr. R. Köhlers, des Vorstands des Meßamts in Leipzig, an den Reichspräsidenten in der Maschinenhalle 9 der Technischen Messe. (Phot. E. Hoenisch, Leipzig.)

HINDENBURGS BESUCH IN LEIPZIG

Das Kommen des Reichspräsidenten v. Hindenburg besaß eine besondere Bedeutung, einmal deswegen, weil der Präsident des Deutschen Reiches, der ruhmreiche Generalfeldmarschall des Weltkrieges, zum erstenmal in den Mauern Leipzigs weilte, und zum andernmal wegen seines Besuches der Leipziger Messe, der die Bedeutung dieses deutschen Weltwirtschaftsmarktes unterstrich. Am frühen Vormittag traf der greise deutsche Volksheld mit seinem Salonwagen in Begleitung von Reichsjustizminister Dr. Marx, Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius, Reichsfinanzminister Dr. Reinhold, Staatssekretär Dr. Meißner, seinem Sohn und Adjutanten Major v. Hindenburg und dem sächsischen Gesandten in Berlin, Dr. Gradenauer, auf dem Hauptbahnhof ein und wurde hier von dem sächsischen Ministerpräsidenten Heldt und Oberbürgermeister Dr. Rothe begrüßt. Auf dem Bahnhofsvorplatz schritt er dann unter den Klängen des Deutschlandsliedes die Front der Ehrenkompanie des 10. Reichswehr-Infanterie-Regiments Nr. 11 und der Mitglieder der Vereinigten Offiziersverbände ab und ließ dann die Ehrenkompanie im Parademarsch an sich vorüberziehen. Hierauf begann die Fahrt hinaus zum Messegelände am Völkerschlachtdenkmal unter stürmischer Begrüßung der jubelnden Bevölkerung vorbei an den spalierbildenden Militärvereinen, dem Kriegsbeschädigten - Zentralverband, den vaterländischen Verbänden, der Schülerschaft der höheren städtischen Schulen und den studentischen Korporationen. Überall festlicher Fahnenschmuck, bunter Blumenregen, begeisterte Zurufe! Die Technische Messe prangte gleichfalls in reichem Festschmuck. Von den beiden hohen Rundfunktürmen, den neuen Wahrzeichen des Ausstellungsgeländes, wehten die Fahnen. In der Halle 9, dem Hause der Werkzeugmaschinen-Fabrikation, wurde v. Hindenburg von einer zahlreichen Gesellschaft geladener Gäste erwartet. Der sächsische Ministerpräsident Heldt sprach den Willkommengruß, dem längere Ausführungen über die Bedeutung der Leipziger Messe seitens des Meßamtsdirektors Dr. R. Köhler folgten. Darauf dankte Reichswirtschaftsminister Dr. Curtius in einer ausführlichen Rede im Namen des Reichspräsidenten und der Reichsregierung für die herzliche Begrüßung und sprach die Hoffnung aus, daß die deutsche Wirtschaft die gegenwärtige Krise bald überwinden werde, da ja die diesjährige Frühjahrsmesse als eine Messe des wiedererstarkenden Vertrauens bezeichnet werden könne. Hieran schloß sich unter Führung von Direktor Dr. R. Köhler und Oberbürgermeister Dr. Rothe eine Besichtigung der Technischen Messe und ein Rundgang durch die Ausstellungshallen an. Besonders feierlich gestaltete sich da der Augenblick, als in der großen Kuppelhalle der älteste Aussteller auf der Leipziger Messe, Fabrikant Wagner aus Grünhainichen im Erzgebirge, der dieses Jahr die Leipziger Messe zum 120. Male besuchte, im Auftrage der gesamten Ausstellerschaft den Reichspräsidenten willkommen hieß. Gegen Mittag erfolgte der Abschied von der Technischen Messe, wobei deren sämtliche Sirenen, Hupen und Pfeifen zum gewaltigen Gruß ihre Stimmen erhoben. Nach einem kurzen Besuch des Völkerschlachtdenkmals, wo der Leipziger Männerchor unter Leitung von Prof. G. Wohlgemuth seine Weisen hören ließ, begab sich der hohe Gast zurück nach der Stadt zum Reichsgericht, wo er im Plenarsaal durch den Reichsgerichtspräsidenten Dr. Simons empfangen und begrüßt wurde. Nach einem kleinen Frühstück trat dann der Reichspräsident eine Rundfahrt an, um die Messeeinrichtungen in der inneren Stadt in Augenschein zu nehmen, abermals von der Bevölkerung stürmisch umjubelt. Zum Abendessen weilte er als Gast der Zentralstelle für die Interessenten der Leipziger Mustermesse in dem Gesellschaftshaus „Harmonie", wo der Vorsitzende Geheimrat Rosenthal einen Trinkspruch ausbrachte. Danach fand gegen 1/2 10 Uhr im Neuen Rathaus ein Empfang statt, bei dem 300 Ehrengäste des Rates der Stadt zugegen waren. Oberbürgermeister Dr. Rothe ergriff das Wort zu einer zusammenfassenden Rede, die der Reichspräsident in freundlicher Weise erwiderte. Nach einem Abendimbiß in der Wandelhalle mußte sich v. Hindenburg noch einmal auf der Freitreppe des Rathauses zeigen, wo ihm nicht enden wollende Hochrufe entgegenschallten. Nach 11 Uhr erfolgte dann die Abreise des Reichspräsidenten. Wieder wurden ihm auf dem Hauptbahnhof zum Abschied von einer freudig bewegten, zahllosen Menge überaus herzliche Ovationen dargebracht, die sich zu einer gewaltigen Kundgebung für das verehrte Oberhaupt des Deutschen Reiches steigerten. Der Tag des Besuchs des Reichspräsidenten v. Hindenburg wird für immer in den Annalen der Stadt Leipzig und in der Geschichte der Leipziger Messe bedeutungsvoll und unvergeßlich bleiben.



Der Reichspräsident beim Rundgang auf dem Ausstellungsgelände der Technischen Messe.



Vom Besuch des Reichspräsidenten in Leipzig am 2. März: Während der Rede Hindenburgs beim Empfang im

Nach einer Zeichnung für die „I



…tsaal des Neuen Rathauses zu Leipzig. Auf dem Podium links der Thomanerchor mit Kantor Prof. K. Straube.
…irte Zeitung" von Rudolf Lipus.

DAS ALTER DER ERDE

Für jeden denkenden Menschen, der auch nur einen schwachen Einblick in Geologie und Paläontologie, d. h. in die Geschichte des Lebens unserer Erde, gewonnen hat, ist es ganz klar, daß die Erde als bewohnter Weltkörper ein unendlich viel größeres Alter hat, als man ihr bisher nach der biblischen Überlieferung zuschrieb. Nicht nach Tausenden, sondern nach Hunderten, wenn nicht Tausenden von Millionen Jahren zählt ihr Alter, seit sie, der einst glühende Weltkörper, so weit abgekühlt war, daß Leben auf ihr entstehen konnte. Dies geschah sicher vor mehr als 2000 Millionen Jahren, als sie durch allmähliche Erkaltung schon längst ein dunkler, nicht mehr leuchtender Weltkörper geworden war. Noch 1000 Millionen Jahre früher, als sie noch recht heiß war und starke vulkanische Eruptionen ihre bereits ziemlich dicke Erstarrungskruste immer und immer wieder durchbrachen, hatte sich auf ihr das noch über 1000 Millionen Jahre dem menschlichen Auge unsichtbare früheste primitive Leben in winzigen, noch kernlosen Protisten oder Urwesen aus Zyanverbindungen in der Hitze ausgebildet, sich aber erst bei weitgehender Abkühlung zu höher organisierten, nun auch einen Zellkern aufweisenden Urwesen differenziert. So entstanden vor mehr als 2000 Millionen Jahren die ältesten, Tier- und Pflanzenmerkmale in sich vereinigenden Urgrünalgen, die sich weiter zu eigentlichen Uralgen und Urpflanzen entwickelten, während ein Teil von ihnen sich aus Bequemlichkeit als Schmarotzer über ihre konservativeren Genossen hermachten, die wie sie ursprünglich auch im Sonnenlichte mit Hilfe des Chlorophylls oder Pflanzengrüns Nährstoffe bereiteten und sie samt den in ihnen erzeugten Nährstoffen verzehrten. So zweigten sich vom damals schon uralten Stamme der Urgrünalgen die nicht minder einfach organisierten Protozoen oder Urtiere ab, um über vielzellig gewordene Magensacktierchen einfache Würmer zunächst ohne, dann mit Leibeshöhle, weiterhin Urweichtiere, Ringelwürmer und Urchordatiere mit einer später verknorpelnden Saite den Rücken entlang zur Stütze des Nervensystems und der Baucheingeweide auszubilden. Diese so einfache Entwicklung hat viele Hunderte von Millionen Jahren verlangt. Aber schon vor 1500 Millionen Jahren war die Urheimat alles Lebens, die salzige Flut, das Meer, mit einem reichen Leben von schon längst dem menschlichen Auge sichtbaren Urpflanzen und Urtieren belebt. Ja, schon damals muß die Pflanzenwelt über das Brackwasser ins Süßwasser eingewandert sein und sich angeschickt haben, die Sümpfe zu besiedeln. Auf gleichem Wege folgten ihnen die von ihnen sich nährenden Urtiere, deren höchste Formen schon ziemlich große Urfische mit knorpeligem Schädel mit daran anschließendem knorpeligen Rückenstab bildeten. Vor 1000 Millionen Jahren war die Pflanzenwelt auf das feuchte Land gestiegen und hatte nicht nur die ältesten Flaschenfrüchtler, wie Leber- und Laubmoose, sondern auch Urfarne, Urbärlappe, Urkeilblattgewächse und Urschachtelhalme wie auch die ältesten Wasser- und Samenfarne hervorgebracht. In dieser niederen Pflanzenwelt tummelte sich schon ein reiches Heer von Insekten und Spinnen, aber es gab noch keine höheren Tiere.

Erst in den folgenden 1000 Millionen Jahren hat sich unmerklich langsam die ganze höhere Pflanzen- und Tierwelt entwickelt. Da treten uns auch im Kambrium die ersten, meist in ziemlich tiefen Meeren abgelagerten, fossilreichen Sedimentgesteine entgegen mit zahlreichen Schalen von Muscheln, Schnecken, altertümlichen Krebsen, wie den Trilobiten, Kraken, Ringelwürmern und knorpligen Urfischen nebst den ältesten Urschmelzschuppern, die im folgenden Silur eine reiche Entfaltung erfuhren, um später die Knochenfische aus sich hervorgehen zu lassen. Im folgenden Devon, vor 600 bis 400 Millionen Jahren, entwickelten sich dann aus fortschrittlichen Lungenfischen die ältesten Lurche, die in der folgenden Kohlenzeit ihre Blüte erlebten. Aus einem ihrer Seitenzweige gingen bald danach die Urreptilien hervor, die im Perm sich überaus mannigfaltig entwickelten und in den fortschrittlichsten Zweigen zur Triaszeit, vor 150 bis 100 Millionen Jahren, die noch Eier legenden und sie ausbrütenden, später in einem frühen Entwicklungsstadium gebärenden, in einem Bauchbeutel austragenden und mit wässeriger Milch säugenden Urkloakentiere hervorbrachten. Zur Zeit des Jura, vor 100 bis 60 Millionen Jahren, lebten unter den die Erde, das Wasser und die Luft beherrschenden kleinen bis riesigen Reptilien die nicht mehr Eier legenden Urbeuteltiere, die den nur in loser Verbindung mit der Mutter lebenden Embryo noch ganz unausgebildet gebaren und, mit dem Munde ihn in die Bauchtasche hineinbringend, ihn dort lange mit dickerer Milch, als die Kloakentiere sie aufweisen, säugten. Anfänglich nur rattengroß, gingen aus ihnen mit der Zeit größere Formen hervor, die aber auch dann noch neben den vielartigen, zum Teil gewaltigen Reptilien zu Wasser und zu Lande verschwanden. Damals war der Menschenvorfahr in einem solchen unscheinbaren Tierchen repräsentiert, um zur Kreidezeit, vor 60 bis 24 Millionen Jahren, in einen primitiven Urinsektenfresser überzugehen, der schon ziemlich große und konstante Warmblütigkeit aufwies und den Embryo bereits im Fruchthalter so lange ernährte, daß ein nachheriges Austragen in einem Bauchbeutel unnötig und daher abgeschafft worden war. Im Laufe der letzten 24 Millionen Jahre hat sich die ganze unabsehbare höhere Säugetierwelt und haben sich die aus noch zur Kreidezeit zahntragenden Reptilien hervorgegangenen Vögel wie alle Blütenpflanzen und die von ihnen gezüchteten Schmetterlinge und Bienen entwickelt. Im Paleozän, dem ältesten Abschnitte des Tertiärs, waren aus der Pachylemurenmischgruppe die Urhalbaffen und im folgenden Eozän die Uraffen hervorgegangen, die im Oligozän den Urmenschenaffen, im Miozän als deren intelligenteste, besonders auf Ausbildung des Gehirns gerichtete Form den Vormenschen hervorbrachten, aus dem im letzten Abschnitte der Erdentwicklung, im Diluvium, der Urmensch und schließlich der Mensch entstand. Mit anderen Worten, auch der Mensch ist, wie alle höheren Säugetiere und Vögel, so alt wie die Schöpfung überhaupt und hat sich im Laufe von gegen 2000 Millionen Jahren aus ganz unscheinbaren, kleinen, niedrig organisierten Formen langsam entwickelt.

Wie die ungeheure Mächtigkeit der immer wieder im Meere niedergeschlagenen, dann beim Schrumpfungsprozesse der Erdrinde zu Gebirgen aufgetürmten, von den Atmosphärilien wieder abgetragenen und ins Meer verfrachteten, da von neuem zu Sedimenten niedergeschlagenen Schichtgesteine, die, auseinandergesetzt, Hunderte von Kilometern Mächtigkeit aufweisen würden, zeigt, muß die erdgeschichtliche Entwicklung ganz unfaßbar lange Zeiträume umspannen. Im gleichen Sinne sprechen auch die radioaktiven Stoffe, die sich in den uns erreichbaren, obersten Schichten der Erdrinde finden. Aus dem Verhältnis von Radium (Uranblei) zu Uran in uranreichen Mineralien, speziell in der Uranpechblende, ergibt sich, daß erst in 4250 Millionen Jahren die Hälfte des Urans in Uranblei übergeing. Dessen praktische Auswertung gibt für die mittlere Steinkohlenzeit ein Alter von wenigstens 300 Millionen Jahren, für die eozoischen Gneise ein Alter bis zu 1500 Millionen Jahren. Kürzlich wurde in Belgisch-Kongo ein Radiumuranerz entdeckt, das bis zu 30 Proz. Uranblei enthält. Dies beweist mit mathematischer Sicherheit ein Alter dieses Erzes von etwa 3000 Millionen Jahren. Die Bildung der ersten Erstarrungsrinde der Erde lag damals schon unendlich weit zurück.

In der Sierra Nevada in Kalifornien gibt es Rotholzbäume und in Mexiko eine Sumpfzypresse, die über 6000 Jahre alt sind. Manche der ersteren wachsen unmittelbar an einem Fluß, ohne daß dieser in der langen Zeit durch sein ewiges Nagen an der Erdunterlage ihre Wurzeln hätte unterwaschen können. Ganz junge Uranlager in Wyoming in den Vereinigten Staaten von Amerika sind nachgewiesenermaßen 32 Millionen Jahre alt. Bei Portland in Connecticut fand man ein Uranlager von 340 Millionen Jahren. Auch dies ist noch sehr jung gegenüber anderen, die man untersuchte. Ein weiteres Uranlager in Ontario in Kanada erwies sich als 1300 Millionen Jahre alt. Dies kann als ziemlich alt bezeichnet werden. Aber wir kennen solche, die doppelt so alt und noch um ein Mehrfaches älter sind, und das sind noch lange nicht die ältesten. Letztere liegen eben in größerer Tiefe der Erde und werden bei unserem nur ganz oberflächlichen Schürfen der alleroberflächlichsten Erdschichten kaum je angefahren. Würden wir tiefer gehen können, so würden uns da Uranlager entgegentreten, die ganz in Blei umgewandelt wären und damit beweisen, daß die Erde als selbständiger Weltkörper weit über eine Billion Jahre alt sein muß. Und obwohl sie in einem eiskalten Raum von — 375 Grad Celsius seit dieser unfaßbaren Zeit um die Sonne kreist, ist sie innen noch glühend und heizt sich selbst von Innen aus durch den beständig vor sich gehenden Zerfall der radioaktiven Stoffe. So wird sie noch Billionen Jahre weiterkreisen, bis sie endlich einmal der Kälte erliegt. Dr. L. **Reinhardt**, Zürich.

Tagesgeschichte.

Der Volkstrauertag für die auf der Walstatt des Weltkrieges gebliebenen Toten fand überall im Reich tiefen Widerhall. Besonders eindrucksvoll gestaltete sich am 28. Februar die Feier im Reichstagsgebäude zu Berlin, an der Reichspräsident v. Hindenburg mit dem Vizepräsidenten des Reichstags Geheimrat Rießer, Reichswehrminister Dr. Geßler, Generaloberst v. Seeckt, Admiral Zenker und Staatssekretär Dr. Meißner sowie das Reichskabinett und zahlreiche Ehrengäste, Vertreter der verschiedenen Organisationen und Verbände, teilnahmen. Zu beiden Seiten der Rednertribüne hatten die Chargierten der Studentenschaft in Wichs mit ihren umflorten Fahnen Aufstellung genommen. Der Präsident des Volksbundes für deutsche Kriegsgräberfürsorge, Siems, hielt die Gedenkrede. Musikalische Vorträge umrahmten die schlichte, ergreifende Feier.

Bei seinem Besuch in Hamburg am 2. März unternahm Reichskanzler Dr. Luther am Vormittag eine Hafenrundfahrt und besichtigte danach das Tropenhygienische Institut. Am Abend fand dann im Rathaus ein vom Senat gegebenes Abendessen statt, an dem außer den Mitgliedern des Senats der Präsident und zahlreiche Abgeordnete der Bürgerschaft erschienen waren. Auch die Reichsbehörden und die Kaufmannschaft waren in großer Zahl vertreten. Bürgermeister Dr. Petersen, als Präsident des Senats, bewillkommte im Kaisersaal den Reichskanzler. In seiner Antwort sprach hierauf Dr. Luther ausführlich über Deutschlands Eintritt in den Völkerbund, wobei er betonte, daß die Reichsregierung auf dem klaren deutschen Recht bestehen werde und keine Zugeständnisse in der Frage der Ratssitze machen wolle.

Der Stapellauf des Torpedobootes „Möwe" am 4. März ruft die Erinnerung an die unter Graf zu Dohna unternommenen kühnen Kriegsfahrten des Hilfskreuzers „Möwe" zurück, nach dem das neue Schiff benannt ist. Überraschend tauchte damals die deutsche Flagge im Atlantischen Ozean auf. Mit reicher Beute kehrte das Schiff nach mehrmonatiger Kreuzerfahrt in die Heimat zurück.

Eine Protestaktion gegen die drückenden Steuerlasten veranstalteten Winzer in Bernkastel an der Mosel, indem sie das Finanzamt stürmten, die Akten vernichteten und dann noch zur Finanzkasse und zum Zollamt zogen, wo sich das gleiche wiederholte. So wenig derartige Ausschreitungen zu billigen sind, bilden sie doch ein Zeichen für die furchtbare Not, in der sich die deutsche Winzerschaft gegenwärtig befindet.

Am 5. März ist auf seinem Besitztum Groß-Flottbek bei Hamburg der Dichter Otto Ernst gestorben. Mit ihm ist einer der populärsten Schriftsteller Deutschlands verschieden. In Ottensen bei Hamburg, wo er am 7. Oktober 1862 geboren war, wuchs er in ärmlichen Verhältnissen auf und wurde dann Volksschullehrer. Seine Lehrerkomödie „Flachsmann als Erzieher", die noch heute zu den meistgespielten Stücken der deutschen Bühne gehört, erzielte einen gewaltigen Erfolg. Ebenso errang Otto Ernst, der mit dem wirklichen Namen Otto Ernst Schmidt hieß, als Erzähler außergewöhnliche Anerkennung. „Asmus Semper", der dreibändige autobiographische Roman, kann als sein Meisterwerk angesprochen werden. Aber auch seine im Plauderton geschriebenen, harmlos humorvollen Geschichten „Appelschnut", „Vom geruhigen Leben", „Vom grüngoldenen Baum" u. a. fanden lauten Widerhall.

Ein schönes Zeichen deutsch-brasilianischer kultureller Zusammenarbeit bedeutet der Besuch des hervorragenden Gelehrten Prof. Miguel Couto in Hamburg, der auf Einladung der medizinischen Fakultät der Universität Hamburg zu Vortragszwecken erfolgte. Prof. Couto ist Leiter der ersten medizinischen Klinik der Universität Rio de Janeiro und Präsident der höchsten brasilianischen Ärztevereinigung „Academia National de Medicina", deren höchste Auszeichnung, eine goldene Medaille mit Kette, er Professor Nocht, dem Leiter des Tropenhygienischen Instituts, überbrachte. Eine besondere Ehrung wurde dem Gaste selbst durch die Verleihung einer goldenen Medaille nebst Ehrendiplom seitens des Ibero-Amerikanischen Instituts in Hamburg zuteil.

Zum Kommissar des Völkerbundes für den Freistaat Danzig wurde im Dezember vorigen Jahres auf drei Jahre der Holländer Dr. J. A. van Hamel, bisher Leiter der Rechtsabteilung des Völkerbundssekretariats, ernannt. Am 3. März kam er zur Übernahme seines Amtes nach Danzig. Sein Vorgänger auf diesem Posten war der Engländer M. S. Mac Donnell. Der Völkerbundkommissar in Danzig hat die Aufgabe, zwischen Danzig und Polen etwa entstehende Streitigkeiten zu schlichten.

Die neue Wiener Großsendestation auf dem Rosenhügel in Wien wurde am 30. Januar feierlich eröffnet. Die Antennenleitung dieses Senders, gegenwärtig einer der größten der Welt, beträgt ungefähr 20 KW Telegraphiestrichleistung (gegen 2 KW des alten Senders), das heißt also etwa 7 KW mittlere Telephonieleistung. Die Antennenanlage wird von drei 85 m hohen Eisengittermasten getragen, die an den Eckpunkten eines gleichseitigen Dreiecks stehen. Genau in der Mitte des von den Masten eingeschlossenen Platzes befindet sich das Stationshaus. Die reusenartige Niederführung der Antenne sitzt genau in deren Mitte und wird senkrecht hinunter in den Senderaum geführt. Als Erde dient ein engmaschiges Gegengewicht, das in etwa 10 m Höhe über dem Erdboden an besonderen, kleinen Masten angespannt ist.

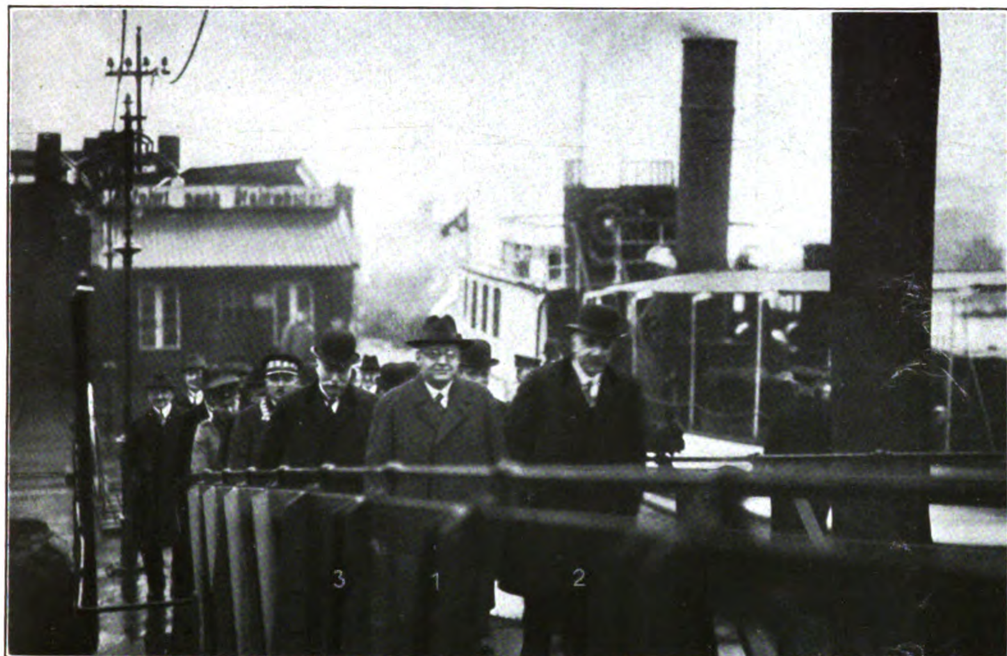
Bühnenschau.

Eine Oper, die vor einem Jahrhundert Reihenaufführungen erlebte, wurde am 24. Januar im Bamberger Stadttheater zu neuer Blüte erweckt: „Undine", die Lieblingsoper E. Th. A. Hoffmanns, dessen 150jähriger Geburtstag mit dieser Aufführung gefeiert wurde. Das Exquisite der Bamberger Festaufführung bestand in dem Versuch, die Inszenierung des Werkes im Stil seiner Zeit zu halten, indem man Kulissen verwandte, die nach Originalentwürfen Schinkels aus dem Schinkel-Rauch-Museum in Berlin angefertigt waren. Die im Jahre 1816 am Kgl. Schauspielhaus zu Berlin uraufgeführte „romantische Zauberoper" feierte hier erneut Triumphe. Gegenstand des Werkes ist die Sage von seelenlosen Naturgeistern, die nach Erlösung durch die Liebe der Menschen streben.

Der Dichter Herbert Eulenberg wurde anläßlich seines 50. Geburtstages vom Stadttheater zu Bonn durch die Aufführung des bürgerlichen Lustspiels „Der natürliche Vater" gefeiert. Es gehört zu den Stücken Eulenbergs, bei denen das Ungewöhnliche, Außerordentliche vorherrscht: der Held verläßt Weib und Kind aus einem inneren Drang zum Höheren heraus.



Von der Feier im Reichstag anläßlich des deutschen Volkstrauertages für die Toten des Weltkrieges am 28. Februar: Blick in den Plenar-Sitzungssaal des Reichstags während der Feier. Links in der Diplomatenloge Reichspräsident v. Hindenburg (×) mit den Vertretern der Wehrmacht.



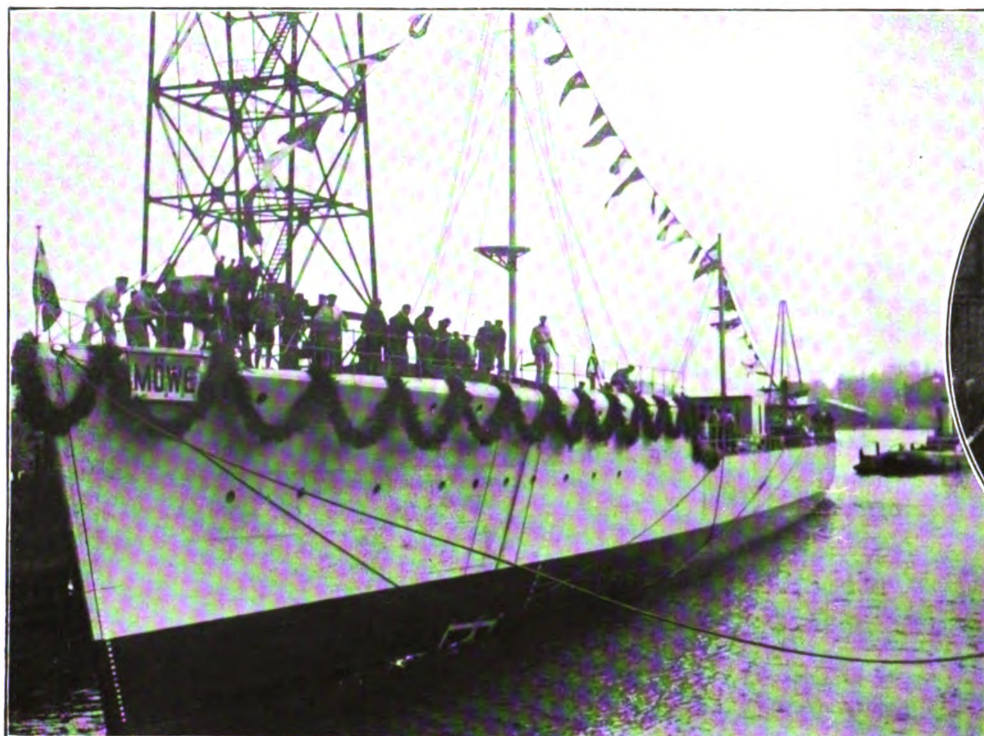


Vom Besuch des Reichskanzlers Dr. Luther in Hamburg am 2. März: Bei der Rückkehr von der Besichtigung des Hafens an St.-Pauli-Landungsbrücken. 1 Dr. Luther; 2 Erster Bürgermeister Dr. Petersen; 3 Zweiter Bürgermeister Dr. Schramm. **Rechts:** Der neuernannte Kommissar des Völkerbundes für den Freistaat Danzig: Professor Dr. J. A. van Hamel (Holland) beim ersten Betreten Danziger Bodens am 3. März.





Ein radikaler Protest gegen die drückenden Steuerlasten: **Links:** Die Plünderung des Finanzamts durch die Winzer in Bernkastel an der Mosel. Die Akten wurden dabei zerrissen, auf die Straße geworfen und verbrannt. **Rechts:** Der Abzug der Demonstranten mit Plakaten, die auf die Not der Winzer hinweisen, nach dem Sturm auf das Finanzamt.



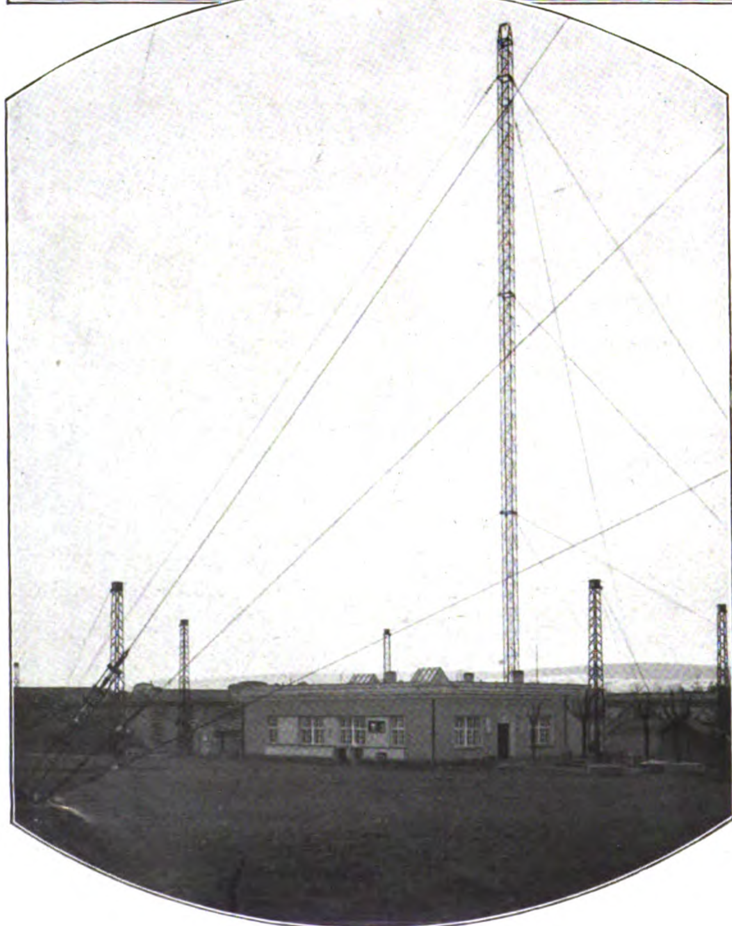


Vom Stapellauf des ersten nach dem Kriege erbauten großen Torpedobootes auf der Marinewerft in Wilhelmshaven am 4. März, dem Tage der Heimkehr des berühmten Hilfskreuzers „Möwe“ unter Fregattenkapitän a. D. Graf zu Dohna vor zehn Jahren. Links: Ansicht des neuen Schiffes. Im Oval: Während der Ansprache des Grafen zu Dohna vor der Taufe des Schiffes durch seine Tochter. (Phot. B. Drüppel, Wilhelmshaven.)





Die Ehrung der Mannschaft der „Bremen“ vom Norddeutschen Lloyd durch die englische Regierung wegen der Rettung von sechs Mann der Besatzung der „Laristan“ aus Seenot: Kapitän Wurpt der „Bremen“ (mit dem Ehrenpokal) bei der Schilderung der Rettungstat. Im Vordergrund sitzend, von links nach rechts: Der englische Botschaftsrat in Berlin, Addison; Dr. Spitta, Bürgermeister von Bremen; englischer Marine-Attaché Nash. Rechts: Skisport in Norwegen: König Haakon VII. und seine Gemahlin bei den Skiwettkämpfen in Holmenkollen.





Links: Der neuerrichtete Groß-Funksender auf dem Rosenhügel in Wien, der vor kurzem in Betrieb genommen wurde. — Rechts: Von der Intern. Eisenbahnkonferenz zwischen Deutschland, Österreich, Rußland, Polen, Italien und der Tschechoslowakei im Eisenbahnministerium zu Warschau am 28. Februar, in der auch die Frage des deutschen Verkehrs durch den polnischen Korridor behandelt wurde: Blick in den Konferenzsaal während einer Sitzung.

Der bucklige Uhrmacher

(2. Fortsetzung.)

Bertold wußte, daß Anni ihn liebte. Wenn nun die Mädchen des Hauses streng und abweisend an ihm vorübergingen, weil sie es ihm nicht verziehen, daß er ihnen und ihren Schätzen das Hinterzimmer gesperrt hatte, so bekümmerte ihn das nimmer. Früher verursachte ihm jede Unfreundlichkeit das wehe Gefühl des Zweifels: ob er selber sie veranlaßt hätte, vielleicht durch Schroffheit oder eine unverzeihliche Unterlassung. Jetzt war ihm das gleichgültig. Ein Mann, der geliebt wird, sieht sich bestätigt und gewinnt erhöhtes Selbstbewußtsein. Heilands ganzes Denken kreiste um Anni, und da ihre Verlobung nun Tatsache geworden war, umspann es die Aussicht auf das bald beginnende gemeinsame Leben. Das Hinterzimmer würde nun wohl eine neue Einrichtung brauchen. Er wollte gleich morgen Umschau halten. Auch das Koch-Kammerl müßte hergerichtet werden. Wenn er die Pfandbriefe verkaufte, würde es für Möbelhändler und Anstreicher schon langen. Gleich morgen!

Morgen war Samstag. Sonntag sollte Anni dann, wenn sie ihn, wie man verabredet hatte, gegen Mittag abholte, die Augen weit aufreißen, wenn sie die schönen Möbel sähe. Heilands Augen wurden ganz groß bei dem Gedanken an ihre Freude.

Als Anni zur vorbestimmten Stunde kam, freudig in der Erwartung der in Aussicht stehenden Sensation — oh, wie würde der Lump Beni schauen! — fand ihr Drängen: es sei schon spät, und man dürfe den Sportzug nicht versäumen, bei Bertold einen leichten, lächelnden Widerstand. Sie mußte ins Hinterzimmer.

„Nun?" sagte Heiland, und die Freude schüttelte ihn, daß sein großer Kopf in den engen Schultern erbebte. Anni stand etwas hilflos vor dieser Pracht: im Alkoven standen zwei Betten, weißlackiert und mit einer weißen Stickereidecke belegt. Ein Waschtisch mit marmorner Platte hatte zwischen Kammertür und Fenster einen etwas notdürftigen Platz gefunden. Aber in den neuen Waschgeschirren standen Feldblumen. Duftender Klee war über die Bettdecke hingestreut, und aus einer Vase auf dem altbekannten Mahagonitisch hoben rote Rosen die reichen Lippen ihres wundersam süß duftenden Mundes.

„Aber, Herr Heiland..." sagte Anni. Und erst als sie die bekümmerte Miene des jäh betroffenen Bräutigams sah, verbesserte sie sich: „Ich bin doch ein zu blödes Ding: Berterl, natürlich... Was hast denn da ang'stellt, Berterl?"

„Für uns", sagte er innig und schaute sie durch seine großen Brillengläser still an.

Das Mädchen schüttelte den Kopf. Es war ihr einen Augenblick lang, als schlössen Mauern sich um sie. Dann hob sie die Hand und ließ sie streichelnd über Heilands Wangen gleiten, die rosig und zart waren wie die eines Kindes. „Das viele Geld!" sagte sie.

Geld! Wie gleichgültig ihm das schien. Seine Seele schaute in die Tiefe der Legende: Nichtig erschien ihm alle Materie, groß und bedeutsam nur das Herz. Und da Liebe ihm nur Zartheit war und Hauch, fühlte er sich durch Annis Zärtlichkeit tief beglückt, und er mußte an sich halten, um die Rührung zu meistern. —

„Nun müssen wir uns aber schicken. Sonst fährt uns auch der letzte Zug davon." Anni ging geschäftig in den Laden zurück. Es war ihr daran gelegen, die rührende Szene nach Möglichkeit abzukürzen.

Bald gingen sie. Aber sie faßten sich nicht unter. „Die Leut' brauchen net alles z' wissen", sagte Anni.

Die Ogler Trabrennbahn ist der Turnierplatz der Nutzpferdezucht. Bei Otto Jagsthuber, dem populärsten Pferdeabrichter und Rennfahrer, stand Beni Lechner in Dienst. Er hatte als Futtermeister die Obhut für die zwanzig Insassen des Stalles und die Oberaufsicht über das niedere und jüngere Personal. Gelegentlich durfte er selbst in den Sulky steigen, um neben dem Chef und Meister ein Rennen zu bestreiten. Freilich, gewinnen durfte er nur für den Fall, daß Jagsthubers Sieg unmöglich war. Sonst mußte er, auch mit dem besseren Pferde, dem Oberhaupte den Vortritt lassen. Das sind so Ogler Bräuche.

Beni stand, in weißer Rennhose, aber sonst in Zivil, vor den Jagsthuberschen Stallungen und führte mit dem Lehrling Waldau eine anregende Unterhaltung über den vermutlichen Verlauf des „Großen Preises von Ismaning", der heute zur Entscheidung stand. „Was?" sagte er, „der Menelaus soll an Voltaire schlagn?" und er betonte den griechischen Fürsten auf der drittletzten Silbe, während er den französischen Schriftsteller nach gutem Ogler Brauch schriftgemäß aussprach. „Der Voltai—re laaft koane dreißge!" „Werst scho sehgn, Beni", erwiderte der kundige Lehrbub, worauf Herr Lechner es vorzog, das Gespräch mit dem bekannten Goethezitat zu beendigen. Er hatte auch keine Zeit mehr zu längerer Unterhaltung. Wedelte doch eine Dame an ihn heran, die außer einem freundlichen Grinsen trotz der Julihitze einen weißen und beinahe echten Fuchspelz hinlänglich zur Schau trug. „Bleibst dabei?" fragte sie ohne jede andere Begrüßung. „Nur der Menelaus", zischelte Beni. „Aber daß d' 's Maul haltst. I hab grad Müh gnua g'habt, den Waldau das Rindviech von dem Hengst zu verschiebn. Der wenn a sichere Sache woaß, nacha ist's glei, als wär's ang'schrieben bei die Tribünen. Um an Kaffee und a Watschn dazu verzählt der's jedem, der's hören mag."

„Also an Menelaus", wiederholte die Dame. „I werd was anlegn für di, Beni. Sollst net glauben, daß i mi net revanschier', du Lump du grober!"

„Bin i dir vielleicht z'grob, Centa-Mensch? Gestern hast anderschi toa!"

„Du bist a ganz G'fährlicher!" kicherte die Dame und hob ihren schottisch karierten Regenschirm zum Zwecke einer freundschaftlichen Züchtigung. Sie empfing einen Klaps auf die hintere Rundung, während der Lehrbub, der neugierig näher getreten war und lebhaft zu grinsen begann, dem Fußtritt gerade noch entfliehen konnte.

„Da... der Otto... er will was von dir." Centa schaute dem Meisterfahrer mit Ehrfurcht entgegen und riskierte sogar eine Verbeugung mit dem halben Oberkörper.

Der Trainer Jagsthuber beachtete sie nicht. „Anspannen!" sagte er in seiner kurzen Art. „Lady, Quabbenfreund, Unke VI, Matschackerl. Und flink!"

Beni sagte leis zu seiner Freundin: „I fahr jetzt 's Matschackerl. Immer brav hinteri. Mit 'n Quabbenfreund soll 's losgehn. Wenn 'n net dem Korbi seine Glücksbraut in 'n Dräg neifahrt. Also... nach 'n Rennen kimm i vüre zu 'n Tribünen. Jetzt druck di. Servas!" Und ging, sich die grüne Seidenjacke anzuziehen...

Das Rennen nahm den erwarteten Verlauf. Als nächstes sollte der „Große Preis von Ismaning" gelaufen werden. Beni kannte seine Ordre: Er, der den alten Fuchshengst Voltaire kutschierte, sollte gleich in der ersten Runde von hinten vorstoßen und sich neben Menelaus legen, der, von Jagsthuber selber gesteuert, bald die Spitze nehmen würde. „Deckst mi mit'n Fuchs, bis auf 2000 m. Nacha tuast die Händ' abi. Das Weitere geht di nix o", hatte der große Otto gestern als Weisung ausgegeben. Er schien seinen Sieg mit Menelaus für sicher zu halten.

Der Futtermeister und Nebenfahrer Lechner wollte also in sein Kammerl gehen, um den grünen Dreß mit dem blau-lila-roten des Gestüts Jammelfing zu vertauschen, aber da schrie ihm der Lehrling Waldau entgegen, er müsse sofort zum Otto, und so wandte er sich um und ging mit schweren Schritten, die Peitsche wie einen Spazierstock haltend, auf den Meister zu:

„Du fahrst an Schimmel", sagte Jagsthuber kurz. „Mit 'n Fuchs werd losg'fahrn." Beni schoß das Blut in den Kopf. Da kannst mi doch glei... dachte er sich. Denn er sah keine Möglichkeit mehr, Centa von der Änderung der Sachlage zu benachrichtigen. Nun würde sie alle Gelder auf Menelaus' Nummer am Totalisator wetten. Wenn wenigstens die kleine Anni da wäre, die früher stets während der Rennen sich im Stallbezirke herumgetrieben hatte... Aber nein! die konnte ja jetzt nichts anderes als saublöde Briefe schreiben, das G'schoß, das windige... „Weiberten san zu blöd", brummte Lechner vor sich hin. Und hatte plötzlich unbegründeterweise einen Zorn auf die eifersüchtige Anni. Gleichzeitig aber dachte er, daß es nichts schaden könnte, sich einmal um das Mädel zu kümmern. Dann riß er die Jacke vom Leib, spuckte mal herzhaft durchs offene Kammerfenster und suchte den schwarzgelben Dreß des Stalles Niederkockel, dem der Schimmel Menelaus gehörte. Draußen ging die Glocke, die alle am neuen Rennen Beteiligten in den Führ-Ring rief. Von mir aus! dachte Beni und spie noch einmal durch die Fensteröffnung. Draußen rumorte der Lehrbub und plärrte des Stallchefs Mahnung zur Eile. „I kimm scho", gab Beni zurück. Und dann bestieg er den zweirädrigen Rennwagen, und die Vorbereitungen zum Rennen traten in ihr letztes Stadium.

Es würde zu weit führen, wollten wir erzählen, wie sehr man sich auf den Tribünen den Kopf zerbrach, warum Jagsthuber den Fuchs fahre und Lechner den Schimmel. Es genüge uns, mitzuteilen, daß Centa, ihrer sicheren Information gewiß, den ganzen Inhalt ihres Geldtäschleins an der Wettmaschine auf die Nummer des Schimmels setzte und mit Vergnügen wahrnahm, daß nicht Menelaus, sondern der von Jagsthuber kutschierte Voltaire die Favoritenstellung auf dem Wettmarkte einnahm. Nun würde die Siegesquote und damit ihr Gewinn um so größer sein. Ein strammer Kerl, der Lechner. Und er wird es sein, der als Erster im „Großen Preise" durchs Ziel fährt. Sie war schon im voraus stolz auf ihn. Ihr mächtiger Federhut wippte vor Vergnügen, als sie nun die Totobuden verließ, dem Eisrondell zustrebend, der Julihitze ein Paroli zu bieten. Sie nahm Platz, aber bald fühlte sie sich geniert. „Was schaut mich denn die Person da so saudumm an, des Windelwaschprinzesserl des...?"

Sie hatte recht, wenn sie sich darüber aufhielt. Annis — keiner anderen — Blicke hatten sich an ihr festgesaugt, als wollten sie die ganze Centa mit Haut und Haar und Pelzboa verspeisen, einschließlich der Schminke, die auf der einen, des Blondfarbstoffs, der im anderen lag, und auch der unbestreitbaren Vornehmheit, die den beinahe echten Fuchspelz auszeichnete. „Des da... Herr Heiland... des is s'...!"

Heiland war sehr betroffen, daß seine Braut ihn plötzlich wieder siezte. So daß er nicht gleich erfaßte, was die aufs höchste Erregte eigentlich meinte. Aber er blieb nicht lange im unklaren: „Von der Neuturmgassn die... dem Lechner sein G'schoß."

Fräulein Centa hatte es gehört. Sie beugte sich zu dem freundlichen Italiener, dem der Eisladen gehörte, und streckte, während ihr Oberkörper sich weit über den Ladentisch schob, ihren hinteren und unteren Körperteil höchst plastisch nach außen. Und sprach also und peinlich hochdeutsch:

„Finden Sie nicht auch, Herr Toseellini, daß de Dienstmadeln jetzt furchtbar vielen Ausgang haben tun. Wohin ma spuckt, ist so a Deanstmensch da."

Anni wurde puterrot. „Die, die will... der werd i... Glei gehst, Bertold und haust ihr eine nei... glei, sag i dir, oder i bin dir bitterbös."

Da erkannte Heiland, daß die Liebe zu schweren Konflikten führen könne. Denn er war nicht der Mann, inmitten Volkes wohlgeputzten Damen Ohrfeigen zu verabreichen. Aber er hätte es vielleicht doch noch tun müssen, wäre nicht plötzlich Bewegung in die Menge gekommen. Man hatte den Beginn des Rennens ganz übersehen und drängte nun, schiebend und mit den Ellenbogen vorwärts treibend, den Tribünen zu und nach der Barriere der Bahn, auf der gerade die Spitzengruppe der Pferde vorübertrabte.

Beni Lechner wurde von seinem Herrn und Meister um einen Pferdekopf geschlagen. „Voltaire" hatte „Menelaus" besiegt. Nun fuhr Jagsthuber im Schmucke eines breiten Lorbeerkranzes mit dem schweißbedeckten Hengst die Ehrenrunde. Begeistert wurde dem beliebten Trainer applaudiert. Eine klatschte nicht mit: Centa. „Wart nur, Beni, Malefiz-Sakramenter. Noch amal verschiebst mi net!"

Beni aber war bereits dem Stalle zugefahren und hatte sich schnell in seine Ziviljacke geworfen. Er stand vor der Stalltür, als der Chef mit dem Sieger heimkam: „Blöder Depp!" sagte Jagsthuber. „Kannst net zocken, wennst siehst, daß es bei mir reicht..." Er wollte damit ausdrücken, daß Lechner ihm den Sieg hätte leichter machen sollen.

„Wenn 'n i net halten kann, den Schimmi", erwiderte Lechner, „Der wenn vüre geht, nacha laßt er net aus."

„'s scho recht", brummte Jagsthuber und verschwand.

Das gleiche wollte Lechner. Er fühlte sich höchst unbehaglich. Eine Sauwut hatte er. Der Tag aber war auch wirklich vollkommen verpatzt. Der Lehrbub, der vorüberging, erhielt eins hinter die Ohren. Die Erinnerung an sein Versprechen, Centa an den Tribünen aufzusuchen, stimmte ihn wenig freudig. In Geldsachen verstand das Fräulein Hintermostler keinen irgendwie gearteten Spaß. Beni, der Unangenehmem gern aus dem Wege ging und sich in diesem Bestreben von kleinen Formalitäten, wie es Versprechen, Ehrenwörter oder andere unmaterielle Bindungen sind, gemeiniglich nicht stören ließ, hätte in jedem anderen Falle die Sicherheit des Stallgebäudes nicht preisgegeben. Centa gegenüber aber konnte er jene Überlegenheit nicht ausspielen, die dem Vorstandsmitgliede eines Giesinger Athletenklubs über die übrige, schwächere Menschheit von Natur gegeben ist. So trottete er denn durch das Stallgelände. Vor dem Eingange schon erkannte er Centas roten Hut und die weiße Boa, deren Haarspitzen in der Julisonne funkelten.

Sie trat dicht an ihn heran, als er den Kontrolldurchgang passiert hatte. „Kaffalier", sagte sie. Und meinte natürlich das Gegenteil.

„Was tu denn i, wenn der Otto mit einem Mal narret wird?"

„Euch Schieber kenn i", erwiderte Centa, die sich in der Tat auszukennen schien. „Ihr steckt's alle mitanand unter oaner Decken."

„Centa", sagte Beni und wollte sich etwas erlauben. Seine Stimme klang gar so süß. „Strizzi!" erwiderte Centa, der alle Liebe vergangen war. Beni schaute gar traurig drein. Aber er konnte es nicht verhindern, daß Centa sich wandte und ihn stehen ließ. Das Blut schoß ihm in den Kopf, und er ballte beide Fäuste. Er schmetterte einen Fluch in die Luft. War denn niemand da, den man umbringen könnte... „O du Bluatsau von einer Welt!" knirschte der an aller Gerechtigkeit Verzweifelnde. Denn nie war ihm mehr Unrecht geschehen als jetzt! Hatte er nicht so ehrlich gehandelt wie nur möglich? Und nun mußte er sich vor Centa verkriechen. Aber gerade nicht! Sein Trotz erwachte. Er wollte gerade zeigen, daß er ein Kerl war. Er stieg über die Barrierenstange und ging den Tribünen zu. Da er seinen mannhaften Mut wiedergefunden hatte, brachte er es über sich, Centa, die er überholte, einige herzhafte Worte zu sagen. „Von mir aus, du Kaschba", erwiderte die wehrhafte Dame. „Beehr dei Deanstmensch, wann's beliebt. Aber selbst die Schlamp'n mag di nimmer. Kannst sehgn, wie s' am erschten Platz mit 'n buckelten Grischbi-Mannderl umanandspaziert, du trauriger Hanswurscht du!"

Da wischte Herr Lechner sich mit tüchtigem Ruck und dem Handballen über die Nase, die trotz der Juliwärme vor lauter Empörung zu laufen begann. Der gesamten Zeitgenossenschaft sandte er den Gruß des Götz von Berlichingen. Sprach ihn jetzt jemand an, mit dem freundlichen Gesichte des auf einen Renntip Lauernden, so lief dieser erhebliche Gefahr, an Körper und Leben Schaden zu nehmen. Und doch — als Beni jetzt wirklich die im blauen Cheviotstaat recht prunksame Anni erblickte und daneben den ihm unbekannten Krüppel, der nicht nur wegen seiner Breite, sondern vornehmlich in der Geflissentlichkeit des Liebenden um seine Braut ständig herumzugehen schien, verspürte Lechner die große Ruhe eines Mannes, der auf der Höhe der Situation steht. Oh, er kannte die Welt, zumal die Frauenwelt. Anni und der da? Es war zum Lachen. Und er trug den größten Ernst und die geruhigste Würde zur Schau, als er nun, an dem Paare vorbeigehend, sich blitzschnell umwandte und sagte: „Meinen allerhörzlichsten Glückwuuunsch!" — Blutrot und unfähig, ein Wort zu erwidern, stand Anni vor dieser unerwarteten Begegnung. Der Ernst zumal, den sie an Beni erkannte — aber nicht kannte! — frappierte sie. Hier aber fand Heiland, in den Dingen des Gemütes erfahren und kundig, die Sprache der Seelen zu verstehen, das erlösende Wort. Er trat auf Lechner zu, stellte sich ein wenig auf die Zehenspitzen, um ihm voll ins Gesicht sehen zu können, und sagte: „Es ist mir herzlich leid um Sie, weil Fräulein Anni mich Ihnen vorgezogen hat. Seien Sie ein Mann, und tragen Sie, was das Geschick so bestimmt hat, Herr Lechner... denn ich hab doch wohl die Ehre, vor Herrn Lechner zu stehen?"

Herrn Beni, der sich doch in allen Dingen des Lebens auszukennen glaubte, verschlug diese Anrede die Sprache, und so kam es, daß der ernsthafte Herr Heiland die trostreichen Worte zu Ende führen und aus der Zehenspitzenlage wieder in Grundstellung zurückgehen konnte. Da aber hatte der andere sich gefaßt und sagte: „Wir sind hier in Ogl und net in Eglfing", womit er auf die in diesem Orte stationierte Irrenanstalt hinweisen wollte, und er wandte sich an Anni: „I gratulier dir fei zu dein' strammen Schatz. Zwegen sonst sprech ma uns noch." Und er ging wiegenden Schrittes von dannen, einen Gassenhauer pfeifend, da ihn, nach dem Anblicke des Uhrmachers, die Gewißheit der eigenen männlichen Schönheit sieghaft stimmte.

Anni aber wankte wortlos ein paar Schritte abseits, dem großen Rasen zu, hinter dem die Autos und Wagen ihren Wartestand hatten. Hier war es menschenleer. Nur ein paar traurige Verlierer irrten trübselig umher und philosophierten über die Vergänglichkeit jeder irdischen Hoffnung und über die Gefahren der berühmten „todsicheren Tips". Anni preßte die Lippen zusammen und brachte vor Erregung kein Wort über die Lippen. Heiland, der hinter ihr hergetrippelt war, umtänzelte sie und kannte sich angesichts der tiefen Niedergeschlagenheit Annis überhaupt nimmer aus. Nahm sie so starken Anteil am Kummer ihres früheren Bräutigams? Dabei hatte Heiland Lechners Benehmen durchaus nicht ergeben und würdig gefunden.

„Anni", sagte er leise, „er wird's schon verwinden."

Da heulte sie drauflos. Ihn, den verräterischen Beni, hatte sie treffen wollen. Und er? Verhöhnt hatte er sie. Oh, diese Blamage!

„Anni", hörte sie wieder. Heilands flaumige Hände machten den Versuch, sie zu streicheln. „Du hast mich doch lieb... und ich hab dich lieb. Das ist doch die Hauptsach! Herr Lechner... der tut sich schon nichts an. Meinst du, daß der dran zugrund gehen wird, weil du mich ihm vorziehst? Nein... nein... der ist von härterem Schlage. Du, ich kenn mich in den Menschen aus... der ist nicht so wie andere. Der tut sich nichts an. Sicher nicht. Da brauchst nichts fürchten, Anni." Er hatte, wie es die Hühner tun, den Kopf bei jedem Schritte vorausgestreckt, so weit es der kurze Hals erlaubte. Nun aber zog er ihn erschreckt zurück. Denn Anni wandte sich und sagte ihm, mit bösen Augen: „Was redst denn für'n Stiefel daher, du spinnst ja, Mensch!"

Verschüchtert schaute er nieder: „Wenn du meinst... ich denk... ich mein' die Pferd' fangen wieder an... Du schaust doch so gern zu...."

Ihre Aufwallung tat ihr leid: „Bist ja so gut zu mir... Aber ich möcht lieber heim. Zu Fuß. Die vielen Leut nachher im Zug... ich könnt sie eh nicht brauchen. Wollen wir... zu Fuß... jetzt schon...?"

Nichts war Heiland lieber als dieser Wunsch. Es war ihm völlig unfaßbar, was diese Menschenmenge auf den Tribünen und an der Rennbahn-Barriere so heiß erfüllte. Nein, Bertold Heiland, der Uhrmacher, war durch sein Trabrennbahn-Debüt nicht zu einem begeisterten Oglinger geworden...

Sie gingen schweigsam nebeneinander. Und obwohl Anni sich mit keinem Worte an ihn wandte, fühlte Heiland sich glücklich. Sie waren ja die einzigen Wanderer auf dem staubigen Wege zur Stadt. Und ein tiefblauer Himmel lag über ihnen. Geteilte Einsamkeit ist doppelt süß. Aber schließlich hielt er's nicht länger aus: „Dort ragen schon die Frauentürm aus der Silhouette der Stadt", sagte er.

„Woraus?" fragte Anni.

„Aus der Silhouette der Stadt, hab i g'sagt", wiederholte er.

„Von mir aus", erwiderte sie. Was der nur wollte?

„Und links... Schau nur... die Berg'... ganz deutlich."

„I mag keine Berg' net."

„Was magst denn, Anni?"

Heulen. Das mochte sie. Und tat's denn auch.

„Wenn ich dir nur helfen könnt... wenn ich nur wüßt, wie ich dir helfen könnt... armes Mäderl, liebes... Warum weinst denn nur?"

Ein Wagen kam hinter ihnen und zwang sie, zur Seite zu treten. Anni wischte sich die Augen.

(Fortsetzung folgt.)



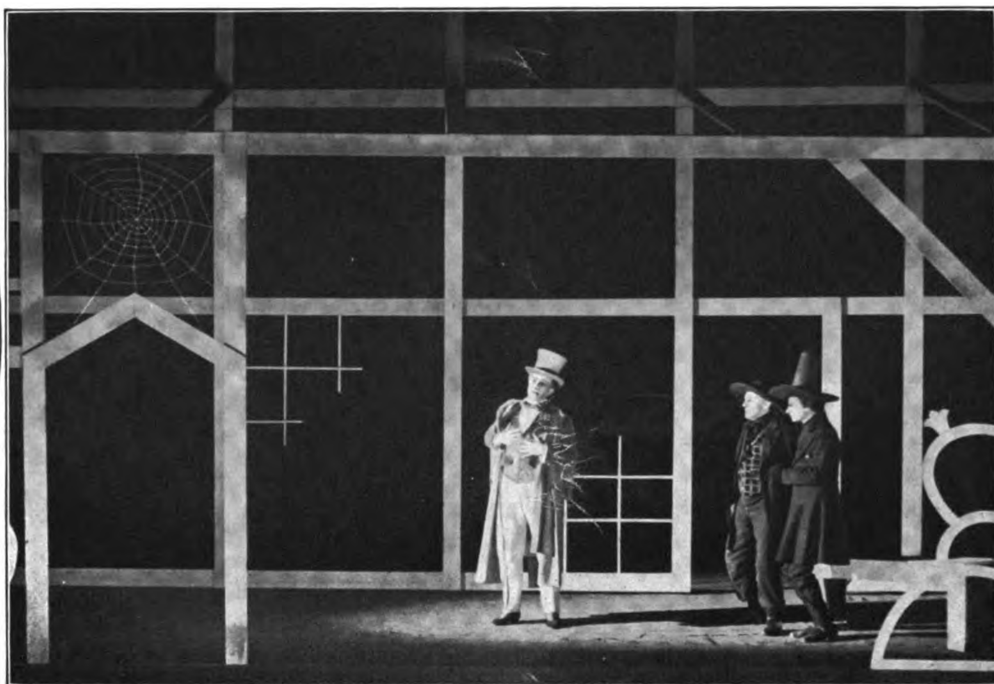


Links: Von der Andreas-Hofer-Gedächtnisfeier auf dem Berge Isel bei Innsbruck, die sich zu einem trutzigen Treubekenntnis Tirols zum Deutschtum gestaltete: Dr. Stumpf, der Landeshauptmann von Tirol, bei der Festrede zur Erinnerung an die vor 116 Jahren erfolgte Erschießung des Freiheitshelden durch die Franzosen. — Rechts: Vom Besuch des brasilianischen Gelehrten Prof. Miguel Couto in Hamburg auf Einladung der medizinischen Fakultät: Nach einem Vortrag des Gastes im klinischen Hörsaal des Krankenhauses Eppendorf am 26. Februar. 1 Prof. Kestner; 2 Prof. Brauer; 3 Konsul H. Schüler, Bremen; 4 Prof. M. Couto; 5 Prof. Nocht, der Leiter des Tropenhygienischen Instituts. (Phot. O. Reich, Hamburg.)



Otto Ernst,

namhafter Dichter, weitbekannt durch seine Plaudereien, Theaterstücke und Romane, † am 5. März in Groß-Flottbek bei Hamburg im 64. Lebensjahre



Szenenbild (mit H. Gernot in der Titelrolle) von der Aufführung des Stückes „Der natürliche Vater" von Herbert Eulenberg am Stadttheater in Bonn zu der kürzlich veranstalteten Feier seines 50. Geburtstages. (Phot. H. Herff, Bonn.)



Ludwig Finckh,

bekannter schwäbischer Dichter, der als Arzt in Gaienhofen am Bodensee lebt, Verfasser vielgelesener Romane und Gedichte, kann am 21. März seinen 50. Geburtstag feiern.



Von der Aufführung der romantischen Oper „Undine" von E. Th. A. Hoffmann im Stadttheater zu Bamberg zur Feier des 150jährigen Geburtstages des Dichters: Letzte Szene aus dem 3. Akt; auf der Burg Ringstetten. Bemerkenswert war bei dieser Aufführung die szenische Ausstattung des Stückes in der Zeit E. Th. A. Hoffmanns. (Phot. C. Bauer, Bamberg.)

Fünfzig Jahre Fernsprechtechnik.

Von Werner Ahrens, Charlottenburg.



Philipp Reis, der deutsche Erfinder des Telephons.



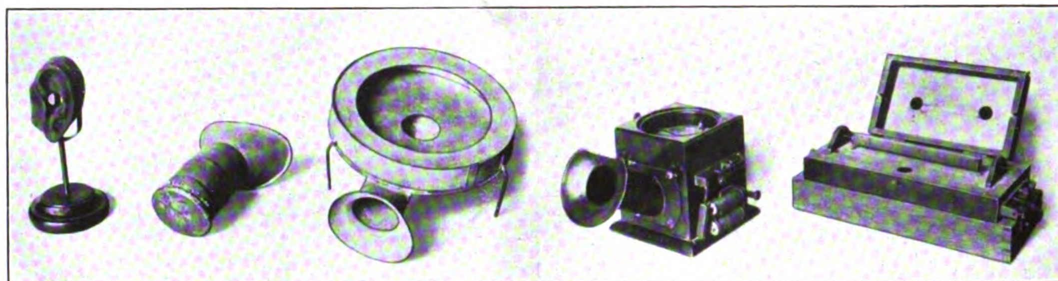
Werner Siemens, der Bahnbrecher der praktischen Telephonie in Deutschland.

In diesem Jahre kann die Fernsprechtechnik auf ihr 50jähriges Bestehen zurückblicken, da das am 26. Februar 1876 von Graham Bell angemeldete und am 7. März des gleichen Jahres unter Nr. 174 465 erteilte amerikanische Patent den Ausgangspunkt der praktischen Telephonie darstellt. Zwar hatte Philipp Reis schon 16 Jahre früher einen Fernsprecher erfunden und „Telephon" getauft. Aber es gelang dem in Friedrichsdorf bei Homburg v. d. Höhe als Lehrer wirkenden deutschen Erfinder nicht, sein Geisteskind so zu vervollkommnen, daß es für den Nachrichtenverkehr hätte praktische Bedeutung bekommen können. Gelehrte verschiedener Länder beschäftigten sich mit der Erfindung von Reis: unter anderen führte der erfolgreiche Telegraphenerfinder Hughes in einem vor Alexander II. gehaltenen Vortrag über Telegraphie die Reisschen Apparate vor. Das Telephon wurde auch in amerikanischen Zeitungen beschrieben, und gewiß war auch Bell mit ihm näher bekannt geworden.

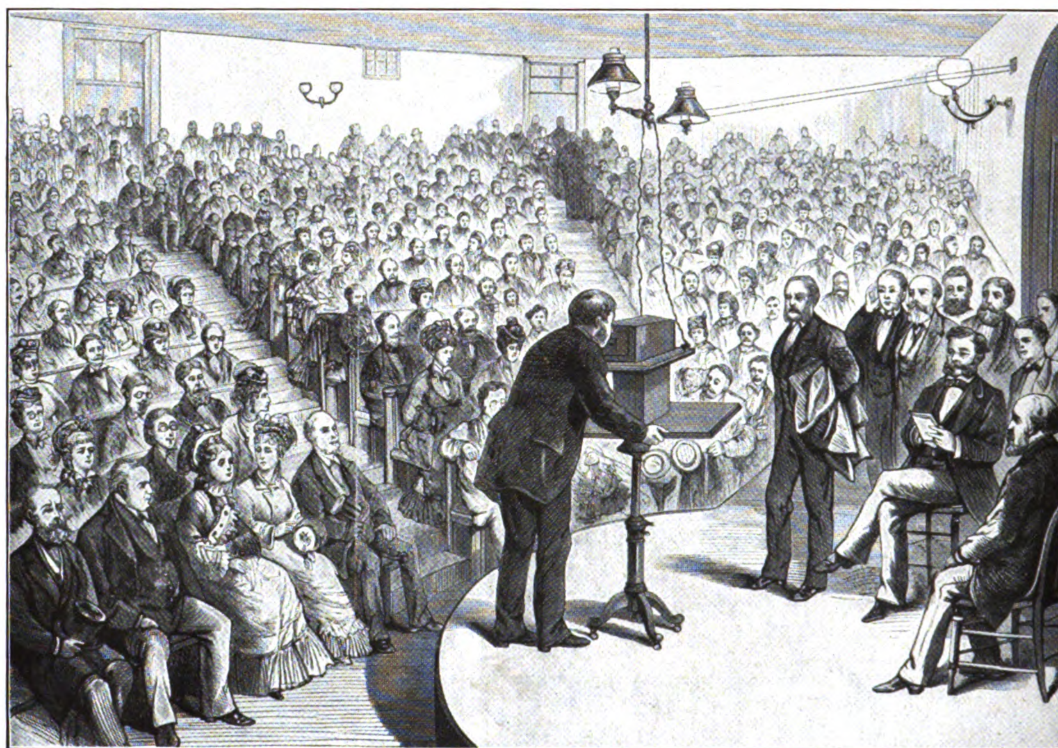
Reis mußte, strenggenommen, aus einem Nichts schöpfen. Nie zuvor hatte jemand sich vermessen, die beim Sprechen entstehenden Schwingungen der Luft dazu ausnutzen zu wollen, einen fließenden elektrischen Strom im Rhythmus der Schallschwingungen zu verstärken und zu schwächen, um die Stromschwankungen im Empfänger wieder zur Herstellung mechanischer Bewegungen und damit zur Schallerzeugung auszunutzen. Mit der Nachbildung des menschlichen Ohres fing Reis an; mit einer Membran, die den heute üblichen in der Form verwandt war, hörte er auf. Wenn er nur Teilerfolge erzielte, so erklärt sich das besonders durch die Verwendung von Schweinedünndarm für die Membran an Stelle des später verwendeten Metalls und dadurch, daß der Stromfluß nicht geschwächt und verstärkt, sondern völlig unterbrochen wurde.

Graham Bell, der in Edinburg geboren war und dort auch studierte, wurde später in Amerika — in Boston — Professor der Physiologie der Sprachorgane. Eigentlich anderen Zielen zustrebend, führte ein gütiges Geschick ihn über das von Reis Erreichte weit hinaus. Als Empfänger war von Reis eine mit Drahtspule umgebene Stricknadel benutzt worden. Bell verwendet sowohl als Empfänger wie als Geber je ein Telephon. Die durch das Sprechen in Schwingung versetzte Membran induzierte beim Bell-Telephon in einem hinter der Membran angeordneten Magneten die Sprechströme. Am 5. Mai 1876 bot Bell der „American Academy of Arts and Sciences" in Boston telephonische Musikübertragung dar. Die Erfindung war mit der ebenfalls neuen Glühlampe gemeinsam im gleichen Jahre die Anziehungskraft der Weltausstellung in Philadelphia.

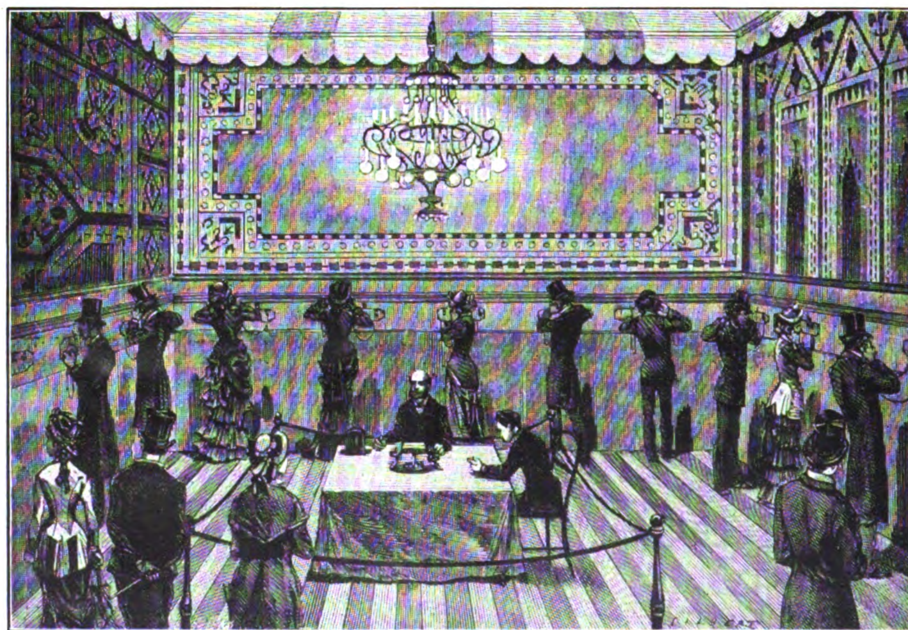
Reis und Bell teilen sich in den Ruhm, der Welt eine der sinnvollsten und kühnsten Erfindungen aller Zeiten beschert zu haben. Unablässig ausgebaut, schreitet sie, z. B. vom Draht entfesselt, augenblicklich mit Siebenmeilenstiefeln fort. Das Patentgesuch löste übrigens dramatische Nebenwirkungen aus, da Elisha Gray am gleichen Tage mit Bell ein Telephon-Patent anmeldete und sich zwischen beiden ein rücksichtsloser Prioritätsstreit entspann.



Die ältesten Apparate von Philipp Reis. (Reichspostmuseum, Berlin.) Von links nach rechts: Ohrmuschel, Schalltrichter, Beckenapparat, Geber und Empfänger.



Graham Bell bei der Vorführung des von ihm erfundenen Telephons in Boston (Vereinigte Staaten von Amerika) im Jahre 1876. Nach einer zeitgenössischen Abbildung der „Illustrirten Zeitung".

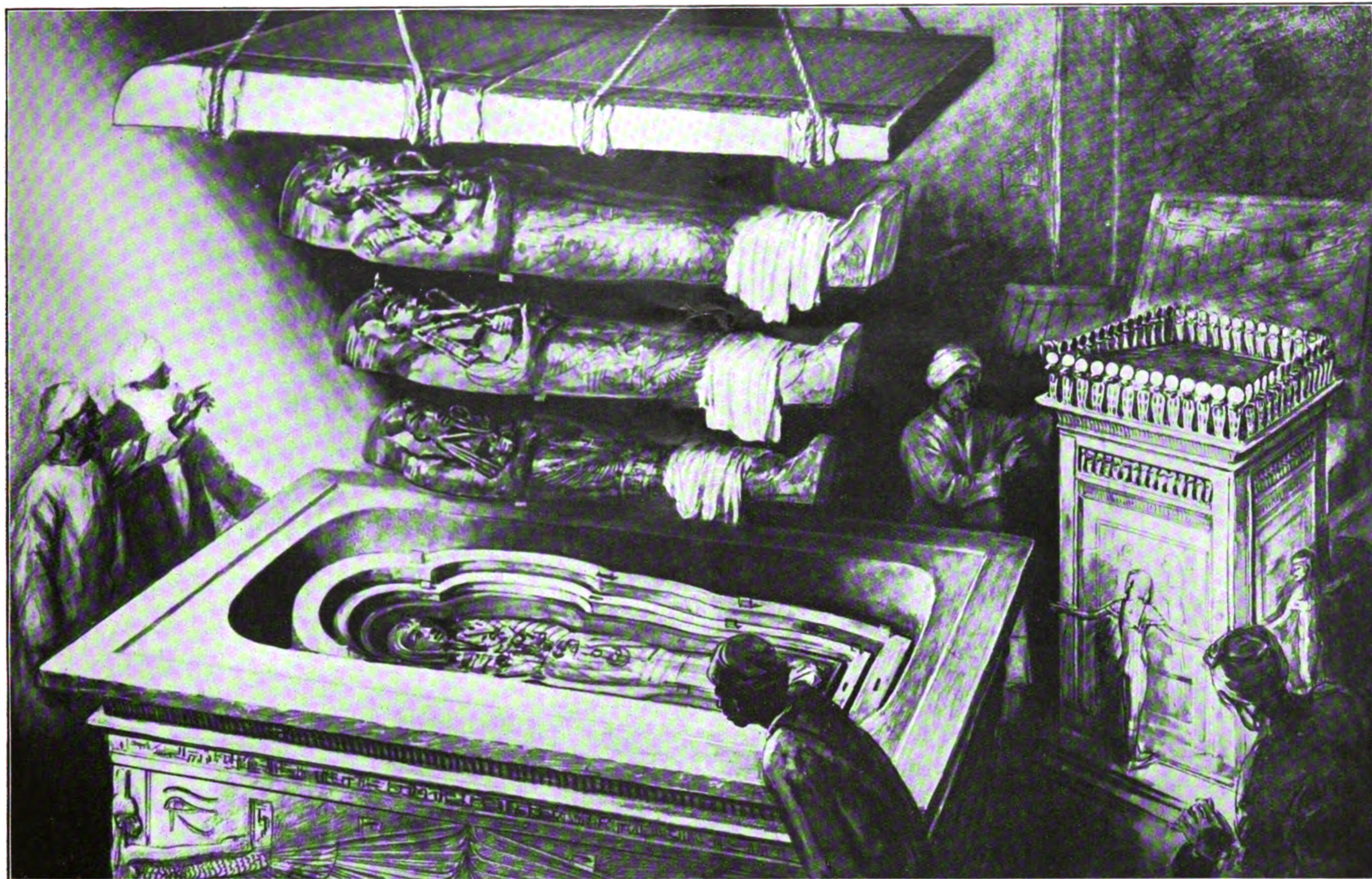


Das Telephon als einer der Hauptanziehungspunkte der Internationalen Ausstellung für Elektrizität in Paris 1881: Ausstellungsbesucher bei den Hörproben im Hörsaal. Nach einer zeitgenössischen Abbildung der „Illustrirten Zeitung".

Die Zügel, die Deutschland sich seit Reis' Erfindung hatte entgleiten lassen, wurden in der Heimat 1877 mit fester Hand wiederaufgenommen. Der geniale und weitschauende Generalpostmeister Stephan und der Vater der Elektrotechnik, Werner Siemens, waren es, die den Ruhm wieder an die deutsche Fahne hefteten. Mitte Oktober 1877 hatte Stephan die ersten technischen Berichte über das Bell-Telephon in amerikanischen Zeitungen gelesen und am 24. Oktober zwei Bell-Telephone in die Hand bekommen. Schon am nächsten Tage waren diese Telephone zwischen Berlin und Potsdam erprobt worden. Am 9. November schickte Stephan einen längeren Bericht an Bismarck, und am 12. November wurden dem Reichskanzler die ersten Telephone in Varzin vorgeführt und, obwohl dieser den Gedanken einer Verbindung mit Varzin mit der Erklärung „Nur nicht in Rufweite!" ablehnte, noch im gleichen Monat Fernsprechverbindungen zwischen verschiedenen Berliner Postanstalten mit Telephonen der Firma Siemens & Halske geschaffen. Auf ihnen spielte sich der erste amtliche, wenn auch noch nicht öffentliche Fernsprechverkehr der Welt ab. Werner Siemens, der schon bei den ersten Versuchen Stephans zugegen gewesen war, hatte sofort mit scharfem Blick die Schwächen des Bellschen Telephons erspäht und durch bedeutende Verbesserungen die amerikanische Konstruktion erheblich übertroffen. Insbesondere ersetzte er den Stabmagneten durch einen Hufeisenmagneten, wodurch es möglich wurde, wesentlich größere Entfernungen als bisher telephonisch zu überbrücken. In den Händen von Privatpersonen diente das Telephon zu jener Zeit nur als technische Spielerei. Da die Firma Siemens & Halske noch die einfachen, nach dem Bellschen Prinzip gebauten Telephone für wenige Mark verkaufte, wurde das Geschäftslokal der Firma von Menschen gestürmt, die alle „auch einmal" gern sprechen wollten. Erst 1881 richtete man einen öffentlichen amtlichen Fernsprechverkehr ein, wobei man die von Werner Siemens verbesserten Telephone verwendete. Berlin, Hamburg und Mülhausen i. E. machten den Anfang. Berlin und Hamburg fingen mit etwa 10 Teilnehmern an, Mülhausen, wo die Industrie blühte und sich die Massenträgheit der Menschen weniger stark zeigte, mit 68 Teilnehmern. Im Jahre 1888 waren im Deutschen Reiche schon über 100 Orte dem Fernsprechverkehr erschlossen. Am Ende des 19. Jahrhunderts zählte man in Berlin bereits über 50 000 Anschlüsse, und heute wird man in der Reichshauptstadt von 200 000 nicht mehr weit entfernt sein.

Die telephonischen Einrichtungen wurden verwickelter. Dem Fräulein vom Amt erwuchs in den von Siemens & Halske verbesserten Selbstanschlußanlagen ein ernster Wettbewerber. Selbstinduktionsspulen und Verstärkerröhren ermöglichten die Telephonie im Weitverkehr. Die Fernsprechkabel wurden nicht nur zu Lande verlegt, sondern sie durchziehen auch den Bodensee, die Ostsee, den Englischen Kanal usw. Bald wird man in Europa von jedem Platz aus mit jedem andern sprechen können. Noch viel mehr fühlt sich die drahtlose Telephonie über Raum und Zeit erhaben. Die Welt ist ihr Feld.

ZUR ÖFFNUNG DES SARGES TUTANCHAMONS



Der geöffnete Sarkophag des Pharaos Tutanchamon. Nach einer Zeichnung von D. Macpherson.

Das Ergebnis der Öffnung des Sarkophages Tutanchamons hat den Erwartungen, die man auf Grund der im Grabe gemachten kostbaren Funde hegen durfte, voll und ganz entsprochen. Im steinernen Sarkophage standen ineinandergeschachtelt drei Schreine, deren Deckel die Gestalt des Königs wiedergeben. (In unserem Bilde sind diese Deckel zur Veranschaulichung in ihrer Reihenfolge übereinander aufgehängt dargestellt.) Die beiden äußeren Schreine bestehen aus Holz, das mit Blattgold überzogen und mit farbigem Glas eingelegt ist. Das Glanzstück bildet der massiv-goldene innere Schrein, in dem die Mumie des Königs liegt.

Über drei Jahre sind ins Land gegangen, seitdem aus dem Niltale die überraschende Kunde von der Entdeckung des Grabes des Pharaos Tutanchamon zu uns gelangte. Mit wachsendem Erstaunen vernahm die Welt die Berichte der Archäologen über die unermeßlichen Schätze, die aus den schier unerschöpflichen Grabkammern nach 3300 jähriger Ruhe ans Licht stiegen. Es ist begreiflich, daß sich die breite Öffentlichkeit sehr bald der Angelegenheit in einer Weise annahm, die häufig wenig geschmackvoll, nicht selten ins Groteske gesteigert war. Und es ist andererseits nicht weniger begreiflich, daß sich der enge Kreis der Fachgelehrten angesichts der allzu laut gerührten Reklametrommel der angelsächsischen Presse zunächst zurückhaltend verhielt. Inzwischen hat sich jedoch herausgestellt — zumal nachdem gutes Bildermaterial nach Europa gelangt war — daß die Stimmen derer, die von der größten archäologischen Entdeckung, die jemals auf ägyptischem Boden gemacht ist, gesprochen hatten, kaum zu viel behauptet haben. Die ganz außerordentliche Bedeutung des Fundes liegt zunächst darin, daß wir zum ersten Male ein Königsgrab vor uns haben, das — von Kleinigkeiten abgesehen — der Beraubung durch Gräberdiebe entgangen ist. Auch dadurch, daß das Grab nie geöffnet worden und infolgedessen der Luft und der Feuchtigkeit jeglicher Zutritt verwehrt worden ist, ist vieles gerettet worden, was wegen seiner Empfindlichkeit sonst dem Zahn der Zeit zum Opfer gefallen wäre. Nun kommt aber als ein besonderer Glücksfall hinzu, daß dieser ganze in völliger Unberührtheit auf uns gekommene Grabschatz aus einer Periode der altägyptischen Geschichte stammt, die man mit vollem Recht als die Blütezeit des Pharaonenreiches bezeichnet hat. Nachdem durch groß angelegte Eroberungszüge in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts v. Chr. der Grundstock zu einem ungeheuren Reichtum gelegt ist, folgt eine Zeit der Ruhe, in der die Söhne einheimsen und genießen können, was die Väter auf den Schlachtfeldern Palästinas errungen haben. Der kulturelle Aufschwung ergreift das ganze Volk, bleibt also nicht etwa auf den Hofkreis beschränkt; er offenbart sich nicht minder in der zweckvollen, ansprechenden Gestalt einer Kleidertruhe, in der eleganten, wohligen Form eines Sessels oder gar der reizenden Formgebung eines unscheinbaren Salblöffels als in den unerhört frischen, lebendigen Bildern der Gräber und in den ausdrucksvollen Bildnissen der führenden Persönlichkeiten dieser Zeit Am glanzvollen Hofe zu Theben wächst die Gestalt des Pharaos Echnaton auf, der, kaum zur Regierung gekommen, mit dem Glauben seiner Väter bricht und in seiner neugegründeten Hauptstadt Amarna allein die Sonnenscheibe verehrt wissen will. Den tiefen Sinn seiner Lehre offenbart uns am besten die neue Kunst: sie ringt nach stärkerem Ausdruck, nach innerer Wahrheit und gänzlicher Befreiung aus den Fesseln konventionellen Zwanges. Und doch war sein Werk zu schnellem Untergange verurteilt. Die Tatsache, daß Echnaton nichts für die Erhaltung der Reichsgrenzen und die Aufrechterhaltung der Ordnung im Innern tat, und daß die Formen der alten Religion dem Volke durchaus noch lebendig erschienen und keineswegs überlebt waren, waren für den Bestand der neuen Lehre ebenso vernichtend wie die, daß ihm kein Sohn beschieden war, der sein Werk hätte fortführen können, und daß infolgedessen sein Schwiegersohn Tutanchamon den Thron bestieg. Bereits in den ersten Jahren seiner Regierung vollzog sich die Rückkehr zum alten Glauben. Die Hunderte von Fundstücken aus seinem Grabe beweisen, daß zu seiner Zeit noch die besten Traditionen des ägyptischen Kunsthandwerks lebendig waren. Die Truhen, Sessel, Gewänder, Wagen, Schmuckstücke zeugen von einer Erlesenheit des Geschmacks, von einer Vollendung der Formengebung, von einer Sicherheit im Hervorrufen von Farbwirkungen, die kaum von irgendeiner Epoche der gesamten Kunstgeschichte übertroffen sein dürften. Ist also die künstlerische Ausbeute der Entdeckung gewaltig, so fragt man andererseits nach neuen Aufschlüssen über die oben angedeuteten, unter seiner Regierung erfolgten geschichtlichen Ereignisse. Hier hat das Grab im wesentlichen nur in einer, dafür aber in einer sehr bedeutungsvollen Hinsicht Aufklärung gebracht. Es gelang den Anatomen, durch Untersuchung der Mumie des Königs das von ihm erreichte Lebensalter festzustellen. Danach starb er im Alter von etwa 18 Jahren. Da er 7 Jahre regiert, hat er also als Knabe von 11 Jahren den Thron bestiegen. Mithin kann er bei der Wiedereinführung des alten Glaubens unmöglich eine entscheidende Rolle gespielt haben. Wir müssen sie vielmehr anderen Mächten zuschreiben.

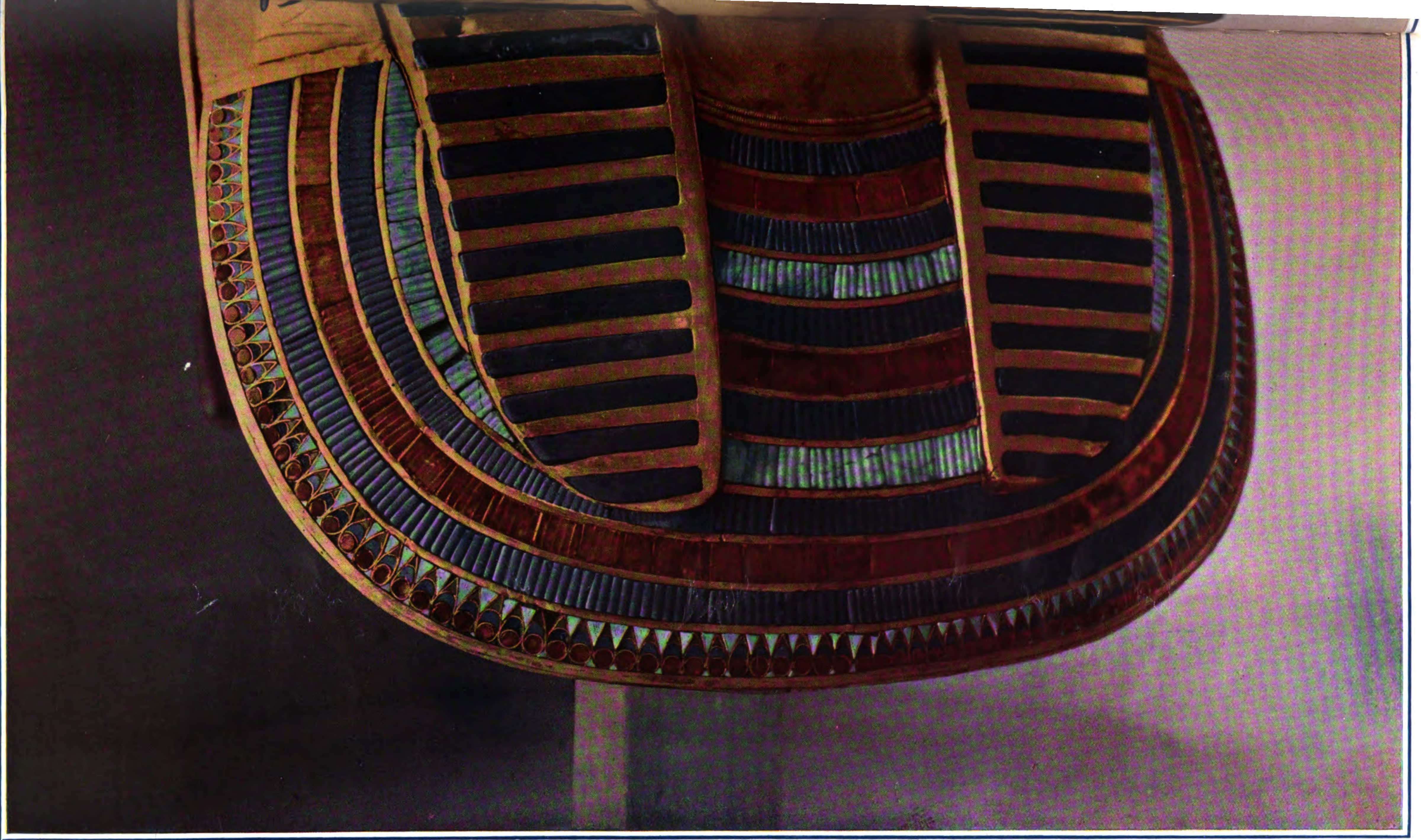
Die Öffnung des Sarges fand erst vor kurzem statt. In dem mächtigen Sarkophag aus braunem Sandstein stand ein vergoldeter Holzsarg, dessen Deckel die Gestalt des Königs hat, in diesem ein zweiter ebensolcher und in diesem ein dritter, der die Mumie des Pharaos enthielt. Er ist aus massivem, 2,5 mm starkem Golde. Wenn wir uns ausrechnen, daß sein Goldwert allein über eine halbe Million beträgt, so belebt das zwar unsere Anschauung, wir dürfen aber nicht vergessen, daß sein Kunstwert unendlich viel größer ist. Es klingt fast wie ein Widerspruch, und doch machen der goldene Sarg und die auf der Mumie liegende goldene Maske (vgl. die umstehende farbige Wiedergabe) einen durchaus nicht prunkhaft überladenen, sondern vielmehr ruhigen und einfachen, wenn auch königlich-würdevollen Eindruck. Dr. Walther Wolf.



Nebenstehend: Der Deckel des innersten Sarges des Pharaos Tutanchamon.

Der innerste Sarg, der die Mumie des Königs enthielt, ist aus reinem, 2,5 mm starkem Gold. Seine Länge beträgt etwa 1,80 m, sein Gewicht vier Zentner. Der Deckel stellt den König in Gestalt des Totengottes Osiris dar, der Zepter und Geißel in den über der Brust gekreuzten Händen hält. Die Oberfläche des Ganzen ist durch Einlagen von Halbedelsteinen, insbesondere Lapislazuli, Karneol und Türkis, sowie durch sorgfältige Gravierungen reich geschmückt. Die Ausführung ist so außerordentlich fein, daß auch bei diesem Stück der Kunstwert unermeßlich ist.





DIE GOLDENE MASKE DES PHARAOS TUTANCHAMON

NACH EINER PHOTOGRAPHISCHEN AUFNAHME VON HARRY BURTON AM METROPOLITAN MUSEUM OF ART, NEUYORK (WELT-COPYRIGHT)

Die wundervolle Maske, die das Gesicht und die Schultern der Mumie des Pharaos Tutanchamon bedeckte, besteht aus getriebenem Gold mit Einlagen aus Halbedelsteinen und farbigem Glas. Die dunkelblauen Streifen sind Lapislazuli, die hellblauen Türkis und die roten und braunen Karneol. Augenwimpern und Brauen sind durch Lapislazuli, die Pupillen durch Obsidian bezeichnet. Am Kopftuch recken sich Geier und Schildviper, die Schutzgöttinnen Ober- und Unterägyptens, dem Beschauer entgegen. Die lebensgroße Maske, die, abgesehen von ihrem unermeßlichen Kunstwert, auch einen beträchtlichen Materialwert darstellt, ist ein hervorragendes Beispiel altägyptischer Bildniskunst, das in völliger Unberührtheit auf uns gekommen ist. Ein Vergleich mit der Mumie läßt die Maske als ein lebenswahres Bildnis Tutanchamons erkennen.

DIE NEUE SACHLICHKEIT IN DER MALEREI



Carlo Mense: Familienbildnis.

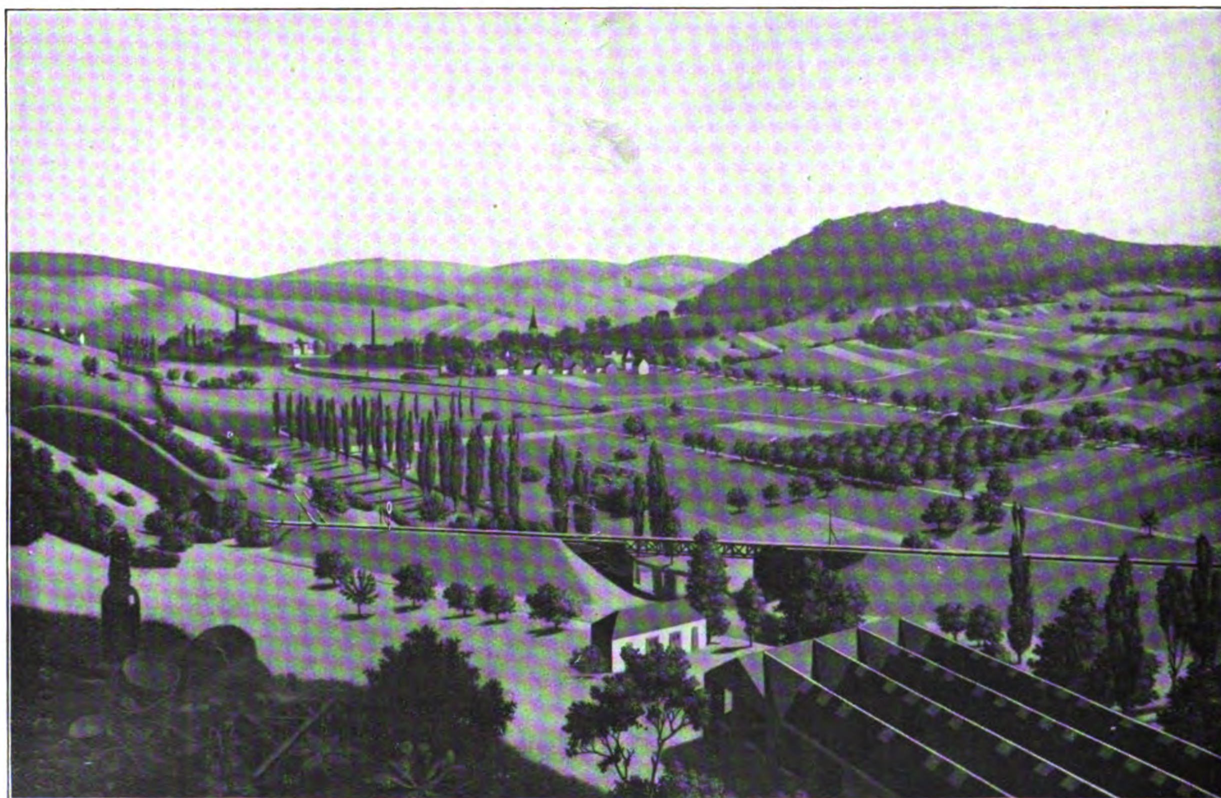


Fritz Burmann: Zwei Frauen in italienischer Landschaft.

Merkwürdig rasch hat sich das ursprünglich für eine Ausstellung jüngster Kunst in der Mannheimer Kunsthalle geprägte Schlagwort „Neue Sachlichkeit" in Deutschland eingebürgert, ja, sogar in auswärtigen Zeitungen findet man es gelegentlich in deutscher Sprache als bestimmten, kaum übersetzbaren Begriff zitiert. Die rasche Aufnahme des Schlagwortes mag wohl damit zusammenhängen, daß nicht nur in der Kunst, sondern auch im politischen, im wirtschaftlichen und sozialen Leben eine „Deflation", eine zwar schmerzliche, aber im Grunde doch heilsame Ernüchterung, ein Abbau aller nur scheinhaften, utopischen Werte eingetreten ist. Immer ist ja die bildende Kunst mit ihren Umschwüngen, ihrem beständigen Tasten nach neuer Form nur ein Ausdruck für das, was auf allen Gebieten des geistigen und materiellen Kulturlebens gleichsam „in der Luft liegt" und sich vorbereitet. Ebendies macht die Kunstbetrachtung so reizvoll und gibt dem Nachspüren neuester Kunstbewegungen einen Sinn, der weit über das Sonderinteresse bestimmter Künstler- und Atelierkreise hinausreicht.

Rasche Umschwünge, schnellen Wechsel der Kunstrichtungen und Moden ist man bei dem allgemeinen Tempo heutigen Lebens gewohnt. Der jüngste Umschlag in der Malerei und Graphik, wie man ihn mit dem Stichwort der „neuen Sachlichkeit" bezeichnet, hätte daher wohl kaum solches Aufsehen erregt, wenn es sich nur um eine Fortbildung, eine neue Steigerung der als Expressionismus, Kubismus usw. bekannten abstrakten Kunstrichtungen gehandelt hätte. In der Tat gibt es auch heute solche Weiterbildungsversuche: den sogenannten Konstruktivismus, der mit völlig wirklichkeitsfremden, abstrakten, von fern an die Formenwelt der Technik erinnernden Einzelformen komponiert ist, und der — etwa bei den Künstlern des „Bauhauses" (Dessau) — in enger Gemeinschaft mit architektonischen und kunsthandwerklichen Aufgabestellungen unseres technischen Zeitalters vorgeht. Aber gerade diese wichtige Kunstbewegung ist noch wenig populär geworden, während die Ausstellungen der Maler, die heute wieder „zur Natur zurückgekehrt" sind, die also ihr künstlerisches Wollen wieder in gegenständlicher Wiedergabe der Wirklichkeit betätigen, selbst in breitesten Kreisen große Aufmerksamkeit gefunden haben. In den meisten Fällen spricht hier wohl der ein wenig billige und im Grunde auch ganz irrtümliche Triumph der Vertreter einer „alten Sachlichkeit" mit, die von jeher das naturferne Wollen expressionistischer Kunst als eine vollständige Verirrung und als Ausdruck des Nichtkönnens verurteilt hatten, und die nun freudig feststellen zu können glauben, daß die ganze Richtung schon überwunden und man wieder reumütig zu dem akademischen Grundsatz der korrekten Naturnachahmung zurückgekehrt ist.

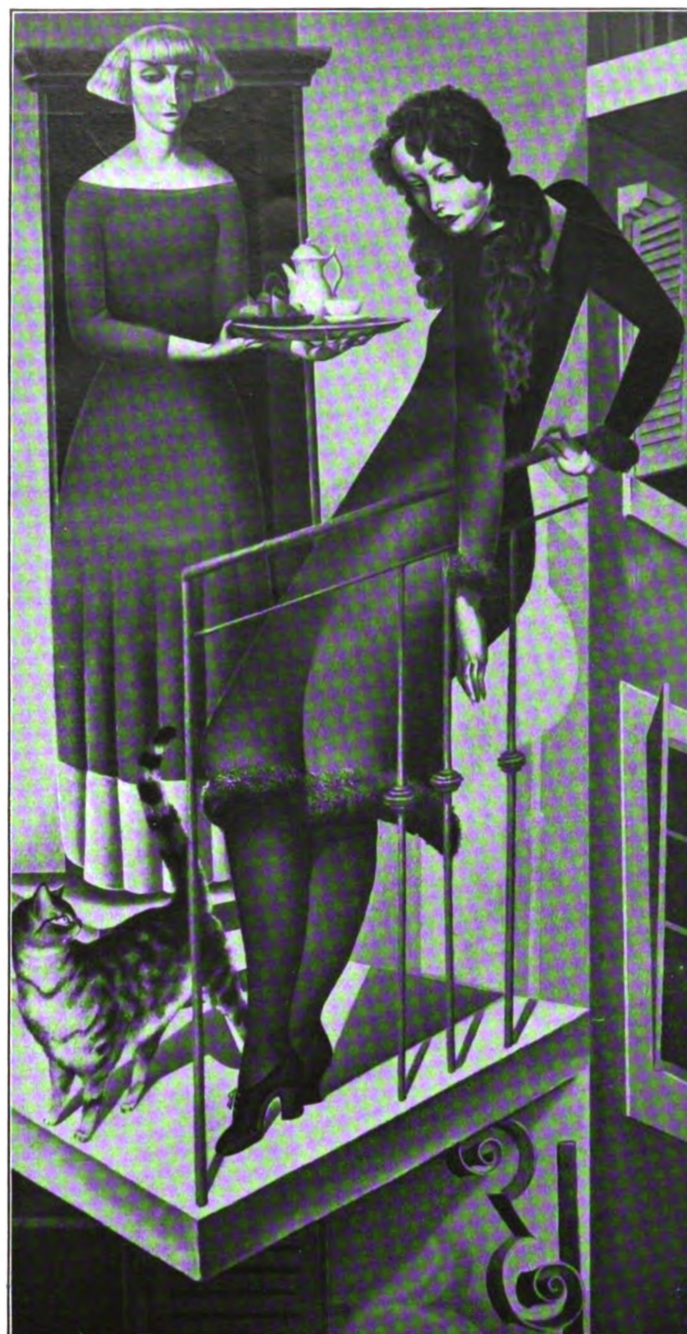
In Wirklichkeit liegen die Dinge nicht so einfach, und die, welche von „neuer" Sachlichkeit gegenüber der „alten", oder die, welche von „magischem Realismus" reden, oder endlich die, welche, wie in Frankreich, von „Surréalisme", Überrealismus, sprechen, haben wirklich Grund, das Neue grundsätzlich von jener kleinlich bürgerlichen Wirklichkeitsmalerei zu unterscheiden, die durch den Impressionismus und Expressionismus seit fünfzig Jahren glücklich überwunden worden war. So viel ist freilich gewiß: ein George Groß, Otto Dix, ein Kanoldt, Scholz, Mense ist in gewissem Sinne wieder zu einer zeichnerisch-plastischen Erfassung der Gegenstandswelt zurückgekehrt. Der feste Umriß, die modellierende Licht- und Schattenführung, die lasierende Farbenbehandlung sind wieder zu ihrem Rechte gekommen, und damit ist man rein technisch auf eine Entwicklungsstufe zurückgegangen, von der man seit den Tagen der französischen Impressionisten abgewichen war. — Für den aber, der in künstlerischen Dingen tiefer sieht, stellt sich die Tatsache, daß man die Ausdrucksmittel der Kunst wieder an der Natur und dem Herkommen kontrollieren kann, nur als eine Äußerlichkeit dar. Denn im Grunde haben die früheren Realisten die Welt niemals so gesehen wie die „Sachlichen" unserer Tage. Der strenge, fast kalt präzise Stil in den Stilleben und Landschaften eines Kanoldt, eines Scholz, eines Baby u. a. ist nur im Zeitalter der exakten Technik, der Präzisionsmaschine möglich. Die streng rechnende Komposition, der karge, knappe Stil der Heutigen ist nur zu verstehen aus dem Zeitalter des Ingenieurs und der höchsten wirtschaftlichen Betriebsamkeit. Andererseits ist die Gesinnung, mit der ein Dix, ein Groß und andere Maler die Welt der Wirklichkeit betrachten und wiedergeben, diese harte, unerbittliche, fast zynische Konstatierung des Seienden nur denkbar aus der gefahrvollen und krisenhaften Stimmung und Verfassung unserer Zeit. Nicht mit Unrecht hat man diese gleichsam als „linken Flügel" des neuen Realismus anzusprechenden Künstler als „Veristen" bezeichnet (was natürlich mit dem bekannten italienischen Opernstil nichts zu tun hat). Sie wollen nicht nur das äußere Bild der Wirklichkeit, sondern in ihr und mit ihr auch die letzte grausame Wahrheit heutiger Lebenszustände freilegen. Dies gibt ihrer Kunst einen scharfen und herben Ton von Kulturkritik, ja, von politischer Färbung, die auch den Oberflächlichsten fühlen läßt, wie weit sich diese Stellung zur Welt von dem alten behaglichen bürgerlichen Realismus im Grunde unterscheidet.



Georg Scholz: Landschaft. (Im Besitze der Städtischen Kunsthalle in Mannheim.)

Die Mannheimer Ausstellung „Neue Sachlichkeit", die später in Dresden und Chemnitz gezeigt wurde, und von der Teile noch in Erfurt und Dessau vorgeführt werden, zeigte neben den anklagenden Veristen, die meistens von Berlin ausgegangen sind, auch die mehr klassisch neutral gerichteten Maler, von denen bezeichnendererweise die meisten in München wirken oder gewirkt haben. Eine vortreffliche Übersicht und eine ausgezeichnete grundsätzliche Klärung bringt Franz Roh in seinem Buch über „Nachexpressionismus", das vor einiger Zeit im Verlag von Klinkhardt & Biermann erschienen ist.







Oben links:

Otto Dix: Die Witwe. (Im Besitze der Städtischen Kunsthalle in Mannheim.)

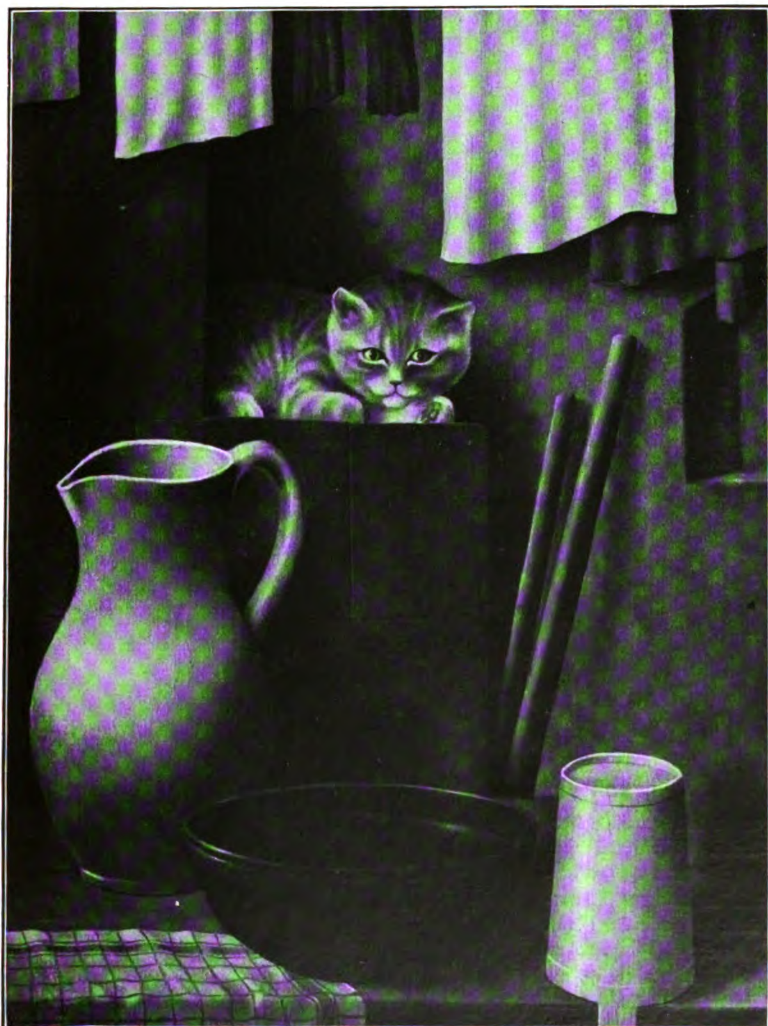
(Mit Erlaubnis der Kunsthandlung Karl Nierendorf, Berlin.)

Links nebenstehend:

Iwan Baby: Rechenstilleben.

Rechts nebenstehend:

H. Kay Nebel: Mädchen auf dem Balkon.



Georg Schrimpf: Stilleben mit Katze.



Alexander Kanoldt: Olevano I.

Übergang zum Sommer



Maulwurfsgrauer Übergangshut mit dunkler getöntem Ripsband und grünen Blättern. Modell: Hoffer. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)



Mandelgrüne Batistbluse mit Lochstickerei. Modell: Maaßen. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)



Lila Strohhut mit aufgeschlagener Filzkrempe, getragen von der Filmschauspielerin Kitty Croner. Modell: Hanna Haars, Berlin. (Phot. A. Binder, Berlin.)







Brauner Bangkok-Hut mit Bandgarnierung, getragen von der Filmschauspielerin Kitty Croner. Modell: Hanna Haars, Berlin. (Phot. A. Binder, Berlin.) — Links nebenstehend: Die Filmschauspielerin Helga Molander in einem silberfarbenen Brokatmantel mit kupferrotem Velourschiffon-Kragen und ebensolchen Aufschlägen. Modell: Heß, Berlin. (Phot. A. Binder, Berlin.) — Rechts nebenstehend: Spätfrühjahrsmantel aus phyllisfarbenem Rips, dessen Vorderteil fein plissiert ist, mit den neuartigen Ärmeln. Trägerin: Die Schauspielerin Jutta Jol-Teuber. Modell: Salinger & Wolter; Hut: Agnes Gallewski. (Phot. Ernst Sandau, Berlin.)

DAS TRAPEZ

EIN FLIEGERERLEBNIS VON OTTO FUCHS

(Schluß.)

Noch einmal durchflackert mich ein helles, kurzes Flämmchen von Rührung. Dann tappe ich gefühllos hinter Häfele drein, der mich hier erwartet hat. Wir gehen eine Ewigkeit lang durch schwarze Schluchten, enge Schläuche, an Posten vorbei, die an den Schießscharten lehnen wie aus Stein, an Unterständen vorüber, aus denen verworrene Laute steigen, an Höhlen vorbei, die einen wie stinkende Mäuler angähnen. Wir gehen lange... lange. Vielleicht scheint das aber auch mir nur so, und in Wirklichkeit ist es gar nicht lang. Es ist mir auch vollständig gleichgültig, ob dieses endlose Einerlei aus meinem Innern stammt oder außen herrscht. Meine Augen sind totes Glas, meine Glieder und Gelenke steifes Holz, meine Ohren große Muscheln, in denen das ewige Meer rauscht...

Eine Tür öffnet sich. Stechendes Azetylenlicht verwundet die nächtigen Augen, Tabakqualm und Stimmengewirr schlägt mir entgegen. Vier oder fünf Gestalten erheben sich, verbeugen sich. Das reizt unwillkürlich zur Nachahmung. Ich erkenne den Hauptmann unter ihnen, der geräuschvoll auf mich zutritt, mir das Pelzzeug vom Arm nimmt und mich an den Tisch nötigt, wo mir jemand einen Sessel unterschiebt, in den ich hineinplumpse. Im Nu bin ich, wie eine Fliege im Spinnenetz, von tausend Fragen eingewickelt. Ich fasse zunächst überhaupt nichts. Nur allmählich dringen einzelne Worte bis in mein Bewußtsein und gehen mit ihm jene Verbindung ein, die man Verstehen heißt. Aber die zersetzenden Säfte scheiden sich nur langsam und spärlich in meinem Gehirn ab.

„Tee — Gulasch?"

Nein, ich schüttle den Kopf. Was wollte ich doch? Tee... ja richtig:

„Wenn Sie vielleicht heißen Tee...?"

Schon dampft eine Tasse vor mir. Ich gebe mir Mühe, nicht gierig zu erscheinen; allein, meine Hände zittern, und ich verschütte die Hälfte. Er ist mit Rum gemischt und schmeckt vorzüglich.

Wie das gekommen sei? — Ob ich schon mehr Franzosen abgeschossen hätte? — Ob ich schon öfters abgestürzt sei? — Was man eigentlich dabei denke? — Und ich vernehme Häfele wieder, wie er sagt, er säße lieber drei Tage lang im Trommelfeuer als eine Minute im Flugzeug... „Hei da Guguk!"

Ganz allmählich taue ich auf. Eine wohltuende Wärme durchströmt vom Magen aus meine Glieder und steigt mir brausend in den Kopf. Allerlei Erinnerungen schießen kreuz und quer, und plötzlich ist es heute mittag wieder.

„Propeller ab, Gas weg, Zündung raus. Wo bin ich? Wald, Wald, nichts als Wald unter mir. Hei, wie die Flügel schlottern!... Wo bin ich? Wald, Wald... Jetzt werden sie hochklappen... jetzt ... jetzt! Wo bin ich? Schützengräben... aufspritzende Erde, Staub, Kokarden! — Der Franzose ist abgestürzt... knack... knackknack. Sie schießen von unten. Ich kann nicht mehr steuern, alles ist locker, ächzt und klappert... Gleich montiere ich ab... da: Der linke Flügel hebt sich, flattert, reißt sich los. Landschaft und Himmel wirbeln durcheinander, wie ein Riesenkreisel aus blauen, grünen und braunen Flecken, die sich verwischen. In rasendem Sturze nähere ich mich der Erde..."

„Wie hoch waren Sie da?"

„Wie hoch? Hundert, zweihundert Meter, ich weiß nicht genau. Aber jetzt nur noch fünfzig, jetzt nur noch zehn, noch zwei, noch ein Meter. Die Rumpfspitze berührt den Boden, der sich öffnet, die Beine rutschen mir in den Leib, der Schädel platzt... dann wird es dunkel, und dann wird es wieder hell..."

„Wie lange haben Sie so gelegen?"

„Ich verstehe Ihre Frage nicht recht."

„Sie hatten doch offenbar das Bewußtsein verloren?"

„Bewußtsein? Nein. Wieso denn? Im Gegenteil."

„Sie sagten doch, bei dem Absturz aus hundert Meter Höhe..."

„Welchen Absturz meinen Sie?"

„Den Ihren natürlich."

„Aber ich bin ja gar nicht abgestürzt. Ich bin ja glatt gelandet!"

„Kann man das ohne Flügel?"

„Nein. Das heißt, ich weiß nicht... vielleicht, wenn ein Trapez da ist..."

„Trapez?"

„So etwas, woran man sich festhält, ja..."

Irgendwer murmelt etwas von „Fachausdrücken". Der Hauptmann aber sagt, er habe sein lateinisches Wörterbuch vergessen. Alle lachen über den Witz, ich natürlich mit, obwohl ich gar nichts Witziges dabei finde.

„Auf Ihr Wohl, Herr..." Er hebt sein Glas und trinkt mir zu. Ich schnarre ein: „Danke gehorsamst!" und leere gleichfalls meine Tasse.

„Jaja, die Flieger!" seufzt und lacht die ganze Runde. Man stopft sich ein frisches Pfeifchen.

„Mit dem Trapez hat es so seine eigene Bewandtnis", beharre ich. „Bei mir war es noch immer da. Ich bin heute zum viertenmal abgeschossen, und doch hat es mich noch keinen Fingernagel gekostet", prahle ich.

„Zum viertenmal?" Man fragt das schon empörend ungläubig. Allein es kränkt mich nicht. „Ja. Genau zum viertenmal, wenigstens, sooft ich es bemerkt habe. Man weiß es oft gar nicht. Einmal habe ich mir den Propeller durchgeschossen, genau so wie heute, sieben Schüsse. Ich habe das Stück daheim. Er mußte natürlich längst schon davongeflogen sein. Aber ich merkte, wie gesagt, nichts und landete glatt auf unserm Flugplatz. Wie wollen Sie sich so etwas erklären, meine Herren, ohne Trapez? Ein anderer, der steigt zum erstenmal in den Kahn, und wenn er nicht nach zehn Meter Rollen schon das Genick gebrochen hat, so fängt er in tausend Meter Höhe zu brennen an, oder er kommt umgekehrt aus den Wolken raus, oder es passiert ihm sonst was."

„Freilich, Dusel gehört dazu", lenkt jemand ein.

„Dusel, sagen Sie? Ja. Richtig. Ich habe Trapez gesagt. Denn Dusel, das ist ein Wort, nicht wahr? Trapez ist allerdings auch ein Wort, freilich, schon. Aber Dusel, das versteht man, und Trapez, das versteht man nicht. Das heißt, ich verstehe es wohl... seit heute mittag."

Ich fühle die ganze Zeit schon, daß mich der Herr am rechten Tischende fixiert. Es ist mir lästig, stört meine Gedanken. Doch wage ich nicht, hinzusehen. Meine Reden werden immer lebhafter, aber auch immer unzusammenhängender. Die drolligsten Einfälle kommen mir. Ich stelle unsinnige Behauptungen auf und verteidige sie mit einer Hartnäckigkeit, als gälte es das Leben. Vielleicht bilde ich mir dieses Kunterbunt von Stimmungen auch nur ein, und in Wirklichkeit bin ich doch viel geordneter?... Wenn nur der unbehagliche Beobachter nicht wäre!

Zwischen Augenblicken solch peinlicher Regungen und Zweifel schwärme ich vom Fliegen und staune über meine ungewöhnliche Beredsamkeit.

„Enzianblauer Himmel über mir... unter mir gigantisches Wolkengebirge aus blendendem Schnee, strahlend auch in den Schatten noch... Schluchten in sattem Violett, Abgründe voll milchig-blauer Luft und ganz fern, ganz sagenhaft ein handgroßes Stückchen Erde, schwärzlichgrün und gestreift wie der Rücken einer Hyäne. Von dort her werden mir Fäuste entgegengeschleudert, schwarz oder qualmig-weiß, die sich ballen und spreizen unter blechernem Gellen... Flackfeuer! — Oder ein andermal, da schwebt man über einem Meer von Wolken, von der untergehenden Sonne mit Pfirsichfarbe übergossen. Dazu gehört dann unbedingt ein weiter, klarer Himmel vom Grün eines Eisvogels. — Oder im Weststurm, da flattern graue Nebelfetzen und rauchige Schleier um einen. Grobe Hände zerren und stoßen an den Flügeln, tückische Luftstrudel saugen einen an. Plötzlich wird man von einem unsichtbaren Ungeheuer aus vollen Backen angepustet und wie eine leichte Feder turmhoch emporgewirbelt. Schwefelgelbes Licht aus Wolkenritzen, kupfrige Dämpfe, graues Hexenheer! Welche Lust ist das, als Oberteufel nach dem Blocksberg zu reiten auf wildem Feuerpferd! Brüllend vor Übermut, dröhnend vor Kraft, schlägt es sich mit dem wogenden, kochenden Element herum, bald in gewaltigen Sätzen nach der betrunkenen Sonne springend, bald sich hineinstürzend in triefende Nacht, in der dich zischende Regenschauer ohrfeigen und weiche Fäuste vor die Brust schlagen, während eine Schar hohnlachender Kobolde in den Spanndrähten heult und pfeift und trillert. Aber da zeigt sich unvermutet die Sonne wieder, wie eine gelbe Zitrone in Rauchschwaden hangend... ein Ruck, du fühlst dich wie in einer Schaukel geschwenkt, und jetzt funkelt sie auch schon wie ein Diamant im tiefschwarzen Raume, und hinter dir, unter dir liegt das wogende, brausende, flackernde Chaos! — Und wieder ein andermal, an einem Märzmorgen, da taucht man in eine Wolke glitzernder Eiskristalle. Die flimmern in der Sonne wie Milliarden winziger Nädelchen, und vor einem her schwebt der riesige Schatten des eigenen Flugzeugs in regenbogenfarbener Aureole. Ringsum aber ist alles Licht, zuckendes, flimmerndes Licht, eine Wolke von Lichtstaub..."

Neben solchen Schilderungen schlüpfen mir Bekenntnisse durch, die ich noch keinem Menschen gemacht habe. Gedanken, die sich zwar wiederholt schon keimhaft in mir geregt haben, zu denen ich aber noch nie die passenden Worte fand, ergießen sich jetzt aus mir in unaufhörlichem Strome, ohne daß ich diesem Ausbruch Einhalt gebieten könnte. Eine geheimnisvolle Macht treibt mich, meine ganze Seele auszuschütten.

Aber je mehr ich mich entleere, desto ärger peinigt mich der Blick des Unbekannten, und je mehr er mich peinigt, desto wilder wird meine Leidenschaft.

„Ja, das Fliegen ist schön, werden Sie denken. Wie? Habe ich recht geraten, meine Herren? Aber, Sie irren. Sie irren ganz bestimmt.

Das heißt, es ist freilich schön, unsagbar schön. Ich habe mich da schlecht ausgedrückt. Nämlich der Grund seiner Schönheit liegt nicht dort, wo Sie ihn vermuten. Nicht in den Naturschauspielen, die es in so unbeschreiblicher Farbenpracht und Fülle darbietet, nicht in dem neuartigen Reize der schrankenlosen Bewegung. Ich pfeife auf das ganze Wolkentheater, ich pfeife auf die endlosen Alpenketten, auf Flüsse und Seen in Morgennebeln, auf die märchenhaften Fernblicke in abgehellter, goldener Abendluft. Das ist alles nur Wasser und Dreck, würde Heraklit sagen, nicht wahr? Und alle Wissenschaft der Erde wird, wenn sie's nachprüft, nichts anderes finden als Wasser und Dreck. Die Schönheit aber steckt anderswo. In der Stimmung steckt sie, in der Seele der Schauenden. Schönheit ist ja nur ein Wie, kein Was. Und da haben wir's. Dieses Wie verändert das Fliegen, ins innerste Wesen des Menschen greift es ein. Ich kann mir zum Beispiel nicht denken, daß jemand, er mag sonst die niedrigsten Gesinnungen hegen, daß ein solcher Jemand eines schlechten Gedankens fähig wäre, wenn er über den Wolken schwebt mitten im grenzenlosen, schwarzen Äther...

Sie lächeln? Sie glauben das nicht? Aber das haben mir schon viele bestätigt, die keineswegs so närrisch, so sentimental waren wie ich. Und ich will Ihnen auch sagen, weshalb. Ich weiß, warum er nicht kann, selbst wenn er sich unten vorgenommen hätte, die Höhen zu besudeln: Weil er allein ist, nein, mehr als allein, weil er einsam ist. Sie können sich eine Einsamkeit, wie ich sie meine, kaum vorstellen. Ich flog einmal über der Nordsee. Die Luft war so rein, daß ich nicht einmal die Grenze unterscheiden konnte zwischen ihr und dem Meer. Es war alles Luft. Es war alles Meer. Denken Sie sich in diese Lage: Es gibt keinen Horizont. Wohin man sieht, dasselbe Blau. Wohin man sieht, dieselbe Weite, dasselbe abgründige Licht. Wie eine Bernsteinfliege sind Sie in diese blaue, uferlose Kristallkugel eingesperrt. Nein, denken Sie sich das nicht aus. Sie würden verrückt darüber. Erleben Sie es! Das geht eher. Aber vielleicht glauben Sie mir nun, wenn ich sage, diese Einsamkeit sei gefährlich. Und diese Gefahr, die bildet den Kern der Schönheit. Ja, das behaupte ich steif und fest: Gefahr heißt das enträtselte Geheimnis der Schönheit. Das Fliegen, nun das ist eigentlich Nebensache. Es wäre gar nicht nötig, daß ich das noch eigens betone. Ich tue es nur, weil wir zufällig davon ausgingen, daß es schön sei. Aber es ist nur schön als Mittel. Das gefahrvolle Alleinsein ist der Zweck, dieses Aug' in Auge mit der Ewigkeit, darauf kommt es an. Denn das erträgt kein Mensch, das erträgt einzig und allein Er... Und Er ist... Er ist da in jedem. Ach, daß man das doch die anderen lehren könnte! Sehen Sie: Sie schimpfen über den Krieg, sie entsetzen sich über das ungeheure Blutvergießen, sie rufen die Menschheit an, der Raserei ein Ziel zu setzen. Ja, ist denn damit etwas gebessert? Ist damit eine höhere Stufe erreicht? Hören Sie, was ich Ihnen anvertraue: Ich habe selber gemordet, mir selber wurde nach dem Leben getrachtet, heute erst. Sie sind Zeuge. Und was tue ich? Ich schimpfe und fluche nicht, noch klage ich an. Im Gegenteil. Ich heiße das alles gut. Ich sage ja, ja und nochmals ja. Ich rufe Ihn an und bin glücklich. Bei einem Dichter habe ich einmal die Worte gelesen: Alles Leiden ist objektiv, alle großen Schmerzen geschehen in Gott. Aber das ist eine verbrecherische Lüge, und der Teufel soll ihn holen, wenn er unter seinen ‚großen Schmerzen' nicht das große Glück versteht..."

Das Fieber schüttelt mich. Mein Reden übersteigt meine Kraft. Und sonderbar: Es ist mir schon die ganze Zeit her, als sei mein Bewußtsein doppelt. Spreche ich denn überhaupt das, was ich denke? Sätze wie: „Einundzwanzig, gerade gestern. Beinahe hätt' es gereicht." Oder: „Bis 5000? Etwa 25 Minuten." — Oder: „Feldartillerist, Herr Hauptmann." Und weiter ähnliche bedeutungslose Sätze fallen mir ein, die mir noch deutlich im Ohre klingen, die niemand anders gesprochen haben kann als ich. Was ist das nur? Und der unheimliche Gast an der Tischecke, der immer schweigt, mich anstarrt und zur Verzweiflung bringt, was will er? Warum quält er mich? Ah, das soll er nicht länger! Und plötzlich mich zusammenraffend, wende ich mich ihm zu. Ich erkenne ein rotes Kreuz... Der Schrecken reißt mir die Augen auf... ein Arzt! Mein Gott, er hat mich die ganze Zeit belauert, er hat mich verlockt, zu reden... er hat gemerkt, daß ich zwei Gespräche führte! Er freut sich, denn er meint, ich sei krank. Oh, wie kann man nur so gemein sein, so bösartig! Sieh doch, wie er grinst und glotzt! Himmel... nein, doch nicht! Gott sei dank! Es schien mir nämlich für einen Augenblick, als sei sein Schädel kahl, als ginge sein fleischloses Gebiß bis an die Ohren, als habe er keine Augen... Es war Täuschung. Der Arzt ist ein wirklicher Arzt. Er hat eine Glatze, er trägt eine große runde Hornbrille, und er grinst auch nicht, wenn man's genau nimmt... Es war nur so eine entfernte Ähnlichkeit, die nichts zu bedeuten hat. Allein, kaum habe ich mich den anderen wieder zugedreht, so könnte ich wahrhaftig schwören, der in der Ecke ist doch kein Arzt! Er hat ja einen Totenkopf! — Wie geht das zu? Wo befinde ich mich?

„Was ist das eigentlich für ein Ort, Herr Hauptmann?"

Und wie ein Keulenschlag trifft mich seine Antwort:

„Die Irrenanstalt bei Oberburnhaupt, ein recht solides Gemäuer."

Da fange ich abermals zu sprechen an, tonlos und dennoch beinahe schreiend, überstürzt, schluckend vor Aufregung, gewürgt von Angst, ich könne mich verraten. Ich höre etwas von „Wagen angefahren...", merke, wie ich mich ungeschickt verabschiede, Treppen hinaufwanke und, in schaukelnden Polstern lehnend, durch die Nacht entfliehe. Manchmal empfinde ich das warme biedere und besorgte Gesicht meines Burschen Schmiedbauer ganz nahe über mir. Es tut mir wohl. Fast wie ein Stern.

*

Es ist heller Mittag, als ich mich von meinem Bett erhebe. Meine Beine sind schwach. Ich brauche einen Stock zum Gehen. Und wie einem hilflosen Greise zittern und zucken mir die Hände.

DROBEN AM NOCKERBERG

EINE SALVATORGESCHICHTE VON ERNST HOFERICHTER

Vormittags elf Uhr.

Draußen rutschte der Schnee von den Dächern und patschte auf dem Pflaster des Hinterhofes auf — wie Drucksachen im Briefkasten.

Die Sonne lag mit Vorfrühlingswärme auf dem frisch lackierten Küchenkasten und brachte die aufgemalten Rosenknospen zum Erblühen — als Josef Kugler, der Möbeltransporteur, von seinem sonntäglichen Kirchgang heimkehrte.

Im Hintergrund seiner Augäpfel spiegelten sich noch die Farben der Märzenbierplakate Salvator, Animator, St. Benno, an denen er soeben vorbeigestreift war, und die auch die Zentren seiner Großhirnrinde zu reizen vermochten.

Denn während er noch den Zylinder über die Holzkugel der Bettlade hing und den Regenschirm in den Spucknapf stellte, begann er zu seiner Gemahlin Monika hin:

„Heuer soll der Salvator nix B'sonderes sein!"

„So — da war i aber froh."

„Warum dös?"

„Weil du vorig's Jahr g'funden hast, daß er a bisserl arg guat war. Da hat er dir so guat g'schmeckt, daß d'drunten auf der Straß deine Stiefel vor d' Haustür hing'stellt hast und in d'Kehrichttonne neig'legen bist, weil'st vor lauter Rausch g'moant hast — du bist schon im Schlafzimmer."

„Heuer soll er aber hundsmiserabi sein..."

„Und nachher, wie d' heroben warst, hast unserm Kanarienvogel ong'schafft, er soll dir untern Kasten deine Schlappschuhe vorkehren und in der Apotheken a Kopfwehpulver hol'n..."

„Aber heuer soll er gar nix sei — und ganz ordinär teuer a no dazua...!"

„Koa Mensch wär froher als i, wenn dös wahr wär!"

„Dös is schon wahr. A ganz gemeiner Aktienplembel soll heuer der Salvator sei. Von lauter Chemiker g'macht und so bluati teuer!"

„Dös werst akrat du wissen?"

„Der Schoicher Peter hat's ma g'sagt."

„Der? Der hat ja nur a Wuat drauf, weil er wega seine Ischiafüß koan mehr trinken derf."

„A'n Plembel ist's, hat er g'sagt — und i trink heuer koan Tropf'n von dem Bier. I kann gar keinen Maßkruag nimmer sehg'n, viel weniger onrühren... Der Teifi soll's hol'n, dös Bluatsg'söff! Mach ma an warma Kaffee...!"

„Brav, Pepi, brav bist!"

Nachmittags zwei Uhr.

Die Eheleute Josef und Monika Kugler haben die letzte Faser von ihrer sonntäglichen Kalbshachse abgeschabt und schöpfen, ermattet vom Mittagsmahl, am offenen Schlafzimmerfenster Luft, das auf die Straße hinausgeht. Ihre Ellenbogen ruhen auf dem roßhaargepolsterten Fensterkissen mit dem eingestickten Schwalbenflug „Nach der Heimat möcht' ich wieder..."

Föhnwind wehte lauwarm wie ein Abspülwasser um die allzu fleischliche Fülle ihrer Gesichter, während unten auf der Straße, wie eine verlaufene Prozession, Menschenknäuel um Menschenknäuel in einer Richtung dem Nockerberg zumarschierte.

„Da schau, Monika, wie die Leut dem Bier nachlaffa, wie sie's gar nimmer erwarten könna — bis b'suffa sand!"

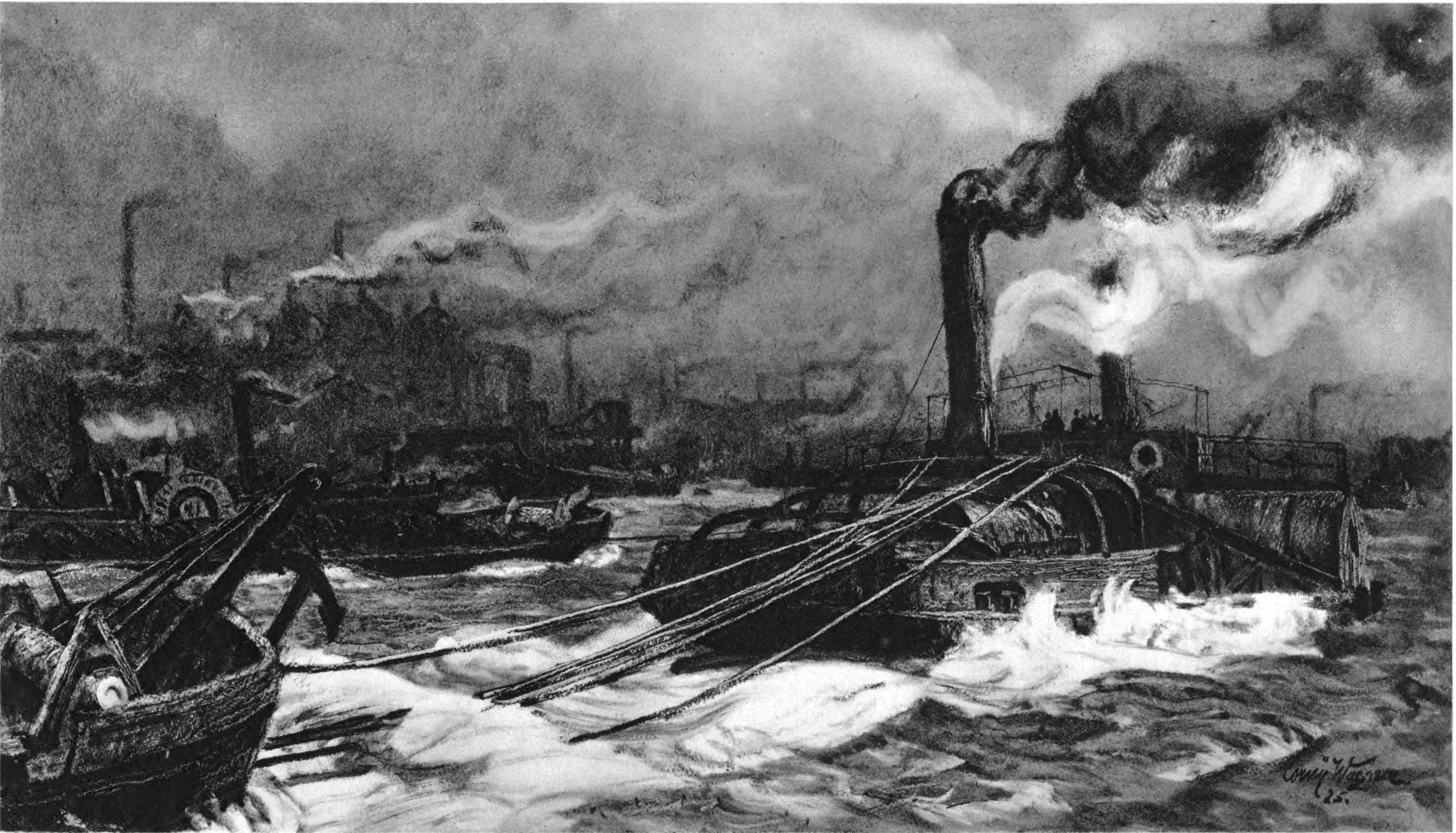
„Da moß schön zuageh, auf dem Salvatorkeller droben...!"

„D' Köpf werd'n sie sich alle miteinander einschlag'n mit die frisch g'füllten Maßkrüag. Schäma tat i mi... Pfui Deifi!"

„Göi, jetzt siehst as ein, daß 's dahoam am schönsten is?"

„Freili, aba sehg'n möcht ich's doch, wia sich die Bande wieder aufführt, wie die berittenen Schutzleut anrucka. Dös wär schon interessant ... Schaug'n wir a bisserl aufi?"

„Von mir aus, wenn'st schon moanst. Aba trinka tuast koan Tropfa?"



Niederrheinische Industrie: Stromleben bei Duisburg-Hochfeld.

Nach einer Zeichnung von Cornelius Wagner.



Musikanten.



Auf dem Markte.

Radierungen von Robert Richter. (Mit Genehmigung des Verlags Ludwig Möller, Lübeck.)

„Wenn i dir sag, daß ma graust davor!"
„Also, nacha geh ma in Godsnam."
Und die Kuglerischen brachen auf.
Vor dem Gartenzaun des Bräuhauses blieb das Ehepaar stehen. Die Blechmusik schrie wie eine Herde verlaufener Kinder. Rundgesänge drangen durch die Tore, und der Biergeruch stieg in Josef Kuglers Nase auf.
„Wia dös Bier stinkt! Riachst du's net?"
„Dös is recht, Pepi, wenn'st du's schon nimmer schmecken kannst. Geh net so nah zum Eingang hin, sonst ziag'n sie dich mit hinein!"
„Da wär a nix dabei... I bin standhaft. Und von einem bisserl Hineinschauen hat noch keiner an Rausch kriegt. Paß auf! Hörst du's, wie sie jetzt grad g'schrien hab'n? Da muaß was B'sonderes los sein! Paß auf, i schau auf an Augenblick hinein, dö Bluatssauferei möcht i amal nüachtern onsehg'n..."
„Also, wenn'st as durchaus sehg'n willst! I wart heraußen... In fünf Minuten muaßt aber wieder z'rück sein!"
„Fehlt sich nix! In a halberten bin i wieder bei dir!"

Um sechs Uhr abends.

Josef Kugler hat sich die Sauferei angesehen...
Von einer Schenke zur andern war er geschoben worden, wozu er fortwährend vor sich hinfluchte: „Dös Bluatsbier! Dös Saug'suff! Pfui Deifi!"
„Warum schimpfen S' denn so, Herr Nachbar?" rief ihm ein Droschkenkutscher zu.
„Weil's mi ärgert, daß d' Leit den Dreck neisaufa!"
„Sie hab'n halt heuer noch koans trunka?"
„I mag gar net, weil's ma graust!"
„Es is aber guat g'raten heuer! Wollen S' as net probieren?"
„Probieren? Den Plembel? Na, probieren kann man's ja!"
„Prost, Herr Nachbar!"
„Prost, auf Eahna Wohl — — — No, schlecht is grad net. Da hab'n S' recht."
„Ja, dös wird erst nach der ersten Maß guat!"
Und Josef Kugler hatte jetzt gewaltige Seelenkämpfe zu bestehen, denen gegenüber Ibsens dramatische Konflikte reine Laubsägearbeiten waren. Aber ohne zureichenden Grund konnte er nicht weiterschimpfen. Zuerst mußte er sich von der Qualität des Bieres überzeugen — und so bestellte er die erste Maß.
„Ja — es geht. So schlecht, wie i g'moant hab, is net." Und er trank auf drei D-Zügen den Krug leer. „Aba a richtiges Urteil, a gerechtes Urteil kann ma erst nach der zwoaten fäll'n... Fräulein, noch a Maß!"
Draußen am Zaun wartete Monika noch immer auf ihren Josef. Sie stand von einem Fuß auf den andern und beschloß für sich immer wieder: „Wenn jetzt noch drei Besoffene an mir vorübersand — und der Pepi war no net dabei, dann geh i hoam."
„Jetzt werd's schon besser, dös Bier...!" sprach er drinnen in den leeren Krug hinein und bestellte die vierte Maß.
„Und grad guat is heuer wieder!" rief er nach der sechsten aus. „Grad fein is g'raten, und dö Chemiker sand halt no richtige Leit... Prost allemiteinander! Oans, zwoa, drei — g'suffa!"
Monika schlief längst daheim unter dem goldgerahmten Ölbild „Erträumtes Glück" in einem Teil des Ehebettes — als Josef Kugler bereits im Bräuhaussaal unter dem Tisch hervorsang:
„O Susanna, wie ist das Leben doch so schön...!"

Nach Mitternacht.

Die Wände tanzten um Josef Kugler wie ein Karussell, der Fußboden schlug Wellen, und die Musik hörte er vierfach. Bald glaubte er mitten im Oktoberfest zu wandeln, bald aber wieder fühlte er sich auf einen Ozeandampfer mit schwerem Seegang verfrachtet.
Zwei Ordnungsmänner setzten ihn an die Luft, die ihm schwarz und bitter wie Tinte vorkam.
„A bisserl a Bier no! Schenkt's ma no a Tröpferl Salvata... I muaß verdurschten...!" schrie er durch die Tür einer Polizeiwache hinein, die ihn im Bogen wieder hinauswarf.
So kam er vors Haustor hin. Der Torschlüssel hatte sich im Unterfutter des Winterüberziehers versteckt. Er fühlte ihn nur — aber heraus bekam er ihn nicht.
So legte er sich aufs eiserne Kellergitter — und schnarchte, daß die Hauseinwohner glaubten, Einbrecher versuchten die Tür aufzusägen.
Als Monika am Morgen das Kaffeebrot holen wollte, stolperte sie über ihren Gemahl, der als Bierleiche vor ihr lag.
„Du b'suffene Sau, bist jetzt da?"
„Ja", sagte er.
„Jetzt hat's dir halt do wieder g'schmeckt, dös Bier, han?"
„Ja — aber z'wenig war's, dös Bluatsbier, viel z'weni... An Durscht hab i, zum Umfallen!" sprach er und war ja noch gar nicht aufgestanden.
Und allem guten Zureden zuwider blieb er liegen. Erst dann, als Monika mit einer frischen Maß über ihm stand, erhob er sich feierlich — und wie nach einem Rettungsring griff er nach dem schäumend gefüllten Bierkrug, und versöhnend sprach er zu ihr: „Prost!"

WISSEN UND LEBEN

Taubheit und Musikgefühl. Für den berufenen Tonkünstler ist die Musik erst in zweiter Linie eine Angelegenheit des Ohres, in erster jedoch eine Sache des innerlichen Hörens, der Vorstellung. Er bedarf z. B. zur Beurteilung eines ihm noch unbekannten musikalischen Tonwerkes nicht der Wiedergabe durch ein Musikinstrument, sondern des bloßen Einblickes in die Noten. Besonders wird er Verstöße im einzelnen auf diese Weise besser festzustellen vermögen, als wenn ihm die Musik nur vorgespielt wird; ebensowenig bedarf ein begabter Tonsetzer beim Schaffen eines Tonwerkzeuges. So ist es von Beethoven bekannt, daß er am liebsten in der freien Natur komponierte, auch bevor er sein Gehör verloren hatte, und auch dieses für einen Tondichter doppelt schwere Schicksal hinderte ihn keineswegs daran, weiterzuschaffen. Im Gegenteil: seine tiefsten Werke, die neunte Symphonie, die Missa solemnis und die letzten Quartette, schuf er als schon völlig Gehörloser, und er hat niemals davon einen Ton erklingen hören. In neuerer Zeit haben sich nun einige in frühester Jugend ertaubte Personen vernehmen lassen, daß ihnen die Tonkunst keineswegs ein unzugängliches Gebiet sei. So berichtete ein schon ergrauter Schweizer, der sein Gehör im vierten Lebensjahre verloren hatte, daß er, vor etwa zwei Jahren einem Orchester gegenübersitzend, auf einmal die Tonwellen mit allen ihren Akkorden und Klangabstufungen auf sich zuströmen, sich wie in einen Himmel versetzt gefühlt habe und buchstäblich tonberauscht heimgekehrt sei. Seitdem seien Konzerte für ihn eines der allergrößten Vergnügen, und er habe schon seine Lieblinge unter den Tonmeistern. Über die Art seines Musikempfindens äußerte er sich, der Rücken, worein die Töne drängten, und von wo aus sie den ganzen Rumpf durchströmten, sei die „Hauptempfangsstation". Es mache ihm den Eindruck, als ob er ein hohles Metallgefäß sei, das in rhythmischer Weise geschlagen werde, und das, je nach der Stärke der Töne, bald lauter, bald leiser erklinge. Weder Kopf noch Hände spürten dabei das geringste; der Kopf sei aber des Gefühls am meisten bar. Doch helfe auch das Auge bei diesen Musikeindrücken mit, indem ihm die Bewegungen des Dirigenten und der Spielenden, insbesondere der Pianisten, die Art und Weise der Musik leichter und schneller erklärten. Ähnlich stellt sich ein junger österreichischer Bildhauer, der im Alter von sechs Jahren ertaubt ist, zur Tonkunst. Ihm vermittelt vor allem der Gesichtssinn die Wirkungen musikalischer Werke — versteht sich: nicht durch Einblick in die Noten, sondern indem er mit gespanntester Aufmerksamkeit die Bewegungen der ausführenden Künstler verfolgt, die ihm die musikalischen Affekte und Stimmungen vermitteln. Die Hände auf den Spieler legend, sucht er seine Eindrücke gelegentlich auch durch den Gefühlssinn zu verstärken. Ein auf seine Weise „gehörtes" Streichtrio hat der auch poetisch begabte Bildhauer in einem Gedichte nachgestaltet, das, nach Aussage des Tonsetzers selbst, den Inhalt merkwürdig richtig wiedergibt. Die wunderbarste Erscheinung unter diesen tauben Musikgenießern stellt aber ein Schlesier vor, der, wie er selbst vor einiger Zeit an die „Deutsche Musikerzeitung" berichtet hat, trotz seiner gleichfalls fast völligen Taubheit imstande ist, selbst leichte Musik, sogenannte „Schlager", zu schreiben. Dieser Musiker ist seit seinem zweiten Lebensjahre fast völlig taub: Klavierspiel kann er überhaupt nicht vernehmen; den Klang der Geige nur, indem er sein Ohr auf die Decke des Instruments legt. Noch nie hat er ein musikalisches Werk richtig gehört, ein wenig nur vernimmt er die Melodie; den eigentlichen Klang der Begleitung und der Bässe, die ihm nur den Eindruck des Brummens wiedergeben, gar nicht. Trotzdem hat er sich auf Geige und Klavier eine solche Übung erworben, daß er diese Tonwerkzeuge auch im Zusammenspiel mit anderen Musikern bedienen kann; ja, er sieht sogar die Fehler, die andere auf jenen beiden Instrumenten machen, mit dem Auge und hat deshalb 21 Jahre lang Unterricht erteilen und Hunderte von Schülern ausbilden können. Endlich ist also seine musikalische Vorstellungskraft so groß, daß er seit seinem sechzehnten Jahre sogar Werke leichteren Stiles zu schreiben vermag, die nicht schlechter gesetzt sind als die „Schlager" aus der Feder hörender Tonsetzer. Gegenwärtig widmet sich der (fast) gehörlose Musiker ausschließlich nur noch seinem Schaffen und dem Verlage seiner Werke. — Zwischen diesem Tonsetzer und den beiden herangezogenen tauben Musikfreunden besteht nun freilich noch ein großer Unterschied: Jener hat sich durch den ihm verbliebenen, wenn auch noch so kleinen Rest von Aufnahmefähigkeit hoher Töne noch wirkliche musikalische Vorstellungen anzueignen und mit zähem Fleiße durch Assoziationen zu erweitern vermocht. Es ist aber ganz unmöglich, daß die beiden anderen, die keinen wirklichen Ton zu hören vermögen, sondern nur Tonschwingungen in ihren verschiedenen Stärkegraden, den Rhythmus und die Melodiebewegungen — nicht die Melodie selbst — fühlen und die Art der Ausführung mit dem Auge beobachten können, imstande wären, die Musik bis in ihre letzten melodischen und harmonischen Feinheiten zu empfinden. Denn da sie bereits in einem jugendlichen Alter ertaubten, wo von einem besonderen Musikverständnis allgemein noch nicht gesprochen werden kann, fehlen ihnen zweifellos die Vergleichsmöglichkeiten zwischen ihren Empfindungen und der gehörten Musik, die außer der Dynamik und der Rhythmik auch noch die Melodik und die Harmonik in ihren verschiedensten feinen Tonhöhenabstufungen enthält. Man kann sich aber gut vorstellen, daß die Empfindung des bloßen Rhythmus und der Dynamik auf Menschen, die des Gehörs ermangeln, schon einen starken Eindruck machen kann, zumal da die Tonsetzer jenen beiden Seiten des Musikschaffens kaum geringere Beachtung schenken als den übrigen. Und da Rhythmus und Dynamik mit Melodik und Harmonik gefühlsmäßig durchaus zusammengehen, da sie im allgemeinen überhaupt zu den stärksten Trägern der musikalischen Affekte gehören, ist es leicht, einzusehen, daß ein fein empfindender Gehörloser wie jener Bildhauer ein Musikstück schon mit dem bloßen Gefühl und Gesicht einigermaßen ausreichend zu beurteilen vermag.

Dr. M. U.

Klimaverbesserungen. Mit der durch Düngemittel erzielten Verbesserung des Bodens allein können sich die Landwirtschaft und die ihr verwandten Gewerbe schon lange nicht mehr begnügen. Auch die gründlichste maschinelle Durcharbeitung des Ackers, die beste und reichlichste Düngung der Felder verliert an Wert oder wird völlig nutzlos, wenn sie nicht durch günstige Witterung, durch Feuchtigkeit, Wärme und Licht unterstützt wird. Selbst größere Schwankungen im Klima, gleich, ob sie periodisch auftreten oder nicht, haben auf die Ernteerträge, somit auch auf die Preise, auf Ein- und Ausfuhr großen Einfluß. Von der Willkür des Wetters haben wir gelernt, wenigstens, was anhaltende Dürre betrifft, uns unabhängig zu machen; mit der künstlichen Durchheizung des Bodens ist man noch nicht zu wirtschaftlich brauchbaren Ergebnissen gekommen, obwohl das Bodenklima für Entwicklung und Tätigkeit des Wurzelsystems, also der Pflanze selbst, weit wichtiger als das Luftklima ist. Man weiß auch, daß die verwickelten pflanzenphysiologischen Prozesse der Aufnahme und Weiterleitung der Nährstoffe gewisse Temperaturgrenzen voraussetzen. Die elektrische Kraft ist dem Betrieb des Landwirts vom Kätner bis zum Rittergutsbesitzer längst unentbehrlich geworden. Erinnert sei außer der häuslichen Verwertung zu Licht-, Koch- und Heizzwecken an die elektrisch betriebene Dreschmaschine, an Heu- und Getreideaufzüge, Häckselmaschinen und Schrotmühlen, an die elektrischen Pflüge, ferner an Milch-, Butter- und Waschmaschinen, an Pumpen zur Wasser- und Jauchförderung, an die verschiedenen ländlichen Handwerksbetriebe, wie Fleischerei, Bäckerei, Stellmacherei, Schlosserei und andere; ihnen allen ist der

in der Wartung ebenso anspruchslose wie jederzeit arbeitsbereite Elektromotor der wahrhaft getreue Eckehard geworden. — Nun hat man die Wärme des elektrischen Stromes zu der schon erwähnten Beheizung des Bodens, das elektrische Licht zur Bestrahlung der Pflanzen auszuwerten versucht. Man arbeitet mit Elektrokultur und hat festgestellt, daß der Einfluß der Bestrahlung recht günstig ist. Nicht nur, daß solche Pflanzen eine bis zu 40 und 50 Proz. steigende Mehrausbeute geben, sie verlieren auch etwa vorhandenes Ungeziefer und von Bakterien übertragene Krankheiten durch Bestrahlung. Neben jedem Versuchsbeet legt man zur genauen Kontrolle ein einfaches Beet an, auf dem die Pflanzen unter den gewöhnlichen Bedingungen gezogen werden. Alles in allem lassen sich durch Elektrokultur nicht unwesentliche Mehrgewinne erzielen, aber die Verfahren haben wohl wegen der hohen Kosten noch keine allgemeine Verbreitung gefunden. Zu erklären sucht man sich die günstige Wirkung der Bestrahlung durch erhöhten Ozon- und Stickstoffgehalt (Untersalpetersäure). Anders verhält es sich mit der künstlichen Beregnung, die heute beim Zusammenarbeiten der konstruktiven Technik und der Landwirtschaft in der Hauptsache eine Frage der Kupplungs-, Düsen- und Verlegungstechnik sowie der Rohrquerschnitte ist, die also als gelöst gelten kann. Der alte chemische Satz: Corpora non agunt, nisi fluida (die Stoffe arbeiten nicht im trocknen Zustand) paßt hierher; bleiben doch die besten Düngemittel wirkungslos, wenn der Boden zu trocken ist. Das Herunterholen des Regens aus den großen Reservoiren, Wolken genannt, wäre nun allerdings das Einfachste, indes hat das Wolkenschießen recht geringen Erfolg gebracht, und auch, als man es mit dem Mädchen für alles, mit der Elektrizität, versuchte, indem man mittels großer Röntgenröhren die elektrisch geladenen Wasserkörperchen der Atmosphäre zum Zusammenballen und Niederfallen zwingen wollte, war das Ergebnis nicht viel besser. Seit etwa zwei Jahrzehnten arbeiten nun in Deutschland verschiedene Systeme der künstlichen Beregnung, das Wasser von einer Quelle aus, nötigenfalls mit Pumpe, durch fest verlegte Stammleitungen nach Äckern, Feldern, Gärten zu führen. Hier zweigen verlegbare Leitungen ab, von denen eine Schaltleitung mit Düsen oder sonstigen Öffnungen zum Beregnen enthält. Diese Anlagen haben sich gut bewährt und tragen auch die nicht geringen Bau- und Betriebskosten. So ergaben Versuche bei Kartoffeln eine Ertragssteigerung von 50 bis 60 Proz., bei Zuckerrüben von etwa 25 Proz., bei Hafer bis zu 60 Proz. und bei Winterroggen zwischen 35 und 40 Proz. Da in Deutschland mindestens eine Million Hektar Acker sehnsüchtig auf künstliche Bewässerung warten, stellt der Bau gut konstruierter Beregnungsanlagen eine bedeutende Mehrerzeugung von Nahrungsmitteln in baldige Aussicht. Dr. Heinrich Wiesenthal, Leipzig.

Schmerzbekämpfung durch den Willen. In der Sammlung „Natur und Mensch" von Fromanns philosophischer Taschenbücherei ist jetzt auch von Diderot „Der Traum d'Alemberts" erschienen. Der Arzt Bordeu erzählt darin zwei bemerkenswerte Beispiele von einer Schmerzbekämpfung rein durch den Willen und durch geistige Ablenkung. In einer kleinen Stadt der Champagne, in Langres, lebte einmal ein braver Pfarrer, wohlerfahren und bestärkt in der Wahrheit der Religion. Er bekam Blasensteine, man mußte ihn schneiden. Am festgesetzten Tag begaben sich der Arzt und seine Gehilfen zu ihm. Er empfängt sie heiteren Angesichts, zieht sich aus und legt sich hin. Man will ihn festbinden. Er weist es zurück. „Lagern Sie mich nur," sagt er, „wie es Brauch ist." Man lagert ihn. Dann verlangt er einen großen Kruzifixus, der zu Füßen seines Bettes hing. Er bekommt ihn, nimmt ihn in seine Arme und heftet seinen Mund darauf. Man operiert, er bleibt unbeweglich, kein Seufzer, keine Träne steigt auf, und schon war er den Stein los, ohne daß er etwas davon wußte. — In einem anderen Falle wurde ein Philosoph von heftigen Ohrenschmerzen gepeinigt. Eines Morgens sagte er zu seiner Frau: „Heute habe ich nicht Kraft genug für den ganzen Tag." Er dachte, sein einziges Hilfsmittel sei, künstlich den Schmerz zu betäuben. Allmählich versenkte er sich so tief in eine metaphysische oder geometrische Frage, daß er sein Ohr vergaß. Man reichte ihm sein Essen, und er aß, ohne aufzumerken. Er erreichte so die Stunde des Zubettgehens, ohne gelitten zu haben. Der fürchterliche Schmerz packte ihn erst wieder, als die geistige Befriedigung aufhörte. W. S.

Das Habersche Rheingold. Vom Kaiser-Wilhelm-Institut für physikalische Chemie sind in den letzten Jahren eingehende Untersuchungen über den Goldgehalt in Meer- und Flußwasser ausgeführt worden, deren erster Teil vor kurzem von Haber und Jaenicke in der „Zeitschrift für anorganische Chemie" veröffentlicht worden ist. Dieser Teil bezieht sich auf die Messung des Goldgehaltes des Rheinwassers, das zum Teil bei Leverkusen, zum Teil bei Karlsruhe entnommen und mit besonders ausgearbeiteten Verfahren untersucht wurde. Die bei Karlsruhe geschöpften Proben lieferten einen Gehalt von 0 bis $10{,}3 : 10^{-9}$ Gramm Gold im Liter. Da 10^{-9} Gramm ein Milliardstel Gramm bedeutet, ist die Menge im Liter sehr gering. Für ein Kubikmeter ergibt sich daraus 0,003 Milligramm Gold. Die vom Rhein in der Sekunde geförderte Wassermenge beträgt nun etwa 2000 Kubikmeter, so daß im Jahre 200 Kilogramm Gold ins Meer fließen. Diese große Menge ist aber so fein verteilt, daß an eine technische Gewinnung nicht zu denken ist. Die Schwierigkeiten liegen ähnlich wie beim Radium. Auch das wertvolle Element Radium ist fein verteilt in großen Mengen in den Gesteinen und den Wässern der Erde vorhanden. Es ist aber nicht möglich, es nach einem wirtschaftlichen Verfahren so allgemein zu gewinnen. Dazu gehören Erzvorkommen ähnlich wie beim Gold, in denen das edle Element in größter Konzentration vorhanden ist. Ludwig Thor.

Bananen und Wetter. Bananen werden in den Vereinigten Staaten von Amerika in riesigen Mengen verzehrt, denn der jährliche Verbrauch steigt jetzt auf 45 Mill. Trauben. Die Verteilung der Frucht erfordert daher einen hochorganisierten Dienst. Sie ist nämlich gegen ungünstiges Wetter, besonders gegen Kälte sehr empfindlich, und deswegen wird sie in ventilierten Wagen versandt. Stellenweise begleiten die Wagen eigene Angestellte der Versenderfirmen; stellenweise aber warten an bestimmten Orten Leute, die den Ventilator nach dem jeweiligen und nach dem bis zur nächsten Station zu erwartenden Wetter einstellen. Im Jahre 1923 berichtete der Geschäftsführer des Südbezirks der Fruchtversandfirma Fruit Dispatch Co. zu New Orleans, daß ernste Verluste immer bei starkem Temperatursturz eintreten, weil dann die Ortsagenten nicht immer rechtzeitig entsprechend dem Vorrücken der Kältewelle die Ventilatoren einstellen können. Man wandte sich an das Wetterbureau in Washington, mit dem ein besonderer Warnungsdienst vereinbart wurde. Die Firma lieferte eine Karte, in die die Versandstrecken sowie die Orte ihrer Agenten und deren Namen und Wohnung eingetragen waren. Gemäß der Ortslage der Wetterdienststellen wurde das ganze Gebiet in Bezirke eingeteilt, die je einer Wetterdienststelle zugewiesen wurden. Sobald nun zu erwarten ist, daß die Temperatur in den nächsten 24 oder 36 Stunden den Gefrierpunkt erreichen oder noch darunter sinken werde, erhalten die Agenten des betreffenden Bezirks ein Telegramm auf Kosten der Firma von der Wetterdienststelle. Dieser Warnungsdienst hat sich in den letzten beiden Wintern durch die Vermeidung von Verlusten schon in bester Weise bezahlt gemacht. Prof. Dr. C. Kaßner.

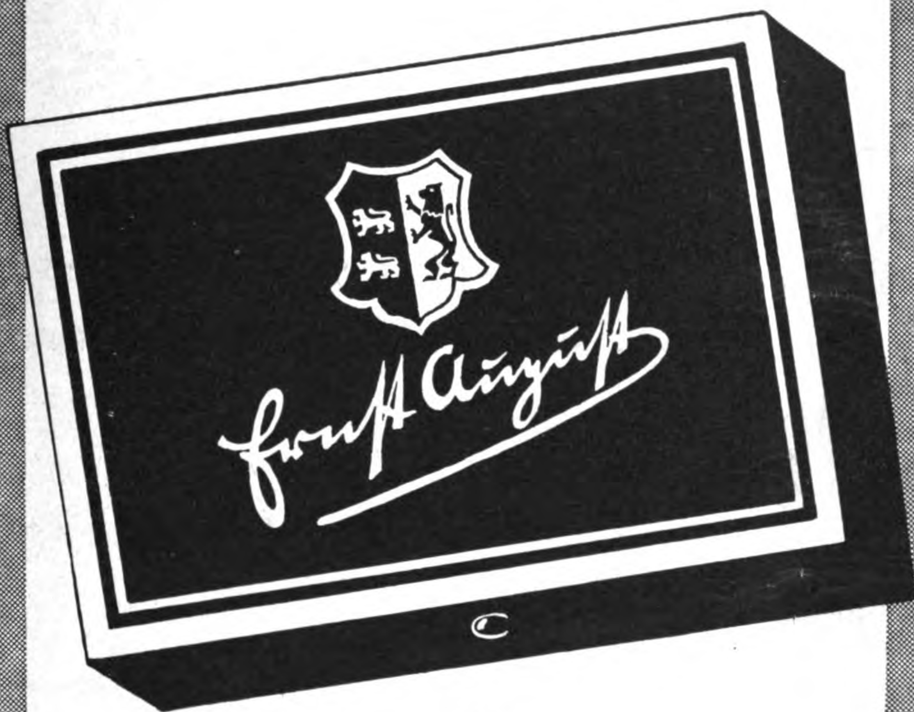
Ein neuer Flugsaurier. In dem schon durch so viele herrliche Funde von Wasser, Land und Luft bewohnenden Sauriern und vom Urvogel (Archäopteryx) ausgezeichneten lithographischen Schiefer der Juraschichten wurde ein neuer Flugsaurier entdeckt, den Prof. Döderlein in der Bayrischen Akademie der Wissenschaften beschrieben hat. Diesem Flugsaurier war ein stumpfer, stark gewölbter, hinten abgerundeter Kopf eigen. Der Schwanz war stark verkürzt. Die Hinterbeine glichen auffälligerweise denen von Springtieren. Man hat ihn Anuroganthus genannt. Aus dem wissenschaftlichen Befund ist der Schluß berechtigt, daß dieses Reptil zu den besten Fliegern gehörte, die man kennt. Der Flug muß in gerader Richtung, ohne jedes Wanken und Schwanken vor sich gegangen sein. Dafür sprechen der kurze, gedrungene Bau und die Ausbildung der Wirbelsäule. Vielleicht ähnelte der Flug

dem des Meerseglers und des Ziegenmelkers. Der Hals war kurz, und auf ihm saß der Kopf fast unbeweglich. Dem schnellen Flug kamen auch die großen Augen und die breite, stumpfe Schnauze zustatten. Mit den Hinterbeinen steuerte das Tier, die nach Döderlein auch zum Springen geeignet waren. In Ruhestellung mag er den Lummen ähnlich gewesen sein. Nach dem rasenden Flug ließ sich Anurognathus auf den Boden nieder, wobei ihm als angenehm federndes Landungsorgan der eigenartige Bau seiner Hinterfüße zugute kam. Rudolf Hundt.

Deutsche Länder- und Völkerkunde. Die deutsche volkskundliche Literatur ist in letzter Zeit durch manche wertvolle Publikation bereichert worden. Durch die Abtretung Jahrhunderte alter deutscher Gebietsteile an die Nachbarstaaten ist die Aufmerksamkeit besonders auf diese verlorenen Landschaften gelenkt worden. Es muß darum willkommen geheißen werden, wenn Bücher erscheinen, die uns über die volkstümliche Eigenart jener Gegenden unterrichten. Zu solchen Veröffentlichungen gehört die „Ostdeutsche Volkskunde" von Prof. Dr. K. Brunner (Verlag von Quelle & Meyer, Leipzig). Er beschäftigt sich mit dem Leben des märkischen und ostmärkischen Volkes in der Mark Brandenburg, Posen, Ost- und Westpreußen. Ein Reichtum völkischen Seins wird hier — unterstützt durch zahlreiche Abbildungen — vor uns ausgebreitet, der den westlichen und südlichen Stämmen kaum nachsteht. Als eine schöne Ergänzung wird man die „Städte im Niederland" von Kurt Siemers (Richard Hermes, Verlag, Hamburg) betrachten dürfen; denn hier wird das uns im Norden entrissene Land geschildert. Zugleich jedoch führt es uns in das nordwestliche Deutschland, nach Mölln, in die Eulenspiegelstadt, nach der alten Kaiserresidenz Goslar, in die Hansastädte Lübeck und Bremen und schließlich in die Heimat Hebbels und Klaus Groths. Der Verfasser hat sich liebevoll in den Geist der Vergangenheit versenkt, und aus seinen impressionistischen Bildern weht ein Hauch sinniger Poesie. Weiteste Verbreitung verdienen die im Delphin-Verlag in München erscheinenden und vom Reichskunstwart Edwin Redslob herausgegebenen Bändchen „Deutsche Volkskunst", von denen das fünfte — „Schwaben" von Karl Gröber — nunmehr vorliegt. Das mit gründlicher Kenntnis zusammengetragene Bildermaterial gewinnt durch die sachkundigen Erläuterungen des Begleittextes einen

für jeden Laien verständlichen Sinn und lehrt ihn das schwäbische Wesen in seinen künstlerischen Auswirkungen erkennen. Ein Büchlein möge in diesem Zusammenhang Erwähnung finden, weil man es gewissermaßen als einen Führer zur Einführung in deutsche Landschaft betrachten kann: „Heilige Erde" von Hans Wolfgang Behm (R. Voigtländers Verlag, Leipzig). Aus einem innigen Erleben der Natur erwachsen, rauscht in ihm das Hohelied der Heimat auf — ein Werk, das vor allem der Jugend empfohlen sei. Über Rothenburg, das köstliche Museum mittelalterlicher Architektur, liegt der von Prof. Dr. Bonatz herausgegebene, reich illustrierte Führer (Verlag K. Ohlingers Nachfolger, Bad Mergentheim) in zweiter Auflage vor. Zwei nette kleine Mappen mit Bleistiftzeichnungen von Max Brückner, in Lichtdruck wiedergegeben, Partien aus Dresden und der Sächsischen Schweiz darstellend, sind im Verlag Fritz Heyder, Berlin-Zehlendorf, erschienen. Museumsinteressenten seien schließlich noch auf die zum 50jährigen Bestehen des Dresdner Museums für Völkerkunde von A. Jacobi verfaßte Jubiläumsschrift (Verlag Jul. Bard, Berlin) verwiesen. Dr. V. T.

Wohnungskultur. Man kann es schon vorweg sagen: was Alexander Koch bringt, trägt immer das Gepräge gediegenen Geschmacks und künstlerischen Wertes. Und so ist auch seine neue Publikation — „1000 Ideen zur künstlerischen Ausgestaltung der Wohnung", Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt — wieder ein Schatzkästlein mit reizvollem Inhalt. Eine Art Reisehandbuch, ein Baedeker durch die Probleme der Innenkunst wird hier geboten, der die Freude am Schönen, den Sinn für die feine Form wecken will. Die zahlreichen Abbildungen stellen den Beschauer vor sprechende Raumsituationen, die nicht nur das Auge, sondern auch das Gemüt angehen, die ihm etwas erzählen vom Leben des Menschen in verständig und geschmackvoll eingerichteten Räumen. Wenn aus der drangvoll fürchterlichen Enge der heutigen Wohnungsnot ein Ausweg in die Freiheit der Wahl ihrer Behausung für viele Tausende gefunden ist, die alle sich ihr Heim noch gestalten wollen, dann sollten sie zu diesem Buch greifen und es als Ratgeber benutzen, denn es bietet mit seinen „1000 Ideen" Anregung für alle, für arm und reich.













Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

JLLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG J. J. WEBER · LEIPZIG

NR. 4227. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 18. MÄRZ 1926

Die Reisen des gebildeten Mittelstandes

In den **Norden!**

Regelmäßig während des ganzen Sommers

Dänemark
Schweden
Norwegen
Finnland

mit der

Nordischen Gesellschaft

Kleine Gruppen
Gebildete Führer
Billig und gut

Näheres und Prospekte durch

Büro Lübeck, Schüsselbuden 2

SALSOMAGGIORE

(Provinz Parma)

Italiens schönstes und mondainstes Thermalbad

an der Hauptlinie Mailand-Bologna.
Ab Borgo San Donnino Auto- und Trambahnverbindung (9 km)

Die stärksten radioaktiven Jod-, Brom- und salzhaltigen Quellen der Welt. Bade- und Inhalationskuren. Unvergleichliche Heilerfolge.

Saison April bis November.

Die führenden Häuser (Societa Grandi Alberghi):
Grand Hotel delle Terme: Luxushotel der internationalen Elite.
Grand Hotel Milano: erstklassig, vornehm-elegant, gemütlich.
Grand Hotel Central Bagni: Ruhiges, feinbürgerliches Familienhaus.
Alle drei Häuser (1000 Betten) in bester Lage, Thermalbäder. Grosse Parks.

Hervorragende und reichliche Verpflegung. Mässige Preise.

Grosse internationale sportliche, künstlerische und gesellschaftliche Veranstaltungen. Eigenes Theater, Konzerte, Tanz. 3 Jazz Bands.

Deutsche Leitung: Gen.-Inspektor Georg Merkt,
früher Grand Hotel Gardone am Gardasee.

Osterfreud' im Bleylekleid



Lieber Osterhas,
Springe und eile;
Bringe uns, weißt du was?
*— — — einen ›**Bleyle**‹*

Verkaufsstellen in allen Städten.

*Nachweis bereitwilligst durch die Fabrik **Wilh. Bleyle** G. m. b. H. **Stuttgart W 13***

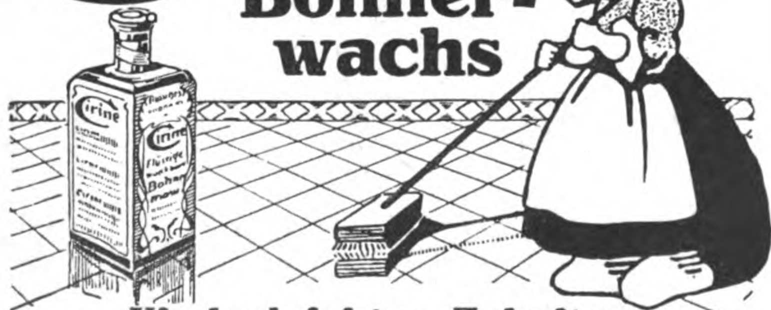
KAFFEE HAG SCHONT IHR HERZ



Oh, liebe Hausfrau, gib stets acht, Cirine wird oft nachgemacht.

Cirine

flüssiges **Bohnerwachs**



Kinderleichtes Arbeiten.

Seit 1901 glänzend belobt. Stahlspäne und Terpentinöl werden entbehrlich. Durch die flüssige Form kolossal ausgiebig u. leicht anzuwenden. Der Boden bleibt waschbar u. hell.
Zu haben in den einschlägigen Geschäften.

Cirine-Werke Böhme & Lorenz, Chemnitz i. Sa. 1

Verlangen Sie gratis u. franko die Broschüre: „Wie behandle ich mein Linoleum u. Parkett sachgemäss?"

Die elegante Welt verlangt nur

Delespa-Seifen
Delespa-Parfüms



Delmenhorst.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4227. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 18. März 1926.



Oberhofen am Thunersee. (Phot. Wehrli A.-G., Kilchberg-Zürich.)

Frühling in der Schweiz

Zahlreiche schön gelegene, gut geschützte, sonnige Kurorte. Alle Freiluftsporte und Belustigungen.
Bequem eingerichtete Hotels zu mässigen Preisen und gute Aufnahme zugesichert.
Eingehende Auskünfte, illustrierte Broschüren und Hotellisten kostenfrei durch
***Schweizerische Verkehrszentrale,** Zürich oder Lausanne,*
*Schweizer Verkehrsbureau in **Berlin,** Unter den Linden 57/58,*
*Schweizer Verkehrsbureau in **Wien,** Schwarzenbergplatz 18 und alle **Reiseagenturen.***

INTERLAKEN

Am Fusse der Jungfrau, zwischen Thuner- und Brienzersee
***Eröffnung am 1. Mai** von*
K u r s a a l, B e r g b a h n e n, S c h i f f a h r t.
Ermässigte Hotelpreise bis 1. Juli.
Prospekte durch die Reise- und Verkehrsbureaus.

GENF

Ideale Stadt für Aufenthalte.
G o l f.
Auskünfte und illustrierte Broschüren durch das Verkehrsbureau.

LAUSANNE

Genfersee
Aufenthalt, Ausflüge, Gesellschaftsautos.
Erziehungsanstalten. Sporte. Golf.

THUNERSEE

Die Kurorte
Thun-Goldiwil, Gunten-Sigriswil, Hilterfingen, Merligen, Oberhofen, Spiez
bieten alle Annehmlichkeiten eines schönen Frühlingsaufenthaltes.
Prospekte durch den Verkehrsverband Thunersee.

MONTREUX

Idealer Aufenthalt zu jeder Jahreszeit.
Alle Vergnügungen und Sporte. Ausgangspunkt der malerischen Bahnlinien Glion—Caux—Rochers de Naye, sowie der Montreux-Berner Oberland-Bahn, der direkten Linie nach Interlaken und Luzern. Jeder Komfort, Speisewagen.

VEVEY

Genfersee, an der Simplon-Linie.
Sport. Hotels und bestbekannte Erziehungsinstitute.
***Mont Pleiades** 1400 m ü. M.* — ***Mont Pélerin** 900 m ü. M.*

ZÜRICH

die Metropole der Schweiz. Angenehmer Aufenthaltsort und Ausgangspunkt für Reisen in der Schweiz und nach dem Süden.

LUGANO, HOTEL EUROPE

Erstklassiges Familienhaus direkt am See.
Freie Lage an der grossen Promenade.
Pension von Frs. 16.— an.

J. C. W. FASSBIND, BESITZER.

Geh. San.-Rat Dr. Köhlers Sanatorium Bad Elster, Sachsen



Alle Kurmittel
(speziell Moorbäder)
im Hause.
Diätkuren.
Innere, Nerven-, Frauenleiden, Gelenkleiden, Lähmungen, Orthopädie.
Winterliegehallen.

Thüringer Waldsanatorium

WinterKuren — SommerKuren



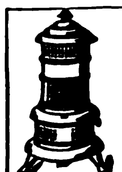
Schwarzeck
Bad Blankenburg Thüringerwald
für nervöse und innere Kranke
Grosser Waldpark, alle Kurmittel u. Bequemlichkeiten. Fachärzte. Das ganze Jahr besucht.
Prospekte durch die Verwaltung.



Bad Orb, Villen: Fürst Bismarck am Kurpark (Pension) **u. Daheim.**
Kurmittelhaus für Licht- und elektr.-physikal. Heilmeth. (früh. Geheimr. Dr. W. Hufnagel) in enger Verbindung mit den Heilfaktoren d. Kurortes. Anfr. an Dr. Viktor Hufnagel.

KURHAUS

für Nervenkranke
Tannenfeld
bei N ö b d e n i t z, Thüringen.
Prosp. d. Dr. med. Tecklenburg.



MARKE „TURM“

Petrol.-Heizöfen
verbürgen durch ihre anerkannt gute Konstruktion geruch- u. rauchfreies Brennen. Zu haben in guten einschlägigen Geschäften oder man wende sich an
Metallwarenfabrik Meyer & Niss, G. m. b. H.
Bergedorf 17 bei Hamburg

Chr. Tauber

Photo-Haus
Wiesbaden L. 1
Beste und billigste Bezugsquelle für solide Photogr. Apparate in einfacher bis feinster Ausführung u. sämtl. Bedarfsartikel.
Illustr. Preisliste Nr 1.
Direkter Versand nach allen Weltteilen



Allgemeine Notizen.

Internationaler Kongreß für Pflanzenkunde. Vom 16. bis zum 23. August d. J. wird an der Cornell-Universität Ithaca in Neuyork eine internationale Zusammenkunft stattfinden, zu der jeder Pflanzenforscher der ganzen Welt eingeladen wird. Jeder Wissenschaftler, dessen Anschrift dem amerikanischen Komitee, B. M. Duggar, Missouri; Botanical Garden, St. Louis, Mo; H. C. Cowles, Universität Chicago, Chicago Ill.; H. H. Whetzel, College of Agriculture, Ithaca, N. Y., bekannt wird, erhält eine persönliche Einladung, da die Pflege persönlicher Beziehungen und gegenseitigen Verständnisses eines der Hauptziele der Zusammenkunft ist. Der Kongreß dient in erster Linie der Forschung und dem Unterricht in Land- und Forstwirtschaft, Bakteriologie, Mykologie, Pathologie, Pharmakognosie usw., kurzum allen Zweigen der Pflanzenkunde, von denen jeder durch 10 bis 20 Vorträge vertreten sein wird. Diese Vorträge sollen hauptsächlich von auswärtigen Teilnehmern gehalten werden, die dazu besonders aufgefordert werden. Vorschläge für Gesetzgebung werden entgegengenommen, jedoch ohne dort entschieden zu werden. Die verschiedenen Regierungen sind bereits um Entsendung von Vertretern ersucht worden, und Institute sowie Gesellschaften werden eine ähnliche Aufforderung erhalten. Amerikanische Beihilfe zur Bestreitung der Reisekosten wird weder einheimischen noch auswärtigen Gästen gewährt.

Von den deutschen Luftlinien. Die deutsche Lufthansa hat vorbehaltlich etwaiger Erweiterungen das Streckennetz festgelegt, auf dem am 1. April d. J. der deutsche Luftverkehr wieder aufgenommen werden soll. Mit den jetzt bereits feststehenden Auslands-Anschlußstrecken wird auf 42 Linien geflogen werden. Eine der interessantesten Neuerungen ist die Änderung der Flugzeiten auf der Strecke Berlin—Moskau. In diesem Jahr, das in großem Maßstab auch den Nachtluftverkehr bringen wird, kann man die Strecke Berlin—Moskau an demselben Tage zurücklegen. Die Flugzeuge verlassen den Flughafen Tempelhoferfeld gegen 2 Uhr nachts und kommen nach Zwischenlandungen in Danzig, Königsberg, Kowno und Smolensk in den Nachmittagsstunden in Moskau an.

Der Automobilsport 1926. Die Oberste Nationale Sportkommission für den Automobilsport in Deutschland hat nunmehr die Termine für den deutschen Auto-

mobilsport festgelegt. Der Plan umfaßt 71 Veranstaltungen und ist gegen das Vorjahr erheblich eingeschränkt worden. Neben zwei großen internationalen Veranstaltungen, dem Großen Preis von Deutschland für Sportwagen am 11. Juli und dem Internationalen Alpenpreis vom 19. bis zum 29. August, dessen Austragung dieses Jahr Deutschland übertragen wurde, enthält der Plan folgende sieben Rennen, die für alle Inhaber der internationalen Erlaubnis offen sind: Tourenfahrt nach Riga und Reval 5. bis zum 15. Juni; Eifel-Rennen 10., 11., 12. Juni; Solitude-Rennen für Wagen 18. Juli; Zoppoter Automobilwoche, verbunden mit den Rennen um die Meisterschaft von Danzig 21. bis zum 25. Juli; Kilometer- und Bergrennen Freiburg 31. Juli und 1. August; Reichsfahrt nur für Wagen 1. bis zum 5. September und das Solitude-Rennen für Sport- und Beiwagen am 12. Septbr. Außer diesen Wettbewerben sind 62 Veranstaltungen ausgeschrieben, die vornehmlich den deutschen Autosportlern vorbehalten sind. Nicht wenige dieser Wettbewerbe haben einen guten Klang; sie werden auch dieses Jahr wertvollen Sport bringen.

Sommerfahrt nach Kopenhagen. Das Kieler Reise- und Verkehrsbureau veranstaltet vielen Wünschen entsprechend vom 30. Mai bis zum 1. Juni mit dem Turbinenschnelldampfer „Kaiser" der Hamburg-Amerika Linie eine Vergnügungsfahrt nach der dänischen Hauptstadt Kopenhagen. Der niedrig bemessene Preis ist einschließlich Fahrt per Schiff und Bahn, Verpflegung, Hotel, Besichtigungen, Rundfahrten, Trinkgeld u. a. 90 Mk. Um einer Überfüllung vorzubeugen, wird der Dampfer „Kaiser" nur zur Hälfte der zulässigen Passagierzahl besetzt. Vor und nach der Reise ist mit demselben Schiff Gelegenheit, durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal zu fahren.

Meiers Adreßbuch der Exporteure und Importeure. Für die zahlreichen Firmen, die dieses Werk ständig benutzen, genügt die Mitteilung, daß die 13. Auflage erschienen ist. Allen denen aber, die dasselbe noch nicht kennen sollten, sei nachstehend ein kurzer Überblick gegeben. Das bereits seit 23 Jahren erscheinende Nachschlagewerk verfolgt den Zweck, in erster Linie den deutschen Großhandelshäusern und Fabrikanten das Adressenmaterial und die Angaben zu liefern, die sie zur Ausdehnung ihres Ausfuhrgeschäfts benötigen. So enthält das Buch unter anderm die Namen und Adressen von etwa 8000 Exporthandelshäusern und Einkäufern an

den Haupthandelsplätzen Europas unter Angabe der Waren, die sie ausführen, und der Länder, wohin sie exportieren. Ferner sind etwa 60 000 Importeure aller Erdteile angeführt, und zwar unter Angabe der Waren, die sie einführen. Welche Vorteile das Werk somit bietet, liegt klar auf der Hand; ermöglicht es doch jedem, der es besitzt, seine Artikel entweder an die Exporthandelshäuser oder direkt an die Importeure des europäischen Auslandes und der überseeischen Länder abzusetzen. Das etwa 1200 Seiten starke, in Leinen gebundene, gut ausgestattete Buch kann vom Verlag von Meiers Adreßbuch der Exporteure Rudolf Dudy, Hamburg I, Alsterdamm 201 zum Preis von 25 Mark bezogen werden.

Die Presse des Fernen Ostens. Nachdem die „Ala“ in ihren wohlbekannten Sonderkatalogen „Die Niederländische Presse“ und die „Presse Großbritanniens“ den Exportkreisen Deutschlands für die Bearbeitung europäischer Märkte unentbehrliche Wegweiser an die Hand gegeben hatte, begann sie vor kurzem die Bearbeitung überseeischer Gebiete mit einer trefflichen Zusammenfassung über das „Zeitungswesen der britischen Kolonien“ und setzt sie jetzt mit einem Katalog über die „Presse des Fernen Ostens“ fort. Sämtliche Kataloge sind im Selbstverlag der Ala Anzeigen-Aktiengesellschaft, Berlin W 35, Potsdamer Straße 24 erschienen, und ihr niedrig angesetzter Preis von 3 Mk. für jeden Katalog ermöglicht jedem Exportinteressenten die Anschaffung.

Kautschuk-Erzeugung und -Verbrauch. Im Jahresbericht der Londoner Kautschukfirma Lewis & Peat, deren statistische Berechnungen in Mincing Lane als sehr zuverlässig gelten, wird die Weltkautschukerzeugung in 1925 auf 505 000 t und der Weltverbrauch an Kautschuk auf 545 000 t veranschlagt. Die Produktion verteilt sich wie folgt: Malayische Staaten 210 000 t, Ceylon 44 000, Niederländisch-Indien 190 000, Südindien und Borneo 31 000, Brasilien, Kongo und andere Länder (wilder Gummi) 30 000 t. Von dem Konsum entfallen auf die wichtigsten Länder: Vereinigte Staaten 38 500 t, Großbritannien 34 000, Frankreich 30 000, Deutschland 29 000, Kanada 16 000, Japan 14 000, Italien 12 000, andere Länder 25 000 t. Während die Gummibestände in London im Lauf des vergangenen Jahres von 29 640 t am 1. Jan. bis unter 6000 t Ende Dezbr. zurückgegangen sind, haben sich die Vorräte in den Vereinigten Staaten in derselben Zeit nur von 55 000 t auf 51 000 t verringert.

Illustrirte Zeitung



FRÜHLINGSMAHNEN

NACH EINER RADIERUNG VON SASCHA KRONBURG



Das Tagungshaus des Völkerbundes in Genf, das frühere Hotel National am Genfer See.



Der Reformationssaal in Genf, in dem die Hauptsitzungen des Völkerbundes stattfinden. Im Hintergrund Hotel Metropole, der Sitz der deutschen Delegation.







Nach der Zusammenkunft im Hotel Beau Rivage am 8. März, bei der die erste Vorbesprechung mit Dr. Luther und Dr. Stresemann stattfand. 1 der italienische Delegierte Scialoja; 2 der belgische Ministerpräsident Vandervelde; 3 Reichskanzler Dr. Luther; 4 der französische Ministerpräsident Briand; 5 Außenminister Dr. Stresemann. — **Links:** Der englische Außenminister bei seinem Eintreffen in Genf. — **Rechts:** Dr. A. da Costa, der Führer der portugiesischen Delegation, nach seiner Ernennung zum Präsidenten des Völkerbundes am 8. März.







Links: Der spanische Außenminister Yanquas, der einen Ratssitz für Spanien beantragte. — **Mitte:** Die deutsche Delegation. Sitzend: Reichskanzler Dr. Luther und Außenminister Dr. Stresemann; stehend von links nach rechts: Ministerialdirektor Dr. Kiep; Dr. v. Hoesch; Staatssekretär Dr. v. Schubert; Gesandtschaftsrat Redelhammer, Generalsekretär der Delegation; Staatssekretär Kempner; Ministerialdirektor Dr. Gaus; Geheimrat v. Bülow. — **Rechts:** Regis de Oliveira, der als Führer der brasilianischen Delegation für Brasilien einen ständigen Ratssitz forderte.

VON DEN BERATUNGEN ÜBER DEUTSCHLANDS EINTRITT IN DEN VÖLKERBUND IN GENF

WECHSELNDE BEDEUTUNG DER ERDTEILE

Wir wissen heute noch nicht, woher die Urkultur gekommen ist, und wissen noch weniger, wo wir die Urheimat der jetzt vorwaltenden Rassen suchen sollen. In den letzten Monaten sind in Amerika allerlei Funde gemacht worden, so in Nevada Funde von Stadtruinen, deren Alter von den Entdeckern auf 8000 bis 10000 Jahre geschätzt wird. Diese Zahlen sind sicherlich zu hoch gegriffen, und im Gegensatz zu der Meinung der Amerikaner — die Neue Welt ist eigentlich die Alte Welt; von Amerika hat sich die Kultur über den Erdball verbreitet — hat die jüngste Forschung der Linguisten, Mythologen und Folkloristen ergeben, daß ein gewaltiger Strom von Sprachen, Sagen, Waffen, Kunstformen wie auch Kalendervorstellungen, z. B. von dem Tierkreise, aus Asien über die Behringstraße oder über die Südsee nach Amerika seit dem 2. vorchristlichen Jahrtausend oder noch früher geflossen ist. Für den Ursitz der eurasiatischen Kultur haben wir drei verschiedene Annahmen: die Dordogne und die Höhlen der Pyrenäen mit ihrer paläolithischen Kunst; Mesopotamien und Ägypten; endlich Indien. Einerlei jedoch, wie die vorgeschichtliche Zeit angefaßt wird: die historische Kultur beginnt im Nahen Orient. Sofort aber erhebt sich die Frage, von wo die Kulturträger nach dem Niltale und nach dem Zweistromlande gelangt sind. In jüngster Zeit gewinnt eine Wanderung ältester Kultur von Westafrika nach Ägypten eine gewisse Wahrscheinlichkeit. Die Sumerer werden ebenfalls von einem der jüngeren Forscher, Kluge aus Nauen, mit Negern in Verbindung gebracht; von dem Münchner Hommel dagegen mit den Türken, von dem Wiener Hüsing mit den Birmanen; hierzu würde stimmen, daß jene Kulturträger von der See kamen.

Wir betreten jetzt festes Land. Drei Jahrtausende hindurch sind Mesopotamien und Ägypten führend. Von allen anderen Ländern hören wir nur, insoweit sie mit Memphis oder Babylon in Beziehung stehen. Die Kunde dehnt sich langsam bis zum Osthorn Afrikas und in Asien bis zum Kaspischen Meer und Hindukusch, dann bis ins Industal aus. Die übrige Welt liegt noch in tiefem Schlummer. Nur in Kreta entsteht noch ein eigener Bildungsherd bereits im 3. Jahrtausend. Europa tritt in dämmernden Umrissen seit dem 14. Jahrhundert v. Chr. allmählich aus dem Nebel hervor, wird aber in den Wirbel der Weltpolitik so recht eigentlich erst seit 600 gerissen. Wir haben Mühe, uns das deutlich zu machen, daß vor 600 unser eigener Erdteil fast gar keine Rolle in der Weltgeschichte spielte, und daß auch nach 600 zunächst nur ein kleiner Ausschnitt von Europa, nämlich die Balkanhalbinsel und dazu noch einige Küstenstädte von Odessa und Byzanz bis zum spanischen Tartessos, das nach dem Erlanger Geschichtsprofessor Adolf Schulten die älteste Stadt unseres Erdteils sein soll, an der großen Menschheitsentwicklung beteiligt war. Seit 500 allerdings sind die Geschicke Europas und Asiens unauflöslich miteinander verflochten. Zugleich greift diese Verflechtung nach Nordafrika über. Eine eigene Mittelmeerwelt mit zahllosen Wechselwirkungen tritt in die Erscheinung. Seit rund 300 v. Chr. wird Rom bedeutend und beginnt, durch die Fahrten des Pytheas, die Entschleierung Nordeuropas.

In Ostasien erhebt sich China. Alle früheren Jahrtausende, von denen einheimische und abendländische Gelehrte zu erzählen wissen, gehören in das Reich der Fabel. Natürlich sind die Chinesen schon längst da. Greifbar werden ihre Taten aber erst seit dem 9. Jahrhundert, und erst seit rund 120 v. Chr. werden sie ein Teil der Weltgeschichte. Nicht minder wird jetzt der schwarze Erdteil entschleiert. Forschungsexpeditionen, die im Auftrage der römischen Kaiser ausgesandt werden, nähern sich dem Sudan. Arabische Händler segeln bis Madagaskar und bringen Kunde von den großen Seen im Herzen des schwarzen Erdteils. In dem Arabersturm, den Mohammed entfesselt, werden der Sudan und die Guineaküste nebst der Gegend am unteren Sambesi und ferner Inselasien, besonders Java, das auch Verkehr mit China eröffnet, in den Kreis der allgemeinen Geschichte einbezogen. Nordafrika wird mohammedanisch und bis in die Neuzeit ein wichtiger Faktor der großen Politik. Von rund 200 v. Chr. bis rund 650 n. Chr. war Europa der maßgebende Erdteil. Von 650 bis 800 waren das Reich der Kalifen, das sich vom Indus bis jenseits der Pyrenäen erstreckte, und China, das unter der Tang-Dynastie 12 bis 14 Millionen qkm von dem massigen Kern des asiatischen Festlandes beherrschte, die alleinigen Weltmächte. Ihnen gegenüber kamen alle anderen Mächte weder an Kopfzahl noch an Kultur und noch weniger an Ausdehnung irgendwie in Betracht.

Seitdem wuchs Europa, durch die Gründung des Deutschen Reiches und das Wiedererstarken von Byzanz, abermals an Bedeutung. Der Mongolensturm und das riesige Anschwellen der Osmanen, die von der Grenze Persiens bis an die Marokkos, von Sansibar bis vor die Mauern Wiens und zur See bis Capri und Korsika geboten, schienen neuerdings das Übergewicht Europas zu bedrohen. Da erschlossen kühne Entdeckungsfahrten den Europäern vier weiträumige, bisher unbekannte Gebiete: Sibirien, Amerika, die Südhälfte von Afrika, von der die Araber nur einen verschwindend kleinen Teil besucht und ausgebeutet hatten, endlich Australien und Inselasien. Diese „Neueuropas“ sicherten unserem Erdteil auf vier Jahrhunderte die Vorherrschaft. Immerhin dauerte es beträchtliche Zeit, bevor die Wirkung jener Entdeckungen sich fühlbar machte. Der Handel war noch über ein Jahrhundert hinaus sehr viel wertvoller in der Nordsee, in der Ostsee, in der Adria als mit Amerika. Die Gesamtzahl der Weißen, die in allen Ländern der Neuen Welt, mit Einschluß Australiens und Sibiriens, bis 1770 untergebracht wurden, überstieg kaum 8 Millionen. Seitdem ist sie, durch Einwanderung und natürliche Vermehrung, auf annähernd 200 Millionen angeschwollen.

In dem Verhältnisse der Erdteile zueinander muß die ungleiche Verteilung der Bevölkerungsmenge auffallen. Die nördliche Halbkugel beherbergt nämlich ganz unverhältnismäßig mehr Menschen als die südliche. Gewiß, die nördliche Hälfte ist an Landmasse der südlichen um das Dreifache überlegen; allein um 1500 betrug die Kopfzahl der nördlichen Hemisphäre vielleicht das 15- oder gar 20fache der südlichen. Um 1900 hatte die Besiedlung von Australien, Argentinien und Brasilien bereits größere Ausmaße angenommen, dergestalt, daß die Kopfmenge des Nordens zu der des Südens sich verhielt wie 10 zu 1.

Auch nahmen die einheimischen Bevölkerungen, infolge der größeren Erwerbsmöglichkeiten und der insgemein friedlichen Zustände, die ihnen die Europäerherrschaft gebracht hatte, südlich des Äquators in mehreren Ländern, so auf Java, in Südafrika und vielfach auch in dem tropischen Amerika, stark zu. Die Zulu allein, die durch Massenschlächtereien sich und ihre Nachbarn ungemein verringert hatten, sollen unter der Königin Viktoria auf die 8fache Zahl angeschwollen sein. Gegenwärtig verhält sich die Menschenmenge der nördlichen Halbkugel zu der der südlichen ungefähr wie 8 oder höchstens 9 zu 1. Es ist jedoch kaum wahrscheinlich, daß sich das Verhältnis zugunsten des Südens verschieben werde. Die einzigen Gebiete, die für eine künftige Masseneinwanderung und eine Massenvermehrung der Einheimischen ernsthaft in Betracht kommen, sind die La-Plata-Länder, Chile und das Becken des Amazonas.

Sehr spürbar hat sich ferner das Verhältnis der europäischen Bevölkerung zu der asiatischen verschoben. Um 600 v. Chr., als unser Erdteil in die Hallen der Weltgeschichte eintrat, zählte er kaum mehr als 25 Mill. Einwohner, dagegen Asien wohl schon an die 160 Millionen. Bereits Herodot war über die Volksmenge Indiens erstaunt, und eine der frühesten Zählungen ergab für China 60 Millionen. Das führte demgemäß zu einer Gegenüberstellung von 1 zu 6 oder 7. Um die Zeit Christi war die Bevölkerung Europas auf schätzungsweise 38 bis 40 Millionen angewachsen. Heute weist Europa 420 Millionen auf (die Zahl der durch den Bolschewismus zerrütteten Bevölkerung Rußlands ist nicht bekannt). Asien dagegen, wo die Schätzungen der Chinesenzahl um beinahe 200 Millionen schwanken, wird gegen 900 Millionen besitzen. Demgemäß stellt sich jetzt das Verhältnis beinahe wie 1 zu 2. Die Bedeutung Europas hat also im Laufe der Jahrtausende ganz ungemein zugenommen.

Wenn wir rein zahlenmäßig weiter vorgehen wollten, so wäre es ein leichtes, die wachsende Macht Amerikas an Hand der Kopfzahlen darzutun. Die Vereinigten Staaten von Amerika besaßen zur Zeit ihrer Unabhängigkeitserklärung nur wenig über 3 Millionen; heute haben sie 115. Dadurch allein, aber noch viel mehr durch den unerschöpflichen Reichtum ihrer Hilfsmittel, sodann durch die unvergleichliche Gunst ihrer Lage zwischen zwei großen Ozeanen sind die Vereinigten Staaten jedem europäischem Lande (an Kopfzahl wahrscheinlich selbst den Russen) überlegen. Diese Verschiebung des Schwergewichtes von der Alten auf die Neue Welt ist ein Phänomen, das in den bisherigen Jahrtausenden unerhört war.

Nicht immer ist Reichtum die einzige Quelle der Macht gewesen. Oft genug sind wohlhabende Staaten, deren Bürger gerade durch den Reichtum üppig und weichlich geworden waren, durch arme, aber kriegerische Völker gestürzt worden. Seit einem Jahrhundert ist indessen die Bedeutung des Geldes in derartigen Fragen ungemein gestiegen. Das macht die Technik. Die Heere der Kalifen und Dschingis-Chans brauchten bloß Pferde, Pfeile, Bogen und nichts weiter, um die halbe Welt zu erobern. Heute hat bei Kriegen die Schwerindustrie das Wort. Sie ist vom Gelde abhängig. So kommt es, daß heute die Vereinigten Staaten die Geschicke der Welt bestimmen können, und daß sogar die kleine Schweiz und Holland weltpolitisch wieder mitreden, insofern sie für Anleihen wichtig werden. Das Volksvermögen der Union kann auf 360 Milliarden Dollar geschätzt werden. Demgegenüber können die Engländer nur mit 130 und kann Deutschland gar nur mit 40 Milliarden (nach amerikanischen Gewährsmännern bloß 35) aufwarten. Die Yankees erzeugten während der zweiten Hälfte des Krieges mehr Eisen und Stahl als ganz Europa. Dazu sind die Vereinigten Staaten in Öl, Kupfer und Kohle führend. Von der Welterzeugung an Erdöl erbohren sie allein beinahe zwei Drittel. Sie sind ferner das größte Agrarland der Erde. Freilich stehen sie bei ihrem großen Selbstbedarf als Getreideausfuhrland erst an dritter Stelle. Kanada ist an erster, Argentinien an zweiter Stelle.

Eine Hauptfrage der Zukunft ist, ob die unerhörte Erstarkung der Union eine Verschiebung des weltpolitischen Schwergewichtes vom Mittelmeer und Atlantischen Ozean nach dem Stillen Ozean zur Folge haben wird. Eine solche Entwicklung ward bereits vor 30 Jahren prophezeit, als die Japaner China niederwarfen und Schimonoseki der Mittelpunkt der Weltpolitik wurde. Die Frage verquickt sich mit der anderen, ob die 850 Millionen Mitglieder der gelben Rasse (Malaien und Drawida mitgerechnet), die gut die Hälfte der Menschheit darstellen, eine Rassen- und Kulturkraft offenbaren werden, die ihrer Kopfmenge entspricht.

Afrika hat drei große Epochen durchlebt: die pharaonische Zeit, die Einwanderung der Araber und des Islams und die Zeit der europäischen Kolonisation. Nur vorübergehend wirkte die Römerherrschaft, obwohl sie über ein halbes Jahrtausend bestand. Sie wurde gänzlich weggefegt, ohne im Volkstum oder in der Kultur außer einigen Stadtruinen irgendeine Spur zu hinterlassen. Eine ganz neue Erscheinung ist der Massenstrom von Schwarzen, der aus Afrika nach überseeischen Ländern flutete. Die Kalifen brachten schwarze Söldner nach Vorderasien; Suaheli-Sklaven wurden im 10. Jahrhundert nach Ostasien verfrachtet. Seit rund 1500 erschienen dunkelhäutige Afrikaner in Portugal und Malta. Nun aber hebt der Massentransport nach Amerika an. Im Lauf weniger Jahrhunderte wurden 12 Mill. Neger nach Nord-, Mittel- und Südamerika gebracht, wo sie jetzt eine Kopfzahl von etwa insgesamt 24 Millionen erreicht haben. Ein Geschenk des schwarzen Erdteils an die Neue Welt, die dem Geschenk des Nessusgewandes an Herkules gleicht. In der Gegenwart wird die schwarze Gefahr eine bedrohliche Weltfrage.

Schließlich Australien. In jüngster Zeit will man gewaltige Strecken im Innern des Erdteils gefunden haben, die sehr fruchtbar seien, und die durch künstliche Bewässerung Millionen von Menschen ernähren könnten. Solange jedoch derartige Hoffnungen noch auf völlig unsicheren Grundlagen beruhen, muß man sich daran halten, daß die Bevölkerung Australiens, die 5 Millionen nicht viel überschreitet, schon seit Jahrzehnten beinahe stationär bleibt und keineswegs den Eindruck macht, als ob sie durch Einwanderung oder gar natürliche Vermehrung in absehbarer Zeit erheblich wachsen würde. Eher kann man das für Neuseeland in Aussicht nehmen, das es seit 1839 schon auf 1,2 Millionen weiße Einwohner gebracht hat. Dies fällt jedoch für das Verhältnis der Erdteile kaum und für die Weltpolitik nicht allzusehr ins Gewicht. Man wird sich also vorläufig damit beruhigen müssen, daß die Rolle Australiens nach wie vor nicht bedeutend sein wird. Nur wirtschaftlich fällt in die Wagschale, daß Australien in Gold, Schafwolle, Getreide und Häuten, vielleicht auch demnächst in Öl den Weltmarkt einigermaßen beeinflußt. Wohl aber kann man es als eine Gewißheit aussprechen, daß schon heute die südliche Halbkugel in ihrer Gesamtheit eine unvergleichlich viel größere Bedeutung in der Welt beansprucht als je zuvor.

Dr. A. Wirth.

DIE BEVORSTEHENDEN NORDPOLFAHRTEN

Eingeleitet durch die vorjährige Nordpolexpedition Amundsens im Flugzeug, die jedoch, da sie weit vom Pol haltmachen mußte, mißglückte, erhält die diesjährige Forschungstätigkeit im nördlichen Polargebiet mit Anwendung von Luftfahrzeugen einen ungewöhnlich großen Umfang. Und obgleich sich im vorigen Jahre zeigte, daß Flugzeuge im Nördlichen Eismeer die größten Schwierigkeiten haben, zu landen und wiederaufzusteigen, gehen die meisten diesjährigen Nordpolfahrten gerade mit Flugzeugen vonstatten, was sich indessen aus der inzwischen erheblich gesteigerten Leistungsfähigkeit der Flugzeuge erklärt, die nun voraussichtlich unter nicht allzu ungünstigen Verhältnissen imstande sein dürften, das ganze Gebiet des Nördlichen Eismeeres in der breitesten Ausdehnung, zwischen Spitzbergen und Alaska — etwa 3300 km — ohne Zwischenlandung zu durchqueren.

Mit vier Nordpolexpeditionen ist zu rechnen, die demnächst die Fahrt in die unerforschte Eisregion antreten: Amundsen mit einem Luftschiff, die amerikanische Detroit-Nordpolexpedition mit zwei Flugzeugen unter Leitung des Hauptmanns Wilkins, die Expedition der amerikanischen Weltflieger Ogden und Wade, denen fünf Flugzeuge zur Verfügung stehen, und schließlich die Expedition unter Leitung des amerikanischen Offizierfliegers Byrd, der an den vorjährigen mißglückten Flugreisen Mac Millans in Grönland teilgenommen hat.

Das größte Interesse knüpft sich an die Expeditionen von Wilkins und Amundsen, die einen scharfen Wettbewerb bilden, indem Wilkins die größten Anstrengungen macht, schon gegen Ende März den Flug vom Kap Barrow, Alaska, zum Nordpol und bis nach Spitzbergen auszuführen. Bereits Ende Februar in Alaska ein-

getroffen, wollte Wilkins das für die Flugzeuge nötige Benzin mittels Traktoren quer durch Alaska bis zum Kap Barrow bringen lassen, doch schluckten die Traktoren so viel von dem für den Polflug bestimmten Brennstoff, daß man von ihnen Abstand nehmen mußte. Man wird nun zur Beförderung des Benzins Flugzeuge benutzen, während die Expeditionsteilnehmer sich mit Hundeschlitten zum Kap Barrow begeben. Anscheinend erfährt die Wilkinsche Expedition dadurch etliche Verspätung, aber immerhin hat sie einen gewaltigen Vorsprung vor Amundsen. Dessen in Italien erworbenes Luftschiff, das Anfang März die ersten Probefahrten bei Rom ausführte, kann nämlich erst zu Beginn April in Spitzbergen, wo die Königsbucht der Ausgangspunkt ist, eintreffen, vorausgesetzt, daß das Luftschiff, das den Namen „Norge“ (Norwegen) führt, den langen Weg von Rom bis Spitzbergen ohne Hindernisse zurücklegt. Den Berechnungen nach kann sich dieses Luftschiff 65 Stunden in der Luft halten. Die Polarfahrt selbst, von Spitzbergen nach Alaska, glaubt man in 48 Stunden machen zu können. Es bleiben also 15 bis 17 Stunden Überschuß, die jedoch knapp genug werden können, falls während der Fahrt mit Sturm oder Gegenwind zu kämpfen ist. Es wird auch damit gerechnet, daß man das Luftschiff unterwegs verlassen muß und dann mit anderen Mitteln das Ziel zu erreichen sucht, denn das ist der Vorteil des Luftschiffes, daß eine hinreichende Ausrüstung an Schlitten und sonstigen Hilfsmitteln mitgenommen werden kann, während Wilkins das Hauptgewicht auf größtmögliche Versorgung mit Benzin legen muß, so daß er die mitzunehmenden Lebensmittel aufs äußerste beschränkt, indem er glaubt, selbst in den höchsten Breitengraden genügend genießbares Wild anzutreffen. Es läßt sich nicht leugnen, daß diese Methode, den Nordpolflug durchzuführen, ein nicht geringes Risiko in sich schließt.

Von den beiden anderen Expeditionen ist bisher so wenig an die Öffentlichkeit gedrungen, daß sich über ihre Aussichten nichts sagen läßt. Aber auf alle Fälle bildet der Anlauf, der in diesem Jahre genommen wird, um auf dem Luftwege das unerforschte Gebiet zu erschließen und festzustellen, ob größere Landmassen darin liegen, eine noch nicht dagewesene gewagte Kraftleistung in der Geschichte der Nordpolforschung. F. Mewius.



Wilkins Weg über Alaska
Wilkins Richtung mit Flugzeug
Amundsens Richtung mit Luftschiff
Byrds Richtung mit Flugzeug

Mit Luftschiff und Flugzeug zum Nordpol: Die diesjährigen Pläne der Nordpolforscher Amundsen, Byrd und Wilkins zur Erreichung des Nordpols.

Tagesgeschichte.

In Genf hat sich nach dem Eintreffen der deutschen Delegation am 9. März ein Ränkespiel entwickelt, das dem vielgepriesenen „Geist von Locarno“ wenig entspricht. Als man Deutschland in Locarno die Aufnahme in den Völkerbund zusicherte, wurde kein Wort davon gesprochen, daß beim Eintritt Deutschlands die Ratssitze noch anderweit vermehrt werden sollten. In dem Augenblick nun, da Deutschland sich zum Beitritt anschickte, wurde auf einmal Polen als neues ständiges Ratsmitglied des Völkerbundes genannt, und bald folgte auch Spanien. Ferner hatte sich plötzlich Brasilien als Vertreter Latein-Amerikas gemeldet, außerdem beanspruchten China und noch sechs andere Staaten einen ständigen Ratssitz. Offenbar ist das Ganze ein verabredetes Spiel zwischen England und Frankreich gewesen — das ihnen allerdings über den Kopf gewachsen ist — mit dem Zwecke, durch ihre Trabanten Polen und Spanien ein Gegengewicht gegen Deutschlands Stimme zu schaffen. Das schlaue Spiel ist aber nun doch nicht nach Wunsch geglückt, und Deutschland hat es durch seine Standhaftigkeit erreicht, daß die Pläne der Gegenseite nicht in der beabsichtigten Weise Verwirklichung gefunden haben.

Wirkl. Geh. Oberregierungsrat Prof. Dr. Emil Warburg feierte am 9. März in Berlin seinen 80. Geburtstag. Gebürtig aus Altona, habilitierte er sich 1870 in Berlin, lehrte dann in Straßburg und Freiburg, um 1895 nach Berlin als Ordinarius zurückzukehren. Bis 1922 führte er das Präsidium der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt. Der Gelehrte hat sich auf den verschiedensten Gebieten der Physik experimentell und literarisch betätigt. Das „Lehrbuch der Experimentalphysik“ wurde sein bekanntestes Werk. Seine Forschungen erstrecken sich auf die verschiedensten Gebiete der Physik. Besondere Beachtung verdienen seine Arbeiten im Bereich der Elektrotechnik, über die Bildung des Ozons und über die Oxydation des Stickstoffs. Am 12. März veranstaltete die Deutsche Gesellschaft für technische Physik gemeinsam mit der Deutschen Physikalischen Gesellschaft eine Festsitzung im Physikalischen Institut der Technischen Hochschule Charlottenburg zu Ehren des greisen Gelehrten.

Das berühmte Shakespeare-Gedächtnistheater in Stratford am Avon, das am 7. März durch eine Feuersbrunst völlig zerstört wurde, ist im Jahre 1879 eröffnet worden. Man kann das Unternehmen etwa mit den Richard-Wagner-Festspielen in Bayreuth vergleichen, denn alljährlich fanden in dem Stratforder Theater zur Geburtstagsfeier des Dichters am 23. April Festaufführungen statt, denen seit 1910 eine weitere Reihe von Festspielen im Sommer folgte, die auch von Ausländern, vor allem Amerikanern, viel besucht wurden. Das Gebäude war zwar architektonisch nicht sehr hervorragend, und auch theatertechnisch nicht recht auf der Höhe, um so schöner aber war seine Lage in einem Winkel des Avon. Auch verbanden sich mit ihm zahlreiche Erinnerungen, da die hervorragendsten Schauspieler und Schauspielerinnen Englands auf seiner Bühne aufgetreten sind. Obwohl die Zerstörung des Theaters bedauerlich bleibt, besonders im Hinblick auf die neuen Festspiele, zu denen die Proben in den nächsten Tagen beginnen sollten, ist auf der andern Seite durch den Brand die Möglichkeit gegeben, an der Stelle des alten ein dem Andenken Shakespeares würdigeres Bauwerk zu schaffen. Erfreulicherweise konnten die in dem benachbarten Shakespeare-Museum und in der Shakespeare-Galerie vorhandenen Kunstschätze und Shakespeare-Manuskripte sowie die Bücherei mit ihren 15000 Bänden Shakespeare-Literatur gerettet werden.

Bühnenschau

Ein Werk zeitgenössischen deutschen Opernschaffens gab das Opernhaus zu Frankfurt a. M. mit Bernhard Sekles' „Die zehn Küsse“. Der Frankfurter Komponist, dessen Tanzspiel „Der Zwerg und die Infantin“ (1913) ebenso wie die Märchenoper „Schahrazade“ (1917) und das Traumspiel „Die Hochzeit des Faun“ (1921) bereits auf der Bühne erschienen sind, versucht auch mit diesem neuen Opernspiel eine Erneuerung der heiteren Kammeroper. Seine Musik trägt, wie alle seine früheren Werke, stark exotisches Gepräge und neigt in ihrer den traditionellen Gesetzen der Harmonik abholden Art sehr dem Modernismus zu. Das Textbuch, das sich an H. C. Anderssens bekanntes Märchen vom Schweinehirten anlehnt, hat Karl Erich Jaroschek verfaßt. Das Vorbild ist jedoch durch Einführung von Nebenpersonen ergänzt und mit einem glücklichen Ausgang versehen worden. Das Werk läßt bei aller Gefälligkeit den geschlossenen Gesamteindruck im Musikalischen und Szenischen vermissen. Bei seiner Uraufführung am 25. Februar unter der musikalischen Leitung von Prof. Clemens Krauß und in der Inszenierung von Ludwig Sievert wurde es sehr herzlich aufgenommen.

Das Josefstädter Theater in Wien entschloß sich zur Uraufführung eines harmlos fröhlichen und vergnüglichen Stückes, der Zauberposse „Alles und nichts“ oder „Der Traum von Schale und Kern“, die nach einem Entwurf von Johann Nestroy, dem alten wackeren Wiener Possenschreiber, von Egon Friedell und Hans Saßmann verfaßt ist. Das Spiel beginnt mit einer Szene in der Hölle, wo der Beschluß gefaßt wird, wieder einmal ein paar Seelen zu verführen. Und dann erleben vier Menschenkinder im Traum alles das, was ihre Wünsche und Sehnsüchte begehren: Reichtum, Liebesglück und Wohlleben. Reicher Beifall belohnte das Stück. Als besondere Kuriosität ist noch zu bemerken, daß bei der Aufführung vier Vertreter der Schauspielerfamilie Thimig mitwirkten: Helene, Hugo, Hermann und Hans Thimig.

Auch in München ging man daran, ein älteres bewährtes Lustspiel aus der Versenkung zu holen: den „Kategorischen Imperativ“ von dem österreichischen Lustspieldichter Eduard v. Bauernfeld. Das Stück, das sich einen kleinen Ulk mit dem Pflichtgebote Kants erlaubt, schildert humorvoll das Leben in der vormärzlichen Gesellschaft. Der Wiener Kongreß, Kriegsrumoren, Metternich und jugendlicher Freiheitsdrang sind seine Atmosphäre. Die Neueinstudierung konnte mit diesem reichhaltigen Ragout einen schönen Erfolg buchen.

Literarische Gedenktage.

Eine merkwürdige, nicht ohne weiteres erklärliche Erscheinung zeigt sich in der Literatur bei Übersetzungswerken: Die in einem großen Wurfe geschaffenen bedeutenden Übersetzungen von Dichtungen fremder Zunge pflegen mit ihrer Ursprünglichkeit die imposante Kraft und Lebendigkeit unerschüttert zu behalten und zu behaupten, trotz allen Mängeln im einzelnen und trotz allen folgenden Versuchen von anderer Seite, eine bessere Übertragung zu liefern. So ist es mit Luthers Bibel, mit Schlegels Shakespeare-Übersetzungen und ebenso mit Johann Heinrich Voß' Verdeutschung der Dichtungen Homers. Voß ist auch heute noch der Homer-Übersetzer, er hat den deutschen Homer geschaffen, und keine der neueren Übersetzungen vermag bei aller Gediegenheit ihn aus dem Felde zu schlagen. Die Übertragung der „Odyssee“ und „Ilias“ begründen eigentlich Voß' Unsterblichkeit, wenn ihm auch seine anmutige Idylle „Luise“, die unvergleichlich das Leben im protestantischen Pfarrhaus schildert, und sein bekanntes Gedicht „Der siebzigste Geburtstag“ allein schon einen Namen sichern würden. — J. H. Voß ist am 20. Februar 1751 zu Sommersdorf bei Waren (Mecklenburg) geboren. Nach einer entbehrungsreichen Jugend widmete er sich vor allem philologischen Studien und schloß sich dem Göttinger „Hainbund“ an, dem auch Hölty, die Grafen Stolberg, Matthias Claudius u. a. angehörten; ja, er ist sogar als die stärkste Stütze des Bundes anzusehen. Eine Zeitlang leitete er auch den „Musenalmanach“, zu dem die Mitglieder des Dichterbundes Beiträge lieferten. Im Juni 1781 erschien dann seine berühmte Übersetzung der „Odyssee“, der später die der „Ilias“ folgte. Im Jahre 1782 wurde er als Rektor nach Eutin berufen, wo er eine der schönsten Zeiten seines Lebens verbrachte. Nach einem vorübergehenden Aufenthalt in Jena folgte er 1805 einem Rufe des Großherzogs von Baden nach Heidelberg, wo er am 29. März 1826 gestorben ist.

Am 18. März jährt sich zum fünfzigsten Male der Todestag des Dichters Ferdinand Freiligrath (geb. am 17. Juni 1810 in Detmold). Sein Leben trägt fast einen tragischen Schimmer. Beinahe die ganze Zeit seines Daseins war er gezwungen, in kaufmännischen Berufen sein Brot zu verdienen, und er konnte nur nebenher seinem wahren Beruf, dem des Dichters, leben. Auch seine Wünsche zur politischen Neugestaltung Deutschlands erfüllten sich nicht; er mußte 1848 ins Ausland gehen und durfte erst im Jahre 1867 nach der Heimat zurückkehren. Ebenso wurde seine Sehnsucht nach der Ferne nicht verwirklicht, wie sie vor allem in seinen exotischen Gedichten der ersten Periode zum Ausdruck kommt. Vielleicht hat auch die aufgeregte Zeit der Jahre um 1848 mit ihren Wirren und Unruhen sein poetisches Talent nicht zur restlosen Entfaltung kommen lassen. Obwohl er damals mit seinen zündenden Gedichten sich in die Reihen der Reaktionsfeinde stellte, hat er doch stets betont: „Der Dichter steht auf einer höheren Warte als auf den Zinnen der Partei!“ Nach dem Deutsch-Französischen Kriege, den er in volkstümlichen Gedichten besungen hat, konnte er noch den Aufstieg Deutschlands erleben. Sein Andenken werden besonders das trutzige Gedicht „Prinz Eugen, der edle Ritter“ und das volksliedartige, gefühlvolle „O lieb', solang du lieben kannst“ stets bewahren. Auch seine Verdienste, die er sich um die Übersetzung englischer und französischer Dichter erworben hat, bleiben bestehen.



Prof. Dr. Emil Warburg,

Geh. Regierungsrat, hervorragender deutscher Physiker, früher Präsident der Physikalisch-Technischen Reichsanstalt, beging am 9. März seinen 80. Geburtstag.

Rechts nebenstehend:



Ein Protest gegen die tschechische Verordnung zur Unterdrückung der deutschen Sprache in Böhmen: Der Demonstrationszug in Haida, dem Mittelpunkt des böhmischen Glashandels. An dem Umzug beteiligten sich gegen 4000 Personen.



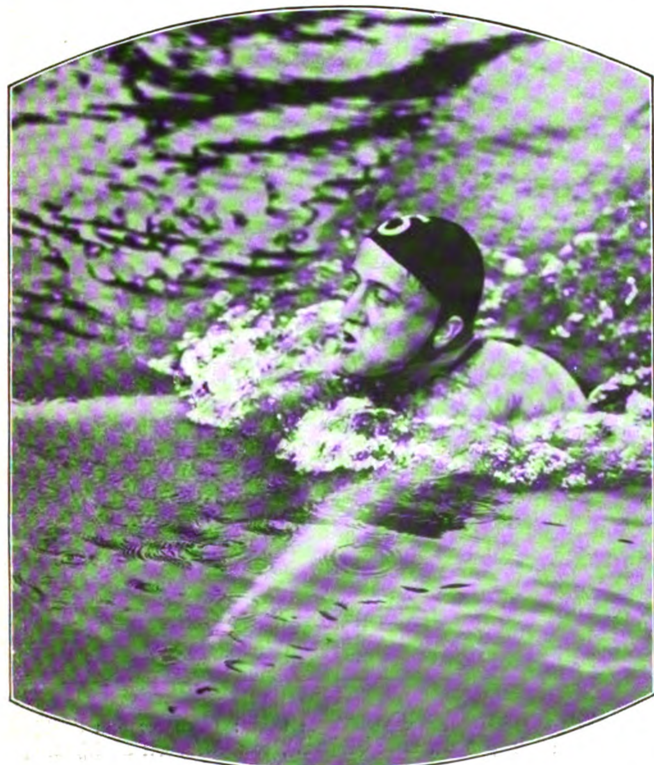
Kommerzienrat Josef Rodenstock, ein Bahnbrecher in der deutschen optischen Industrie, kann am 11. April auf seinem Ruhesitz in Erl (Tirol) den 80. Geburtstag feiern.



Vom Begräbnis des Piloten Billik, eines der erfolgreichsten Kampfflieger, der am 8. März auf dem Flugplatz Staaken bei Berlin abstürzte und verbrannte: Der Trauerzug mit dem von seinen Fliegerkameraden getragenen Sarge.

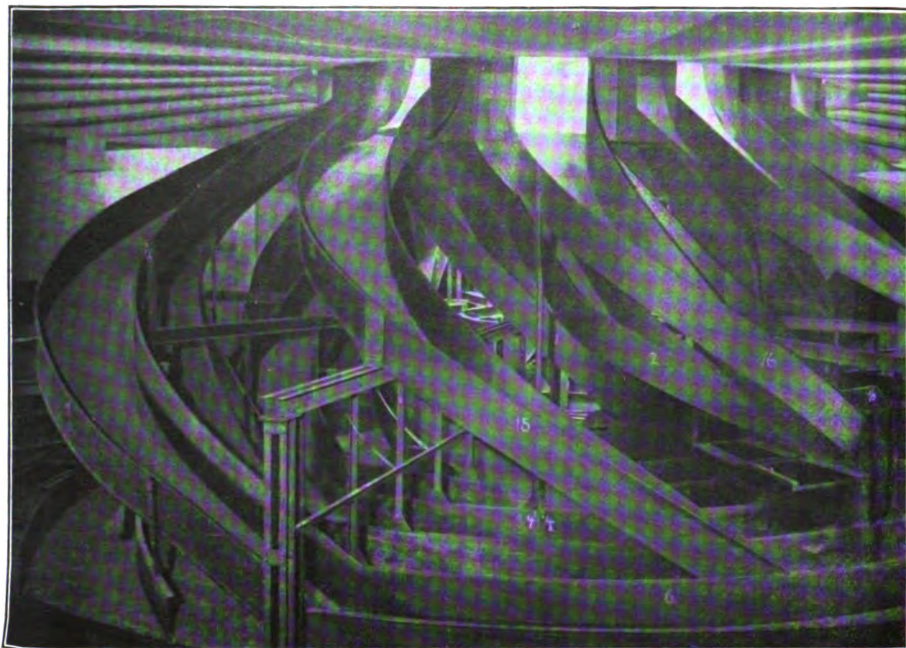


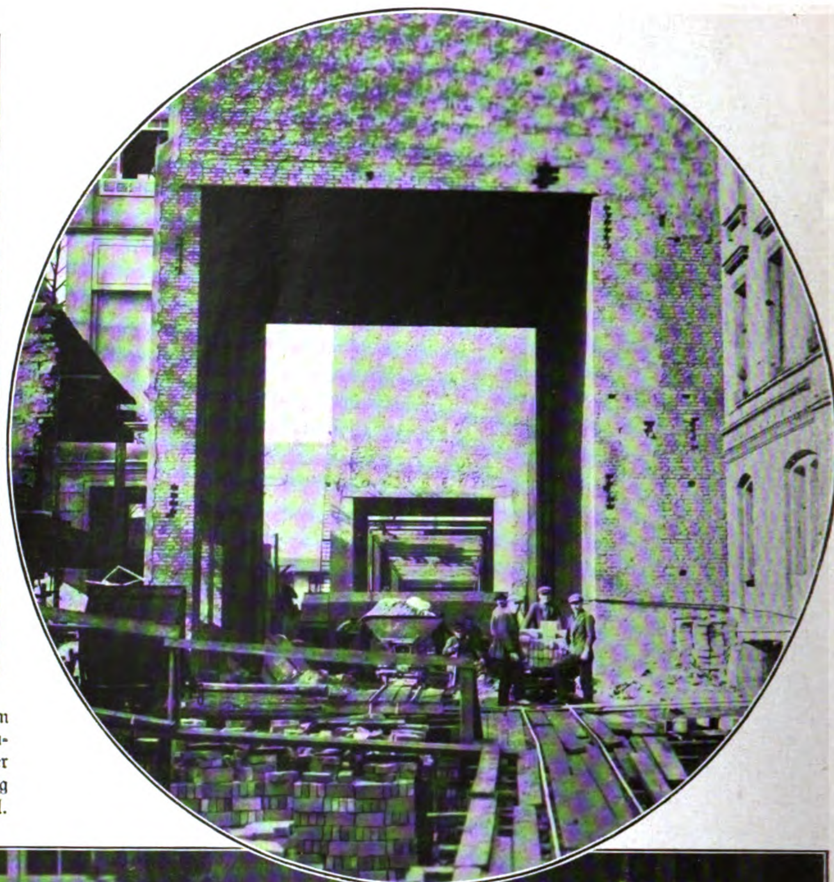
Das Ehrenmal für die im Weltkriege gefallenen Studierenden des Landwirtschaftlichen Instituts an der Universität Leipzig, das am 21. Februar enthüllt und eingeweiht wurde. Entwurf und Ausführung: Bildhauer Georg Haase, Altenburg (Thüringen).





Der Ausbau des Flugwesens in Deutsch-Österreich: Das Udet-Flugzeug „Tirol", das am 8. März auf dem Flugplatz in Innsbruck eingeweiht wurde. (Phot. Richard Müller, Innsbruck.) — Links: Deutsche Sporterfolge in Amerika: Der deutsche Meisterschwimmer Erich Rademacher, der bei seinem ersten Start auf amerikanischem Boden am 10. März bei den Schwimmveranstaltungen der Universität Yale (Michigan) sämtliche Gegner schlug und einen neuen Weltrekord im Brustschwimmen aufstellte.





Ein technischer Fortschritt in der innerpostalischen Paketabfertigung: Die sogenannte Paketverteilungsturbine im neuen Postpaketzustellamt in München, mit deren Hilfe die oben hineingelegten Pakete durch die schlangenförmig gewundenen Gänge in 24 verschiedene Richtungen verteilt werden — Im Kreis: Vom Bau einer Verbindung zwischen den Hochbahnstationen Gleisdreieck und Nollendorfplatz in Berlin: Bei der Herstellung des betonierten Tunnels, der die Bahnstrecke bei ihrem Verlauf zwischen Wohnhäusern einschließen soll.



Eine Demonstration der Winzer für Hilfe ihrer gegenwärtigen Notlage: Der kürzlich veranstaltete 20000 Mann starke Protestzug in den Straßen von Mainz.



Von der Feier anläßlich der Beendigung des ersten deutschen Meisterexamens für Hauswirtschaft, das in der letzten Februarwoche in Königsberg i. Pr. abgehalten wurde: Die ersten 12 geprüften Meisterinnen der Hauswirtschaft (stehend), die nun zur Ausbildung von Hauswirtschaftslehrlingen berechtigt sind, mit dem Prüfungsausschuß (sitzend).





Links: Von der Explosionskatastrophe in Prag am 5. März, bei der Militärmunition während des Transportes durch die Stadt explodierte und 3 Todesopfer zu beklagen waren: Eines der vom Unglück betroffenen Häuser in der Tischlergasse, das deutliche Spuren der Zerstörung aufweist. — Rechts: Vom Brand des Shakespeare-Theaters in Stratford am Avon (England), dem Geburtsort Shakespeares, am 7. März: Blick auf das brennende Gebäude.



Ein Brennpunkt deutschen Wirtschaftslebens: Am Dovenflet in Hamburg / Nach einer Zeichnung von Martin Frost

Im Hamburger Hafengebiet, das eine Fläche von etwa 4000 ha umfaßt, zieht sich am sogenannten Zollkanal nahe der Katharinenkirche das Dovenflet hin, wo sich ein überaus reger Hafenverkehr abspielt. Solche Flete, die in Holland Grachten heißen, sind in Hamburg ziemlich häufig zu finden. Ursprünglich verstand man darunter kleine Kanäle, die von einem Schiffahrtsweg nach Speichern, Werften usw. führten. Diese Bezeichnung hat sich dann aber auch, wie eben bei dem Dovenflet, auf die an diesen Verbindungskanälen liegenden Uferstraßen übertragen.



Die Dornburg-Schlösser.



Blick auf Schloß Burgk vom Röhrensteig aus.

AM UFER DER SAALE / NACH AQUARELLEN VON RUD. POESCHMANN

Der bucklige Uhrmacher

ERZÄHLUNG VON RICHARD RIESS

(3. Fortsetzung.)

Freust dich denn gar kein bisserl über die schönen Möbel, die ich kauft hab? Ich hab mir gedacht, dich könnt's freun..."

„Ich freu mich ja. Aber es hätt gar net so arg pressiert..."

„Doch... es hat pressiert. Es gibt nichts Wichtigeres auf der Welt, als jemanden froh zu machen."

„Aber... man hätt's später vielleicht billiger bekommen... unter der Hand. Meine Freundin ist mal mit einem Schreiner gegangen, der hat oft zu mir gesagt: ‚Du glaubst gar nicht, wie oft ein Stück bestellt und nicht abgeholt wird. Das ist dann immer billig zu haben.' Hat der Marl oft zu mir gesagt."

Nun plauderten sie von Kaufen und Einhandeln und billigen Bezugsquellen. Und was für eine tüchtige kleine Hausfrau Anni sein werde.

Diese Vorstellung machte ihr Spaß: „Ich selber eine Gnädige... Und im gleichen Haus mit meinem Teufel. Sie ist nämlich eine ganz Schlimme, meine Frau..." So vergaß sie in der recht erfreulichen Vorstellung zukünftiger Ehe-Herrlichkeit den durch Beni jäh entfachten heißen Liebeskummer und ließ sich willig von Heiland in eine jener Bierhallen der inneren Stadt führen, in denen bäuerliche Singspiele und die Vorträge volkstümlicher Artisten den Genuß des Abendbrotes würzen. Hier gab es gutes Märzenbier zu trinken. Anni, die nicht viel Alkohol vertrug, geriet allmählich in eine weinerlich-sentimentale Stimmung. Sie streichelte Heilands Hände, nahm ihm die Brille von den Augen, putzte mit dem eigenen Taschentuche die Gläser, zupfte seine Krawatte zurecht und steigerte derart in dem hoher Liebe vollen Manne das Gefühl glücklichen Geborgenseins, daß dieser so aufregende Tag dem Uhrmacher als Krone seines bisherigen Lebens erschien. „Morgen... gleich morgen kauf ich auch das Geschirr... Teller und Gläser, Tassen und Töpfe... stets sechs von jeder Art. Wie eine Dame sollst du's haben... wie eine vornehme Dame." Und er erwog, reell, wie er in wirtschaftlichem Denken war, daß der große Regulator, für den sich — zu ermäßigtem Preise — schon manchmal ein Käufer gefunden hätte, nun unter der Einkaufssumme hingegeben werden solle, damit er die Mittel für das junge Glück herschaffen könne.

„Und wer wird auf den neuen Sachen zum erstenmal kochen? Und wer von den niegelnagelneuen Tellern zum erstenmal essen?"

Sie lachte: „Die Frau Uhrmacher, hahahaha. Magst 'n Busserl, Bertl?"

Er wurde rot. Denn er kriegte, da es dunkel geworden war, wirklich einen hinaufgepappt.

„Wann weihen wir's ein, das neue Sach'?" fragte er, ein wenig verlegen.

„Morgen... morgen abend... I frag 'n Dreck nach mei'n Drachen. Ich geh davon... psch... di kann mi gern habn von mir aus."

Er hörte die süße Hoffnung, die sie ihm machte, und bebte vor Glück. Und drängte nun zum Aufbruch, weil sein Herz so übervoll war. Und die Luft in diesen Bierhallen war drückend und dumpf. Anni hätte gern noch die letzten Darbietungen des Bauernkomikers belacht. Aber trotz ihrer eben so kräftig bekundeten Kampf- und Widerstandsbereitschaft fürchtete sie doch, die Ausgangsstunde zu überschreiten.

Sie gingen durch die Sommernacht. Sterne lächelten vom blumigen Himmel auf sie hernieder, auf das Mädchen, dessen leichter Schwips in der frischen Luft ein wenig verdunstete, und auf das Männlein neben ihm, das sich an einer stillen Ecke auf die Zehenspitzen stellte, den Schatz mit ungeübten und ein bißchen feuchten Händen umhalste und ihm — „Aber, Bertl, spinnst?" fragte Anni — einen übers Ohr hin ausrutschenden Kuß auf die Wange drücken wollte.

„Morgen abend!" Und dann war Anni verschwunden.

In der Kammer droben fand sie Mathilde, die Köchin, bereits im Bett. Sie richtete sich auf und sah über den Zehnpfennigroman, den sie verschlang, einen Augenblick hinüber: „Vor einer Stund is der Herr Lechner dag'wen und hat nach Ihna g'fragt... ein schöner Mann, der Herr Lechner... und sehr ärgerlich is er g'wen."

Wie sie war, in Hut und Sonntagsschmuck, fiel Anni vor Schrecken über das schmale Bett. „Ausg'rutscht bin i", sagte sie schnell. Und setzte sich nun auf den Rand.

„Ausg'rutscht... kann scho sein..." höhnte doppeldeutig die Kollegin. Da stampfte Anni mit dem Fuße auf, verließ die Kammer und rannte in die Küche. Nach einer Weile kam sie mit rotgeweinten Augen zurück, streckte sich in den Unterkleidern unter die Decke und sagte: „Und jetzt will i schlafn, daß S' es wissn. Ich muß mei Arbat tun unterm Tag und brauch mei Ruah."

„Von mir aus", sagte Mathilde. „Wenn nur Sie auch gut schlafn können." Lachend löschte sie das Licht aus.

Heiland verbrachte diese Nacht in den seligen Träumen des Glücklichen. Und — Glück macht leichtsinnig — am Vormittag sperrte er den Laden zu und ging auf die Einkaufsreise. Mit der Kraft, die Siegesgewißheit verleiht, schritt er die Leopoldstraße entlang, und er warf seine Beine, als gelte es einen Parademarsch. Ein Glanz lag in seinen Augen, und seine Blicke hatten — so grau auch heute der Himmel war — etwas so Festlich-Glückseliges, daß mancher, der ihn so dahineilen sah, mißfällig vermutete, hier sei einer schon am Vormittag den Lockungen des Maßkruges unmäßig erlegen.

Er kaufte sechs Tassen und Teller manchen Formats und freute sich des kleinen Topfes mit den vielen Ahnen, deren gewichtigster ein Dickbauch von zwei Liter Inhalt war. Mit all den Herrlichkeiten belud er sich, das Angebot der freien Lieferung ins Haus verschmähend, denn ihn beseelte der heiße Wunsch: die Schönheit dieses neuen Besitzes so rasch wie möglich daheim auspacken und in seine kleine Wirtschaft einordnen zu können. Die für viele Esser bestimmten Gemäße erschienen ihm Sinnbild der Familie, und mit diesem Begriffe verband sich ihm unabwendbar der Gedanke an Anni, die Königin seines Herzens.

Ihm war so wohl und leicht zumute! Die so sehr gefürchtete Aussprache mit dem Rosse betreuenden Beni war ja vorüber. Und damit jeder menschlich und sittlich geforderten Notwendigkeit durchaus entsprochen. Freilich — der Schlag hatte den Futtermeister offensichtlich schwer getroffen. Heiland hätte sich nicht für einen so großen Menschenkenner halten müssen, wollte er sich das verschweigen. Und er bedachte, ob es nicht recht für ihn wäre, Herrn Lechner nochmals aufzusuchen und ihm die Sache auseinanderzusetzen. Er, der einmal so reich gewesen, Annis Liebe zu besitzen, war sicherlich ein Mensch von Güte und Herzensgröße. Wie Heiland aber den Plan überlegte, kamen ihm Bedenken, ohne Wissen Annis einen solchen Schritt zu tun, und so kam er zum Entschlusse, die Braut zuvor darüber zu befragen. Im übrigen hielt die Trambahn gerade vor seinem Haus, und es galt, die sieben Pakete zusammenzuraffen und auszusteigen.

Und: das Festmahl zu rüsten. Denn heut sollt's hoch hergehen in den neuen Töpfen. Auf den fröhlich geblumten Mustern der Teller sollten höchst festliche Gerichte gehäuft werden. Da galt es, schon am Vormittag die Vorbereitungen zu treffen.

Bertold trat vor seinen Laden und sandte einen Blick die Hausfront hoch. Sein Gesicht verklärte sich: Am Balkon oben sah er Annis liebliche Gestalt. Sie hielt den Staubwedel graziös in der Rechten und spähte die Straße entlang. Oh, die Gute: Ihn suchte sie! Da ging eine Welle freudiger Bewegung durch die vierschrötige Gestalt des buckligen Liebhabers. Er hob die Arme und reckte sie, soweit der breite und hohe Rücken ihnen Freiheit ließ. Und winkte hinauf.

Vorübergehende lachten, als sie den Uhrmacher so rührsam sahen. Er aber ging in seinen Laden, und das Glücksgefühl, das dieses Erlebnis ihm geschenkt, reichte hin, den ganzen Arbeitsnachmittag schön und leicht zu machen. Und seine Augen, die das schadhafte Werk kranker Uhren durchspähten, während die Pinzette in der weichen, flaumigen Hand behutsam ins Räderspiel eingriff, wurden schärfer als je, sicherer die schaffende Hand. Es galt ja, bald für zwei zu sorgen. Und: er wurde geliebt, er, das Findelkind Bertold Heiland. Als eine Arbeit vollendet war und das eben noch in Muße erstarrte Uhrwerk wieder fröhlich pochte und aus dem Blocke der Zeit die Sekunden munter heraushämmerte, da faltete der Werkler die großen runden Hände, und der Blick, der durch das Ladenfenster den Weg auf die Straße fand, in der nachmittäglicher Alltag seine Bahn ging, dieser Blick fing nicht Wagen und Trambahnen und die weiterhastende Menschheit, sondern er war ein dankbares Aufschauen zum höchsten Weltenlenker, der alles so wunderweise eingerichtet habe. Alles und — auch sein Geschick. Und dann seufzte er, wie ungläubig, einmal auf und begab sich zu dem Regulator, dessen Reparatur er für den heutigen Abend fest zugesagt hatte.

Anni hatte ihren Beobachtungsposten auf dem Balkon verlassen und war ins Kinderzimmer zurückgekehrt. Es war ihr hundeelend zumute. Konnte man Beni nicht alles zutrauen? Der war imstande, am hellerlichten Tag zu kommen, um sie zur Rede zu stellen. So trieb die Unruhe sie immer wieder an eines der Erkerfensterchen oder auf den Balkon hinaus, von wo das Auge freien Ausblick hatte, die Straße entlang. Aber sie mußte sich diese Augenblicke stehlen. Die Frau des Hauses lag griesgrämig mit ihrer Montagsmigräne auf der Ottomane im Schlafzimmer, und nebenan zankten sich die Kinder.

„A Ruh gebt's endlich!" rief sie den beiden zu. „Wißt's net, daß Mama Kopfweh hat!" Es hätte nicht viel gefehlt, und sie hätte den Wedel genommen und mal drauflosgehauen. „Anni", kam es von drinnen. Sie klopfte an und wurde mit ungnädigem Blick empfangen: „Ich vertrage diesen Lärm nicht! Kann man im eigenen Haus nicht ein wenig rücksichtsvoller behandelt werden."

Anni preßte hervor: „Die Kleinen sind gar so viel wild, gnädige Frau!"

„Na, dann mäßigen Sie sie. Aber mäßigen Sie sich selber auch!" Teufel! dachte Anni, die entlassen war. So schön möcht's ich auch mal haben. Nix tun und Leut schikanieren... Und da fiel ihr endlich wieder Heiland ein. Die von ihm schon gekauften Möbel und die in Aussicht gestellte Kücheneinrichtung. „Wenn die Hexe glaubt, ich sag ihr, wenn i erst g'heirat hab, auf der Stiegn oder vorm Haustor 'Grüß Gott', nacha brennt s' sich." Aber — es war schwer, zur Ruhe zu kommen. Der Uhrmacher? Beni? Wohin gehörte sie? Wo stand ihr Schicksal? — Sie beschloß, gleich nach dem Mittagessen einen Sprung zur Kirndoblerin hinüber zu machen. Das war ja die Waschfrau, die in den Karten Bescheid wußte. — Zuvor aber noch einen schnellen Sprung auf den Balkon. Nein — von Beni keine Spur...

Frau Kirndobler wohnte im Hinterhaus zu ebener Erde und war — Anni hatte Glück — gerade daheim. Sie beschäftigte sich damit, die für ihren Hund Mari erbetenen Fleischknochen von den nahrhaften Resten zu säubern. Das Resultat ihrer Bemühungen warf sie in die Händewaschschüssel, die untertags Küchenzwecken zu dienen pflegte. „Des gibt a feine Suppn", sagte sie. Nun ging sie dazu über, die Schüssel in den Kochtopf zu entleeren, da sie das bauchige Gerät anders zu verwenden gedachte: Heiß Wasser hinein und nun, schnell eingeweicht, die weiße Bluse und ein paar Strümpfe, die braun aussahen und wieder weiß werden sollten. Dabei sagte sie, durch die offene Tür spähend: „Wenn's i nur wüßt, ob's Weder bis morgen aushaltn werd. I mueß nämli aufs Land zu mein Schwager. Ja mei, auch Prophetinnen können net alles wissn!"

Während die Wäsche mit dem warmen Wasser um ihren Schmutz kämpfte, fand Frau Kirndobler Zeit, sich mit der eben eingetretenen Anni zu beschäftigen. Ihr Blick wurde sehr freundlich und süß, und sie fragte, wann sie denn zu'n Herrn Rechtsanwalt zum Waschen kommen sollte.

„'s is net wegen dem", erwiderte Anni und erwog, wie sie ihr Anliegen am geziemendsten vortragen könnte.

„Wo fehlt's denn nacha?" gab die Kirndoblerin zurück, und sie machte gleichzeitig eine Ecke des Tisches frei. Sie wußte Bescheid, da sie ihre Pappenheimer kannte.

„'s is wegen..."

Die Alte tippte sich auf die Herzgegend: „Hab's i derratn?"

„Kartenschlagn. Und wenn's auch a Fuchsgerl kost..."

Frau Kirndobler holte ihr Zauberhandwerkszeug: einen Haufen Kartenblätter, deren Farbe längst verblichen war. Sie sahen recht vorbestraft aus, aber gerade das Alter machte sie ehrwürdig, und der Dreck ließ sie um so geheimnisvoller erscheinen.

Die Alte legte vier Reihen, steckte dann einen Finger in die Nase, darauf ihn in den Mund und sagte, während sie die noch fehlende Weisheit aus dem rechten Ohre herausholte: „Herzdame, dös san Sie, Annerl, und zwoa Häuser weiter a scheener junger Mo... und sauber... ja, Sie haben eben Glück, Fräul'n Anni. Da siecht ma's wieder... und verliabt is er, der scheene Herr. Ja, und was hat er denn, der Schnuckl, der herzige? Den Gras-Zehner hat er. Da steht Geld ins Haus... viel Geld..."

Anni bebte. Sie erfühlte das Schicksalsvolle dieses feierlichen Augenblicks. Denn Frau Kirndobler hob jetzt beschwörend drei Finger und offenbarte mit leiserer Stimme: „Aber... ja mei, was war denn nacha net dieses? Kimmt da net das Kreuz-Bürscherl daher und schaugt zu der Herzendame hin? Fräul'n... Fräul'n... Sie san eben gar zu liab mit de Männa... Nehma S' Eahna nur fei in Obacht... Aber da steigt neben 'n andern Bürscherl die Herzen-Sau. Und wer die bei sich hat, bei dem is net vui g'fehlt. Und jetzt muß ich schnell mal nach meiner Wasch schaugn."

Sie holte ein paar Riesenlöcher mit Strumpfwolle ringsherum aus der Schüssel und wand sie aus. Und weil Anni gar nichts sagte, gab sie dem eigenen Redeflusse auch weiterhin freien Abzug, und sie erzählte, daß sie neulich den Herrn Rechtsanwalt mit einer feschen jungen Dame gesehen habe, und daß auch bei den reichen Leuten nicht alles so sei, wie es immer scheine, und wenn die Frau Rechtsanwalt sich mal von ihr die Karten schlagen lassen wolle, so könnte sie die interessantesten Dinge erfahren. Im übrigen würde sie Anni gern mit einem Kaffee aufwarten, aber sie habe leider keine Bohnen mehr. Und wenn bei Rechtsanwalts mal ein paar entbehrlich seien, so möge man sich doch vertrauensvoll an sie wenden.

„Tja!" schloß die Kirndoblerin und bat Anni dann, ihr doch beim Wasch-Auswinden behilflich zu sein. Aber Anni war zu aufgeregt, und so suchte sie einen Vorwand, sich zu entfernen. Die kartenkundige Dame empfand das als unerlaubten Stolz und schimpfte einiges hinter ihr her.

Anni aber erkannte, während sie, der rechtsanwaltlichen Wohnung zustrebend, die Offenbarung der Karten an ihrem geistigen Auge vorüberziehen ließ, daß sie genau so viel wisse wie zuvor.

Sie trat ins Haus und wollte die Treppe hinauf. Da aber schoß eine harte Hand auf sie hin und packte ihren Ellenbogen. Sie schrie auf, aber ihr Schrei erstickte. Erkannte sie doch den im Giesinger Athletenklub oft genug gerühmten und preisgekrönten Griff des Benedikt Lechner, Futtermeisters von Ogl.

„Schlampn, windige", zischte Beni, und obwohl Anni bat, flehte, bibberte: „Laß mi aus... auslassn sollst mi!" lockerte sich die Faust nicht.

Da kamen Schritte die Treppe herab, und schon wurde am Stufenabsatz eine Gestalt sichtbar. Niemand anderes war es als Dr. Hoffmeister, der Rechtsanwalt. Da gab denn Lechner nach und wischte zur Haustür hinaus.

Anni fühlte ihren Herzschlag bis zum Halse. Sie wollte sich an ihrem Brotherrn vorbeidrücken. Der aber hielt sie an:

„Was hat denn der Mann da wollen, Anni?"

„Ich weiß net, gnädiger Herr", gab sie kaum hörbar zurück.

„Daß Sie sich nicht hier mit solchem Gesindel einlassen. Ich möchte in meinem Hause keine Überraschungen erleben!"

Dr. Hoffmeister ging in seine Kanzlei.

Anni aber — sie mußte am Treppengeländer Halt suchen. Schluchzen quoll hoch in ihr und konnte doch keinen Weg finden. Sie raffte sich zusammen und stieß durch den Wohnungskorridor in ihr Zimmerchen. Über dem Bette brach sie nieder.

Oh, wie sie den wilden Beni haßte! Sie wünschte ihm Gift und alle Qualen des Leibes an den Hals. Aber gleichzeitig fühlte sie sich verstoßen und einsam. Dachte sie gar nicht an Bertold, der doch dabei war, ein Nest für sie zu bauen? War hier nicht Sicherheit und Ruhe?

„I kenn mi selber nimmer aus", sagte sie, noch unter Tränen. Und mit rotgewischten Augen ging sie nun ins Kinderzimmer, ihren Dienst zu erfüllen. —

Bei Uhrmacher Heiland war heute schon um sechs Uhr nachmittags die Ladentür gesperrt. Ein Zettel davor besagte in den schnörkeligen Buchstaben Bertolds: „Bis morgen geschlossen wegen Renovation."

Im Laden aber wurde geschrubbt und gewischt. Der Staubwedel fuhr dem kleinsten Kuckucks-Uhrlein genau so ins Zifferblatt wie dem stolzesten Regulator an Pendel, Gewichte und den Schmuck des hölzernen Kastens. Die Taschenuhren, die wie Medaillen auf samtenem Tuche lagen, wurden hübsch nebeneinandergereiht. Es blitzte bald allenthalben im Laden. Sogar die Instrumente der Arbeit strahlten einen feiertäglichen Glanz aus.

Heiland tat all die Arbeit ohne die Hilfe der sonst für ihn tätigen Aufräumfrau. Wie ein Wichtelmännlein fuhr er in Laden und Hinterzimmer herum. Und er trug seinen Buckel bis zur höchsten Sprosse der Steigleiter. Dabei lag Verklärung auf seinem Gesicht, und die guten großen Augen waren von der Glückseligkeit des Bewußtseins erfüllt: Ich tu ja alles für sie!

Als der Laden blank geputzt war, kam das Zimmer an die Reihe. Dort baute er nachher die stattliche Fülle seiner wirtschaftlichen Einkäufe auf. Das Festmahl selber sollte im Laden stattfinden. Hier war ja das Gelingen einer besonderen Überraschung möglich: Die Uhren, seine Freunde und Lebensgefährten, sollten seine Liebe grüßen, und so stimmte er alle, denen eine Stimme gegeben war, zu harmonischem Zusammenklang. Das versprach für das Stundenende jeweils ein holdes Konzert, das um so bedeutsamer werden würde, je weiter der Abend in die höherziffrige Uhrzeit fortschritte. Ach, wenn Anni doch pünktlich um acht Uhr käme! Einen wie feierlichen Empfang würde der Chorus ihr bereiten!

Das übrige sollte der Abendbrottisch besorgen. Der war weiß gedeckt und hatte bunten Blumenschmuck erhalten. Auf Annis Platz aber lag eine Armbanduhr aus Tulasilber. Die Schüssel mit kaltem Braten zierte ein Kranz frischen Grüns. Daneben stand ein Tellerchen feinen Fleischsalats. Für den Nachtisch hielt sich süßes Preißelbeerkompott, dessen Purpur in einer der neu erstandenen Schüsseln aus gepreßtem Glas brannte, abseits bereit.

Bertold Heiland besah sein Werk. Die Schweißtropfen standen ihm, nach so viel Mühe, perlend auf der Stirn, als Ruhmeskranz der Arbeit. Nun war es Abend geworden. Die Bäume am Straßenrand warfen lange Schatten, und auf der Bank vor dem Hause fanden sich bereits Gäste ein, nach getanem Werke zu rasten. Bertold warf letzte prüfende Blicke über alles, was er geschafft, und er war diesmal mit sich zufrieden. Nun schloß er die Ladentür auf und steckte, gleichsam Witterung nehmend, den großen, runden Blondschädel vorsichtig hinaus. Als einer der Vorübergehenden ihn anschaute, zog er den Kopf zurück, hastig und arg errötend, wie ein ertappter Sünder.

Da kam von dem kleinsten Regulator ein Ton wie „Habt acht"; es klang wie ein Einhaken und kündete das Nahen des Stundenendes an. Und wirklich begann das Werk bald zu spielen, mit einem Kinderstimmchen, mehr singend als schlagend. Aber es weckte doch den Herzschlag in Bertold, und als eine zweite Uhr mit tieferer Stimme einfiel, da schlug das Herz des erwartungsvollen Bräutigams bis zum Halse.

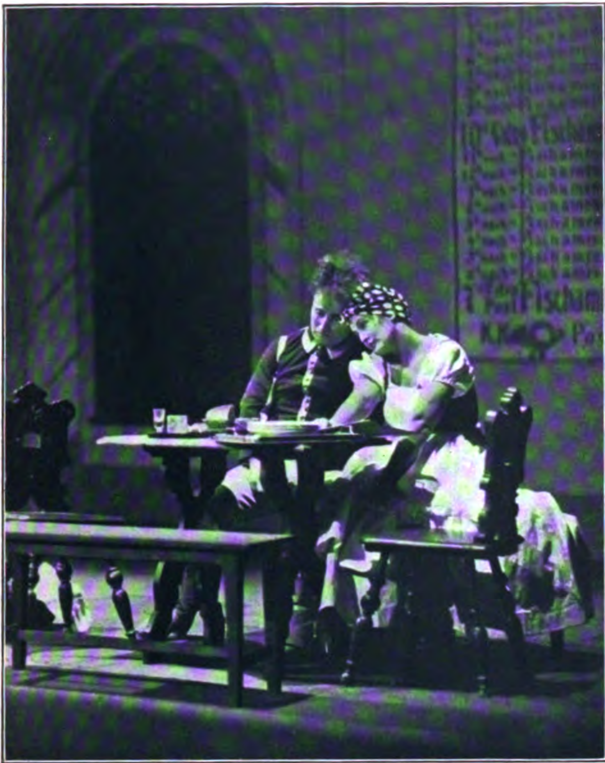
Die Uhren verklangen. Und schon wollte der Enttäuschte traurig werden, da kam ein ungeduldiges Klopfen von der Eingangstür her, und als Bertold so schnell, wie seine klobigen Beine ihm dienten, herzusprang, schlüpfte Anni mit rotem Angstkopfe in den Laden und setzte sich auf den nächstbesten Stuhl. Sie schnaufte, als sei sie nach längerer Wanderung am Ziel.

„Um Gottes Christi willen, was ist denn mit mein Annerl?" fragte behutsam der erschreckte Bräutigam und ging um sie herum, besah sie aus seinen großen Brillengläsern und traute sich doch nicht, sie anzurühren, geschweige denn, ihr den Begrüßungskuß zu verabfolgen.

Anni bibberte: „I hab ja so vui Angst..."

„Angst? Vor wem denn Angst? Hast gar Schelte kriegt von der Frau Rechtsanwalt?"

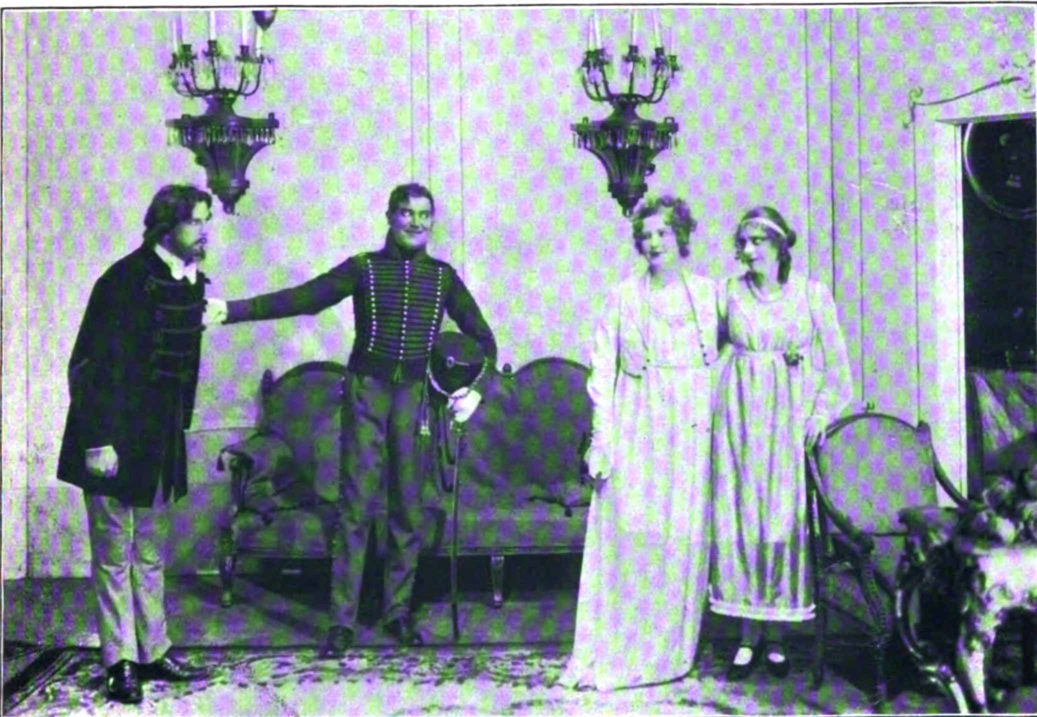
(Schluß folgt.)





Links: Von der Uraufführung der Zauberposse „Alles und nichts“ oder „Der Traum von Schale und Kern“ nach Johann Nestroy von Egon Friedell und Hans Saßmann am Theater in der Josefstadt zu Wien am 5. März: Szenenbild mit Hermann Thimig als Müllerbursche und Dagny Servaes als Dienstmädchen Fanny. (Aufnahme Ermanox.) — Rechts: Szenenbild aus der Uraufführung der heiteren Oper „Die zehn Küsse“ von B. Sekles im Opernhaus zu Frankfurt a. M. am 25. Februar. (Phot. Pielsch & Limpert, Frankfurt.) — Links unten: Szene aus dem Lustspiel „Der kategorische Imperativ“ von Eduard v. Bauernfeld, das am 13. Februar, neueinstudiert, am Residenztheater in München aufgeführt wurde. Von links nach rechts: Ernst Martens als Lothar; Karl Graumann als Oberst Wildenberg; Hilde Herterich als Gräfin Flora; Josefine Klee als Elise. (Phot. H. Holdt, München.) — Nebenstehend: Von den kürzlich veranstalteten Ballettaufführungen der Schule Bodenwieser vom Wiener Konservatorium im großen Konzerthaussaal zu Wien: Tanzbild „Banjo“ aus einem parodistischen Ballett mit Musik von J. Strawinsky, in dem die Tänzerinnen die Instrumente einer Jazz-Band-Kapelle darstellen. (Phot. Willinger, Wien.)











Gedenktage deutscher Dichter: Links: Joh. Heinrich Voß († am 29. März 1826). Mitte: Das Geburtshaus Ferdinand Freiligraths in Detmold. (Ein eigentümlicher Zufall hat es gefügt, daß im Nachbarhause links der Dichter Christian Dietrich Grabbe [1836] gestorben ist.) Rechts: Ferdinand Freiligrath († am 18. März 1876).



Im Wagen III. Klasse.

HONORÉ DAUMIER ALS MALER

Von Fritz Hellwag.



Nebenstehend: Der Sammler.

Nach vielen Veröffentlichungen und Ausstellungen schätzen wir Honoré Daumier als den größten Karikaturisten aller Zeiten schon lange und erkennen an einem einzigen Strich seine Meisterhand. Aber wie viele Deutsche, auch unter denen, die sich ernsthaft mit Kunst befaßt haben, wissen es, daß Daumier als Maler noch viel bedeutender gewesen ist denn als Meister des lithographischen Steines? In den letzten Jahren haben die Werke von Erich Klossowski und Eduard Fuchs hier aufklärend gewirkt, und wer Gelegenheit hatte, die Sammlung Fuchs oder die von Gerstenberg in Berlin oder auch die von Behrens in Hamburg zu sehen, der genoß ein Erlebnis, dessen er sich als eines Höhepunktes erinnern mußte. Aber das waren im Verhältnis doch nur wenige. Seit der Pariser Jahrhundertausstellung 1900 ist Daumier als Maler selbst in Frankreich erst „entdeckt" worden, und man möchte wünschen, daß er jetzt in Deutschland ebensoviel Liebe und Schätzung ernte wie jenseits des Rheines. Die Galerie Miethke in Wien zeigte im Jahre 1908 43 Gemälde des Meisters, und nun dürfen wir seit dem 1. Februar bis zum 31. März in der Galerie Matthiesen in Berlin, die damit sich einführte, nicht weniger als 142 Gemälde, Aquarelle und Zeichnungen zu einer imposanten Ausstellung vereinigt sehen.

Honoré Daumier hat seine Anerkennung als Maler nicht mehr erlebt. Wohl wußten seine näheren Freunde, daß er mit dem Pinsel noch viel gewaltiger war als mit der Kreide, und es ist sehr bezeichnend, daß der Landschafter Daubigny, als er in Rom das „Jüngste Gericht" von Michelangelo sah, sich mit einem lauten Ausruf Daumiers erinnerte; daß der selbst so monumentale Balzac einmal sagte: „Der Kerl hat ja etwas von Michelangelo unterm Fell!" Dieser Freundeskreis mußte es mit Bedauern sehen, wie der Künstler vergebens versuchte, seine Arbeit für die Zeitschriften einzuschränken, um mehr Zeit für die geliebte Malerei zu gewinnen, wie er nach einem vergeblichen Versuch im Alter von 52 Jahren, sich ihr ganz zu widmen, reuevoll zu seinem Verleger zurückkehrte. Unter dem Vorsitz von Victor Hugo veranstaltete im Jahre 1878 die Galerie Durand-Ruel eine Kollektivausstellung der Werke des Siebzigjährigen, die aber nur ein finanzielles Defizit brachte. Im nächsten Jahre verschied der erblindete Meister; er wurde auf Staatskosten beerdigt, weil aus seiner Hinterlassenschaft ein eigenes Begräbnis nicht bestritten werden konnte. Ein echtes „Künstlerschicksal"!

Daumier hat einmal von sich selbst gesagt: „Ich bin ein Kind meiner Zeit." Das war er gewiß, indem er, Molière vergleichbar, seine Gestalten und Motive aus dem Leben griff, das ihn umgab, und dessen Schwächen er mit heiterem und doch so schmerzlichem Blick durchschaute. Dennoch sind seine Werke zeitlos und endgültig in ihrer unerbittlichen Formulierung. Sein Schaffen als Maler fällt in die Periode des französischen Impressionismus und ist doch in der besonderen Konzentration seelischer Kraft ohne Verwandtschaft mit ihm. Den „guten Humor und die Heiterkeit der Seele" nannte er seinen Schatz, er, der doch die Bitterkeit des Lebenskampfes bis auf die Neige auszukosten hatte! Baudelaire, einer der wenigen, die Daumier in der Tiefe seines Wesens erkannt haben, sagte von ihm in seinen „Fleurs du Mal", sein Lachen „strahle breit und frei als ein Zeichen seiner Güte". So gab er sich in seinem Werk.

Unsere Abbildungen vermitmitteln das Wesen der Daumierschen Malerei gut. Da ist der berühmte „Aufruhr", aus Licht und Bewegung geboren, in dem die Begeisterung entflammter Jugend sprüht. Der „Wagen III. Klasse", eine hervorragende Milieuschilderung der Gedankenwelt dieser Kleinbürger. Der monumentale „Schimmelreiter" aus der Sammlung Eduard Fuchs und alle anderen: Rembrandtsches Licht und gesteigerte Formen, die in der Tat oft an die Kraft Michelangelos gemahnen.



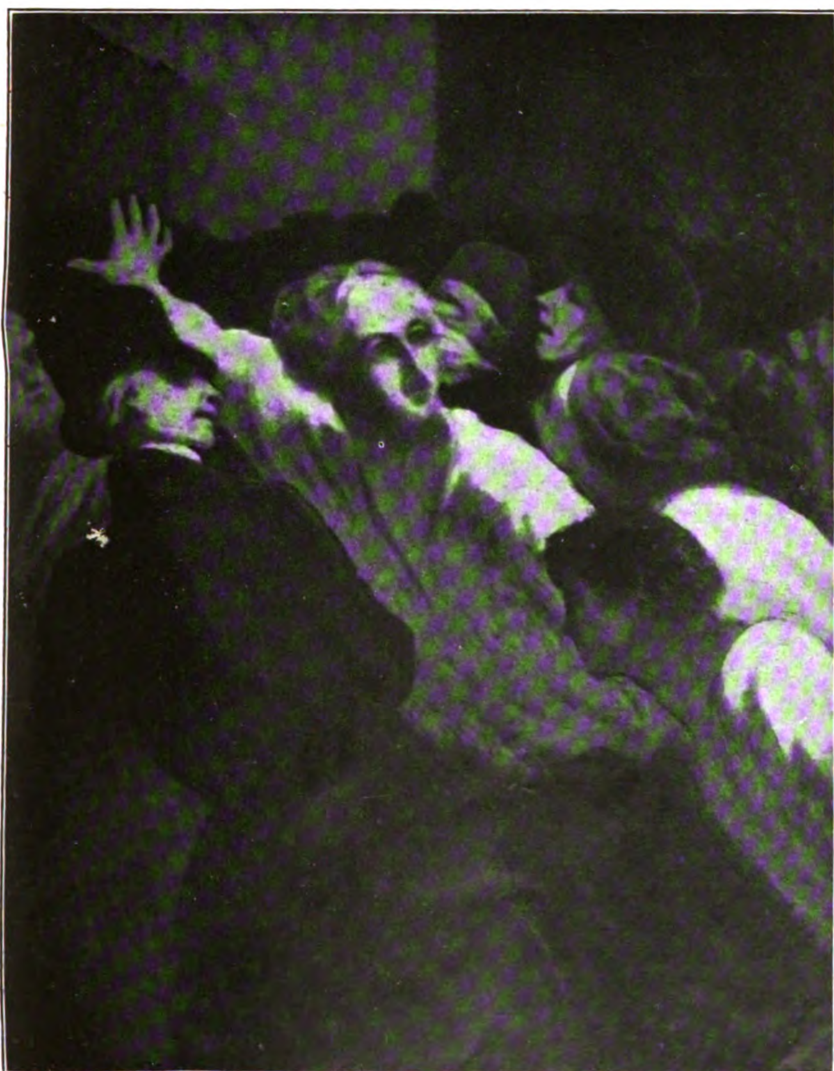
Der Müller, sein Sohn und der Esel.



Die Neugierigen vor dem Laden.



Die Eselsdiebe.



Der Aufruhr.



Der Schimmelreiter.

AUS DER DAUMIER-AUSSTELLUNG IN BERLIN

SOMMERKLEIDER







Gusti Pichler, die Primaballerina der Staatsoper in Wien, im Rohseiden-Jumperkleid mit blau-roten eingewebten Streifen. Modell: Adolf Kohn, Wien.

Im Oval: Die Filmschauspielerin Marie Mindszenti in einem Taft-Stilkleid mit schottischen Bordüren.

Gusti Pichler in weißem Crepella-Jumperkleid, mit bunten Borten garniert. Modell: Adolf Kohn, Wien.

Unten Mitte: Maria Mayen vom Burgtheater in Wien in sandfarbenem Crêpe-de-Chine-Jumperkleid, mit grünen und aprikosenfarbenen Streifen garniert; dazu passender Grosgrainhut. Modelle: Adolf Kohn (Kleid); Berteaux, Wien (Hut).







Sommer-Abendkleid aus schwarz-rotem Gaze-Musselin mit Capetuch aus dem gleichen Stoff. Trägerin: Die Wiener Schauspielerin Margarete Hruby. Modell: Kuschnitzky & Gerstl, Wien.

Aprikosenfarbenes Taft-Stilkleid für den Abend mit Glockenfalbeln und Bandschleifen, getragen von der Wiener Operettensängerin Louise Kartousch.

Spezialaufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek von Edith Glogau, Wien.

Die Verbannten

Novelle von Karl Federn

Es war an einem Sommerabend im Jahre 1808. Auf der Terrasse eines österreichischen Schlosses saßen Menschen, die, von den Stürmen jener Zeit entwurzelt und fortgerissen, durch manche Zufälle hier zusammengetroffen waren. Neben dem schlanken, hochgewachsenen Hausherrn mit dem schmalen, feinen Kopfe saß, schwergebaut, mit breitem, rotem Gesicht, ein deutscher Fürst, der seinen Thron verloren hatte. Zu seiner Rechten saß, noch dunkelhaarig, im langen weißen Kleide die Hausfrau, neben ihr auf der andern Seite ein französischer Bischof, der mit Lächeln und mit geistlicher Zurückhaltung ihrer jugendlichen Tochter Liebenswürdigkeiten sagte. Etwas abseits am Steingeländer stand der Adjutant des Fürsten mit einem preußischen Offizier, der in die österreichische Armee überzutreten beabsichtigte, im Gespräch über die letzten Nachrichten aus Madrid. Der Generalvikar des Bischofs saß zurückgelehnt und nachdenklich in seinem Stuhl und hörte seinem Landsmann, dem Marquis von Faverolles, zu, der mit einiger Erregung davon sprach, wie viele ihresgleichen heute an den verschiedensten Stätten im Norden und Osten Europas geflüchtet säßen, und wie gemein das Schicksal gefallener Macht geworden, das einst unerhört erschienen wäre.

„Und ist doch auch vorgekommen," sagte der Abbé, „und ich könnte Ihnen davon erzählen. Seltener und seltsamer noch war es freilich."

„Sie sollten es erzählen", erwiderte der Marquis aus Höflichkeit. Aber die Hausfrau, die herübergehört hatte, da der Fürst neben ihr sich in seiner trüben Stimmung mit dem Wein allein zu erheitern suchte, bat ihn ernstlich darum. Und da auch die anderen, deren Gespräch sich eben nur hingeschleppt hatte, einstimmten und der Bischof selbst ihm zunickte, begann er zu erzählen.

*

„Ich führe Sie", sagte der Abbé Chazin, „in eine untergegangene Welt zurück. Und doch liegt sie kaum hinter uns, und wenn wir nicht solch eine Sintflut der Ereignisse erlebt hätten, wäre sie beinahe noch die unsere. Aber wo sind die Hügel und Wiesen unserer Kindertage? Damals schien eine andere, wärmere Sonne, und ruhigere, gelassenere Menschen wandelten unter ihr.

Ich verbrachte den Sommer bei meinem Oheim, dem Pfarrer von Saint-Eloi. Seine Güte und die Empfehlung des Herrn Marquis von Saint-Eloi hatten mir einen halben Freiplatz im Seminar von Sens verschafft; aber die Ferien auf dem Lande waren lang und angenehm. Ich erinnere mich, daß ich eines Abends vom Feld nach Hause kam — die schrägen Sonnenstrahlen fielen auf den stillen Marktplatz, und nur der große gefleckte Hund des Wirts zur ‚Alten Glocke' lag träge am Gartenzaun, als mit schwerem Rasseln ein Wagen, von der Landstraße einbiegend, über das schlechte Pflaster fuhr und vor dem Tor der Wirtschaft hielt. Es war ein großer brauner Reisewagen, von drei mageren Gäulen gezogen, auf knirschenden wackeligen, schiefgefahrenen Rädern, um die brüchige rostige Eisenreifen gelegt waren. Lackierung und Farbe waren an vielen Stellen abgesprungen, so daß der Wagen krank und fleckig aussah, und abgebrochen waren die einst vergoldeten Knäufe an den Ecken des Dachs. Neben dem barfüßigen Kutscher, der die Tiere zu einer letzten Anstrengung getrieben hatte, saß ein Diener in einer uralten, abgetragenen und verfärbten Livree, der jetzt mühsam herabkletterte und den verklemmten Schlag zu öffnen suchte. Gleichzeitig kam ein zweiter Wagen von der Landstraße, mit einem Pferd und einem Ochsen bespannt, auf dem unter einer vielfach geflickten grauen Leinwanddecke einige alte Truhen, Koffer und Bündel lagen. Der Hund hatte einmal kurz gebellt, der Wirt war, hemdärmelig, die kurze Schürze vorgebunden, auf die Türstufen getreten, und eine Anzahl barfüßiger und holzschuhtragender Jungen hatte sich angesammelt. Ich stand unter ihnen. Mein Onkel, der Abbé Chazin, war, vom plötzlichen Lärm gestört, einen Augenblick am Fenster des Pfarrhauses erschienen und sah herüber, aber ich glaube, er kehrte bald wieder zu seinen Büchern zurück. Nach mehrmaligem Zerren und mit Nachhilfe von innen hatte der Diener den Schlag, an dem noch die Reste eines Wappens sichtbar waren, aufbekommen, und ein Mann in einer schäbigen, fremdartig geschnittenen Soutane, unter dessen Hut glänzende weiße Haare auf tief gefurchte, aber noch immer schöne Züge fielen, stieg aus dem Wagen, sah sich nach dem Wirt um, der mit verzogenem Munde steif und dick dastand und auch nicht die Kappe zum Gruße lüftete, wendete sich dann zum Wagen zurück und redete laut in fremder Sprache durch die Tür. Erst kam keine Antwort, dann hörte man eine dünne Greisenstimme. Der Geistliche kehrte sich wieder dem Wirte zu und sagte auf französisch: „Ihre Herrlichkeiten werden sofort aussteigen."

Ohne hierauf zu antworten oder seine Miene zu ändern, sah der Wirt zu, wie der Geistliche nach dem zweiten Wagen ging. Von einem aus Heu und alten Decken geschaffenen Sitz unter dem Leinwanddach erhob sich ein Frauenzimmer, stieg über das Brett, auf dem der Kutscher saß, und schwang sich herunter. Sie trug eine fremde, schwarz und rote Tracht, das Haar hochfrisiert, mit großen Nadeln darin, einen hochgesteckten dunklen Schleier und auffallend kleine Schuhe. Sie mochte etwa sechs- bis achtundzwanzig Jahre alt sein; ihr Haar war schwarz, das Gesicht olivenfarben, von einer finsteren Schönheit. Ein etwa sechzehnjähriger Junge, ebenso dunkel und ernst wie sie, folgte auf dem gleichen Wege. Der Kutscher reichte ihnen einen großen Ballen herunter; die Diener rollten einen verblaßten und zerschlissenen Teppich auf und breiteten ihn vom Schlag des ersten Wagens über die Torstufen des Hauses. Dann halfen alle einem gebrechlichen, in einen alten Pelz gehüllten Greis und einer schwer keuchenden, ebenso eingemummten alten Dame mit aufgeschwemmten, ausdruckslosen Zügen aus dem Wagen. Es brauchte Zeit und Mühe, bis die breiten Röcke der Dame durch die Wagentür befördert waren. Inzwischen fragte der Geistliche den Wirt, wie weit es noch bis zum alten Park sei, und ob der Herr Marquis von Saint-Eloi nicht Weisung für Ihre Exzellenzen gegeben, die er als seine Gäste erwarte.

Jetzt erst zog der Wirt die Mütze und verbeugte sich; jetzt erinnerte er sich, daß das Haus im alten Park schon vor guter Zeit instand gesetzt worden. Es war auch ganz nahe, aber die Schlüssel habe Monsieur Dubec, der über Land gefahren sei, und zögernd fragte er, ob die Herrschaften so lange bei ihm absteigen wollten.

Der Geistliche redete zu den alten Leuten, die schwerhörig schienen, laut in ihrer Sprache; der alte Herr nickte, und beide schritten, von der Dienerschaft unterstützt und gefolgt, über den Teppich ins Haus.

Die Kutscher aber fuhren mit den Wagen ohne weiteres in den Hof ein.

Der Wirt und sein Gesinde sahen einander an; sie wußten scheinbar nicht, ob sie lachen oder staunen sollten. Die Weiber in der Küche redeten laut und viel, aber einen Vers auf die Sache fand niemand. Ich ließ mir am andern Tag erzählen, wie die beiden Alten und der Geistliche sich an die Tafel gesetzt und der Geistliche ein Gebet gesprochen hatte, während die Dienerschaft sich hinter die Stühle ihrer Herrschaft stellte und die Speisen für sie zerkleinerte. Im Verlauf des ganzen Mahles wurde kein Wort gesprochen. Als sie geendet hatten, leuchteten Diener und Kammerfrau ihnen in die Schlafzimmer, kamen dann zurück und aßen selbst und redeten nur selten und dann in schrillen, kehlhaften Lauten. Nachher setzte die dunkelhaarige, dunkelgekleidete Kammerfrau sich an den Kamin und starrte in die Flammen. Nicolas, der Sohn des Wirts, der ein schmucker Bursch war, trat zu ihr und wollte ihr Schönheiten sagen und ein Gespräch anknüpfen, aber die Fremde warf ihm einen Blick solcher Verachtung zu, daß er betroffen weiterging. Bald darauf erhob sie sich und stieg, ohne sich nach jemandem umzusehen, gleichfalls die Treppe hinauf.

Am nächsten Morgen kam Monsieur Dubec und dienerte und bestellte und befahl. Er beglich die Rechnung des Wirts, und die Wagen fuhren aus dem Hof des Gasthauses unter dem Gaffen der Leute nach dem alten Park und verschwanden darin.

Vom Gittertor ging eine dichtbewachsene Allee zum Hause; sonst war der Park von einer hohen Mauer umgeben. Nach den Anordnungen Herrn Dubecs wurde Fleisch und Brot und was sonst nötig war, nach dem Pavillon geliefert und dem Pförtner am Parkeingang abgegeben. Die Fremden kamen nicht einmal zur Kirche; sie hielten ihren Gottesdienst in der Hauskapelle ab. Die Diener oder die Kammerfrau erschienen gelegentlich im Dorf, aber sie waren wortkarg und sprachen in mangelhaftem Französisch nur das Nötigste. Herr Dubec sagte nichts und behauptete, nichts zu wissen, als daß der alte Mann ein großer Herr aus Spanien sei. Die Leute glaubten es halb, halb zweifelten sie; auf den spanischen Bettelstolz wurde mancher Witz gemacht.

Wenige Tage nach ihrer Ankunft brach eine Krankheit unter den Fremden aus. Der Wagen des Arztes aus Garcheville hielt mehrmals am Parktor, aber er trat ins Haus und fuhr wieder weg, ohne etwas zu erzählen. Die Diener erkrankten nach der Herrschaft und fast alle zugleich; in dieser Zeit wurde Baptiste, der Sohn des Sattlers, für die nötigste Arbeit aufgenommen. Er erzählte nachher einiges von dem Hauswesen der Fremden: Der alte Herr sitze mit einem wachsgelben Gesicht den ganzen Tag in den Pelz gehüllt und nicke mit dem Kopfe, als wäre er eine Puppe, und murmle hier und da etwas; auch die alte Dame spreche mit sich selber, wenn sie sich allein glaube, und weine oft. Die Kammerfrau lese abends bei einer Kerze aus den Karten, und einmal habe sie dabei laut aufgejubelt. Da Baptiste jedoch von dem, was die Fremden untereinander sprachen, kein Wort verstanden hatte, so bot das, was er erzählte, keinen Schlüssel zu ihrem Geheimnis.

Der Geistliche war von allen am schwersten erkrankt, so daß Baptiste eines Abends eilig im Pfarrhof erschien, weil jener die Sterbesakramente verlangt hatte. Aber mein Onkel, der Abbé Chazin, war über Land gefahren, und als er endlich kam und sich eilends hinbegab, war der Anfall vorüber, und der Kranke hatte nicht mehr

den Wunsch, zu beichten oder das Viatikum zu empfangen, und der Abbé kehrte kopfschüttelnd nach dem Pfarrhof zurück.

Vielleicht zehn Tage später war der Herr Marquis von Saint-Eloi aus Paris in seinem Schloß eingetroffen, das, etwa eine halbe Stunde vom Flecken entfernt, weiß und feierlich auf einem Hügel lag, und am Tage darauf kam er, von einem Herrn mit einer Hakennase und tiefliegenden funkelnden Augen begleitet, in seiner sechsspännigen Karosse vorgefahren, und beide machten im Pavillon einen feierlichen Besuch. Mehrere Ortseinwohner, die am Parkeingang gewartet, bis sie wieder herauskamen, hatten deutlich gehört, wie der Herr Marquis den andern Herrn gefragt hatte: ‚Nun, was sagen Sie, Chevalier?‘ — ‚Es ist erstaunlich!‘ hatte dieser geantwortet. Dann waren sie eingestiegen und nach dem Schlosse zurückgefahren.

Herr von Saint-Eloi hatte auch seinen Gästen eine Karosse und schöne Pferde zur Verfügung gestellt. Herr Dubec versorgte sie mit geeigneter Dienerschaft, die im Stall, in der Küche, im Vorzimmer verwendet wurden. Niemals aber kamen sie in die inneren Gemächer. Um die Person der Fremden waren nur ihre Landsleute beschäftigt. Der spanische Abbé kam eines Tages bei uns vorgefahren und machte meinem Oheim einen Besuch; er war weit feiner und vornehmer gekleidet. Irgend etwas Besonderes wurde bei diesem Besuche nicht gesprochen.

Etwa drei Wochen später sah man wieder einen auffälligen Fremden auf dem gleichen Wege wie damals die beiden Wagen kommen. Es war ein kräftiger untersetzter Mann in mittleren Jahren mit einem breiten sonngebräunten Gesicht, großen scharfblickenden Augen, die unter dichten schwarzen Brauen lagen, und einem breiten dicklippigen Mund. Er saß auf einem müden, staubbedeckten, aber wohlgebauten Pferde; zu beiden Seiten in den Satteltaschen hatte er große Reiterpistolen stecken. Auch er hielt vor der ‚Alten Glocke‘. In schlechtem Französisch, aber in gebieterischem Ton rief er den Wirt heraus. Obwohl er nur ein ledernes Wams, einen einfachen, derben breiten Filzhut und eine Reithose trug, die in schweren kotigen Stiefeln stak, trat er herrisch auf. Sein Pferd versorgte er selbst, seinen Mantelsack legte er neben seinen Stuhl, als er das Abendessen bestellte und verzehrte, und trug ihn dann nebst den Pistolen auf sein Zimmer. Erst am nächsten Morgen fragte er, ob Seine Herrlichkeit der Herr Marques von Balmacer weit vom Wirtshause wohne.

Nach dem alten Park gewiesen, ritt er, während die Neugierigen ihm von fern folgten und sich mählich sammelten, mit all seinem Zeug dahin, beugte sich vom Pferd und zog an der alten, rostigen Klingel. Der Pförtner kam, ein Diener aus dem Hause kam und starrte ihn an. Sie redeten in ihrer fremden, kehllautenden Sprache miteinander, und der Reiter reichte ein großes versiegeltes Schreiben durch das Gitter.

Dann saß er gleichmütig auf dem Gaul und wartete, stieg schließlich ab und setzte sich auf einen runden Stein am Tor. Die Zügel über den Arm geschlungen, nahm er eine braune kleine Zigarre aus seiner Rocktasche und rauchte, ohne den ausharrenden Kindern und erwachsenen Leuten einen Blick zu schenken. Einmal pfiff er ein Lied vor sich hin. Das Pferd scharrte gelegentlich mit gesenktem Kopf oder fraß die Gräser am Wegrand.

Es mochte fast eine Stunde gedauert haben, dann sah man den Geistlichen schleppenden, aber raschen Schrittes durch die Allee kommen, den Diener mit ihm. Der Geistliche blieb in einiger Entfernung vom Tor stehen und sah zu, wie der Diener das Schreiben, das der Reiter gebracht hatte, und das in der Mitte entzweigerissen war, durch das Gitter hinauswarf. Gleichmütig hob der Mann es wieder auf, sah es sehr genau an und steckte es in seine Brusttasche. Dann richtete er gelassen das Riemenzeug seines Pferdes und stieg in den Sattel. In diesem Augenblick erschien seitwärts aus dem Gebüsch die schwarz und rot gekleidete Kammerfrau, bekreuzigte sich und rief ihm — das verstand jeder — furchtbare Flüche zu. Er sah nach ihr, lächelte, erwiderte ein einziges Wort, das sie noch wütender zu machen schien, bekreuzigte sich gleichfalls, dann wendete er sein Pferd und ritt in kurzem Trabe davon und zum Dorf hinaus.

Der Marquis von Saint-Eloi war längst wieder abgereist, aber im Spätsommer kam er mit Gästen zur Jagd, und wieder machte er in der gleichen feierlichen Weise im Pavillon seinen Besuch.

Jedes Mal, wenn der Marquis im Schloß weilte, wurde auch der Abbé Chazin, mein Onkel, das eine oder andere Mal zur Tafel gezogen. Nicht damals, aber später hat mein Onkel mir jede Einzelheit dieser Geschichte erzählt, die er auch niederschrieb, so wie ich das Schloß, das seither, wie so viele andere, zerstört und niedergebrannt ist, in all seinen Räumen kennengelernt habe. Die meisten Jagdgäste waren damals schon abgereist, und nur jener Mann mit der Hakennase und den tiefliegenden Augen, der den Marquis bei seinem ersten Besuch begleitet hatte, war noch anwesend. Sie saßen in dem hohen Speisezimmer mit den weißgoldenen Türen beim Champagner, als der Marquis den Pfarrer nach seinen Eindrücken von den Fremden im alten Park fragte.

Nun konnte mein Onkel nicht viel sagen. Er hatte bis dahin geglaubt, die spanische Sprache zu verstehen; er hatte den ‚Don Quichotte‘ in der Ursprache gelesen, aber er hatte merken müssen, daß er, wenn die Fremden redeten, nicht viel davon verstand. Er hatte auch eigentlich nur mit dem Geistlichen gesprochen und diesen im Fieber und sehr aufgeregt gefunden. Ihm schien, daß der Fremde ihm dann den Besuch gemacht, um den Eindruck jenes ersten Abends zu erforschen oder zu verwischen. Aufgefallen sei ihm, wie wenig Latein, kaum fürs Brevier reichend, der spanische Abbé wußte.

‚Dafür weiß er manches andere‘, hatte der Marquis erwidert, ohne jedoch diese Worte näher zu erklären.

Sie waren dann in das sogenannte spanische Zimmer, eine kleine Galerie, gegangen, um den Kaffee zu nehmen. Sie ließen sich in den geschwungenen Armstühlen, auf denen in matter Seide gestickte bunte Vögel und Blumen leuchteten, vor einem mit flimmernder Perlmutter eingelegten schwarzen Lacktischchen nieder, während der Diener aus dem vergoldeten Porzellan das duftende schwarze Getränk in die kleinen Tassen goß.

‚Das ist der Alcazar‘, sagte der Marquis, auf ein Bild an der Wand gegenüber weisend, auf dem ein weites Schloß unter dem dunklen Abendhimmel abgebildet war, während vor dem Portal ein Zug von Reitern mit Fackeln sprengte. Auf der anderen Seite hing, dunkelgrau auf seiner Steinfläche, kalt und riesig, der Escurial; daneben von Lichtstrahlen der tausend Kerzen durchflutet, weihrauchdurchzogen, Chor und Hochaltar unserer Frau von Atoche. Dazwischen hingen Porträte von Herren und Damen in älterer spanischer und in neuer französischer Tracht.

‚Wie oft bin ich dort bei dem Abendgottesdienst gewesen, als ich noch Gesandter in Madrid war‘, sagte der Marquis, seinen Gästen die Bilder erklärend. ‚Wissen Sie, wer das ist?‘ fragte er plötzlich und wies mit einer lässigen Handbewegung auf das Porträt neben dem Gemälde, das die Kathedrale darstellte. Es war das Bild eines reich gekleideten Mannes, der, die eine Hand, den Handschuh zwischen den Fingern, auf einen Tisch gestützt, aus kleinen Augen im gelblichen Gesicht wie mit gewollter Strenge ins Weite blickte; um seinen Hals hing das Goldene Vlies. ‚Sie wissen es nicht? Das ist Don José de Lemos, Herzog von Torrias, Grande von Spanien und erster Minister Seiner Katholischen Majestät. Und dies‘ — er wies auf eine wunderschöne junge Frau, mit Perlen und Spitzen geschmückt, im schweren Brokatkleid — ‚die Herzogin, seine Gattin, Camarera mayor Ihrer Majestät der Königin. Aber Sie kennen sie. Denn heute wohnen sie nur wenige Schritte von uns entfernt und nennen sich der Marques und die Marquesa von Balmacer.‘

‚Ist's möglich?‘ rief der Abbé nach einer Weile des Erstaunens.

‚Das dritte Porträt besitze ich leider nicht, obwohl er oft gemalt worden ist, einmal sogar als Adonis neben einer... älteren Venus. Er war der schönste junge Mann des Hofes.‘

‚Doch nicht, gnädiger Herr...?‘

‚Der Abbé von Azafas. Er hoffte damals, Erzbischof von Toledo zu werden.‘

Alle drei sahen einander an.

‚Wenn Sie denken, daß alles Gold von Indien und Amerika durch die Hand dieser Leute gegangen ist!‘ sagte der Marquis.

‚Ist die Geschichte von der Schokolade wahr?‘ fragte der Chevalier.

‚Die schwere Schokolade für die Herzogin? Als die eine Kiste auf dem Rücken der Träger brach und die fingerdicke Schokolade absprang und die Goldbarren darunter entdeckt wurden? Das war nach meiner Zeit. Es könnte wahr sein.‘

‚Wo mögen diese Barren jetzt sein?‘ fragte der Chevalier.

‚Wo all ihre Macht hin ist.‘

‚Ich entsinne mich jetzt‘, sagte der Abbé. ‚Man hat so etwas gehört. Wie kam es nur?‘

‚Sehen Sie, bitte, das kleinere Porträt dort in der Ecke an.‘

Es zeigte einen Mann mit länglichem, fahlem Gesicht und kaltem, verbissenem Ausdruck. Auch er trug Band und Stern und um den Hals das Goldene Vlies. ‚Das ist der zweite Herzog von Torrias, Don Alonzo de Lemos, der nach seinem Vater erster Minister in Spanien war. Heute ist auch er es nicht mehr. Stellen Sie sich vor, wie er seinen Eltern vor nächtlich versammelten Granden und Bischöfen ihre Schandtaten vorhält, ihnen ihre Ketten und Orden abnehmen läßt und sie in die Verbannung schickt! Viele ihrer Anhänger sitzen noch in den Gefängnissen an der afrikanischen Küste. Einer aber sollte hingerichtet werden als der Schuldigste von allen, weil die anderen nur nach seinem Rat gehandelt: Don Pascual Correo Azafas. Er entkam in einer Truhe, heißt es.‘

‚Und waren sie schuldig?‘

Der Marquis zuckte die Achseln. ‚Sie hatten die Macht. Es ist viele Jahre her. — Sie, mein lieber Abbé,‘ fuhr Herr von Saint-Eloi fort, ‚haben sich aus der guten Gesellschaft zurückgezogen und sind freiwillig in diese Öde gegangen. Manchmal glaube ich Sie zu verstehen, manchmal nicht.‘

‚Jedenfalls bin ich sehr gern hier.‘

‚Ich glaube nicht, daß diese gern hier sind. Sie sind an vielen Orten gewesen, ehe sie zu mir kamen. Aber das merkwürdigste ist, daß man jetzt ebenso heiß ihre Rückkehr wünscht wie einst ihr Fortgehen.‘

‚Und warum das, gnädiger Herr?‘

‚Ich weiß es nicht. Vielleicht fürchtet man sie, vielleicht, um sich ihrer zu versichern, vielleicht um eines Scheines willen, oder sie sind im Besitz eines Geheimnisses.‘

‚Vielleicht wissen sie, wo die Goldbarren sind‘, sagte der Chevalier mit seiner dunkel tönenden Stimme.

‚Darum also ist jener Reiter gekommen?‘

(Fortsetzung folgt.)



MATER DOLOROSA

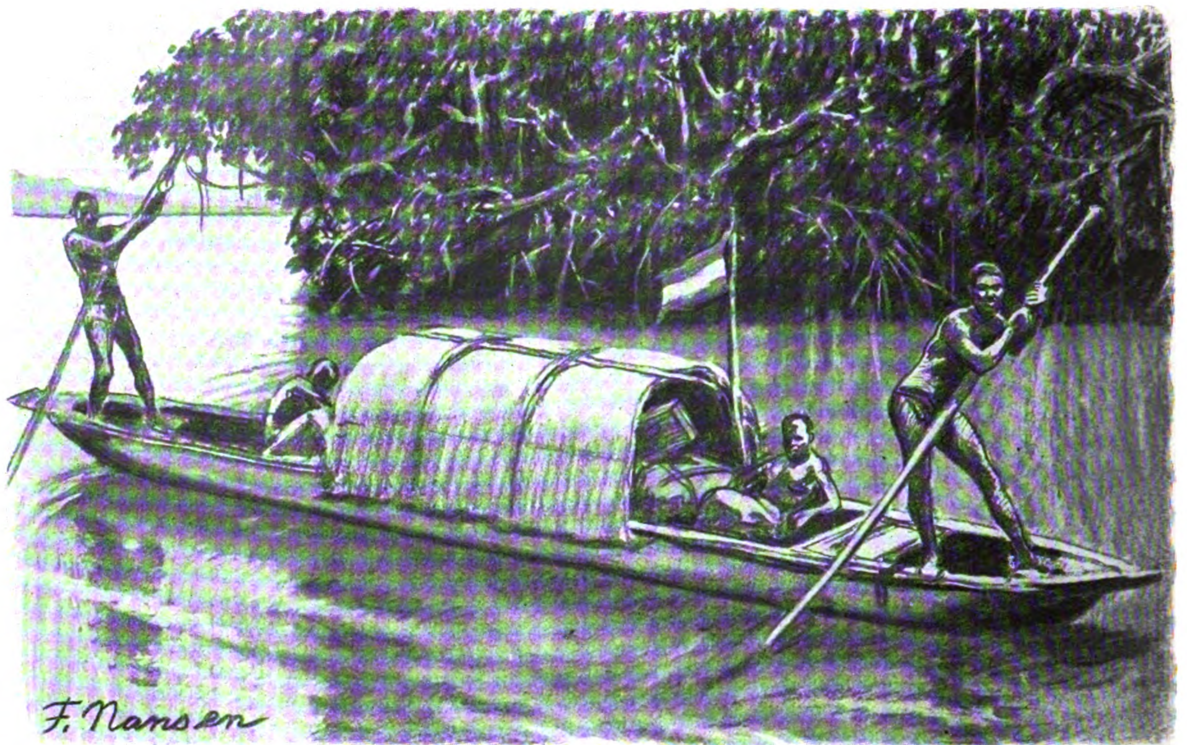
NACH EINEM GEMÄLDE VON WERNER HEIDENREICH

Die Post im Innern Afrikas.

Von Fritz Nansen.

Mit vier Bildern nach Zeichnungen des Verfassers.

Wenn bei uns einmal die Post ausbleibt oder gar die Zeitung auf dem Frühstückstisch fehlt, ist jeder Durchschnittseuropäer außer sich. Anders der Afrikaner, der, fern von der Kultur, irgendwo weit draußen, der Menschheit und seinem Vaterlande mühselige und wertvolle Pionierdienste leistet. Sein Tempo ist ein anderes. Er hat den Neuigkeitshunger des Europäers abgetan und läßt die Dinge ruhig an sich herankommen, ist er doch gewohnt, bei Nachrichten aus der Heimat um Wochen oder gar Monate zurückzurechnen. Und doch gibt es im Leben jedes Weißen in Afrika, mag es sonst noch so einförmig und gleichmäßig dahinfließen, einen von Zeit zu Zeit wiederkehrenden Tag, auf den er sich freut wie ein Kind auf das Weihnachtsfest. Das ist der Tag, an dem die Post aus der Heimat ankommen „soll“. Unvergeßlich wird jedem, der sich einmal auf langer Expedition oder auf entlegener Station im Innern Afrikas befand, das freudige Gefühl sein, das der Anblick des staubbedeckten Postträgers in seiner Brust hervorrief.



Das Postboot auf einem Fluß in Kamerun.

Auf einer Station des Senegal, von wo man von einem bestimmten Hügel vor dem Eingeborenendorf aus noch ganz schwach den langgezogenen Pfiff der ankommenden Lokomotive hören konnte, die die Heimatpost alle vierzehn Tage brachte, versammelten sich regelmäßig zu diesem Zeitpunkt alle Weißen, bloß um den Pfiff zu hören, der ihnen für den nächsten Tag die Heimatpost ankündigte. Am mittleren Niger war es ein kleiner, flachgehender Dampfer, der alle vier Wochen die Post brachte. Hier standen wir Weißen stundenlang, bis das feine Rauchwölkchen am Horizont auftauchte, uns das Nahen der Post verkündigend.

Je weiter man im Innern ist, desto seltener kommt die Post, und desto wichtiger wird sie genommen. Mit Andacht wird jeder noch so unwichtige Brief immer wieder gelesen, und jedes Stückchen Zeitungspapier, mag es auch schon Monate alt sein, ist hochinteressant. Die schwarzen Buschgefährten betrachten mit kopfschüttelndem Staunen das merkwürdige Gebaren ihres Gebieters, der durch einige, mit krausen Schriftzeichen bedeckte Stücke Papier in eine merkbare Seligkeit versetzt ist. Erstaunt und belustigt betrachten sie selbst dann die illustrierten Zeitungen und fällen manche spaßige Kritik. Besonders interessieren gewöhnlich Abbildungen von weißen Frauen, die die Schwarzen meist nur vom Hörensagen kennen. Sie tragen so komische Hüte auf dem Kopf und sind so merkwürdig angezogen. Da der Weiße gerade gut aufgelegt und gesprächig ist, wird er mit endlosen Fragen bestürmt.

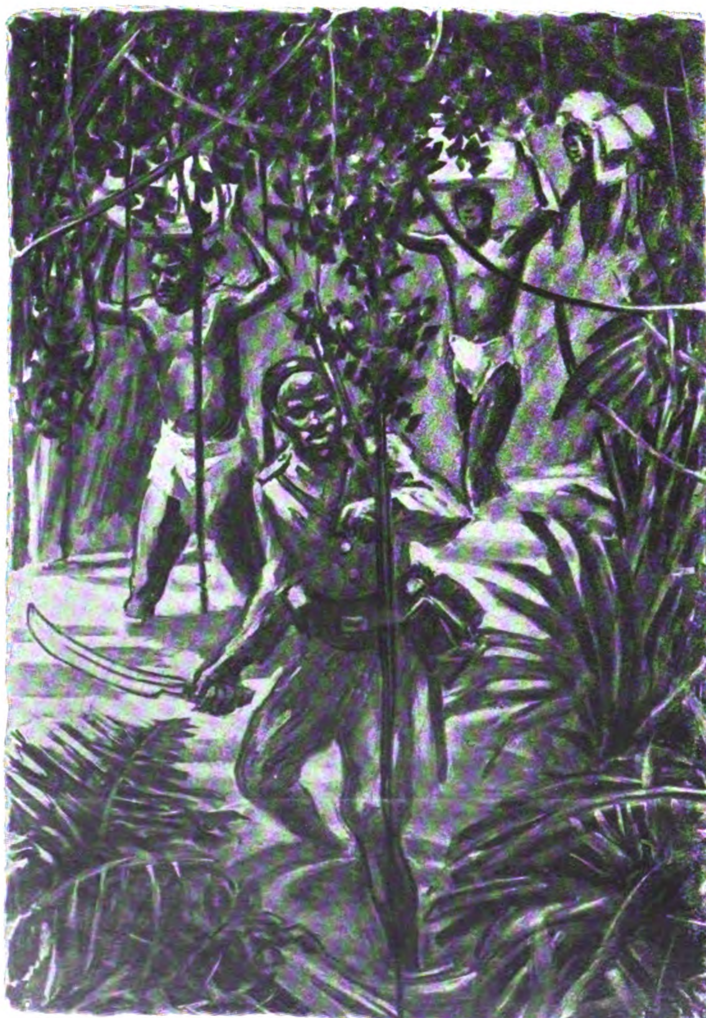


Ein Postbote in Südwest mit seinem Boy.

In den deutschen Kolonien war der Postdienst streng geregelt. Von der letzten Bahnstation erhielten die im Innern weilenden Europäer ihre Post durch Träger einer Stafette. Die vornehmste Pflicht eines jeden Dorfhäuptlings war es, für die umgehende Weiterbeförderung des Postsackes bis zum nächsten Dorf zu sorgen. Der Träger läuft Tag und Nacht, so schnell wie möglich, den Postsack auf dem Kopf balancierend, in der einen Hand einige Handvoll Erdnüsse als Wegzehrung und eine Kalebasse mit Wasser, in der anderen Hand trägt er das Zeichen seiner Würde und Unantastbarkeit. Es ist dies der Szebe, der Brief der Behörde, der ihn als amtliche Persönlichkeit legitimiert. Er trägt den Szebe an der Spitze eines oben eingekerbten Bambusstockes und schwenkt dies Zeichen seiner Würde bei jeder Begegnung schon von weitem über seinem Haupte. Er ist dann sicher, unbelästigt seine Straße ziehen zu können und in den Dörfern, wo er Rast macht, achtungsvoll aufgenommen und gut bewirtet zu werden.

Schwierig ist es, einer Expedition, die sich in noch unerforschtem Gebiete befindet, die Post zu übermitteln. Sichere Leute, die Mut genug haben, das unsichere Neuland feindlicher Stämme zu betreten, sind immer schwer zu finden, und es kommt häufig vor, daß der Bote plötzlich den Mut verliert, obschon er den größten Teil des Weges hinter sich hat, und umkehrt, wenn er an ein Gebiet gelangt, dessen Bewohnern man Gelüste nach Menschenfleisch nachsagt.

Der Postbote von Südwestafrika marschiert mit viel Bagage und großen Trink- und Eßvorräten. Er scheint unterwegs nicht schlecht zu leben; außer der umfangreichen Wasserkalebasse hat er noch einen stattlichen Mehlvorrat bei sich. Als großer Herr hat er auch einen Boy, der ihm einen halben Hammel nachtragen muß. So zieht er, gut ausgerüstet, seine Straße im Vollbewußtsein seiner wichtigen Mission, den Weißen auf den entlegenen Farmen die Heimatpost zu übermitteln.


Schwieriger Marsch durch dichten Urwald.

Sehr wichtig sind für die Postbeförderung die Flüsse. Die Postboote, die im Innern gerudert werden, legen an einem Tage ungefähr die dreifache Strecke des Fußgängers zurück und können auch noch größere Lasten mitnehmen. Der Vorteil der schnelleren Beförderung wird jedoch durch den Nachteil der geringeren Sicherheit ausgeglichen. Es geschieht nicht selten, daß solch ein einfaches Eingeborenenboot auf den Grund geht. Dieses Verunglücken der Post kommt auch bei den Dampfern bisweilen vor. Ich erhielt in Dahomey einen Brief aus Berlin, der arg verwaschen, aber noch lesbar war. Er hatte nur vierzehn Tage mit dem versackten englischen Postdampfer auf dem Grund des Benuë gelegen und wies den Vermerk auf: „Recovered in the mail steamer sunk in Benuë“ (auf dem im Benuë gesunkenen Postdampfer aufgefunden).

Bei all diesen Fährlichkeiten kann man doch der afrikanischen Post die Zuverlässigkeit und Findigkeit nicht absprechen. So bekam ich im Innern von Dahomey, auf der Station Parakou zur Weihnachtszeit einen Brief mit Glückwünschen zum Neujahrstag des vorhergehenden Jahres. Er war mir fast ein Jahr lang getreulich nachgereist und hatte mich dann wunderbarerweise doch noch zu finden gewußt.


Kritik Eingeborener an der europäischen Damenmode.

Wirkung des Ätherwindes auf unsere Erde.

Von Dr. H. H. Kritzinger.

Die Fragen der Relativitätstheorie sind durch die Ergebnisse des amerikanischen Physikers C. Müller, mit denen sich auch die Tagespresse eingehend beschäftigte, wieder dem allgemeinen Interesse nähergerückt worden. Zunächst war man geneigt, eine Widerlegung der Einsteinschen Theorie anzunehmen, aber später stellten sich Unklarheiten der vorläufigen Veröffentlichungen heraus, die es wünschenswert erscheinen lassen, die Angelegenheit den Physikern so lange allein zu überlassen, bis ein klares Ergebnis erzielt wird.

Während der Amerikaner den wissenschaftlichen Kampf gegen die Relativitätstheorie mit ganz eigenartigen Mitteln führt und für die obenerwähnte wissenschaftliche Abhandlung sogar ein für unsere Begriffe unglaublich hohes Honorar zahlte, hat in England die Kgl. Astronomische Gesellschaft, die in wissenschaftlichen Kreisen hohes Ansehen genießt, am 12. Februar 1926 Albert Einstein ihre höchste Auszeichnung in Form einer goldenen Medaille verliehen.

Einsteins Dankesbrief betont, daß er selbst — fast möchte man diese Äußerung unpersönlich auffassen — „eines großen Vorzuges teilhaftig geworden" sei, indem es ihm gelang, „eine neue Gedankenrichtung zu entdecken, die es uns ermöglicht, etwas tiefer in das ewige Mysterium der Natur einzudringen."

Als ein ewiges Mysterium erscheinen tatsächlich weiten Kreisen die Fragen, die sich auch an die Wirkung des Ätherwindes auf unsere Erde knüpfen. Schon seit einem Menschenalter beschäftigen sie den Physiker besonders lebhaft und haben auch erst die Anregung zur Relativitätstheorie überhaupt gegeben. Soeben veröffentlicht nun wieder ein deutscher Gelehrter eine eingehende Abhandlung über Bestimmungsversuche der Erdbewegung in bezug auf den Lichtäther, die geeignet ist, diese Frage erneut in den Mittelpunkt der wissenschaftlichen Diskussion zu stellen.

Prof. Dr. Leo Courvoisier beschäftigt sich als Haupt-Observator der Berliner Sternwarte auf dem Babelsberge bei Potsdam schon seit länger Zeit mit Untersuchungen zur Bestimmung der sogenannten „absoluten" Erdbewegung auf Grund der ursprünglichen Lorentzschen Annahmen des ruhenden Lichtäthers und der tatsächlichen Zusammendrückung molekularer Systeme bei ihrer Bewegung in bezug auf diesen Äther. Auf einer Reihe von gänzlich verschiedenen Wegen ist er zu dem übereinstimmenden Resultat gelangt, daß unsere Erde sich mit einer unvorstellbar großen Geschwindigkeit, die dem Tausendfachen der Geschwindigkeit einer Gewehrkugel gleichkommt, nämlich mit etwa 750 km in der Sekunde, auf einen Punkt hinbewegt, der gegenwärtig, von uns aus gesehen, im Bereich der Milchstraße, und zwar ungefähr in der Gegend des Sternbildes des Fuhrmanns, liegt. Da es sich trotz der ungeheuren Geschwindigkeit um die Festlegung äußerst kleiner Beträge handelt, so zeigen die Einzelergebnisse der verschiedenen Methoden noch nicht die Übereinstimmung, die wir bei Weiterführung der Arbeiten auch durch andere Gelehrte, wozu Prof. Courvoisier ausdrücklich auffordert, erwarten dürfen. Jedenfalls hält er an dem Endergebnis fest, daß seine Einzelresultate die Annahme eines ruhenden Lichtäthers bestätigen und besonders die tatsächliche Zusammendrückung der materiellen Körper bei ihrer Bewegung durch den Äther beweisen.

Dabei haben wir uns durch Verbindung der Ergebnisse Courvoisiers mit denen von Lundmark und Gustav Strömberg, die ebenfalls ihre Forschungen auf diesen Problemkreis erstreckten, diese Bewegung der Erde so vorzustellen, daß sie auf unsere ganze Weltinsel mit ihren Milliarden Sonnen zu beziehen ist, daß also die Sonne mit den Planeten wie ein Fliegenschwarm auf einem Ozeandampfer mitgenommen wird, ohne daß wir zunächst etwas von dieser Reise merken.

Wir wollen von diesen für unsere Weltanschauung umwälzenden Ergebnissen hier wenigstens die wichtigsten Grundgedanken dem Verständnis näherzubringen versuchen. Die Erde finden wir links unten in unserer Übersichtsdarstellung wiedergegeben, wie sie in sausender Fahrt den Äther durchmißt. Sie umkreist dabei unsere Sonne, die wiederum von dem Spiralnebel unserer Milchstraße mitgenommen wird. Unsere Milchstraße wie die übrigen Weltsysteme gleicher Gattung streben mit ähnlichen Geschwindigkeiten durch das Universum, deren Erforschung eine der reizvollsten Aufgaben der Astronomie der Gegenwart ist.

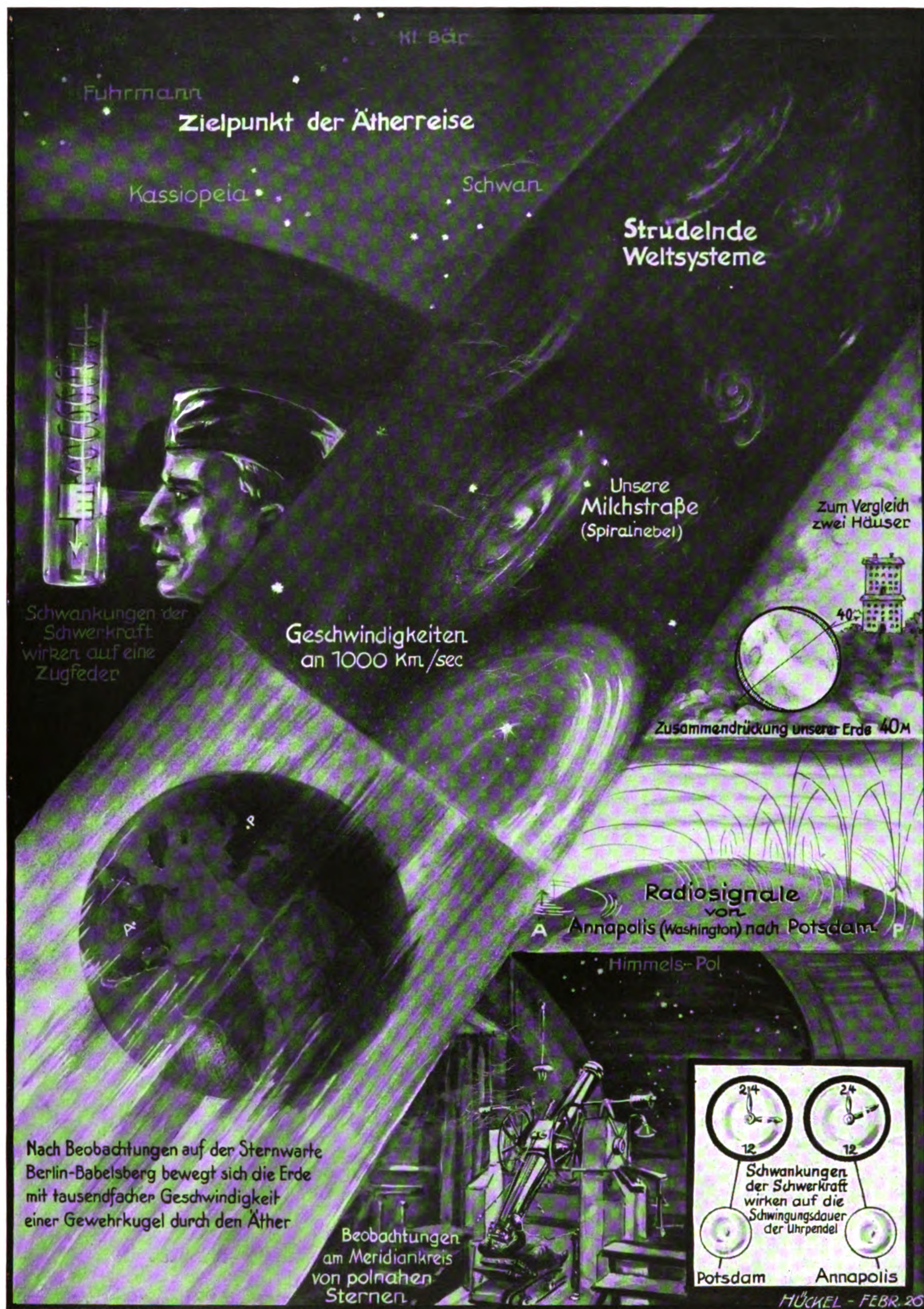
Bei dieser Ätherreise erfährt nach der Lorentzschen Anschauung die Erde eine Zusammendrückung. Dabei handelt es sich selbstverständlich um etwas ganz anderes als um die Abplattung unserer Erde am Nordpol und Südpol. Diese Abplattung bestimmt die feste Gestalt unseres Planeten. Die Zusammendrückung bei der Ätherreise bewirkt dagegen infolge der Umdrehung unseres Planeten um seine Achse eine fortwährende Verschiebung ihrer Oberflächenteile bzw. Schollen gegeneinander, die sich aus den von Prof. Courvoisier angegebenen Zahlen zu 40 m berechnen läßt. Diese 40 m entsprechen ungefähr zwei Großstadtwohnhäusern, die man sich übereinandergebaut denkt.

Von den verschiedenen Wegen, die Prof. Courvoisier eingeschlagen hat, um die zusammendrückende Wirkung des Ätherwindes auf unsere Erde festzustellen, können wir hier nur einige andeuten. Die ersten Untersuchungen betrafen die Bestimmung des Scheitelpunktabstandes von Sternen, die nahe dem Himmelspol stehen. Unsere Abbildung vermittelt einen Eindruck von dem großen Berliner Meridiankreis (rechts unten), mit dem diese polnahen Sterne auf das genaueste gemessen wurden.

Der Meridiankreis dient gleichzeitig dazu, die Zeit vom Himmel abzulesen und damit die Uhren zu vergleichen. Die Zusammendrückung der Erde hat nun auch einen Einfluß auf ihre Schwerkraft, und dieser wirkt sich weiter aus in den Schwingungen der Uhrpendel, die dann schneller oder langsamer erfolgen. Es gehen also die Uhren in dem vom Ätherwind nicht betroffenen Teil der Erde anders als die im Bereich der Schwerkraftsänderung. Durch die von der amerikanischen Radio-Großstation in Annapolis bei Washington ausgestrahlten und in Potsdam empfangenen Zeitsignale ist es nun möglich, wie unsere Abbildung ebenfalls andeutet, diese Uhrvergleichung wirklich auszuführen. Aus den kleinen Abweichungen hat Prof. Courvoisier eine Bestätigung seiner anderweitigen Ergebnisse entnehmen können. Der Einfluß der Schwerkraftschwankungen findet sich sogar schon bei einer Vergleichung genauester Federuhren, sogenannter Chronometer, mit Pendeluhren angedeutet.

Schließlich hat der Babelsberger Forscher auch unmittelbar die Schwerkraftschwankungen in der Weise erforscht, daß er ihre Wirkung auf eine ungefähr ein Meter lange, schraubenförmig aufgewickelte Stahlfeder studierte. Durch entsprechende Vergrößerungen der Schwankungen der Federlage waren die Änderungen der Schwerkraft deutlich erkennbar.

Diese deutschen Ergebnisse erregen auch im Ausland besonderes Interesse der Forscher und dürften zu sehr lehrreichen Nachprüfungen Veranlassung geben.



Ein wichtiges Ergebnis deutscher kosmischer Forschungen: Wirkung des Ätherwindes auf unsere Erde.

Nach Entwürfen von Dr. H. H. Kritzinger gezeichnet von A. Hückel.

Jugendzeit und Kinderkleid der Tiere. / Von Professor Dr. Bastian Schmid, München.

Mit fünf Abbildungen nach Tuschzeichnungen von Carl O. Petersen.

Wer will die Jugend eines Urtieres oder anderer niederer Geschöpfe bestimmen? Wer will sagen, welches die Jugendzeit eines Schmetterlings oder eines sonstigen der Metamorphose unterworfenen Insektes ist? Pflegt doch auf das Larvenstadium dieser Tiere jenes der Puppe zu folgen, in dem das ganze Tier eingeschmolzen wird, um dann wieder zu einem neuen, anderen Leben zu erwachen. Zudem dauert das Larvenleben im Verhältnis zu dem des fertigen Tieres gewöhnlich sehr lang. Engerlinge leben drei bis vier Jahre unter der Erde, um dann ein Maikäfer zu werden, der das kurzfristige Leben innerhalb vier Wochen abwickelt und doch gewissermaßen als junger Käfer zur Welt kommt; das Leben der aus dem Wasser steigenden Eintagsfliege (sie hat ein paar Larvenjahre hinter sich) drängt sich auf einige Stunden zusammen, ganz zu schweigen von der „siebzehnjährigen" Zikade, die volle 17 Jahre









Tiger- und Löwenjunges beim Spiel.

Oben rechts: Junge Waldkäuze.

Mitte links: Junge Boxer.

Mitte rechts: Nestlinge der Bürgermeistermöve.

Unten: Äsendes Rehkitz.



als Larve unter der Erde zubringt, nach vollendetem Puppenstadium auf die luftigen Höhen der Bäume sich begibt und schon innerhalb weniger Wochen stirbt. War dieses Tier wirklich 17 Jahre lang in der Jugendzeit? Läßt sich ohne weiteres sagen, die oberste Grenze der Jugendzeit fällt mit dem Beginn der Geschlechtsreife zusammen? Schematisch gesprochen, ja. Man kann aber auch in der Metamorphose den Übergang von einer niederen zu einer höheren Stufe sehen.

Wesentlich klarer liegen die Verhältnisse bei den höheren Tieren, den Vögeln und Säugern. Hier zeigt sich die Jugendzeit mehr oder minder im ganzen Habit einschließlich des Kleides, in der Lebensweise und vor allem auch im psychischen Verhalten der Tiere. Bald überwiegt der eine, bald der andere Faktor, oder es gibt auch Fälle, in denen die verschiedenen Merkmale und Funktionen zusammenwirken. In frühester Jugend ist der aus dem Ei schlüpfende Vogel nackt, oder er hat ein weiches Daunenkleid, weicht also nach dieser Hinsicht noch erheblich vom alten Tiere ab. Wir denken an den jungen Sperling oder an einen anderen Nesthocker mit dem häßlich aufgetriebenen Leib und den großen Augen, aber auch an unsere jungen Hühnchen und Gänschen (Nestflüchter), die uns wie kleine Wollbälle anmuten, an das Daunenkleid unserer Raubvögel (junge Bussarde) und der Eulen (s. Abbild.), das uns im Vergleich mit den späteren Konturfedern recht merkwürdig anmutet (Raubvögel und Eulen, obwohl Nesthocker, kommen mit einem wolligen Daunenkleid zur Welt), oder wir erinnern uns an unsere jungen Möwen, wie die Bürgermeistermöwe, bei denen wir auf trübweißem Grunde graue und graubräunliche Streifen, Wellungen und Flecken beobachten, während wir bei dem alten Tier nur glatte Farben, wie Möwenblau, ein helles Bläulichgrau und ein blendendes Weiß, sehen können (s. Abbild.). Nicht minder weisen junge Säuger andere Kleider auf als ihre Eltern. Zudem fehlen den jungen männlichen Tieren sogenannte sekundäre Geschlechtsmerkmale in Form von Mähnen, Bärten, Klunkern, komplizierten Geweihen und andere Zierate. Junge Löwen, aber auch Rehe (s. Abbild.) sind gefleckt, Tapire gestrichelt, Wildschweine gestreift. Füchse tragen wie viele andere ein Wollkleid, dem ein kurzes und goldfarbenes Sommerkleid folgt. Freilich gibt es auch Säuger, bei denen ein solcher Kleidwechsel wenig auffällig vor sich geht. — Aber das Wesen der Jugend liegt noch in anderen Dingen, in der Ernährungsweise (charakteristisch für die erste Jugend bei Säugern und Nesthockern unter den Vögeln) und im psychischen Verhalten namentlich im Spiel (s. Abbild.). Früheste Jugend bedeutet häufig psychische Undifferenziertheit, Hilflosigkeit, auch rein seelisch genommen. Doch bricht physiognomisch wie auch psychisch alsbald Individualität und Artcharakter durch (s. Abbild.). Die Jugend als solche gehört zu den bedeutungsvollsten Perioden des Lebens; es ist dies die Zeit des Wachsens, Entwickelns und Entfaltens der Kräfte, der körperlichen und vielfach auch der seelischen.



Flößerei auf dem Main: Floß beim Durchfahren der Alten Mainbrücke in Würzburg. Nach einer Zeichnung für die „Illustrirte Zeitung" von Reinhold Koch-Zeuthen.

Vinland und Hvitramannaland. / Von Prof. Dr. R. Hennig, Düsseldorf.

Anläßlich früherer Äußerungen über Zeugnisse der Normannenzeit in Amerika sind Zweifel an der Zuverlässigkeit jener Runensymbole laut geworden, die im Jahre 1680 auf dem „writing rock“ im Staate Massachusetts bei Taunton (südlich Boston) aufgefunden wurden. In der Tat ist die Bedeutung dieses „sprechenden Steines“ umstritten, dessen Aussehen und Lage am Taunton-Fluß durch die eine unserer Abbildungen erläutert sei. Wäre dies das einzige Zeugnis für die Anwesenheit von Normannen in Amerika im 11. Jahrhundert, so stünde die Behauptung dieser Tatsache auf schwachen Füßen. Es gibt aber weitere sehr gewichtige Beweise, und um ihre Bedeutung zu erkennen, ist vielleicht ein Überblick über den Stand der Vinland-Frage und anderer damit zusammenhängender Probleme willkommen.

Die isländischen Sagas erzählen, der Normanne Leif sei im Jahre 1000 aus Grönland, wo sein Vater, Erich der Rote, sich siebzehn Jahre vorher angesiedelt hatte, nach Südwesten vorgestoßen, um neues Land zu finden, und habe zunächst ein Steinland (Helluland = Labrador), dann ein Waldland (Markland = Neufundland oder, wahrscheinlicher, Neubraunschweig) und schließlich das gesegnete Vinland (Weinland) entdeckt, das von den meisten Forschern an der Küste des heutigen Staates Massachusetts gesucht wird. Isländer selbst, so Sigurd Stefansson im Jahre 1570, haben diese Lage der drei von ihren Vorfahren entdeckten Länder zueinander angenommen, und man hat daher allen Grund, zu vermuten, daß Leifs und seiner verschiedenen Nachfolger Reisen sich bis zur Cape-Cod-Halbinsel hinunter erstreckt haben. Bis in die neueste Zeit ist nie daran gezweifelt worden, daß das normannische Vinland in der Tat auf dem Boden der Vereinigten Staaten lag, wenn auch hinsichtlich der genauen Lokalisierung einige Verschiedenheiten der Ansichten zu verzeichnen waren.



Da trat im Jahr 1911 der große Forscher Frithjof Nansen in seinem Werke „Nebelland“ mit der eigenartigen Auffassung hervor, all den Vinland-Berichten liege gar kein geschichtliches Ereignis zugrunde, sondern es handle sich dabei lediglich um ein dichterisches Phantasieprodukt, das die Schilderungen des Altertums von einem Eiland der Glückseligkeit im fernen westlichen Ozean in freier Umgestaltung wiedergebe. So macht er sich darüber lustig, daß dem Entdecker Leif nachgesagt wird, er habe ganze „Weinbäume“ mit der Axt fällen lassen, und er sieht darin eine typische Sagenübertreibung. Nun, daß der wildwachsende Wein in manchen Gegenden der Erde sich zu Stämmen von Arm-, ja, Schenkeldicke, entwickeln kann, ist von jeher bekannt, und was für Riesen von „Weinstöcken“ gerade auf nordamerikanischem Boden noch in unseren Tagen vorkommen, beweist der auf unserer Abbildung vorgeführte größte Rebstock der Welt in Kalifornien. Niemand wird bezweifeln, daß schon bei knapp halb so starken Stämmen der Ausdruck „Weinbaum“ vollauf am Platze ist. Noch die Entdeckungsgeschichte dieser Länder aus den Tagen Verrazanos im 16. Jahrhundert zeigt uns, daß das Entzücken der europäischen Seefahrer über den wilden Wein und seine wohlschmeckenden Trauben damals nicht minder groß war als das der Normannen mehr als ein halbes Jahrtausend zuvor. Führt doch eine der größeren Inseln an der Küste von Massachusetts bis auf den heutigen Tag den bezeichnenden Namen Marthas Vineyard, d. h.: Marthas Weingarten, ebenso wie die im St.-Lorenz-Golf gelegene Isle of Orleans einst den Namen Bacchusinsel trug. Für Nansens weitgehende Skepsis besteht also gar kein Grund.

Aber darüber hinaus glaubt man in Massachusetts eine ganze Reihe Feststellungen gemacht zu haben, die ohne die Annahme eines frühzeitigen Einflusses von Europäern überhaupt nicht recht verständlich sind. In alten Grabstätten der Indianer, den erdhügelartigen „mounds“, hat man in Massachusetts eigenartige Geräte und Werkzeuge gefunden, die keinesfalls von amerikanischen Eingeborenen herstammen können und typisch nordisches Gepräge tragen, und da die betreffenden „mounds“ zum Teil schon vor der Entdeckung Amerikas durch Columbus angelegt worden sind, muß damit eigentlich jeder Zweifel daran schwinden, daß Normannen die betreffenden Waren nach Massachusetts gebracht haben, und daß sie dann durch Handel, Tausch, Diebstahl oder Raub in indianischen Besitz übergegangen sind.

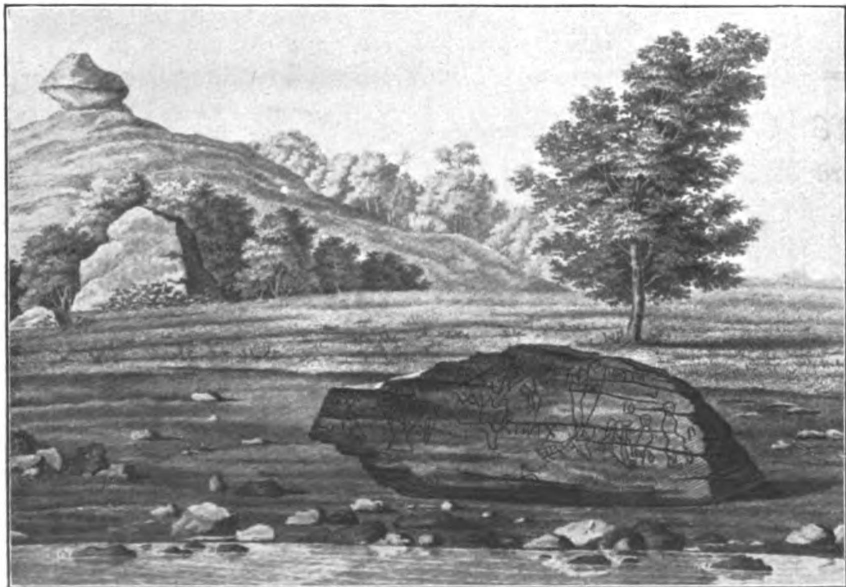
Literarische Denkmäler sprechen gleichfalls gegen die Vermutung, daß die Vinland-Berichte erdichtet seien. Es sind ja nicht nur die isländischen Sagas, die von Vinland erzählen, sondern noch früher schreibt der deutsche Chronist Adam von Bremen (um 1070 bis 1075) von einem Vinland im Ozean, in dem wilder Wein und wildwachsendes Getreide (Mais?) in Menge zu finden seien. Und wahrscheinlich noch etwa zwanzig Jahre älter ist ein dänischer Runenstein, auf dem Vinlands Erwähnung getan wird. Wir kennen den Stein, der leider spurlos verschwunden ist, nur von einer im Jahre 1823 angefertigten Kopie seiner Inschrift (s. Abbild.). Er stand beim Gute Hönen bei Ringerike in Norwegen und ist offenbar einem jungen Seefahrer aus vornehmem Geschlecht gesetzt worden. Der Anfang des Textes ist verloren; der erhaltene Teil lautet in der Übersetzung folgendermaßen: „Sie kamen hinaus und über große Strecken und benötigten des Zeuges, sich daran zu trocknen, und des Essens, weiter nach Vinland hin und auf die Eisflächen in den Einöden. Schlimmes kann das Glück verscheuchen, so daß man früh stirbt.“ Auch in einem alten Epos von den Färöer-Inseln ist viel von Vinland die Rede. Es ist also schlechterdings ausgeschlossen, daß Vinland lediglich ein Phantasiegebilde gewesen sein soll. —

Ist so an den Vinland-Überlieferungen selbst kaum ein Zweifel möglich, dann gewinnt auch die Nachricht von noch einem anderen Lande auf amerikanischem Boden an Glaubwürdigkeit, die Nachricht vom Hvitramanna-(Weißmänner-)Land, das in den isländischen Vinland-Sagas erwähnt wird. Die Normannen von Grönland, die nach Vinland kamen, hörten nämlich die eingeborenen Indianer von einem noch südlicheren Lande sprechen, wo weiße Männer in weißen Gewanden singend und mit Fähnlein umherziehen sollten, also offenbar Christen. Die Normannen nannten dieses Land, das sie selbst leider nicht aufsuchten, Groß-Irland oder Weißmännerland. Während Vinland von den Grönländern, soviel wir wissen, immer nur für kürzere Zeit bewohnt wurde, soll Hvitramannaland eine wirkliche, offenbar schon um 790 n. Chr. gegründete Kolonie eines christlichen Europäervolkes, höchstwahrscheinlich eine irische Kolonie, gewesen sein. Die isländischen Sagas wissen von drei Fällen zu berichten, in denen normannische Seefahrer aus Island widerwillig vom Sturm dorthin getragen worden sein sollen, und zwar in den Jahren 982, 999 und 1029.

Was es mit diesem Hvitramannaland für eine Bewandtnis hatte, ist ein noch ungelöstes Rätsel. Es scheint, daß es sich südlich von Vinland, etwa von der Chesapeake-Bay bis nach Florida hinunter erstreckte, wie es unsere Kartenskizze veranschaulicht, und daß es mindestens 200 bis 250 Jahre eine europäische christliche Kolonie auf amerikanischem Boden war, über deren Schicksale wir aber nur äußerst kümmerlich unterrichtet sind. Wann und wie sie ihr Ende gefunden hat, was aus ihren weißen Bewohnern geworden ist, ist völlig unbekannt. Noch ums Jahr 1750 wurde bei den am Ohio wohnenden Shawanen davon gesprochen, Florida sei einst von Weißen bewohnt gewesen, die eiserne Werkzeuge besaßen. Auch unter den Kulturvölkern Mexikos, den Tolteken und Maya-Indianern, erhielt sich das Gerücht, ihre Kultur sei ihnen von Norden her ins Land gebracht worden. Der Kulturbringer der Mayas, Quetzalcoatl, der „weiße Heiland“ und unendlich gütige Gott, trägt Züge von Christus an sich, ja, er wird sogar als göttlicher Sohn einer jungfräulichen Mutter geschildert. Auch die Sitte der Verehrung des Kreuzes im alten Mexiko, über die sich schon Cortez wunderte, ein Zölibat der Priester, religiöse Sitten, die unserer Taufe und unserem Abendmahl außerordentlich ähneln, dies alles läßt mit hoher Wahrscheinlichkeit auf starke christliche Einflüsse lange vor Columbus schließen, die unter den obwaltenden Umständen eigentlich nur von den christlichen Hvitramannaland-Iren in Florida ausgegangen sein können. In Yucatan hat man ja sogar einen besonderen „Tempel des Kreuzes“ der Mayas entdeckt, in dem die Verehrung des Kreuzes auch bildlich dargestellt ist, und zwar in der rätselhaften Ruinenstadt Palenque, die man, vom Urwald völlig begraben, wiederaufgefunden hat.

Der Geheimnisse ist kein Ende, wenn man sich in die Wunder der altamerikanischen Kulturen vertieft. Hier liegt unzweifelhaft eines der dankbarsten Betätigungsgebiete künftiger Forschung vor. Die obigen Darlegungen wollen und können in keiner Weise den Anspruch erheben, als endgültig gesicherte wissenschaftliche Ergebnisse angesehen zu werden. Immerhin werfen sie aufschlußreiche Schlaglichter auf die Möglichkeit kaum geahnter kultureller Zusammenhänge.

Kopie der Inschrift eines Runensteins aus Hönen in Norwegen (um 1050), worin Vinland zuerst erwähnt wird.


Der „writing rock“ bei Taunton (Massachusetts).


Ein Riesenweinbaum in Montecito bei Santa Barbara (Kalifornien).

ELIDA HAUTPFLEGE



Liebreiz der Jugend, natürliche Schönheit

ist ein unbezahlbarer Schatz, der nur durch sorgsame Pflege mit den feinsten und mildesten Mitteln beschützt und bewahrt werden kann.

Elida Idealseife – durch und durch parfümiert – ist so rein und mild, daß selbst die zarteste Haut sie ständig ohne Störung verträgt.

1 Stück Elida Idealseife . . . . . M. 0,80
doppelt parfümiert . . . . M. 1.–

Elida Citronen-Coldcream, einzig erfrischend. Uralte Schönheitsmittel, durch modernste Wissenschaft vereint in handlicher Form.

Glastiegel . . . . M. 1,50
Reine Zinntuben . . . . M. 1,–

Wissen und Leben

Couéismus. Wir alle sind mehr oder weniger Suggestionen unterworfen, und unsere Meinungen und Urteile werden von ihnen beeinflußt. Der Gedanke, Suggestion für therapeutische Zwecke, vor allem bei psychischen Leiden anzuwenden, ist nicht neu, doch war es Emil Coué vorbehalten, diesem Gedanken durch seine Methode neue Bahnen zu weisen und die Heilerfolge selbst auf organische Erkrankungen auszudehnen. Wir dürfen nicht vergessen, daß wir fast nie genau auseinanderzuhalten vermögen, inwieweit psychische Leiden von physischen bedingt sind und umgekehrt, da Geist und Materie in enger Wechselwirkung zueinander stehen. Aus vielen Fällen des täglichen Lebens ist ja zur Genüge bekannt, daß bei Verschreibung eines Medikamentes die Suggestionswirkung — insbesondere des behandelnden Arztes — für den Heilerfolg oft ausschlaggebender ist als jenes selbst. Jede Suggestion bedingt die Vorstellung einer Veränderung, den Prozeß einer Verwirklichung (der unserem augenblicklichen Ich unbewußt bleibt), und jeder Gedanke, der hierbei in unserem Geiste auftaucht, strebt seine Verwirklichung an, so daß wir in die Lage versetzt werden, autosuggestiv — ohne fremde Beihilfe — Heilerfolge zu erzielen. Maßgebend hierfür ist, daß wir hierbei das „Gesetz der das Gegenteil bewirkenden Anstrengung“ beobachten, daß wir also nicht willensmäßig versuchen, eine Veränderung hervorzurufen, sondern uns in den Zustand der „Kontention“ versetzen, indem wir uns völlig entspannen, unser Unbewußtes freimachen, die Gedanken auf uns einwirken lassen und ihnen jene Richtung verleihen, die auf den Heilerfolg abzielt. Coué hat auf Grund seiner langjährigen Erfahrungen zwei Grundsätze aufgestellt: „Wenn Wille und Einbildungskraft miteinander ringen, behält die Einbildungskraft die Oberhand, und zwar ausnahmslos“, und: „Im Widerstreite zwischen Willen und Einbildungskraft ist die Kraft der letzteren gerade proportional dem Quadrate der Willensstärke.“ Deshalb vermögen wir auch so häufig Namen und Ereignisse, sobald wir uns krampfhaft bemühen, nicht in unsere Erinnerung zurückzurufen, wogegen sie meistens kurze Zeit später — gerade dann, wenn wir am wenigsten daran denken — in unserem Geiste wieder lebendig werden. Selbstredend will Coué hiermit nicht den Willen entwerten, sondern vielmehr die Kraft der Suggestion, die in uns wohnt, und die wir nicht zu pflegen gewohnt sind, ebenbürtig neben jenen stellen. Wir können uns die Tatsache der Autosuggestion an einem einfachen Beispiel vergegenwärtigen: Wir befestigen an einem 20 cm langen Faden einen Ring und halten ihn, indem wir den Ellbogen des betreffenden Armes auf den Tisch stützen, freischwebend im Ruhezustande. Wenn wir nun — ohne eine Bewegung zu machen — intensiv daran denken, daß sich der Ring im Kreis drehen werde, werden wir bald die Wahrnehmung machen, daß er tatsächlich bald diese kreisförmige Bewegung vollzieht; ebenso können wir ihn wieder zum Stillstand bringen. Versuchen wir jedoch willensmäßig diese Veränderung hervorzurufen, werden wir in allen Fällen nur das Gegenteil erreichen. Dies ist einer der vielen Versuche, mit denen Coué seine Patienten vorerst von der Macht der Suggestion überzeugt. Keine der Suggestionsformeln darf daher das Willensmäßige betonen, und es wäre vollkommen verfehlt, in Fällen der Schlaflosigkeit etwa durch die Formel: „Ich will schlafen!“ den Schlafzustand hervorzurufen. Das alleinige Denken an den Willen vertreibt jenen, und außerdem würde das „Gesetz der das Gegenteil bewirkenden Anstrengung“ eine Spannung herbeiführen, nicht eine Entspannung, die ja das Wesen des Schlafes darstellt. Die Suggestionsformel wird daher lauten müssen: „Ich werde schlafen!“ — in monotonen Rhythmen stets wiederholt. Die der Autosuggestion günstigsten Zeitpunkte sind jene unmittelbar vor dem Einschlafen und jene unmittelbar nach dem Erwachen. Es ist eine bekannte Tatsache, daß viele, um den Schlafzustand hervorzurufen, krampfhaft zählen und sich derart in einen leichten autohypnotischen Zustand versetzen. Statt des Zählens können wir nun eine Suggestionsformel wählen, wobei wir in eine leichte Autohypnose verfallen, die außerdem durch die Ruhe um uns begünstigt wird. In anderen Fällen krankhafter Zustände rät Coué zu der Formel: „Es geht mir von Tag zu Tag in jeder Hinsicht immer besser und besser!“ — ebenfalls stets unmittelbar vor dem Einschlafen oder unmittelbar nach dem Erwachen wiederholt — wobei man sich — wieder ohne willensmäßige Anstrengung — die Bilder der gewünschten seelischen oder körperlichen Veränderung vergegenwärtigt. Immer aber sind diese Formeln laut oder leise zu sprechen, zumindest aber die entsprechenden Lippenbewegungen zu machen, damit ein störendes Abschweifen der Gedanken tunlichst vermieden bleibt. Der Couéismus hat mit der Psychoanalyse den Grundgedanken gemeinsam, daß auch er sich auf das Unbewußte stützt und so auf Naturwissenschaft, Medizin und Pädagogik befruchtend wirken will. In gewissen Fällen gibt Coué selbst zu, daß man bei seiner Methode der Psychoanalyse nicht gut wird entraten können. — Der Suggestion unzugänglich hält er bloß zwei Arten von Menschen: die geistig Zurückgebliebenen, die das Gesagte nicht erfassen können, sowie Personen von besonders hoher Geistesbildung, deren Geist zu unruhig ist, um sich sammeln zu können. Auf Grund seiner bisherigen Erfahrungen veranschlagt er diese Anzahl mit kaum 3 Proz., so daß sich der Suggestionserfolg in 97 Proz. der Fälle einstellt. — Aus dem Gesagten erhellt, daß, sobald die Macht der Suggestion erkannt und entsprechend gewürdigt werden wird, sie vor allem in der Pädagogik berufen sein wird, eine hervorragende Rolle zu spielen. Man wird sodann trachten, soweit wie möglich von den Kindern schädliche, oft für ihr ganzes ferneres Leben bestimmende Einflüsse fernzuhalten, und in der sachgemäßen Anwendung der Suggestion ein unschätzbares Hilfsmittel besitzen, sie zu brauchbaren Mitgliedern der menschlichen Gesellschaft heranzubilden. Freilich, wer über diese Methode von vornherein ironisch lächelt und darum geneigt ist, von einer „Suggestion der Suggestion“ zu sprechen, dem wird sie nicht zu helfen vermögen. Bekanntlich „macht der Glaube lebendig“, und „das Wunder ist des Glaubens liebstes Kind“!

Fritz Hode, Wien.

Die Ursachen der Totenstarre. Etwa 10 Minuten bis 7 Stunden, beim Gesunden durchschnittlich 3 bis 6 Stunden nach dem Tode, tritt die als Totenstarre (Algor mortis) bezeichnete Erscheinung auf. Der starre Muskel ist verkürzt, verdickt, fest, unvollkommen elastisch und im allgemeinen nicht mehr erregbar. Die Starre erstreckt sich nicht gleichzeitig auf die gesamte Muskulatur. Zunächst ergreift sie die Kopf- und Nackenmuskeln sowie Zwerchfell und Herz, dann geht sie absteigend auf die übrigen Muskeln über. Durch lebhafte Muskeltätigkeit unmittelbar vor dem Tode (z. B. Krämpfe bei Strychnin- oder Opiumvergiftung, Cholera) wird eine besonders schnell eintretende und intensive Starre hervorgerufen. Der Grund ist wahrscheinlich, wie wir später ausführen werden, in der stärkeren Säurebildung zu suchen. So ist es zu erklären, daß zu Tode gehetztes Wild binnen wenigen Minuten erstarren kann, und aus dem gleichen Grunde erstarrt auch das Herz rascher als die Skelettmuskeln, nämlich schon 1 bis 2 Stunden nach dem Tode. Die Starre löst sich nach 1 bis 6 Tagen wieder, und zwar beginnt die Lösung bei den zuerst erstarrten Muskeln. Gleichzeitig tritt Fäulnis auf. Die Lösung der Starre wird aber nicht etwa, wie man wegen dieser Gleichzeitigkeit wohl annehmen könnte, durch die Fäulnis verursacht, denn sie tritt auch am vollkommen steril erhaltenen Muskel ein. Welches sind nun die Ursachen dieser merkwürdigen Erscheinungen? Ganz kurz gesagt,

wird die Starre hervorgerufen von der mit dem Aufhören der normalen Ernährung notwendig eintretenden Erstickung des Muskels. Diese Annahme läßt sich dadurch beweisen, daß eine mehrere Minuten dauernde Unterbindung der den Muskel ernährenden Gefäße ebenfalls dessen Starre bewirkt. Die für das Auftreten der Starre im absterbenden Muskel verantwortliche Substanz ist die Milchsäure, die wahrscheinlich eine Quellung der Faserelemente und damit die Verdickung und Verkürzung des gesamten Muskels bewirkt. Da die Kontraktion des lebenden Muskels nach neuerer Anschauung ebenfalls auf Quellung zurückzuführen ist, so darf man Starreverkürzung und Kontraktion intra vitam als im Prinzip wesensgleiche Vorgänge bezeichnen und die Totenstarre definieren als die letzte Kontraktion des Muskelsystems. So ist auch einzusehen, weshalb kurz vorhergehende starke Muskeltätigkeit den Eintritt der Starre beschleunigen muß, verursacht sie doch intensive Milchsäurebildung im Muskel. Hingegen kann durch reichliche Zufuhr von Sauerstoff der Eintritt der Starre beliebig lange verhindert werden; Sauerstoff vermag die Milchsäure zu beseitigen. Die Lösung der Starre ist zu erklären durch die Gerinnung der Muskeleiweißkörper, die mit vermindertem Wasserbindungsvermögen, also mit einem Entquellungsvorgang einhergeht. S. Hupfer.

Die Ultrawage, ein zehntausendstel Milligramm wägbar. Als ein ganz außergewöhnlicher Fortschritt in der chemischen Wägetechnik muß die vor kurzem erfolgte Konstruktion der Ultrawage durch den Hamburger Wagenbauer Kuhlmann bezeichnet werden. Es ist diesem gelungen, eine Wage zu konstruieren, die es gestattet, bei einer Höchstbelastung von 20 Gramm noch eine Gewichtsdifferenz von $^1/_{10000}$ Milligramm zu konstatieren. Für die, die nicht mit derart kleinen Zahlen zu rechnen gewohnt sind, ein zehnmillionstel Gramm. Die bisher vom Chemiker verwendeten Wagen gestatten es, noch $^1/_{10}$ Milligramm mit hinreichender Genauigkeit zu wägen, eine Menge, die für die meisten Zwecke ausreichend ist. Für feine Wägungen, die besonders in der medizinischen Chemie vorgenommen werden müssen, hatte man bisher schon die „Mikrowage“, mit deren Hilfe es möglich war, noch $^1/_{1000}$ Milligramm zu bestimmen, deren Genauigkeit gegenüber der üblichen chemischen Wage also verhundertfacht ist. Für viele Zwecke war diese jedoch auch nicht ausreichend, und es konnte die Bearbeitung wichtiger Probleme nicht in Angriff genommen werden, da keine genügend genauen Wägungen, bei den sehr geringen zur Verwendung kommenden Substanzmengen, vorgenommen werden konnten. Hier schlägt nun Kuhlmann mit der Konstruktion der Ultrawage eine Bresche. Mit Hilfe dieser wird es zweifellos möglich sein, besonders in der biologischen Chemie, Aufklärungen zu erbringen, die man bisher auch in Fachkreisen nicht für möglich gehalten hat. Es handelt sich daher in diesem Falle nicht nur um die Konstruktion einer derartigen Wage, sondern vor allem um die Ergebnisse, die in der Wissenschaft mit dieser aller Wahrscheinlichkeit nach erzielt werden. Wir dürfen uns besonders freuen, daß einem Deutschen dieser außergewöhnliche Erfolg beschieden war. Aus den Laboratorien der ganzen Welt liegen bei Herrn Kuhlmann bereits Anfragen nach der neuen „Ultrawage“ vor, doch ist dieser bisher nur allein in der Lage, die Zusammensetzung der einzelnen Teile der Wage vorzunehmen, während deren Herstellung von seinen Gehilfen erfolgt. Die Technische Hochschule in München hat sich bereits veranlaßt gesehen, Herrn Kuhlmann zum Dr.-Ing. h. c. zu ernennen, wobei sie ihm in der Ernennungsurkunde als den „genialen Erbauer“ bezeichnet. Eine solche Ehrung wird, gerade von Nichtakademikern, nur sehr wenigen Sterblichen zuteil. Dr. R. Freitag.

Die deutschen Mittelgebirge zur Eiszeit. Über Norddeutschland hat sich zu wiederholten Malen — dreimal läßt es sich sicher nachweisen — von Norden her eine Hunderte von Metern dicke Eisschicht, das sogenannte nordische Inlandeis, geschoben. Und einmal, zur zweiten Vereisung, drang das Inlandeis bis Westfalen, bis weit nach Thüringen, Sachsen und zu den Sudeten vor. Auch die Alpen schickten zu dieser Eiszeit, zur Diluvialzeit, die gegen eineinhalb Millionen Jahre zurückliegt, viermal Gletscher weit in die Oberbayrische Hochebene hinein. Bei der größten Ausbreitung des nordischen Inlandeises war das Jahresmittel der Lufttemperatur so weit erniedrigt, daß auch die deutschen Mittelgebirge kleine Gletscher nach den Tälern schoben oder wenigstens Firnschneelagerungen sich auf den hochgelegenen Mittelgebirgsteilen anhäuften, die nach den tieferen Teilen wanderten. Wo es zu keinen Gletscher- und Firnschneeanhäufungen kommen konnte, da sind Spuren eiszeitlicher Temperaturerniedrigung in Spaltenfrostwirkungen festzustellen, denn die Nähe der gewaltigen Inlandeisfelder erzeugte starken Wechsel der Temperaturgrade. So lassen sich die Spuren der Eiszeit in unseren deutschen Mittelgebirgen überall erkennen. Das Rheinische Schiefergebirge war damals zu warm, um eigene Eis- und Firnschneeanhäufungen getragen zu haben. Dagegen haben die Vogesen und der Schwarzwald im Gelände und in Ablagerungen Spuren erhalten, die darauf hinweisen, daß von den Südvogesen die eigenen Gletscher gegen dreihundertfünfzig Meter nach Westen und Südwesten herabreichten. Wenn auch der Kamm des Schwarzwaldes frei von eiszeitlichen Ablagerungen blieb, so schob sich doch vom Feldberg durch das Bärental ein fünfzehn Kilometer langer Gletscher, der eine Menge Schutt mit nach unten brachte. Der Harz war vom Inlandeis, als es zur zweiten, größten nordischen Vereisung nach Süden wanderte, fast vollkommen umschlossen. Es ist aber noch fraglich, ob der Harz selbst Gletscher trug, oder ob nur Firnschneeanhäufungen oder Spaltenfrostwirkung die moränenartigen Blockmassen schuf, die am Hilmsbruch oder in der Umgebung von Drei-Annen-Hohne liegen. Manche Geländeform der hohen Rhön und manche Ablagerung in der Eube am Abhang der Wasserkuppe sind als Gletscherwirkung aufgefaßt worden. Sicherlich hat auch das Fichtelgebirge manche Spur der diluvialen eiszeitlichen Einflüsse bewahrt, die in Mooren und Geländeformen sich wiederfinden. Aber ein hervorragendes Beispiel der Spaltenfrostwirkung erkennen wir in den Felsen der Luisenburg bei Wunsiedel. Im Erzgebirge deuten die Moore und manche Ansätze zu Karen, alten Gletscheranfängen in Form von Felsnischen, auf Firnschnee-Einflüsse hin. So ist der Kranichsee, dieses bekannte Hochmoor mit seiner charakteristischen Flora, ein Überbleibsel eiszeitlicher Klimaverhältnisse. In ausgezeichneter Weise hat das Riesengebirge die Spuren eigener Vergletscherungen in seinen Teichen, Gruben, Kesseln bewahrt. Man hat berechnet, daß fünfundachtzig Quadratkilometer des Riesengebirges mit eigenem Gletschereis bedeckt waren, das teilweise bis achthundert Meter herunterreichte. Der Böhmerwald trug gleichfalls eigene Gletscher, und die schönen Gebirgsseen (Arberseen) sind die wassererfüllten Kare aus der Diluvialzeit. Auf dem Thüringer Wald und im Frankenwald sind an den Talschlüssen merkwürdige wannenähnliche Geländeformen zu beobachten, die im Verein mit den Blockmeeren und Schuttanhäufungen an den Talwänden Zeugnis für eine diluviale Firnschneeanhäufung und erhöhte Spaltenfrostwirkung ablegen. Bekannt sind die Blockmeere auf der Ebertswiese und oberhalb Ruhla im Thüringer Wald und im Umkreis des Kulmberges im Frankenwald, um den herum sich die schönsten Quellwannen gruppieren. Rudolf Hundt.

Künstlicher Regen. Früher verstand man unter künstlichem Regen einen Regen, der, ebenso wie der natürliche, aus Wolken der höheren Luftschichten herabfällt, der aber auf irgendeine künstliche Weise, nicht durch die Natur, sondern durch den Menschen veranlaßt ist. Neuerdings aber muß man darunter auch den Regen begreifen, der durch Bewegungsapparate erzeugt wird. Ihn haben wir in der Gewalt, denn ihn können wir zeitlich und örtlich begrenzen, während der erstgenannte künstliche Regen zwar auch, wenigstens dem Anfange nach, zeitlich begrenzt ist, sonst aber weder in bezug auf das Ende noch auf den Umfang der beregneten Fläche beschränkt oder ausgedehnt werden kann. Alle bisherigen Versucher in dieser Richtung waren schon hochbefriedigt, wenn sie eine Wolke erzeugen konnten. Wenn das früher auch schwierig war, so ist es dies doch heute nicht mehr, wo der Krieg ja das Wolkenbilden als wertvolles Kampfmittel lehrte. Freilich war die Art der Kriegswolken meist sehr wenig von der Art der Wolken, die Regen bringen. Wir wissen, daß die Wolke aus

feinen massiven Wassertröpfchen besteht, und wir wissen auch, daß sich diese Tröpfchen aus dem Wasserdampfgehalt der feuchten Luft nicht bilden können, wenn nicht Ansatzkerne vorhanden sind. Wir hatten dabei bis vor nicht langer Zeit angenommen, daß als Ansatzkerne die zwar feinen, aber doch schon bei geringer Vergrößerung sichtbaren Teilchen von Staub und Ruß dienen können; jetzt aber wissen wir, daß sie noch viel zu grob sind, daß vielmehr die wirklichen Ansatzkerne Erzeugnisse von Verbrennungs- und Strahlungsvorgängen in den Luftschichten sind und teils aus den Luftmolekülen (Ionen), teils aus stickstoff- oder wasserdampfhaltigen Gasen herstammen und viel zu klein sind, als daß wir sie sehen könnten. Wenn man nun auch durch Explosionen oder Verspritzen von Säuren u. dgl. eine Wolke erzeugen kann — daß freilich auch über Feuersbrünsten oder hohen, stark rauchenden Fabrikschornsteinen weißglänzende Wolken entstehen können, ist bekannt und habe ich auch selbst beobachtet — so ist von der Wolke bis zum Regen doch noch ein weiter Schritt. Wie viele Nebel kann man beobachten, die nicht besonders nässen. Und selbst in Wolken auf Bergen wird man nicht immer naß, weil sich der in der Luft vorhandene Wasserdampf fast völlig an reichlich schwebenden Kernen angesetzt hat, so daß die Luft dazwischen fast ganz trocken wurde. Im Weltkriege wurden durch die Geschütze und die Flugzeuge massenhafte Ansatzkerne in die Luft geschleudert, ohne daß es auch nur einmal dadurch allein zum Regen kam. Stets konnte etwaiger Regen ohne Zwang durch die Wetterlage erklärt werden. Augenblicklich ist kein Verfahren bekannt, durch das nennenswerter Regen erzeugt werden könnte. Prof. Dr. C. Kaßner.

Reisen in fremde Länder. An die Spitze dieser Abteilung sei ein Buch von Richard Hennig „Von rätselhaften Ländern" (Delphin-Verlag, München) gestellt, und zwar deshalb, weil der Mensch der Gegenwart sich gern mit dem Geheimnisvollen und Rätselhaften beschäftigt. Die schweren Erfahrungen des Weltkriegs und seine Nachwirkungen haben ihn die Rätselhaftigkeit seines Daseins aufs stärkste empfinden gelehrt, und so zieht ihn naturgemäß alles Problematische in seinen Bann. Diese Problematik bezieht sich sowohl auf das, was einst gewesen, als auch auf das, was kommen könnte. Eine seltsam verlockende Sehnsucht liegt für uns in Namen wie Ophir, Thule, Vineta, Atlantis und anderen sagenhaften Ländern grauer Vergangenheit. Hennig hat es sich in zwanzigjähriger Arbeit angelegen sein lassen, alle Quellen, die von diesen versunkenen Stätten der Geschichte berichten, zu durchforschen und den heutigen Stand der Wissenschaft in der Beurteilung aller dieser Fragen zu formulieren. — Von rätselhaften Ländern führt uns der Weg zu rätselhaften Menschen. Zu diesen gehören zweifellos die Maori auf Neuseeland, die sich einst, über das Meer kommend, hier festgesetzt und eine eigene Kultur aufgebaut haben. Unter dem Einfluß der Zivilisation verliert sich jedoch allmählich die Eigenart dieses Volkes. Ehe sie ganz verschwinden, ist es noch einem Österreicher, Andreas Reischek, gelungen, in zwölfjähriger Forscherarbeit die Tiere und Menschen dieses Landes in Wort und Bild festzuhalten. Die Resultate seiner Forscherarbeit hat nun sein Sohn unter dem Titel „Sterbende Welt" im Verlag von F. A. Brockhaus, Leipzig, veröffentlicht. In ein Land, das noch manche unerschlossene Geheimnisse birgt, nach Afghanistan, führt uns ein Werk „Mandana Baschi", von Dr. F. Börnstein-Bosta (Verlag Reimar Hobbing, Berlin). Der Verfasser ging mit einer Ärztekommission als Pionier deutscher Wissenschaft 1923 nach Afghanistan. Er entwirft fesselnde Schilderungen seines dortigen Lebens und Wirkens und gewährt uns interessante Einblicke in die Sitten und Gebräuche eines hochintelligenten Volkes, das sich aber nur langsam von den Fesseln Jahrhunderte alter Vorurteile und Überlieferungen freimachen kann. Über „Palästina und das Ostjordanland" erschien im Verlag Julius Hoffmann in Stuttgart ein überaus fesselndes, schönes Bilderwerk. Es enthält über 200 in Kupfertiefdruck und Farbendruck reproduzierte künstlerische Photographien von Ludwig Preiß — Resultate einer Reise, die er im vergangenen Frühling dorthin unternahm — zu denen Paul Rohrbach, unser objektivster Kenner Palästinas, den Begleittext geschrieben hat. — Nach dem Teil Nordamerikas, der uns Deutsche am meisten reizt, und wo wir uns der besten Sympathien erfreuen, weist Emil Landenbergers Buch „Wanderjahre in Mexiko" (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig). Ein Kenner schreibt hier über Land und Leute, einer, der diesen politisch ewig unruhigen Winkel nach allen Richtungen durchstreift und dabei seine Beobachtungen aufgezeichnet hat. Ein solcher Beobachter, aber auf südamerikanischem Boden, ist Karl Arthur Vollrath, der uns in seinem Werk „La Plata Zick-Zack" (Verlagsanstalt Trowitzsch & Sohn, Frankfurt a. O.) in einer bunten Serie von Skizzen die bezaubernde Idylle von Montivideo, die „gärende" und „traurigste Stadt der Welt" Buenos Aires schildert, die märchenhafte Fata Morgana Rio de Janeiros malt, bald über Kirchenfürsten, bald über Gauchos plaudert und dann wieder von Operettenpleiten, Fordinvasion, italienischen Propagandaschiffen u. a. erzählt. Ein ungemein reizvolles Kaleidoskop. Dem, der, verführt durch diese fesselnden Berichte, sich gern hier ansiedeln möchte, seien zuvor „Die Möglichkeiten landwirtschaftlicher Betätigung in Rio Grande do Sul in Südbrasilien" von Hans Ludwig Thilo (Verlag der „Brücke zur Heimat", Berlin) zur Lektüre dringend empfohlen. Ebenso, allerdings aus einem anderen Grunde, empfehle ich Alfred Döblins „Reise in Polen" (S. Fischer, Verlag, Berlin); denn Polen liegt uns näher als Brasilien. Kein Globetrotter, auch kein Wirtschaftsspionier legt hier seine gesammelten Eindrücke nieder, sondern ein Dichter, der den Atemzug des Lebens bis ins Feinste belauscht und, was er sieht und hört, breit in jener Anschaulichkeit und Eindruckstiefe wiedergibt, wie sie eben nur aus Dichterstirnen quillt. V. T.

Zur Musikgeschichte. „Musikalische Charakterköpfe" nennt Prof. Dr. E. Bücken ein Büchlein, das im Verlag von Quelle & Meyer in Leipzig soeben erschienen ist. Es behandelt Pietro Metastasio, den eigentlichen Beherrscher der weltumspannenden italienischen Oper vor Mozart, Franz Schubert und Robert Schumann, als Naturmaler im Liede und die Hauptvertreter der Musiker-Ästhetik im 19. Jahrhundert: Beethoven, Weber, Schumann, Berlioz, Liszt und Wagner. Bücken faßt hier unter dem Begriff „Charakter" die kürzeste Formel für die geistige Wesensart eines Menschen zusammen. Alles Unwesentliche, wozu er auch in diesem Fall das Biographische rechnet, weil er es als bekannt voraussetzt, wird außer acht gelassen, so daß die Einzelpersönlichkeit sozusagen als verkörperte geschichtliche Situation auftritt. So bringt das kleine Werk eine Art Musikästhetik, geschildert an einzelnen individuellen schöpferischen Geistern. Mit „Arthur Nikisch", seinem Leben, seiner Kunst und seinem Wirken beschäftigt sich Prof. Dr. Ferd. Pfohl (Alster-Verlag, Hamburg). Es ist keine Biographie im gewöhnlichen Sinne, sondern mehr ein Erinnerungsbuch, geschöpft aus den Erlebnissen mit diesem genialen Dirigenten. Man spürt die freundschaftliche Verehrung des Verfassers für den verstorbenen großen Künstler, auch wenn er nicht aus eigenen Erinnerungen schöpft, sondern sich auf die Zeugnisse der Zeitgenossen stützt. Allen, denen Nikisch als Dirigent ein unvergeßliches Erlebnis war, werden sich gern in diese liebevolle Arbeit versenken und bei der Lektüre, unterstützt von den beigefügten Abbildungen, im Geist dem Zauber seines Künstlertums sich völlig überlassen. —rn—

Für die Frauenwelt.

Kleide ich mich richtig? Beim Mann ist die Kleidung ein diskreter Rahmen für Persönlichkeit und Beruf des Eigentümers. Für die Frau ist sie ein Teil ihres Wesens. Daher wird der Mann von einem guten Schneider leichter zufriedengestellt als die Frau durch eine geschickte Schneiderin. Ist es doch unmöglich, das Wesen jeder Kundin in kurzer Zeit so zu erfassen, daß die Kleidung damit in Einklang gebracht werden kann. Es gilt die schwerwiegende Maxime, die Mode der Kleidung anzupassen, nicht aber die Kleidung der Mode! Sich richtig zu kleiden, erfordert eine

ganz persönliche Einstellung auf sich selbst. Es ist nötig, seinen äußeren und inneren Menschen scharf charakterisieren zu können, seinen „Typ“ endgültig festzulegen, ehe man sich von seiner jeweiligen Kleidung Erfolg versprechen kann. Drei Momente spielen in der Frauenkleidung eine große Rolle: Farbe, Gewebe und Linie. Der „helle Typ“ wird sich vor allzu warmen Farben ebenso hüten müssen wie vor zu weichen Stoffen. Der „dunkle Typ“ wird instinktiv kalten Schattierungen feindlich gegenüberstehen. Dazwischen liegen die vielen Variationen bei Auswahl von Stoffen je nach Augenfarbe und Hauttönung. Ebenso maßgebend wie Farben- und Stoffwahl ist der Schnitt für die Kleidung. Die jeweilige Mode in Ehren! Aber es ist keiner Frau zu verzeihen, wenn sie der Mode Konzessionen macht, die ihren Körper entstellen! Darum sagte ich: Man muß die Mode der persönlichen Kleidung anpassen, nicht aber umgekehrt! Jede Frau sollte ihren Körper so weit kennen, daß sie mit seinen Vorzügen und Mängeln vertraut ist. Hier heißt es, unerbittlich der Wahrheit bzw. dem Spiegel ins Auge schauen! Man kann mit kurzen Röcken längere Beine vortäuschen, durch Faltenrock seine Körperlänge vermindern. Die Taille kann — ob zu kurz oder zu lang — mit ein wenig Schläue immer um einige Zentimeter günstig verschoben werden. Nur seine körperlichen Schwächen kennen und — auszugleichen verstehen! Voller Hals wird zu engen Ausschnitt meiden, für starke Beine werden gemusterte Strümpfe und durchbrochenes Schuhwerk kaum existieren dürfen. Jede Frau sollte auch ihre Silhouette kennen, die Linien der Schultern, der Hüften, der Beine. Und noch ein sehr Wichtiges: Man muß wissen, wie man in Bewegung aussieht, ob weich oder eckig, flink oder phlegmatisch, nervös oder beherrscht. Dann wird man sich vor vielen ästhetischen Sünden hüten und z. B. davon abstehen, ein flatterndes Schürzenkleid zu tragen, wenn man stets im Eiltempo durchs Leben marschiert. Klugheit und Erfahrung bringen gar bald Erfolg. Es muß jede Frau so weit kommen, ihren eigenen Stil zu finden. Sie wird sich dann, in steter graziöser Anlehnung an die Mode, ihre persönlichen, immer wiederkehrenden Farben und Linien suchen für Kleider, Hüte und Wäsche. Interessant ist das Kapitel der strengen Stilkleidung. Nirgends wird so viel gesündigt wie bei „Stilkleidern“, die meist keine sind. Vor allem sind für diese Art der Kleidung noch mehr Erfahrung, Geschmack und schneiderische Gewandtheit nötig. Leibchen mit angereihtem Rock und Zopffrisur ergeben noch keinen Stil, am wenigsten in den Straßen einer Großstadt. Eigenstickerei wirkt am Abendkleid unsympathisch, während sie zu Hause oder auf dem Lande reizend aussehen kann. Selbst das modische Stilkleid braucht eine geeignete Trägerin. Große Frauen müssen dabei doppelt vorsichtig sein. Hauptsache: Der Stil des Kleides darf nie dem der Besitzerin widersprechen; Haartracht, Schuhe und Schmuck müssen sich anpassen. Hier wie überall gilt: Sich selbst kennen! Dann wird man viele Fehler vermeiden. Erst wenn sich die Frau wohl, sicher und leicht fühlt in allem, was sie an sich trägt, unbeengt durch sich, unbehelligt von anderen, wenn sie sich wohltuend einfügt in Raum, Jahreszeit und Mode, erst dann kann die Frau das für eine jede von uns so beseligende Kompliment mit dankbarem Lächeln akzeptieren, das da lautet: „Gnädige Frau, Sie verstehen es, sich zu kleiden!“ Carla Graßl.

Harmonische Farben im Schlafzimmer. Sehr oft sind die Damen in Verlegenheit, was für Vorhänge sie für ein Schlafzimmer mit hellen Holzmöbeln wählen sollen. Wir wollen ihnen einige glückliche Zusammenstellungen nennen, die das ganze Zimmer schmücken. Reizend wirkt türkisblauer Taft mit Gelb und Orange, ebenso hübsch Blau und Orchideenmauve, und in Streifen vertragen sich Hellblau und Rosa oder Blattgrün und Lavendelblau ganz ausgezeichnet.

Diamantpuder. Er zeigt sich überall, der glitzernde Reif, legt sich auf Menükarten, Tischtücher und auf feenhaft funkelnde Blumen, die neuerdings ganz mit Diamantpuder bestreut und den Damen als Geschenk angeboten werden. Selbst Abendkleider und -schuhe werden mit ihm bestäubt, aber besonders hübsch wirkt er in Dekorationsphantasien.

Wie lange trägt man ein Paar Schuhe? Das hängt ganz davon ab, wie man sie behandelt. Vor allem darf man zum Putzen keine minderwertige Schuhcreme benutzen, welche das Leder angreift. Wer dagegen zur Schuhpflege die bekannte Schuhcreme Erdal verwendet, der wird finden, daß die Schuhe viel länger schön bleiben als bisher. Deshalb gebrauchen auch die Hausfrauen in ganz Deutschland keine andere Schuhcreme so viel wie Erdal mit dem roten Frosch.

Zunahme der Zahl der Rundfunkteilnehmer. Im Monat Januar d. J. ist die Zahl der Rundfunkteilnehmer in Deutschland um 86 546 auf 1 108 845 gestiegen. Berlin weist wieder die stärkste Zunahmezahl auf; hat sich doch die Teilnehmerzahl in Berlin von 443 607 auf 481 013 erhöht. Auch in den anderen Sendebezirken ist ein starker Zuwachs der Teilnehmer zu verzeichnen; so hat Hamburg jetzt 136 603, Leipzig 117 678, München 95 238 Hörer, der Sendebezirk Münster—Dortmund—Elberfeld 94 722, Frankfurt a. M. 73 710 Rundfunkteilnehmer; in den östlichen Sendebezirken Breslau—Gleiwitz ist die Hörerzahl um 6000 auf 64 908 und in Königsberg auf 16 441 gestiegen; Stuttgarts Teilnehmerzahl ist von 27 388 auf 28 482 gestiegen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Medel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.

ILLUSTRIRTE ZEITUNG



VERLAG I. I. WEBER ★ LEIPZIG

NR. 4228. 166. BAND A. A. EINZELPREIS 1.20 REICHSMARK 25. MÄRZ 1926



ROSA CENTIFOLIA

dem Duft der dunkelroten Gartenrose von wunderbarer Natürlichkeit. Tube Mk. –,75, Dose Mk. 1,– u. Mk. 1,25. Auch vorrätig in Parfüm, Flasche im Karton Mk. 4,50, Mk. 6,75, Probe Mk. 2,50. Seife Stück Mk. 1,25, 3 Stück Mk. 3,50. Kopfwasser Flasche Mk. 2,60, Mk. 4,–. Puder Mk. 2,50, Probe Mk. 1,25 usw. Zu beziehen durch alle einschlägigen Geschäfte.

J. F. SCHWARZLOSE SÖHNE, BERLIN

Detailverkauf: Markgrafenstrasse 26. — Fabrik: Dreysestrasse 5.
Proben von Creme Electra und parfümierte Karten gratis und franko.

Für die Schule!



BLEYLE'S

Knaben-Anzüge
Sweaterkleidung
für Knaben und Mädchen

Flott und unverwüstlich!

Kein Flicken zu Hause!

Nahtlose Verlängerung von Aermeln und Hosenbeinen.

Verkaufsstellen in allen Städten.
Nachweis bereitwilligst durch die Fabrik Wilh. Bleyle G. m. b. H. Stuttgart W 13

Underberg



Das Publikum, welches meine Ware kaufen will, verlangt nicht immer ausdrücklich „Underberg", sondern Boonekamp oder echten Boonekamp und glaubt, besonders im letzteren Falle, dass ihm dann mein Fabrikat „Underberg" geliefert werden müsse. Diese Auffassung ist irrig.

Das Wort „Boonekamp" ist Freizeichen und kann deshalb von Jedermann gebraucht werden. Darum bringe ich seit dem 14. Oktober 1916 mein Fabrikat, dessen Zusammensetzung streng gewahrtes Geheimnis meiner Firma ist, nur noch unter der Warenbezeichnung

Underberg

in den Verkehr. Die Warenbezeichnung „Underberg" und der Wahlspruch „Semper idem" sind mir gesetzlich geschützt. Unter diesen Bezeichnungen darf daher nur mein Fabrikat feilgeboten oder verkauft werden. Ausserdem sind mir auch Ausstattung, Etikett und Vignette meines Fabrikats (vergl. nebenstehende Abbildung) geschützt, und zwar sowohl in ihrer Gesamtheit, wie in den charakteristischen Einzelheiten.

Die Fabrikation des „Underberg", welcher aus den edelsten Kräutern und feinstem Weinsprit hergestellt wird, erfordert viele Monate. Derselbe ist deshalb nicht mit anderen Bitterfabrikaten, speziell mit solchen, welche aus Essenzen hergestellt und in 1–2 Tagen trinkfertig sind, zu vergleichen. „Underberg" bildet eine Klasse für sich. Sein Wert liegt in der einzig dastehenden, anerkannt vorzüglichen Qualität, die seit der Gründung im Jahre 1846 stets dieselbe geblieben ist, getreu seinem Wahlspruch

Semper idem

Bei Magenverstimmungen und Verdauungsstörungen hat sich „Underberg" seit beinahe 80 Jahren als wirksamstes Hausmittel bewährt. „Underberg" sollte in keiner Familie fehlen.

Man verlange stets ausdrücklich „Underberg".

Gegründet 1846. **H. Underberg-Albrecht** in RHEINBERG (Rhld.) Gegründet 1846.

Bei Zucker, Gallensteinen, Magen-, Darm-, Leber-, Nieren-, Blasenleiden, Gicht und Katarrhen
Bade- u. Hauskurschriften durch Kurdirektion Bad Neuenahr (Rhld.).

Neuenahrer Sprudel

Erhältlich in Mineralwasserhandlungen, Apotheken und Drogerien.

die einzigen alkalischen Thermen Deutschlands
rein natürl. Füllung.

Zur Vorkur einer Trink- und Badekur in Neuenahr oder als Hauskur ohne Berufsstörung.

Illustrirte Zeitung

Leipzig, Berlin, Wien, Budapest.

Nr. 4228. 166. Band. Die Illustrirte Zeitung erscheint alle acht Tage und kann durch jede Buchhandlung und Postanstalt des In- und Auslandes oder von der Geschäftsstelle der Illustrirten Zeitung in Leipzig, Reudnitzer Straße 1—7, bezogen werden. Der Bezugspreis beträgt für das In- und Ausland 13.50 Mark vierteljährlich bezw. 4.50 Mark monatlich, zuzüglich Zustellungsgebühr. Preis dieser Nummer 1.20 Mark. Berechnung der Anzeigen nach Tarif; bei Platzvorschrift tarifmäßige Aufschläge. 25. März 1926.

Allgemeine Notizen.

Der Neubau des Friedrichs-Polytechnikums in Cöthen geht nunmehr seiner Vollendung entgegen. Infolge der räumlichen Beengtheit im alten Studiengebäude, das für die jetzige Zahl von über 1400 Studierenden bei weitem nicht ausreichte, mußte der Neubau schon während des Baues teilweise in Benutzung genommen werden. Die Papiermacher- und die keramische Abteilung haben bereits die für sie bestimmten Räume bezogen. In seiner Gesamtanlage ist der Neubau den technischen Fächern angepaßt. Außer den genannten Abteilungen werden noch die Hütten-, Gas-, Zucker- und Zement-Technik sowie die chemische Abteilung in ihm ihr neues Heim finden. Aus dem Innern des nach dem neuesten Stand der Bauwissenschaft errichteten Gebäudes sind die Bauhandwerker fast ganz verschwunden. Auch das über 400 Plätze enthaltende Auditorium maximum ist fertig. Die Einweihung wird bestimmt am 4. Mai d. J., dem Gründungstag des Polytechnikums stattfinden.

Die Seelenstudien des Privatgelehrten und Schriftstellers P. P. Liebe in München 12 Postfach, weithin bekannt als Verfasser hochethischer Werke in eigenem Verlag, sind nicht nur spannend und wertvoll, sondern bringen das im Unbewußten Schlummernde ans Tageslicht. Bedauerlich ist, daß so wenige von der Liebeschen Wissenschaft Gebrauch machen. Liebe deutet nicht wie die Graphologie lediglich Schriftzeichen nach feststehenden Regeln. Er ist ein mit einem besonders eigen- und einzigartigen, schöpferischen und künstlerischen Geist begnadetes Talent. Die Handschrift selbst hat für ihn nebengeordnete Bedeutung und dient ihm nur als Hilfsmittel zu seiner Einfühlung. Wem läge nicht daran, für das Familienarchiv einen von Liebe ausgearbeiteten Seelenspiegel zu besitzen! Niemand versäume, Herrn Liebe durch Postkarte um seinen Prospekt anzugehen.

San.-Rat Dr. Wiedeburg's Thüringer Waldsanatorium „Schwarzeck" in Bad Blankenburg (Thüringerwald) hat seit einem halben Jahr einen neuen Anbau (Doktorhaus und abgelegene Patientenzimmer) in Betrieb genommen und damit seine mustergültigen Anlagen erweitert. Das Sanatorium, das stets gut besucht ist, verfügt über alle Kurmittel und Bequemlichkeiten zur Behandlung von inneren und nervösen Kranken durch Fachärzte. Das in weiten Kreisen bekannt gewordene

Sanatorium liegt in großem Waldpark am Eingang des durch seine Naturschönheiten ausgezeichneten Schwarzatales. Eigener landwirtschaftlicher Betrieb und Gartenanlagen vervollständigen den Betrieb dieser im Herbst dieses Jahres 25 Jahre bestehenden Privatheilanstalt.

Eine große Anzahl von amerikanischen Hoteliers wird im Frühjahr dieses Jahres Europa besuchen, um an der Konferenz der Internationalen Hotelier-Vereinigung in Paris teilzunehmen. Die amerikanischen Hoteliers werden auf ihrer Rundreise durch Europa auch einen achttägigen Aufenthalt in Deutschland nehmen. Sie werden von Düsseldorf, wo ihnen vom Reichsverband der deutschen Hotels und verwandten Gewerbe am 30. April ein großer Empfang bereitet wird, nach Bremen, Hamburg und Berlin reisen. Von Berlin führt sie ihr Weg nach Köln und über Wiesbaden nach Frankfurt a. M. Von da aus sollen die Bäder Nauheim und Homburg v. d. Höhe besichtigt werden. Dann geht die Fahrt weiter nach Heidelberg und über Baden-Baden nach München; von da aus weiter in der Richtung nach Wien.

Der Wiesbadener Automobilwettbewerb, verbunden mit der Bergprüfungsfahrt „Hohe Wurzel" und der Geschwindigkeitsprüfung „Rund um den Neroberg", findet vom 8. bis zum 13. Mai d. J. statt, anschließend daran auf dem Kurhausplatz in Wiesbaden der Schönheitswettbewerb und die Geschicklichkeitsprüfung. Außer diesen Veranstaltungen sind auch gesellschaftliche Unterhaltungen vorgesehen, so unter anderm ein Feuerwerk im Kurhauspark, Festvorstellung im Staatstheater und Preisverteilung in den Prunksälen des Kurhauses.

Der Schiffs- und Warenverkehr im Hamburger Hafen. Das Anwachsen der Tonnage der im Hamburger Hafen verkehrenden Schiffe hielt auch im vergangenen Jahr an. Während 1924 der Schiffsverkehr 110 v. H. seines Vorkriegsumfanges erreichte, steigerte er sich 1925 auf 117 v. H. Der Anteil der deutschen Flagge erhöhte sich von 37 v. H. auf 39 v. H. im vergangenen Jahr; gegenüber einem 62-prozentigen Anteil 1913 bedeutet dieser Prozentsatz jedoch immer noch einen erheblichen Rückstand. Der Warenverkehr im Hamburger Hafen verzeichnete 1925 nur eine unwesentliche Zunahme. Er steht noch immer mit 21 v. H. hinter seiner Vorkriegshöhe zurück. Dieses Mißverhältnis zwischen Tonnage und Ladung kennzeichnet deutlich den Leerlauf der Schiffahrt, der sich namentlich im eingehenden Verkehr steigerte.

Illustrirte Zeitung

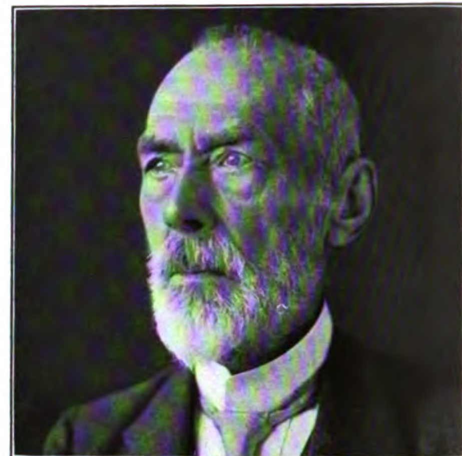


TANZVERGNÜGEN IN ALT-BERLIN

NACH EINEM GEMÄLDE VON THEODOR HOSEMANN AUS DEM JAHRE 1839

(Zu unserem Beitrag »Fünfzig Jahre National-Galerie« auf Seite 378 mit den dazugehörigen Bildern auf den Seiten 384 und 385)





Dr. Adolf Koepsel,
verdienstvoller Physiker, dessen Name mit der Entwicklung der drahtlosen Telegraphie in Deutschland eng verknüpft ist, feiert am 26. März seinen 70. Geburtstag.

Von der Tagung des Reichsverbandes der deutschen Industrie in Berlin: Die Fachgruppe Bergbau bei einer Sitzung im Herrenhaus am 13. März.





Rechts nebenstehend:

Prof. Dr.-Ing. Rudolf Goldschmidt,
bedeutender Bahnbrecher und Erfinder auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie, konnte am 19. März seinen 50. Geburtstag begehen.





Feiern am Sonntag Lätare (14. März) zum Einzug des Lenzes: Oben: Der „Eisenacher Sommergewinn", eine althergebrachte Sitte: Die Holzhauer, Reisigsammlerinnen und andere den Winter charakterisierende Gestalten aus dem Festzug. Rechts: Der „Heidelberger Sommertagszug", der die Vertreibung des Winters symbolisiert: Die Kinder im Zuge mit ihren bänder- und kranzgeschmückten Stecken, großen Brezeln und den Puppen aus Stroh oder Tannenreisig.

Rechts unten:
Die gescheiterte Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund: Außenminister Chamberlain während seiner Rede in der Vollversammlung am 17. März, in der er sein Bedauern über das Mißlingen des Eintritts Deutschlands aussprach.

Prof. Dr. phil. u. Dr.-Ing. h. c. K. Heinrich Albrecht,
Vorsitzender des Hauptverbandes Deutscher Baugenossenschaften, Förderer des Kleinwohnungsbaues in Deutschland, beging am 16. März den 70. Geburtstag.



Generalkonsul Karl Stollwerck,
Senior-Chef der Schokoladenfabrik Gebr. Stollwerck A.-G. in Köln, kann am 1. April auf eine 50jährige Tätigkeit in seiner Firma zurückblicken.



Die staatsrechtliche und politische Bedeutung der englischen Dominions

Daß der Engländer ein gewiegter Kolonialpolitiker ist, beweist schon allein die beispiellose dreihundertjährige Entwicklung des britischen Weltreiches, eines Machtgebildes, das den fünften Teil der gesamten Festlandsfläche umfaßt und mit 450 Mill. Menschen fast den vierten Teil der ganzen Erdbevölkerung in sich schließt. Wenn England auf allen Ozeanen eine führende Stellung innehat, wenn es in sämtlichen fünf Erdteilen die Rolle einer Großmacht spielt, so nur deswegen, weil es außer den in seinem Volk und Heimatland liegenden günstigen Bedingungen einen trefflichen Instinkt, ein ungewöhnliches Geschick besitzt, Außenposten zu erwerben und fremde Völker zu beherrschen. Ein eigentümliches, aber zweckmäßiges Mittel hierfür hat es sich durch die genau abgestufte Organisation seines Kolonialsystems geschaffen. Je nach der Entwicklung der Kolonien bzw. nach deren Bedeutung oder Sonderart im Rahmen des großen Machtkomplexes hat der geschmeidige Scharfsinn dieses erwählten Herrenvolkes die Unterscheidung in Dominions, Kolonien, Kronkolonien und Protektorate getroffen. Hier haben wir es nur mit der ersten und obersten Kategorie zu tun: mit den Dominions.

Dominion ist die übliche Abkürzung für „self-governing Dominion" und bedeutet ein durch Selbstregierung gekennzeichnetes Glied des britischen Weltreiches. Einerseits steht es im Gegensatz zum „Vereinigten Königreich (England und Schottland) und Nordirland", dem politischen und staatsrechtlichen Haupt des British Empire; auf der andern Seite hebt es sich ab von den übrigen kolonialen Außenbesitzungen, denen gegenüber es gemäß seinem Verwaltungssystem und zufolge seines staatsrechtlichen Verhältnisses zum Mutterland bzw. zur englischen Krone eine freiere, gehobene Stellung einnimmt. Jedes Dominion besitzt eine selbständige Verfassung, ein freigewähltes Parlament und eine dem letzteren verantwortliche Regierung. Darin liegt ein hoher Grad innerer Selbstbestimmung beschlossen. Dieses Recht steht heute Irland, Kanada, Neufundland, Australien, Neuseeland, Südafrika, und Südrhodesien zu, gewiß nicht in starrer Gleichheit, sondern mit Schattierungen rechtlicher und tatsächlicher Art, wie sie sich aus den jeweiligen Verhältnissen des Gebietes und den Bedürfnissen des Mutterlandes ergeben. Aber keinesfalls ist diese Autonomie so schrankenlos, daß sie einer absoluten Selbständigkeit gleichkäme und Souveränität schüfe. Vielmehr ist die Verbindung mit dem Mutterland, die Eingliederung in das Gesamte aufrechterhalten vor allen Dingen durch den Generalgouverneur. Von der Krone ernannt, stellt er den Stellvertreter des Königs dar; er ist in der Regel der oberste Verwaltungsbeamte und der Oberbefehlshaber. Meist stehen ihm die Befugnis zur Auflösung des Parlaments und ein Einspruchsrecht gegen die beschlossenen Gesetze zu. Teilweise ernennt er auch einen Teil einer oder beider Kammern. Daraus erhellt, daß auf dem Wege über den Generalgouverneur der Londoner Metropolregierung eine begrenzte, freilich gegebenenfalls entscheidende Mitbestimmung zukommt. Ein weiteres Symbol und Band der Einordnung in das Reichsganze und unter die Reichsleitung stellt die eigene Abteilung für die Dominions beim Kolonialamt in London dar. So ist äußerlich, verwaltungsmäßig, die Verbindung mit dem Reichsorganismus hergestellt, während der geschichtliche, kulturelle, macht- und wirtschaftspolitische Zusammenhang die innere, an jener gemessen vielleicht stärkere Verknüpfung schafft.

Nicht ganz so weit wie die innere Selbstverwaltung geht die Freiheit der Dominions in der Führung der auswärtigen Politik. Denn hier stehen sie alle, ähnlich wie im Verteidigungswesen, in einem Verhältnis tatsächlicher, wenn auch rechtlich nicht immer genau umschriebener, je nach dem betreffenden Dominion unterschiedlicher Abhängigkeit. Trotz dieser Einschränkung bleibt immerhin ein genügend großes Maß außenpolitischer Autonomie übrig, das die Dominions wesenhaft aus den sonstigen kolonialen Formungen heraustreten läßt. Besitzen sie doch Mitwirkungsrecht bei den sie selbst betreffenden völkerrechtlichen Verträgen, volle Handelsfreiheit und eigene Vertretung beim Völkerbund. Ferner üben sie einen gewissen mitbestimmenden Einfluß auf die hohe Politik Englands aus, sei es mittels besonderer, einzelner Stellungnahme — man denke an das erfolgreiche Drängen Australiens und Kanadas nach Auflösung des englischen Bündnisses mit Japan im Jahre 1921 — sei es durch die gemeinsamen Reichskonferenzen, zu denen, je nach Bedarf, die britische Regierung die Vertreter der Dominions einberuft. Für diese Mitwirkung stellte die Reichskonferenz 1921 den Grundsatz auf, daß hinfort die britische Außenpolitik der gemeinsame Ausdruck des Willens aller Völker (d. h. des Mutterlandes und der Dominions) des britischen Weltreiches, nicht bloß Englands, sein und durch Konferenzen bestimmt werden soll; nur bei ganz dringenden Fällen könne das Londoner Kabinett allein entscheiden, habe indes baldigst die Zustimmung der Dominions einzuholen. Diese geradezu bundesstaatliche Formulierung machen sich aber in praxi die Londoner Regierung und Volksvertretung keineswegs engherzig zu eigen. Sie haben vielmehr auch seitdem wiederholt selbständig und auch für die Dominions verbindlich gehandelt. Aber immer wieder pochen die Dominions, mitunter recht selbstbewußt und verletzt, auf ihr Recht und lehnen gelegentlich den verpflichtenden Charakter solcher ohne ihr Zutun getätigten Staatshandlungen ab, wie es etwa Kanada bei dem Friedensvertrag mit der Türkei in Lausanne im Juli 1923 getan hat. In Wirklichkeit ist zum Beispiel die Teilnahme der Dominions an einem europäischen Krieg in die eigene Entscheidung des einzelnen Dominion gestellt; Irland seinerseits ist nur bei einem tatsächlichen Angriff auf das Reich verpflichtet, in den Krieg zu ziehen. Man wird demgemäß bei internationalen Abkommen oder Verhältnissen mit England stets Klarheit darüber sich schaffen müssen, ob man dem ganzen britischen Weltreich oder nur den europäischen Mutterinseln gegenübersteht. Auch in Locarno konnte Chamberlain sich nicht zugleich auch für die Dominions verpflichten.

So gibt sich die Einrichtung der Dominions als eine typische Sondererscheinung des britischen Kolonialsystems und Staatsrechtes. In ihr äußern sich der politische Weitblick und die taktische Elastizität des Angelsachsen. Ihm kommt es nicht auf starre Formeln oder unbiegsame Bildungen an. Im Gegenteil versteht er es, seine Methode und Taktik den vorliegenden Verhältnissen anzupassen; er nimmt die Tatsachen und Völker, wie sie sind, um durch Geschmeidigkeit, gepaart mit Zielsicherheit, aus der Lage den größtmöglichen eigenen Nutzen herauszuschlagen, um einen Ausgleich der widerstrebenden Interessen und Spannungen zu finden. Ein Musterbeispiel hierfür bieten eben die Dominions. Indem die Engländer dem Selbständigkeitsstreben zivilisatorisch und politisch fortgeschrittener Kolonien in einem Sinne entgegenkommen, daß ein für beide Teile tragbarer Ausgleich zwischen Reichsidee und Selbstverwaltungsprinzip, zwischen den Lebensnotwendigkeiten des Gesamtkörpers und den Forderungen des Einzelgliedes zustande kommt, bannen sie auf der einen Seite die Gefahren, die aus gewaltsamer Unterdrückung zu entspringen pflegen, auf der andern Seite legen sie den Drang ihrer Außenvölker nach Eigenherrlichkeit in abdämmbare Bahnen. Damit bietet das System der Dominions ein gewisses Sicherheitsventil gegen explosive Entwicklungen und gegenüber mündig gewordenen Kolonien.

Allerdings darf man auch nicht das Auge vor der bedrohlichen Rückseite der Medaille verschließen. Denn diese Einrichtung und Entwicklung bedeuten im Kern eine fundamentale Lockerung innerhalb des weltbritannischen Organismus. Sie begreifen eine Dezentralisierung der Verwaltung und der Belange in sich. Das straffe Gefüge wird loser und vielfältiger, die Stoßkraft schwächer. Es mag als der Anfang erscheinen von der Umwandlung des Britischen Reiches in einen Bundesstaat, dessen weitzerstreute Teile immer größere Selbständigkeit erringen und je ihr eigenes Interesse in den Vordergrund stellen, allmählich vielleicht so stark, daß man dahinter das Gespenst eines zentrifugalen Staatenbundes heraufsteigen sieht. Dies wäre ein Zersetzungsprozeß von weltpolitischem Ausblick und Ausmaß. Er geschähe unter der rührigen Förderung anderer Großmächte.

Gewiß ist es noch nicht so weit. Unter Umständen ist diese Prognose auch zu düster, wenngleich alle Anzeichen darauf deuten, daß die Sonne über dem kolonialpolitischen Zeitalter zur Rüste geht, weil Asien und — freilich in weitem Abstand — Afrika die Entwicklung zur Mündigkeit und zur Entfaltung ihrer reichen, unverbrauchten Kräfte beschritten haben. Doch so viel hat der Gang der Ereignisse namentlich seit dem Weltkrieg geoffenbart, daß die Dominions zunehmend selbstbewußter auftreten und nach weiterer Unabhängigkeit trachten. Die nächsten Programmpunkte ihrer Politik in dieser Richtung sind: Aufhebung der Verbindung mit dem englischen Kolonialamt; Ernennung des Generalgouverneurs auf Vorschlag des Dominion selbst, was der Ausschaltung der Londoner Regierung gleichkäme und als einziges, allerdings zum bloßen Symbol entwertetes Band die Krone übrigließe; eigene diplomatische Vertretungen bei den auswärtigen Mächten, wie sie Irland und Kanada (letzteres nur bei den Vereinigten Staaten) bereits unterhalten; weiterhin Wegfall jeglichen Gesetzgebungsrechtes des Parlaments an der Themse für die Dominions. Und was die heutigen Dominions an Rechten errungen haben, darum kämpfen auch bereits andere Teile des Riesenreiches. Man denkt dabei sofort an Indien, in dem wir bis zum heutigen Tag das Herzstück der englischen Außenbesitzungen sehen. Allein allen Bedenken zum Trotz mag für die nächste Zukunft als sicher gelten: die nationale Gemeinschaft, die Vorherrschaft der englischen Rasse, der angelsächsische Kulturzusammenhang, das Wirtschaftsinteresse und die weltpolitische Gesamtlage sind zu mächtige Klammern, als daß die Dominions und solche Gebiete, die es werden wollen, ganz vom nutzbringenden britischen Weltbau abfielen. Diese Faktoren halten die Dominions in wirksamer Verbindung mit dem British Empire und verhindern sein Auseinanderfallen mehr als die staatsrechliche Bindung. Dr. Konrad Hofmann.

Künstler und Psychopath / Lust und Qual der Überempfindsamkeit

„Vom Pathologischen aus gelangt man nie zum Großen, sondern immer nur zum Kleinen; nie zum Unsterblichen, sondern immer nur zum Vergänglichen." Die Lebensgeschichte unserer großen Dichter, Denker und Künstler beweist, daß dieser doktrinäre Standpunkt Friedrich Jodls zum mindesten in dieser allgemeinen Formulierung sehr anfechtbar ist. Wobei wir uns freilich von vornherein klar sein müssen, daß in dieser Betrachtung der Begriff des Pathologischen im weitesten Sinne gefaßt ist, daß hier Dinge mit herangezogen werden, die an Seelisch-Ungewöhnlichem die Norm gerade überschreiten, Dinge, die eben nur gerade herangerückt sind an die Grenze des Krankhaften, kurz, alle die seelischen Grenzgebiete, die die moderne Psychiatrie bereits ins Gebiet des Pathologischen verweist.

Ein vor mehreren Jahren erschienenes, umfangreiches Werk des Berliner Psychiaters Karl Birnbaum: „Psychopathologische Dokumente", hat, meines Wissens zum erstenmal, den in mehrfachem Betracht außerordentlich verdienstlichen Versuch unternommen, in Selbstbekenntnissen und Fremdzeugnissen zu beweisen, eine wie große Rolle häufig pathologische Momente im Leben nicht nur, sondern auch im Schaffen unserer großen Dichter und Künstler gespielt haben.

Es ist an und für sich selbstverständlich und liegt in der Natur der Dinge, daß der künstlerische, d. h. der schöpferische Mensch gegenüber dem Durchschnittsmenschen eine größere Sensibilität zeigt. Auf der andern Seite ist diese Sensibilität bei zahlreichen schöpferischen Menschen jedoch in einer abnormen Weise gesteigert, so daß man hier zweifellos von einer schon krankhaften seelischen Erregbarkeit sprechen darf. Zu diesen seelisch hypersensitiven Charakteren gehört Eduard Mörike, der seinem Freund Weiblinger gegenüber sich einmal folgendermaßen über diesen quälenden Zustand äußerte: „Es ist überhaupt in meinem wirklichen Zustand ein besonders peinlicher Zug, daß alles, auch das Kleinste, Unbedeutendste, was von außen Neues an mich kommt, irgendeine mir nur einigermaßen fremde Person, wenn sie sich mir auch nur flüchtig nähert, mich in das entsetzlichste, bangste Unbehagen versetzt und ängstigt..." Wer denkt dabei nicht an die unwirsche, bis zur saftigen Grobheit unfreundliche Art, mit der Gottfried Keller auf unvorbereitete Überfälle in seinem Heim oder auf die Versuche aufdringlicher Menschen, mit ihm bekannt zu werden, reagierte.

Daß Guy de Maupassant ein auf äußere, insbesondere atmosphärische oder klimatische Reize krankhaft reagierendes Nervenbündel war, wissen wir aus mehreren Selbstzeugnissen. Charakteristisch ist insbesondere diese Äußerung des großen Novellisten: „Sind sie glücklicher oder unglücklicher, jene, die durch jede Pore ihres Körpers ebensoviel empfinden wie durch ihre Augen, ihren Mund, ihre Nase oder ihre Ohren? Vielleicht ist sie eine seltene und — furchtbare Eigenschaft, diese nervöse, krankhafte Erregbarkeit der Haut und aller Organe, der die geringsten körperlichen Eindrücke zu seelischer Erregung werden; die den Schwankungen des Windes folgt und den Düften der Sonne und der Farbe des Tages, die unaufhörlich Leiden und Traurigkeit und Freude schafft."

Unzweifelhaft pathologischen Charakter hatte auch die bis zu hysterischen Anfällen sich steigernde Übererregbarkeit von Hector Berlioz. Charles Gounod leitete die Herausgabe von Berlioz' intimen Briefen mit diesem aufschlußreichen Zeugnis ein: „Bei Berlioz gehen alle Eindrücke und Empfindungen ins Extreme, er kennt die Freude wie die Traurigkeit nur im Stadium der Raserei." Berlioz selbst schildert einmal einen heftigen Anfall von Einsamkeitsweh, der ihn angesichts einer Prozession überfiel, mit folgenden Worten: „Der Anfall brach mit aller Macht aus; ich litt schrecklich, warf mich zur Erde, seufzend, die Arme schmerzlich gebreitet, riß krampfhaft Gras aus und rang mit Verlassenheit, mit der gräßlichen Vereinsamung... Man hat während dieser Krise keine Todesgedanken, nein, der Gedanke an Selbstmord ist sogar unerträglich; man möchte nicht sterben, bewahre! Man möchte leben, unbedingt... es ist eine wunderbare Genußfähigkeit, die bis zur Qual anwächst, weil sie kein Genüge findet, die nur durch ungeheure, verzehrende, wütende Freuden gestillt werden kann, entsprechend dem Überschwang an Empfindsamkeit, mit dem man ausgestattet ist."

Von besonderem Interesse ist an diesem Bekenntnis die Übereinstimmung mit dem obigen Selbstzeugnis Guy de Maupassants nach der Richtung, daß auch Berlioz seine Hypersensibilität als eine Quelle von Leiden, aber auch als eine solche von besonderen Freuden bezeichnet.

Auch von Konrad Ferdinand Meyer, dem Schweizer Dichter, ist bekannt, daß er häufig unter der Überempfindlichkeit seiner Nerven, unter einer pathologischen Sensibilität zu leiden hatte. Seine Schwester und langjährige Weggenossin schildert die seelische Konstitution des Dichters von „Jürg Jenatsch" sehr anschaulich, wie folgt: „Mit überfeinen reizbaren Gefühlsorganen ausgestattet, wehrte er heftige Eindrücke und stürmische Persönlichkeiten, so gut er konnte, von sich ab... Es

war eine Schärfe des Empfindens und des Unterscheidens, die ihn vorderhand nur unglücklich machte. Die leiseste Berührung empfand er als schmerzenden Stoß."

„Mit einer Empfindsamkeit gestraft, die mir nur Qualen schafft, unbeständig bis zur Verdrehtheit, von Tiefsinnsanfällen heimgesucht, die alle meine Unternehmungen immer stocken lassen . . ." mit diesen Worten charakterisierte sich Benjamin Constant, der französische Schriftsteller und Verfasser des Romans „Adolphe".

Es ließen sich aus dem Leben unserer Dichter und Künstler noch viele Zeugnisse darüber beibringen, daß die über das Normale hinausgehende Sensibilität, die schlechthin als pathologisch anzusprechende Übererregbarkeit ihres seelischen Apparats einmal als lästiges, drückendes Geschenk der Natur, zum andern aber auch als eine Quelle von Genüssen empfunden worden ist, die dem gewöhnlichen Sterblichen mit seinen normalen, gesunden Sinnen für immer versagt bleiben. Man braucht in einer so eingestellten Betrachtung auch nicht zu übersehen, daß die Hypersensibilität zwar häufig auf die schöpferische Arbeit günstig gewirkt hat, daß sie auf der anderen Seite freilich auch oft ein starkes Hemmnis im Schaffensprozeß bedeutete. Jedenfalls darf man im Hinblick auf die Mörike, Konrad Ferdinand Meyer, Flaubert, Berlioz und Kleist, die alle zu den Hypersensitiven gehörten, d. h. deren Empfindungsleben pathologisch in dem eingangs fixierten Sinne war, die obige These Jodls als durch das Leben selbst widerlegt bezeichnen. Und man wird gerade aus dieser Erfahrung heraus um die weitere sehr wesentliche Feststellung nicht herumkommen, die auch Birnbaum in seinem wertvollen Buch andeutet: daß eine Erscheinung im Seelenleben zwar irgendwie ans Pathologische grenzen oder auch direkt pathologisch sein und doch zu den wertvollsten Emanationen der menschlichen Psyche gehören kann. **Fritz Mack.**

Fünfzig Jahre National-Galerie

Schon im Jahre 1850 erschien in der Königl. priviligierten berlinischen Zeitung ein Aufsatz, der eine National-Galerie forderte, die „eine Repräsentation der bedeutendsten Kunstheroen unserer Zeit in ihren bedeutendsten, also geist- und charaktervollsten Werken" sein solle. Aber erst zehn Jahre später kam die Frage in Fluß durch das Vermächtnis des schwedisch-norwegischen Konsuls Wagner, der seine aus deutschen und belgischen Bildern bestehende, etwa 262 Objekten umfassende Sammlung dem König von Preußen vermachte, mit dem Hinweis, sie möge der Grundstock einer Galerie neuerer Kunst werden. König Wilhelm nahm die Schenkung an, die in den Räumen der Königlichen Akademie der Künste aufgestellt wurde, alsbald vermehrt durch allerlei Vermächtnisse, denen der Staat die Kartons Peter v. Cornelius' hinzufügte. Die Notwendigkeit eines eigenen Hauses wurde zwingend. Im Jahre 1876 wurde es bezogen und Max Jordan als Leiter der Sammlung berufen. In den Jahren seiner Amtstätigkeit, die bis 1895 reichte, wurden mancherlei wichtige Erwerbungen gemacht, so „Die Insel der Seligen", „Der Einsiedler" und die „Pietà" von Boecklin und Feuerbachs „Gastmahl des Plato". Die Fresken der Casa Bartholdi in Rom wurden nach Berlin übergeführt und in einem gesonderten Kabinett wiederaufgerichtet. Wenngleich Jordan der offiziellen Kunst seiner Zeit manchen Tribut entrichten mußte, so darf nicht vergessen werden, daß schon er zwei Gemälde von Max Liebermann erwarb, nämlich die „Flachsspinnerinnen" und die „Gänserupferinnen". Sehr wertvoll waren die wechselnden Ausstellungen, mit denen er begann. Zwischen 1876 und 1895 ziehen Kollektionen von Rethel, Führich, Overbeck, Schnorr von Carolsfeld, Richter, Ernst Fries, Nerly, Anselm Feuerbach, Krüger, Blechen, Graeb, Piloty, Spitzweg, Schick, Steinle und Steffeck am Auge des Publikums vorüber.

Im Jahre 1895 wurde Hugo v. Tschudi zu seinem Nachfolger ernannt, ein Mann, mitten in seiner Zeit stehend und von dem besten Wollen durchdrungen, die tragenden künstlerischen Kräfte des In- und Auslandes der Öffentlichkeit zu zeigen. Stark gehemmt wurde er hierbei allerdings durch die Bestimmung, daß jedes Bild, sogar jede Zeichnung dem Herrscher in Photographie vorgelegt werden mußte. So kam es, daß gerade die Bilder jener Künstler, denen Tschudi geistig am meisten zuneigte, die der Mitglieder der Sezession, von dem Ankauf so gut wie ausgeschlossen blieben. Nur zwei Bilder von Liebermann vermochte er zu erwerben, nur ein einziges Bild von Leistikow und eines von Dora Hitz. Sein Hauptinteresse mußte er Leibl, Menzel, Böcklin und Feuerbach zuwenden. Von dem Schweizer konnte er sieben Bilder kaufen, von dem großen Deutsch-Römer sechs. Aber die Marées, die heute einen Stolz der Sammlung bilden, und die Tschudi alle, mit Ausnahme eines in jüngster Zeit erworbenen, zu danken sind, durfte er nicht ausstellen. Die größten Schwierigkeiten jedoch hatte er bei der Erwerbung der französischen Impressionisten. Der Ankauf der Sammlung Eeghen wurde abgelehnt, und die vier Bilder der Schule von Fontainebleau, die endlich durch Stiftungen von Kunstfreunden in den Besitz der Sammlung übergingen, mußten der Öffentlichkeit vorenthalten bleiben, ebenso wie Manets „Stilleben", das als Vermächtnis zufiel. Die Bilder von van Gogh, die die Galerie geschenkt erhalten hatte, mußten zurückgegeben werden. Der ewige Kampf mit dem andersgearteten Geschmack des Kaisers und mit dem Landeskunst-Kommission führte 1909 den Bruch herbei. Tschudi ging als Generaldirektor der königl. bayrischen Museen nach München. Konnte er in seiner Ankaufspolitik seine Ideen nicht verwirklichen, die darin bestanden: Nur von der Kunst der eigenen Zeit aus kann die Kunst der Vergangenheit begriffen werden, so hat er doch in der großen deutschen Jahrhundertausstellung 1906 diesen Grundsatz ohne obrigkeitliche Behinderung zu entwickeln vermocht. In dieser Ausstellung hat er Dinge dem Dunkel der Vergangenheit entrissen, die den Gleichzeitigen entweder entgangen oder kaum von ihnen beachtet worden waren. Mit den Augen des Impressionisten fand er die malerischen Arbeiten in einer Epoche, in der man sie früher nicht vermutet hatte.

Ludwig Justi, sein Nachfolger, konnte gleich im Anfang seiner Tätigkeit zwei Lieblingsgedanken Tschudis verwirklichen, nämlich die Entfernung der Historien- und Schlachtenbilder aus der Galerie in das Zeughaus und die der Bildnisse, die zu einer gesonderten Sammlung zusammengeschlossen wurden. Der ausbrechende Krieg wandte die Interessen des Kaisers anderen Dingen zu, so daß die Ankäufe nur der Billigung des Ministeriums unterlagen. Die Revolution veränderte dann die Situation von Grund aus. Justi hat damals für die Sammlung moderner Kunst, die ihm vorschwebte, ein neues Gebäude, das ehemalige Kronprinzliche Palais, für sich nutzbar machen können. Zusammen mit einem von höchstem Verständnis getragenen Kultusministerium und einer verkleinerten Kommission hat er in den folgenden Jahren eine Sammlung modernster Kunst geschaffen, wie sie vorbildlich geworden ist. Die Auswahl, die er getroffen, wurde wegweisend für Kunsthändler und Kunstfreunde. Mag eine spätere Epoche anders urteilen als die jetzige, sicher ist es, daß Justi die tragenden Kunstkräfte Deutschlands erkannt und ihnen die richtigen Plätze angewiesen hat. In derselben Weise wie für Tschudi ist auch für ihn die Kunst der Gegenwart das Lebendige, durch dessen hellen Schein die der Vergangenheit beleuchtet wird. So muß seine Sammlung der Romantiker begriffen werden, deren Verinnerlichung, deren Abkehr vom Nur-Technischen, deren bewußter Wille, das eigene Gefühl rein und ungebrochen darzustellen, der Generation der deutschen Expressionisten so wesensverwandt erschien. Unter diesem Gesichtspunkt ist auch die große Thoma-Ausstellung zu verstehen, eine Ruhmestat Ludwig Justis (vgl. Porträt S. 379), und nicht zuletzt die große Ausstellung Lovis Corinths, dieses tief im deutschen Boden wurzelnden Mannes, die augenblicklich in der National-Galerie gezeigt wird. **Dr. Alfred Kuhn.**

Tagesgeschichte.

Zwei Pioniere der drahtlosen Telegraphie feiern in diesen Tagen einen Jubeltag: A. Koepsel und R. Goldschmidt. Der jetzt siebzigjährige Adolf Koepsel ist der Schöpfer des sog. Drehkondensators, der die Grundlage für eine genauere Wellenmessung gab und sich heute fast in jedem Radioempfangsapparat als Abstimmungsmittel befindet. Auch machte Koepsel im Jahre 1900 zwischen Kuxhaven und Helgoland die ersten Versuche mit drahtloser Telegraphie. Seine Erfindung hatte allerdings ihren Vater nicht in gebührender Weise belohnt, so daß jetzt die Heinrich-Hertz-Gesellschaft zu einer Sammlung zur Sicherung eines sorglosen Lebensabends für den verdienten Mann aufruft. — Dem nunmehr fünfzigjährigen Rudolf Goldschmidt verdanken wir gleichfalls wertvolle Erfindungen auf dem Gebiete der drahtlosen Telegraphie. Besonders ist die ihm 1907 zum ersten Male patentierte Hochfrequenzmaschine zu nennen, der Erzeuger ungedämpfter elektrischer Wellen von so hoher Leistung, daß damit über weite Entfernungen telegraphiert werden kann. Unter seiner Leitung wurde dann die Großfunkstelle Eilvese bei Hannover errichtet, die im Jahre 1914 zum ersten Male mit der amerikanischen Gegenstation in Tuckerton, unweit Neuyorks, drahtlose Telegramme zu wechseln vermochte.

Die Verhandlungen in Genf wegen der Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund haben nun ihr klägliches Ende gefunden. Reichskanzler Dr. Luther und Reichsaußenminister Dr. Stresemann sowie die übrigen Mitglieder der deutschen Delegation, die am wohlberechtigten deutschen Standpunkt festhielten, sind am 18. März nach Berlin zurückgekehrt, da infolge der Unstimmigkeiten in Genf die Beratungen über Deutschlands Aufnahme auf den Herbst dieses Jahres vertagt wurden.

Am 13. März veranstaltete die Schutzpolizei Berlin im Berliner Sportpalast zum erstenmal ein Hallensportfest, das sich eines zahlreichen Besuches erfreuen konnte, und zu dem die Spitzen der Behörden in großer Zahl erschienen waren. Im Vordergrund der Vorführungen standen naturgemäß die Sportarten, die am meisten mit der beruflichen Tätigkeit des Polizisten zusammenhängen. Auch rein leichtathletische Wettbewerbe waren ausgeschrieben. Besondere Aufmerksamkeit lenkte die Vorführung von 80 Polizeihunden auf sich, die mit Gehorsamkeitsprüfungen und Einzelvorführungen im Springen, Klettern und in Dressuren die Verwendung des Hundes im Polizeidienst und seine Ausbildung zeigte. Ebenso fesselte die Zuschauer ein Alarmhindernislaufen, bei dem sie die Alarmierung einer Wachtstube und eine Verbrecherjagd über allerlei Hindernisse im Lichte der Scheinwerfer zu sehen bekamen.

Die am 15. März in London eröffnete Arbeitszeit-Konferenz, zu der die Vertreter von Deutschland, England, Frankreich, Belgien und Italien sowie der Direktor des Internationalen Arbeitsamtes in Genf, Albert Thomas, erschienen waren, befaßt sich hauptsächlich mit der Durchführung des Abkommens, das aus der ersten internationalen Arbeitszeit-Konferenz in Washington 1919 hervorgegangen ist. Dieses sieht als regelmäßige Arbeitszeit den Achtstundentag bzw. die 48-Stundenwoche vor. Gegenstand der gegenwärtigen Aussprache soll nicht die Neugestaltung jenes Abkommens sein, sondern die Frage einer Vereinheitlichung der Auslegung, die das Abkommen in den verschiedenen Ländern gefunden hat. Übrigens ist die Washingtoner Vereinbarung von den wichtigsten Industriestaaten Europas noch nicht oder bloß unter Vorbehalt ratifiziert worden. Die Bemühungen, hier ein Einverständnis zu erzielen, gehen schon mehrere Jahre zurück. Die Anregung zur Londoner Konferenz wurde gegeben auf einer im Jahre 1924 erfolgten Besprechung der Arbeitsminister von Deutschland, England, Frankreich und Belgien unter Beteiligung des Internationalen Arbeitsamtes in Genf. Der deutsche Vertreter in London, Reichsarbeitsminister Dr. Brauns, berichtete bereits am Eröffnungstage über die Arbeitszeitverhältnisse in Deutschland und wies dabei besonders die irrtümliche Meinung des Auslandes zurück, in Deutschland sei eine übermäßig lange Arbeitszeit üblich.

Bühnenschau.

An der Hessischen Landesbühne in Darmstadt erblickte das Lustspiel von Molière „Der Herr von Pourceaugnac" in der Neubearbeitung von Otto Stockhausen das Licht der Bühne. Es heißt, Molière habe dieses Stück 1669 für Ludwig XIV. geschrieben. Sein Inhalt ist das alte Lied: Die junge Julie soll den Herrn Pourceaugnac heiraten, aber sie will nicht, und so bekommt sie denn am Ende ihren geliebten Eraste, und der Vater gibt seinen Segen dazu. Das gefällige Lustspiel trug fröhlichen Beifall davon.

Das Theater des Westens in Berlin feierte auf seine Weise den 150jährigen Geburtstag der Königin Luise. Es brachte in Erstaufführung Leon Jessels Operette „Prinzessin Husch" (Text von August Neidhardt). Prinzessin Husch ist niemand anderes als die spätere Königin Luise, die im ersten Akt als die harmlos-fröhliche Prinzessin erscheint, während sie in den beiden anderen Akten in die hohe Politik verflochten wird. Die naheliegende Gefahr einer kitschigen Wirkung vermochte das Stück glücklich zu umgehen.

Mit dem neuen Stück von Max Mohr „Das gelbe Zelt" machte eine Bühnenveranstaltung des Vaterländischen Frauenvereins in Berlin bekannt, deren Ertrag für die Studentenfürsorge bestimmt war. Eine von Ort zu Ort wandernde Zirkusschaubude bildet das Milieu dieses romantischen Schauspiels. Eine Frau, die dem seelenlosen Weltleben der Zeit den Rücken gekehrt hat, zeigt den Weg zu einer neuen Daseinsgestaltung. Dem Stück fehlte bei aller Feinheit und allem lyrischen Stimmungsreichtum die Überzeugungskraft.

Von den beiden Bühnenkünstlerinnen, deren Porträte ein farbiges Kunstblatt in diesem Heft wiedergibt, steht die eine, Elisabeth Bergner, bereits auf der Höhe der Leistung und des Ruhmes, während die andere, Tony van Eick, vorläufig noch eine Hoffnung bedeutet. Elisabeth Bergner kam von Zürich über die Münchner Kammerspiele nach Berlin, wo ihre unerhörten Erfolge begannen. Als Johanna B. Shaws, als Teehausmädchen Tschong-Haitang in Klabunds „Kreidekreis" und in den Shakespeareschen Lustspielen konnte sie seltene Triumphe feiern. Mit ihrer subtil nervösen Zartheit und ihrer weiblich weichen, wissenden Klugheit verkörpert sie die problematische Frau unserer Tage. Hierin liegt gewiß zu einem großen Teile der Grund für den unwidersprochenen Beifall, den ihr Spiel immer von neuem findet. — Tony van Eick ist rheinisch-holländischer Abkunft. Mit zwölf Jahren gehörte sie bereits Dr. E. Schertels Traumbühne in Stuttgart an. Schon hier, wo sie als Solotänzerin in religiösen Tanzdichtungen mitwirkte, und dann bei mehreren Gastspielen wurde man auf das in ihr schlummernde schauspielerische Talent aufmerksam. In der Aufführung von W. Speyers „Südsee" an den Kammerspielen in München trat sie voriges Jahr als „Vaina" zum erstenmal in einer größeren Rolle auf die Bühne, wobei ihr Können lebhafte Aufmerksamkeit auf sich zog. Später spielte sie ebenda die Hauptrolle bei der Uraufführung von Klaus Manns „Anja und Esther". Inzwischen ist sie in Berlin mit Erfolg in einer Aufführung von Kleists „Käthchen von Heilbronn" aufgetreten; auch hier hinterließ die jugendliche Schauspielerin den starken Eindruck, daß die deutsche Bühne von ihr noch viel erwarten darf.



Michael Georg Conrad,
bekannter Münchener Schriftsteller, Vorkämpfer des Naturalismus in der deutschen Literatur, feiert am 5. April seinen 80. Geburtstag.

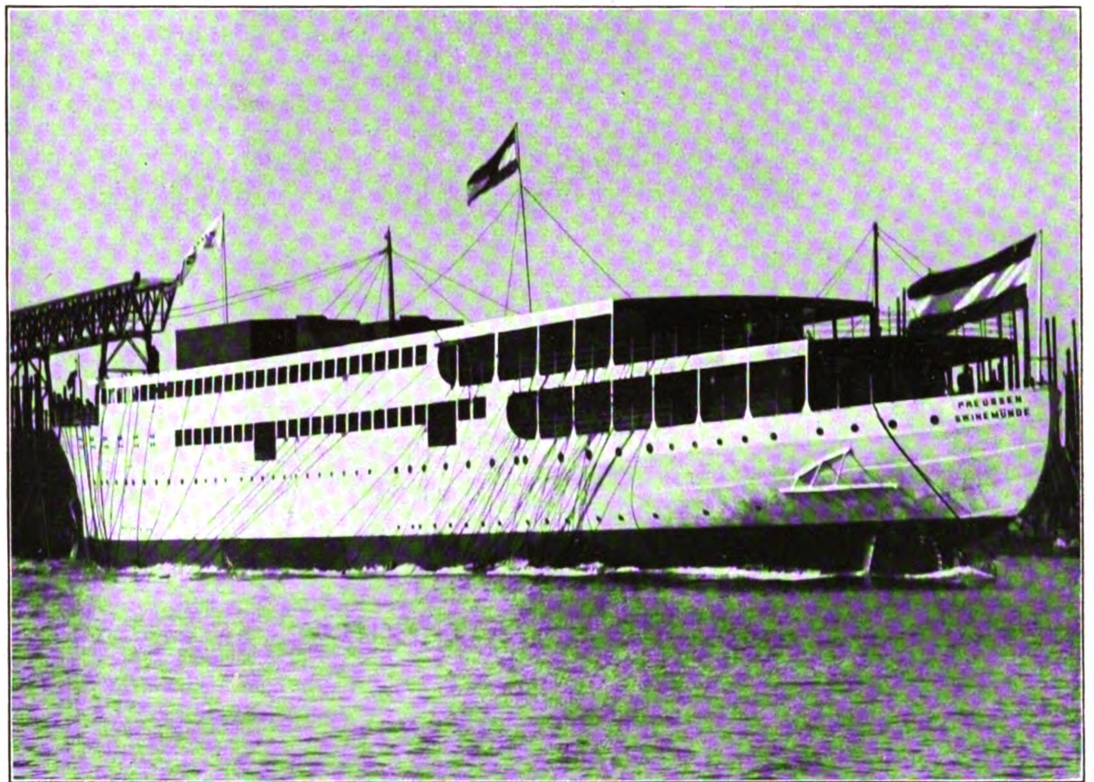




Geheimrat Prof. Ludwig Justi,
Direktor der Berliner National-Galerie in Berlin, feierte am 14. März seinen 50. Geburtstag. (Vgl. den Beitrag „Fünfzig Jahre National-Galerie" auf Seite 378.)

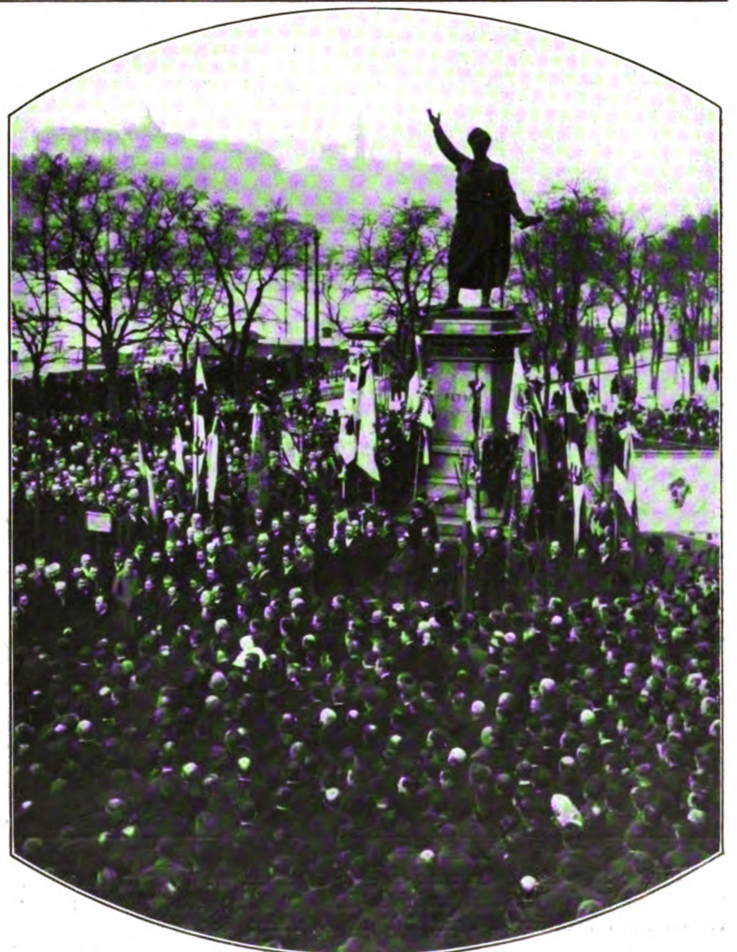
In der Mitte: Von der Internationalen Arbeitszeit-Konferenz in London, die am 15. März begann: Die Vertreter der Länder nach der Eröffnung der Konferenz durch den englischen Premierminister Baldwin. 1 Stanley Baldwin; 2 Reichsarbeitsminister Dr. Brauns (Deutschland); 3 Sir Arthur Steel Maitland (England); 4 Durafour (Frankreich); 5 Wanters (Belgien); 6 de Michelis (Italien).



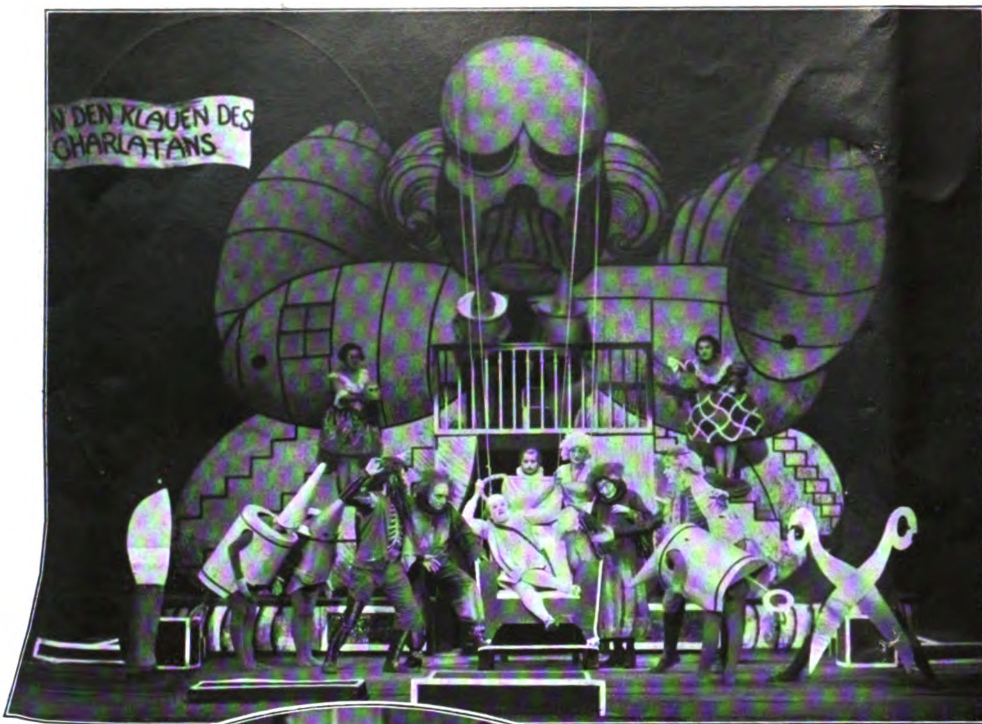


Der Ausbau des Seeverkehrs nach dem durch den Polnischen Korridor abgetrennten Ostpreußen: Vom Stapellauf der für den Seedienst Swinemünde-Pillau bestimmten Dampfer „Preußen" und „Hansestadt Danzig" in Stettin am 17. März: Links: Während der Feierlichkeiten bei der Taufe der Schiffe. Rechts: Die „Preußen" nach dem Stapellauf.





Die Frauenemanzipation in Japan: Während einer Versammlung japanischer Hochschülerinnen in Tokio, in der über die künftige Erziehung der japanischen Frau beraten wurde. — Rechts nebenstehend: Von der am 15. März in Budapest abgehaltenen Feier zur Erinnerung an die Erfolge der ungarischen Freiheitsbewegung im Jahre 1848: Die Teilnehmer vor dem Denkmal Alexander Petöfis, des ungarischen Freiheitsdichters, auf dem Petöfi-Platz.





Von der Uraufführung des Lustspiels von Molière „Der Herr von Pourceaugnac“ in der Bearbeitung von Otto Stockhausen im Hessischen Landestheater zu Darmstadt am 2. März: Szenenbild mit Ernst Legal als Pourceaugnac (auf dem Stuhl in der Mitte); links davon Keßler als Dr. Colin, rechts Vibrog als Dr. Lubin. (Phot. H. Collmann, Darmstadt.)
Rechts oben: Aus dem neuen russischen Großfilm „Aelita“ (Von der Erde zum Mars) nach der Novelle von A. Tolstoi der demnächst auch in Deutschland zur Aufführung gelangen wird: Szene auf dem Mars.





Links: Von der Erstaufführung von A. Neidhardts Operette „Prinzessin Husch“ (Musik von Leon Jessel) im Theater des Westens zu Berlin am 11. März: Szenenbild mit Margit Suchy als Prinzessin Husch, die spätere Königin Luise. (Phot. Zander & Labisch, Berlin.) — Rechts: Von der Wohltätigkeitsveranstaltung des Vaterländischen Frauenvereins in Berlin am 14. März: Szenenbild aus dem im Neuen Theater am Zoo aufgeführten Schauspiel „Das gelbe Zelt“ von Max Mohr.





Links: Der Rigo-Kampf, ein neuer deutscher Sport, der am 15. März von E. K. Pankau, Lehrer für Sport und Körperkultur, im Kriegervereinshaus in Berlin vorgeführt wurde: Schienbein-Angriff. Der Rigo-Kampf ist ein Zweikampf um einen elastischen Ring; jedes Entwinden des Ringes gilt zwei Punkte, jede Schulterniederlage einen Punkt. — Rechts: Vom Ersten Hallensportfest des Kommandos der Schutzpolizei Berlin im Sportpalast am 13. März: Vor dem Start zum Alarm-Hindernislaufen. Bei dieser dem polizeilichen Dienstbetrieb entnommenen Vorführung müssen die Mannschaften das Startzeichen im Bett abwarten, sich dann dienstbereit ankleiden und hierauf drei Runden laufen.



Blick auf Regensburg von Stadtamhof aus / Nach einem Gemälde von Constantin Gerhardinger

Opiumgewinnung in Persien / Von Alfred Heinicke.

Große Mengen des für die Heilkunde so wichtigen Opiums kommen aus Persien. Besonders sind es die südwestlichen Provinzen Isfahan und Farsistan, wo große Flächen mit Mohn bebaut werden, aus dessen Samenkapseln der kostbare Saft gewonnen wird. Obgleich einem besseren Gedeihen der Pflanzen durch künstliche Düngung nachgeholfen werden muß, so ist doch eine günstige Regenzeit (November bis März) die Hauptbedingung einer guten Ernte. Wenn am Persischen Meerbusen die glühende Sonne im März bereits alles Grün verbrannt hat, regen sich im Hochland 2500 bis 3000 m über dem Meeresspiegel auf den Mohnfeldern um Isfahan und Schiraz fleißige Hände. Das wuchernde Unkraut zwischen den zarten hellgrünen Mohnpflanzen wird entfernt und, wo diese zu dicht stehen, Raum geschafft, um ihr Wachstum zu fördern.

Der einzig schöne Frühling des mittelpersischen Hochlandes ist bald vorüber. Die noch ab und zu fallenden erfrischenden Regenschauer hören auf, und warme Winde fegen über die bestellten Felder. Ende Juni stehen dann die Mohnfelder bereits in voller Blüte. Die ausgedehnten Felder sind eine wirkliche Augenweide, besonders wenn die Regenzeit gut gewesen; denn dann stehen die einzelnen Pflanzen hoch und kräftig im Stengel. Der scharfe, narkotische, berauschende Duft der großen weißen, roten und violetten Mohnblüten schwängert weithin die warme Abendluft. In der großen, majestätischen Blume erscheint nunmehr die fleischige Samenkapsel, deren grüne Wände den wertvollen Saft enthalten und später, wenn dieser abgezapft ist, den nicht minder gesuchten Mohnsamen. Um Schiraz herum, hinauf bis Isfahan und südlich bis zur Grenze der Dattelpalme wird sehr viel Opium angebaut. Viele tausend Kisten dieses teuern Handelsartikels verlassen jährlich Buschir, den wichtigsten Golfhafen, um nach China und Europa, vorzugsweise London, verschifft zu werden.

Das Einsammeln des Saftes beginnt Ende Juni. Sind die prächtigen Blumenkelche abgeblüht und abgefallen, so ist die Samenkapsel reif zum Anritzen. Zu diesem Zwecke werden besonders konstruierte Messer verwandt. Jedes hat einen dicken Griff, in dessen abgeflachtes Ende acht bis zehn kurze haarscharfe Klingen parallel nebeneinander eingefügt sind. Mit einer einzigen Bewegung werden demnach acht bis zehn Einschnitte auf einmal in die fleischige Haut des Mohnkopfes gezogen. Steht die Sonne nahe dem westlichen Horizont, dann beginnen Männer und Frauen, auch Knaben, mit diesen Messern ihre Arbeit. Vorsichtig gehen sie von Pflanze zu Pflanze. Während die linke Hand die Samenkapsel erfaßt, führt die rechte den Schnitt aus. In den kühlen Abendstunden quillt der braune, stark süßlich riechende Saft aus der dicken fleischigen Wand des Kopfes hervor und sammelt sich in Tropfen. Ehe die aufgehende Sonne genügend Kraft entwickelt, den hervorgetretenen Saft zu trocknen oder gar zu kristallisieren, wird die dickflüssige Masse abgeschabt. Mit breiten, halbmondförmigen Schabemessern, die um ihren Rücken herum einen $1^1/_2$ cm hohen Rand haben, werden die kostbaren Tränen vorsichtig abgehoben. Sobald das Messer voll ist, tritt der Besitzer des Feldes oder sein Vertrauensmann herzu, um die gewonnenen Tropfen in ein größeres Gefäß zu füllen. Ein scharfes Beobachten der Arbeiter ist nötig, damit von der wertvollen Ausbeute nichts in ihre Taschen verschwindet.

Bereits gegen 7 Uhr ist die Morgenarbeit beendet. Zwischen den Pflanzen wird es ruhig, bis die scheidende Sonne von neuem die Anritzer zur Arbeit in einen anderen Teil des Feldes ruft.

Jeder kräftig entwickelte Mohnkopf wird zweimal angezapft und gibt bis zu 3 g Saft. In wenigen Tagen ist das ganze Feld abgeerntet, und die entkräfteten Köpfe werden der dörrenden Sonne überlassen. Ihrer Lebenskraft beraubt, verlieren sie rasch die grasgrüne Farbe, werden gelb und schrumpfen ein. Dies ist der Zeitpunkt, zu dem auch die Kapseln gesammelt werden. Frauen und Kinder brechen sie von den Stengeln und häufen sie an einer Ecke des Feldes auf, wo sie mit langen Knüppeln ausgedroschen werden. Ehe man die Saat zu Markte bringt und verkauft, wird sie ausgeworfen und gesiebt. Sie enthält bis zu 40 Proz. Öl, das dem Olivenöl ähnelt. Opium ist in der Saat nicht enthalten.



Arbeiter beim Ausjäten eines Mohnfeldes. Im Vordergrunde rechts (sitzend) der Feldeigentümer, der die Arbeiten überwacht; links von ihm ein Arbeiter, die Wasserpfeife rauchend.



Ein blühendes Mohnfeld.

Der gewonnene Saft wird in Kupferkesseln zu Markt gebracht und an die persischen Großkaufleute und Exporteure verkauft. Ehe er jedoch versandbereit ist, muß er noch verschiedene Bearbeitungsstadien durchlaufen, deren Hauptzweck es ist, ihn vor dem Verderben zu schützen.

An sonnigen Tagen bieten die persischen Karawansereien, wo sich die Magazine der Opiumhändler befinden, ein hochinteressantes Bild. Der dickflüssige braune Saft wird zum Versand in Brote (Keks) verarbeitet. Auf 1 m langen und $^1/_2$ m breiten Brettern, die schräg gegen die Sonne gestellt werden, wird die klebrige Masse mit spatenartigen, kurzen, stumpfen Messern von geübten Arbeitern tüchtig auf und nieder, hin und her gerieben, damit das darin befindliche Wasser möglichst rasch verdunstet. Heiß brennt die Mittagssonne auf die schweißtriefenden Männer, deren harte Arbeit getreulich unterstützend.

Bei gutem Wetter ist der Belag der einzelnen Bretter in $1^1/_2$ bis 2 Stunden so weit gediehen, daß die nächste Verrichtung mit der jetzt zähen, teigartigen Masse vorgenommen werden kann. In einzelnen großen Klumpen wird sie dem Abwieger zugetragen, der sie in kleine Portionen zerteilt, die genau $^1/_2$ kg wiegen. Als nächster nimmt der Former die Klumpen in Empfang, um sie in die bereitstehenden Holzformen zu drücken, worauf sie auf einem großen Brett zur letzten Trocknung in die Sonne gestellt werden. Völlig trocken, werden die tiefbraunen Keks in eigens aus China importiertes rotes Papier verpackt und mit roten Garnfäden verschnürt.

Jetzt kann die Kistenpackung beginnen. 144 Brote werden in Holzkisten mit Zinkeinsätzen gelegt. Das Stengelstroh der Mohnpflanzen dient als Packmaterial zum Ausfüllen der



Ein angezapfter Mohnkopf mit dem während der Nacht herausgequollenen, leicht geronnenen Saft.



Die Schnittflächen auf den langsam eintrocknenden Mohnköpfen.



Feldarbeiter, im Begriff stehend, den vollen, noch nicht angezapften Mohnkopf mit ihren Messern, die in einen breiten Holzgriff eingelassen sind, anzuritzen.



Einsammeln des auf den halbmondförmigen Schabemessern der Arbeiter angesammelten Saftes durch den Feldeigentümer.

Zwischenräume zwischen den Broten. Jede Holzkiste wiederum wird in eine nasse Ochsenhaut und das ganze zuletzt in ein Sacktuch eingenäht. Zwei derart seemäßig verpackte Kisten machen eine Maultierladung aus.

Der Morphiumgehalt im südpersischen Opium schwankt zwischen 9 und 12 Proz. Und zwar erzeugt die Umgebung von Isfahan das beste Opium. Diese zehnprozentige Ware ist ein gesuchtes Handelsobjekt. Als bevorzugter Absatzplatz für die persischen Händler gilt London, von wo aus der Versand über das europäische Festland erfolgt. Auch Deutschland ist ein bedeutender Abnehmer. — In früheren Jahren kam einmal das persische Opium durch Beimischung eines bitteren Pflanzensaftes, „Gunjidäh“ genannt, in starken Mißkredit. Diese Fälschungen trugen den persischen Händlern, die überaus klug sein wollten, starke Verluste ein.

Der Genuß im Lande selbst hat stark überhandgenommen. Überall in den Kaffeehäusern der Großstädte bemerkt man die Opiumpfeife; ihren schwelenden, durchdringend süßlichen Geruch erkennt man allerwärts sofort wieder, wenn man ihn einmal wahrgenommen hat. Die Opiumpfeife und der sirupsüße Tee sind die beiden Dinge, nach denen die eingefleischten Raucher schmachten. Wer nicht dem Rauchen anheimgefallen, schluckt Pillen. Die kleine, mit dunkelbraunen Kügelchen gefüllte Dose ist der beständige Begleiter derer, die sich diesem Gift ergeben haben. Die an den Gebrauch der Pillen gewöhnten Perser versichern, daß einige Pillen täglich als Stimulans vorzüglich sind und vor allem ein besonderes Behagen nach großen körperlichen Anstrengungen bereiten.

Leider hat der Mißbrauch des Opiums, genau wie in China, auch in Persien, Arabien und den angrenzenden Ländern große Verbreitung angenommen; sogar in den Harems wird von den Frauen der Opiumraucherei gefrönt. Erkrankungen des Nervensystems sind die natürlichen Folgen. Wie schnell die Zerrüttung des Körpers vor sich geht und zu dauerndem Siechtum führt, kann man oft genug in den versteckten Kaffeehäusern in Schiraz, Isfahan und anderen Städten beobachten. Stumpfsinnig hocken die ausgemergelten Gestalten in ihrer Ecke und geben sich immer von neuem dem Genuß hin, um den vorigen Rausch zu ertöten. Mühsam schleichen sie wie Schwerkranke durch die Gassen, um in einem anderen Kaffeehause sich aufs neue dem verheerenden Laster hinzugeben.



Bearbeiten des auf schräg gegen die Sonne gestellte Bretter aufgestrichenen Opiumsaftes mittels kurzer stumpfer Messer, wodurch das im Safte befindliche Wasser zum Verdunsten gebracht werden soll.



Abwiegen des entwässerten Teiges in 1/2-kg-Portionen.



Formen des Teiges in Holzformen zu „Broten“ für den Versand.



Eduard Gaertner: Das Kriegsministerium in Berlin im Jahre 1853.





Arnold Böcklin: Kloster in den Bergen.

Rechts nebenstehend: Ludwig Knaus: Frau G. Maes.



Friedrich G
Christus im
Laza

Lin
nebenst

Friedrich W
Kindergru
Maria und
v. Pu

Rec
nebenst

Max Liebern
in Hilve

Unten

F. Georg Ke
dor Körner
und Hartma
post

Vgl. hierzu
»Fünfzig Jah
Gale

ZUM FÜNFZIG-JÄHRIGEN BESTEHEN









Kaspar David Friedrich: Klosterfriedhof im Schnee.

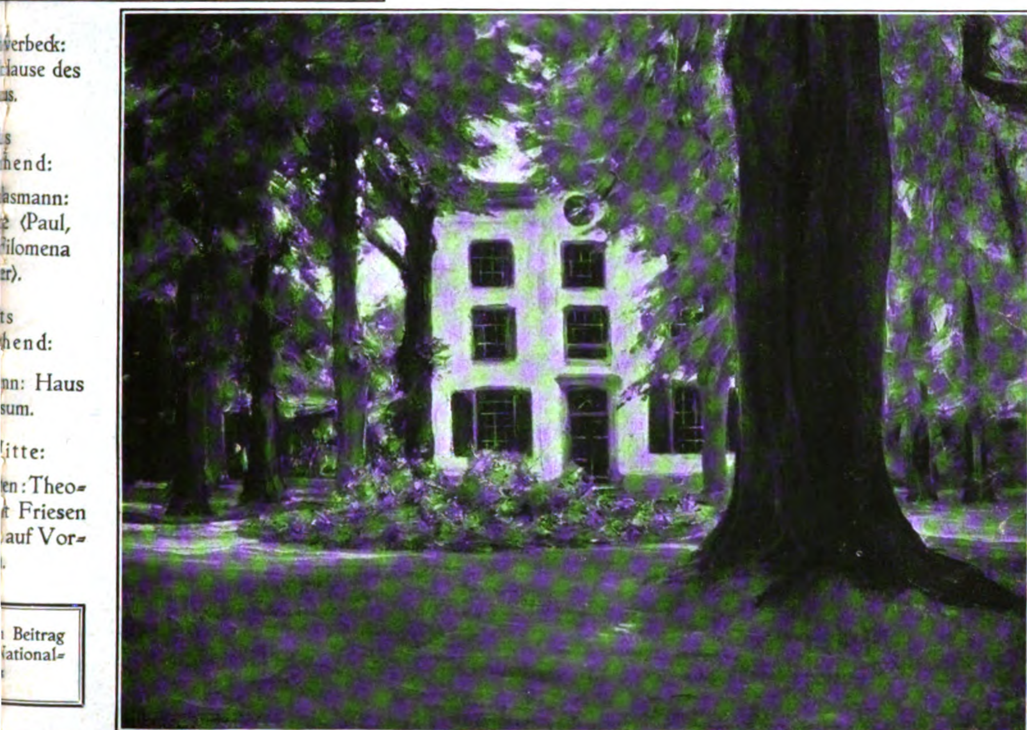
verbeck:
lause des
s.

s
hend:
asmann:
e (Paul,
ilomena
r).

ts
hend:
nn: Haus
sum.

litte:
en: Theo-
t Friesen
auf Vor-

Beitrag
ational-

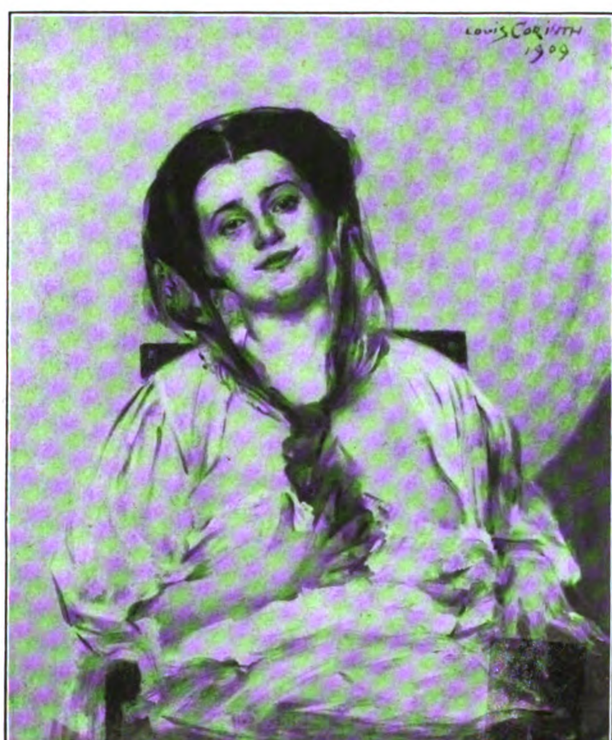




Hans Thoma: Flucht nach Ägypten.

Links nebenstehend: Lovis Corinth: Mutter (die Gattin des Künstlers).





DER NATIONAL-GALERIE IN BERLIN

Georg II., Herzog von Meiningen

Zu seinem 100jährigen Geburtstage am 2. April



Freifrau v. Heldburg (Helene Franz), die morganatische Gattin Herzog Georgs.



Graf von Lerma. Original-Figurinenzeichnung des Herzogs Georg von Meiningen zu Schillers „Don Carlos".



Georg II., Herzog von Sachsen-Meiningen (1826—1914).

Man hätte von dem Lande Sachsen-Meiningen in der Geschichte des 19. Jahrhunderts wohl schwerlich etwas vermerkt, wenn nicht dort ein Mann zur Regierung gekommen wäre, der, als Mensch ein ganzer Deutscher, seine Gesinnung politisch und künstlerisch in den Dienst deutscher Einheit und deutschen Ansehens gestellt hätte.

Im Jahre 1866 übernahm der Erbprinz Georg die Regierung über das kleine Land aus den Händen seines Vaters, des Herzogs Bernhard, der dem Anschluß an den von Preußen angebahnten Norddeutschen Bund gegen den Willen des Landes widerstrebte. Im Gegensatz zu seinem Vorgänger bekannte sich Herzog Georg zur deutschen Einheit und zum Reich. Diese Tat ist fast vergessen im großen Weltgeschehen.

Wird heute das Wort „Meiningen" ausgesprochen, so stellen sich jedem Gebildeten zwei Komplexe vor Augen, die für die deutsche Kunst jahrzehntelang von überragender Bedeutung waren. Die Herzoglich-Meiningensche Hofkapelle und das Meininger Hofschauspiel. Beides Schöpfungen Georgs II.

Dieser Fürst war eine Künstlernatur, die sich glücklich auswirken konnte. Eine starke bildnerische Begabung, von der zahlreiche Handzeichnungen gutes Zeugnis geben, hatte bei Wilhelm Kaulbach Schulung und Ausbildung erfahren. Nach seiner Rückkehr in die Heimat veranlaßte der Erbprinz den regierenden Herzog, das Privattheater Meiningens in die Regie des Hofes zu übernehmen. Zur Regierung gelangt, widmete er diesem Kunstinstitut sein volles Interesse, indem er zugleich den Möglichkeiten eines kleinen Hoftheaters Rechnung trug. Die Erkenntnis, daß die vollwertige Pflege aller Kunstarten nicht möglich sei, führte zur Auflösung des Opernensembles. Der künstlerischen Durchbildung und Leistung des Hoforchesters aber wurde besonderes Augenmerk zugewandt. Hans v. Bülows und Fritz Steinbachs Namen sind hierfür Zeugnis. Die Leitung des Schauspiels übernahm der Herzog selbst. Er und seine „Meininger" waren fast zwei Dezennien hindurch die führende Schauspielbühne Deutschlands. Allerdings hat der Strom der Zeiten eine Geröllschicht von unklaren Begriffen auf das Gedächtnis dieser glanzvollen Epoche deutschen Theaters gewälzt. So ist aus „Meiningertum" „Meiningerei" geworden, aus einem Bekenntnis der Vorwurf der Manier. Deshalb ist es gut, sich zu vergegenwärtigen, was vor und nach den Gastspielreisen, die die Meininger quer durch Europa führten, auf deutschen Bühnen üblich war. Zwei Namen beherrschen die fünfziger und sechziger Jahre in der Bühnengeschichte: Laube (in Wien und Leipzig) und Dingelstedt (in München, Weimar und Wien). Dort die strenge Sachlichkeit eines Schlesiers, der der dramatischen Wirkung des Dichtwerkes zuliebe aszetische Verachtung alles Bildmäßigen auf der Szene übte, hier die liebenswürdige Gestaltungsgabe eines bildfreudigen Hessen, der dem Schauspiel gab, was in der großen Oper selbstverständlich war. Georg von Meiningen vereinigte in sich die Straffheit des gewissenhaften Dramaturgen und das Temperament des einfühlenden Regisseurs mit der Gestaltungskraft des bildenden Künstlers.

Das Wiener Burgtheater war damals die einzige Stätte, wo Ensemblespiel gepflegt wurde, während auf den Bühnen im Reich allenthalben die „Virtuosen" herrschten. Da wurde Meiningen eine neue Pflegstätte einheitlicher Schauspielkunst. Die ungewöhnliche Fähigkeit des Herzogs, Begabungen zu erkennen und heranzubilden, ließ bald ein vorzügliches, geschultes Ensemble entstehen, das keine Trennung zwischen Solisten und Statisten kannte. Es gab nur Schauspieler, gleichgültig, ob sie in der Menge der Komparserie oder in tragenden Rollen wirkten. Die Ehe mit der begabten Schauspielerin Ellen Franz (Freifrau v. Heldburg) bedeutete die glücklichste Ergänzung der künstlerischen Natur des Herzogs. Mit gesammelter Kraft wurde die Arbeit weitergetrieben. So konnten im Jahre 1876 die Meininger den ersten Schritt in die große Welt wagen. Mit Shakespeares „Julius Cäsar" wurde das Berliner Gastspiel begonnen. Der Erfolg war überwältigend. Denn die gleichmäßige Höhe der Darstellung, die Regie der Massen, der farbige Zusammenklang und die „Echtheit" der Kostüme und Dekorationen auf Grund sorgfältigster kunstgeschichtlicher Studien bedeuteten etwas ganz Neues. Von der Arbeit der Meininger in den fünfzehn Jahren ihrer expansiven Tätigkeit legen die gedruckten Regiebücher noch heute Zeugnis ab. Ihr Repertoire umfaßte alle Werke klassischer Dramatik. Das zeitgenössische Schauspiel wurde gepflegt; Ibsens Gespenster erlebten unter dem Herzog die deutsche Uraufführung. Des Fürsten Mitarbeit dokumentiert sich am besten aus zahlreichen erhaltenen Handzeichnungen, sorgfältigen Entwürfen zu Kostümen und Szenenbildern. Als Maler stand ihm der sehr bedeutende Max Brückner (Koburg), der auch Richard Wagners Bayreuther Dekorationen geschaffen hat, als Regisseur der verständnisvolle Ludwig Chronegk zur Seite. Fast alle großen Schauspieler der Zeit sind über die Meininger Bühne gegangen; sie alle waren des Herzogs Schüler (Sorma, Kainz, Grube). Es ist ein wunderbarer Zufall, daß in dem gleichen Hause, wo das erste Berliner Gastspiel begann, zehn Jahre später das Deutsche Theater eröffnet wurde, jene Bühne, die unter L'Arronge und Brahm das junge deutsche Drama förderte, das Theater, das unter Max Reinhardt auch heute noch der lebendigsten eines ist. Die Meininger waren der Genius loci.



Zwei Szenen aus dem Gastspiel der Meininger Hofschauspieler im Alten Theater zu Leipzig im Oktober 1878: Oben: Szenenbild aus dem Lustspiel „Was ihr wollt" von Shakespeare. Unten: Szenenbild aus dem Lustspiel „Der eingebildete Kranke" von Molière. Nach einer zeitgenössischen Zeichnung aus der „Illustrirten Zeitung" von F. Waibler.

Im Jahre 1890 stellten die Meininger ihre Fahrten ein; ihre Mission war erfüllt, da ihre Auffassung vom dramatischen Spiel anerkannt und aufgenommen war. Allerdings wurde die naturalistische Echtheit der äußeren Erscheinung leichter nachgeahmt als der geistig durchgebildete Stil ihrer Aufführungen. So blieb denn bis in unsere Tage an manchen großen Bühnen vom Meiningertum nichts übrig als „Meiningerei".

Am 25. Juni 1914 ist Herzog Georg II. von Meiningen gestorben. Er war ein Feldherr und Führer im deutschen Geistesleben.

Dr. Franz Rapp, München.

Der edle Barsoi

Nach photograph. Aufnahmen von KÄTHE HECHT

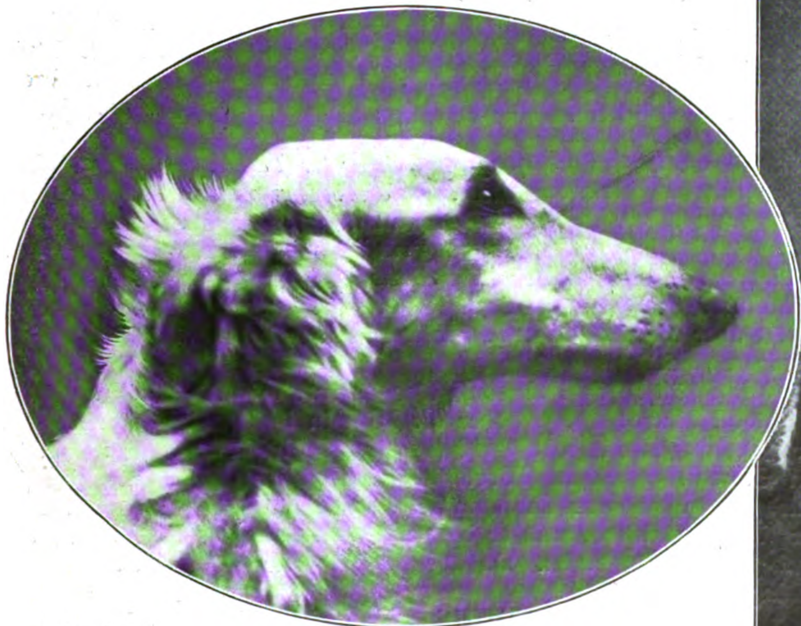


Die kleine Hundefreundin.

Fast steht er außerhalb seines Geschlechts, der edle Barsoi. In dem Adel seiner Erscheinung, in der Anmut seiner Bewegungen, in der seidenweichen Behaarung, in der Würde seines Betragens bildet er einen lebendigen Rhythmus der Schönheit, der von keiner anderen Hunderasse auch nur annähernd erreicht wird. Eine geheimnisvolle Magie, eine stumme Schwermut umstrahlt sein oft rätselvolles Wesen. — Bildliche Darstellungen auf altägyptischen Denkmälern zeigen im Gefolge der Jäger Windhunde, „Windspiele", mit schlankem Körper, hohen Beinen, wegen ihrer Klugheit, Kühnheit, Schnelligkeit und Treue die bevorzugteste Hunderasse jener altersgrauen Zeit, wie sie der windschnellen Antilope an die Schenkel fahren, den Hyänen und Schakalen ins Genick springen. Bei den fürstlichen und herrschaftlichen Jagdveranstaltungen des Mittelalters spielt der Windhund die größte Rolle. Der mittelalterliche Edelmann erscheint mit dem Falken auf der Faust und dem Windhund an der Seite. In den weiten, endlosen Steppen des Russischen Reiches ist es der Windhund, der auf den gefährlichen Wolfshetzen den größten Mut und die größte Ausdauer beweist, und in der Alten Welt nimmt der strenggläubigste Muselmann den edlen arabischen und persischen Windhund, „Slugi" genannt, von der Verachtung aus, die in jenen mohammedanischen Ländern auf dem Hunde als unreinem Tier lastet. — Wie ein von der Sehne geschnellter Pfeil fliegt er dahin, losgelöst von den Gesetzen der Schwerkraft, den geschmeidigen Körper im Laufe kaum den Boden berühren lassend, den Blick auf das vom Menschenauge schwer zu erspähende Wild gerichtet, ein Bild der Kraft und Schönheit. — Seit der Erfindung des Schießpulvers sank allmählich die Bedeutung des Windhundes; er wurde der „Salonhund" der verwöhnten Dame. Seine geistigen Fähigkeiten verstummten. Aber nicht für lange Zeit. Es fanden sich wieder Begeisterte, die dem edlen Windhund den Wert seiner geschichtlichen Bedeutung zurückzuerobern versuchten und verstanden. Geschichtliche Bedeutung nicht in dem Sinne von Hetzjagden ältester und mittelalterlicher Zeit, sondern in dem Sinne seiner persönlichen Wertschätzung in bezug auf Klugheit, Kühnheit, Schnelligkeit und Treue. — Der edle Barsoi ist kein Luxusgeschöpf ohne Zweck, sondern er ist der bevorzugte Gesellschafter des Menschen, sein treuester Freund, den neben seinen wertvollen Charaktereigenschaften fremdartige Schönheit adelt. Käthe Hecht.



Die Lieblinge der Herrin.





Ein Rassekopf. — Rechts: Ein Barsoi-Idyll.

Der bucklige Uhrmacher

Erzählung von Richard Riess.

(Schluß.)

Von der? Die kann mi gern ham, der Satan... von mir aus..." Sie war ganz aufgebracht, weil Bertold meinen könnte, sie mache sich etwas aus der Ungnade ihrer Herrin. „Aber..." Sie sah den Uhrmacher an. Lange. Den großen Kopf mit den guten Augen, aus denen es so lieb, so menschlich leuchtete. Dann ging sie hin und streichelte ihm die Wangen: „Net wahr, du leidst's net, daß er mir was tut?"

„Was tut? Ja, wer will denn dir was tun?" Das Männlein reckte sich und nahm einen Anlauf ins Heldische. Nun glich er schier einem Nußknackerlein. Anni aber sah das nicht. Sie hielt die Augen gesenkt. Und sagte leis: „Der Lechner... Heut mittag schon is er dag'wen und... der, wenn sich mal was in Kopf setzt... I fürcht mich so, Bertl." Und sie stand auf und klammerte sich an den Uhrmacher. Er aber, der sie streicheln durfte und nun auch ein sachtes Küßchen wagte — über die Augen hin, die ein bißchen nach Träne schmeckten — Bertold, der Bräutigam und Frauenbeschützer, fühlte sich restlos glücklich. Er sagte: „Na, des wär aber doch... Da sollt sich nur wer traun. Wo's doch ich ihm gesagt hab, draußen in Ogl, daß die Liebe nun eben einmal mich troffn hat, und daß er sich trösten soll... Aber, 's is ja wurscht. Wir haben die Ladentür zugesperrt und lassen Herrn Lechner den Herrn Lechner sein. Und wir setzen uns recht sauber zu Tisch und..."

Da hob Anni den Kopf und war sehr befriedigt von dem Anblick, der sich ihr bot. „Nein, wie schön du alles gericht' hast! Die feinen Blumen und..."

Sie hatte die Uhr gesehen, nahm sie nun in die Hand, steckte sie an den Arm und lachte nun: „G'hört die mein?"

Heiland nickte mit seinem Kopf so schnell und fest, daß man meinen konnte, er würde ihm abbrechen. Nein, dieser Mann war kein Nußknacker, der war ein gutes, gutes Wichtelmännchen oder gar der jüngere Bruder vom Knecht Ruprecht.

Anni sprang auf und überfiel ihren buckligen Schatz mit so heißen, so freigebigen Küssen, wie Heiland sie noch nie von ihr bekommen hatte. Und er meinte selig, daß dies wohl endlich die wahre, die echte Liebe sei.

Und da Annis Stimmung so plötzlich rosig und herzlich geworden war, wirbelte sie umher, bewunderte die Leckereien, tanzte durch Laden und Hinterzimmer und fand nun auch Gelegenheit, die schönen Töpfe und Schüsseln zu bestaunen, die der im Schaufenster-Dekorieren erfahrene Uhrmacher recht hübsch und wirkungsvoll aufgebaut hatte.

Nun kam er selber, legte, nicht ohne Anstrengung, die ungeübte Hand um Annis zärtlichste Rundungen und forderte, halb lachend, galant auf:

„Das Souper ist serviert, gnädige Frau!"

Anni erwiderte den Scherz: „Bitt schön, gnä Herr!" Und sie hakte sich ihm ein und ging an seiner Seite in den Laden zurück, der süß und einladend duftete: nach Fleisch, Würzen und der Blume des Weines, die aus der schon geöffneten Flasche herausstrebte.

„Siehgst, Annerl, so wird's immer bei uns sein", sagte Heiland, und er schaufelte eine mächtige Portion aus der Schüssel des Fleischsalats auf Annis Teller.

„Wirst mich immer füttern, Bertold, gel?"

„Mit allem, was gut schmeckt." Und er lachte. Denn er hatte einen Witz gemacht. Beugte er sich doch jetzt zu seinem Mädel und pappte ihm ein paar feste Küsse auf, die nur leider wieder sehr feucht waren und somit nicht nach jedermanns Geschmack. Auch Anni empfand sie als nicht recht süß, und sie mußte, während Bertold sich noch immer mit ihrem Gesicht beschäftigte, unwillkürlich an jene Frühjahrs-Sonntagsabende denken, in denen ein grober, aber damals sehr lieber Futtermeister sie so fest an sich zu drücken pflegte, daß sie zu vergehen glaubte. Oh, Beni konnte küssen! Man sah noch stundenlang die Spuren seiner Zähne an den Stellen, denen seine Zärtlichkeit gegolten...

„Nun wolln wir aber essen. Gelt, Bertl?"

Der Uhrmacher atmete schwer, als er sich gehorsam wieder auf seinen Platz begab.

„Hmmmm... fein!" Anni häufte den Rest ihres Fleischsalats auf das Messer, und die pikante Ladung verschwand beglückend zwischen den genießerischen Lippen.

„Nun mußt du von diesem Schinken versuchen. Der ist ganz frisch, hat die Frau Bleuscher gesagt?"

„Was?" sagte Anni und war geradezu starr, „bei der Bleuscherin gehst du einkaufen. Daß mir des ja nimmer vorkimmt. Weißt net, daß ich mit der zerkriegt bin, mit der Pfundratschn, der miserablichten Leut-Ausrichterin! Wenn's du wüßtest, was di über mi schon geratscht hat, die scheinheilige Person... Und bei solch einer gehst du und kaafst Schinken ein?"

Heiland hörte erschrocken zu und blickte ganz ängstlich drein. Und versprach sofort hoch und heilig, keinen Schritt mehr in den verfemten Laden zu tun.

„Die, wann wissen tat, daß i ihren Schinken iß, nacha hätt s' ihn sicher erscht in d'Apathekn zum Vergiftn g'schickt..."

Aber da die Frau Bleuscher es offensichtlich nicht gewußt hatte, ließ Anni sich den ominösen Schinken gut schmecken. Man soll ja in seiner Rache nicht zu weit gehen.

Anni war gesättigt und fühlte sich behaglich. Die Mühe, die der immer lächelnde Bertold sich gab, der Eifer, mit dem er sie umtreute und versorgte, und vor allem die bürgerliche Geborgenheit dieses Ladens — all das machte auf sie Eindruck und gab ihr ein Sicherheitsgefühl, das sie um so stärker empfand, als es die Erregungen dieses Tages auf höchst angenehme Art ablöste.

Bertold hatte die Fleischschüsseln abgedeckt und in das Zimmer getragen. Nun standen zwei Glastellerchen vor den Plätzen. Der Uhrmacher ging, freudig bewegt im Bewußtsein der bevorstehenden besonderen Überraschung, um die Kompottschüssel herbeizuholen, da trieb ihn ein Schrei Annis zurück in den Laden.

„Annerl... was... was ist denn...?"

Anni hielt beide Fäuste vor den Mund. Ihre ängstlichen Augen flehten: Sei still! Nun starrten sie beide zur Tür, und sie sahen wieder den Schatten, der Anni so jäh aus dem Behagen dieser Stunde gerissen hatte. Groß klebte eine massige Mannsgestalt vor der Glastür.

Anni schlug sich, bebend, mit den Fäusten den Mund, der schreien wollte. Sie zitterte. Bleich stand die Furcht in ihren Wangen. Die fröhlichen Geister des Weines waren daraus gewichen. Schließlich flüsterte sie: „Er!"

„Na, des wär doch!" sagte Heiland etwas lauter. „Wir sind doch hier in mein' Ladn. Hier zahl doch ich die Miete. Das wär doch noch schöner. Da sollte..."

Wie, bitte? Was sollte...? Heiland verschlug's die Stimme. Denn nun versuchte eine Hand da draußen die Klinke niederzudrücken... drückte sie nieder... die Ladentürklinke, und es ward ein unwilliges Räuspern laut, da die Klinke standhielt.

„Soll ich net aufmachen...?" fragte Heiland.

Anni umklammerte seinen Arm: „Mariandjosef... nein doch... nein... nein..."

„Aufmacht's... sonst schlag i de Tür z'samm", rief der Mann, der draußen stand.

Und Anni wieder: „Nein... nein..." Aber nun sah sie auf, und plötzlich fühlte sie ihre Angst als Spannung, als die Erwartung eines furchtbaren, aber süß-gruseligen Erlebnisses.

„Bagasch. Aufmacht's!" Herr Lechner drohte, zum Angriff überzugehen.

Anni belauerte Bertolds Zweifel des Entschlusses. Als er endlich zur Tür ging, hielt sie ihn nicht zurück. Er drehte den Schlüssel im Schlosse herum und trat alsdann einen Schritt zurück. Herein aber kam wie ein Gewitter, das sich geballt ankündigt, ehe es losbricht, stumm und drohend, Herr Benedikt Lechner, Futtermeister von Ogl.

Er blickte sich einen Augenblick lang im Laden um. Dann sah er abwechselnd auf Anni, die seinen Blick nicht erwiderte, und auf den Uhrmacher. Der Mann hatte sich an sein Arbeitspult gelehnt, vor sich die Schüssel mit dem Preißelbeerkompott, das seiner Bestimmung noch immer nicht zugeführt war.

„Ihr zwoa beidn also?" sagte er dann. „Mit solchenem windigen Krüppel gibst dich du ab? Woaßt, was i dazu sag: Pfui Deifi! Und weißt, was daß i dazu tu? Des tu i da dazu!" Und er spuckte dreimal aus, geradehin auf den Fußboden, den Heiland heute morgen so gründlich geputzt hatte.

Heiland wollte nun aufbegehren, aber er dachte sich: Es ist der Schmerz um das verlorene Glück. Und Schmerz macht ungerecht. So sagte er nur: „Herr Lechner, es ist nun mal so, wie's ist und..."

„Du hältst fei 's Mäu, du ausg'rutschtes Fünferl-Mannsbuid du. Vor dir tatn ja Roß scheu werdn, bals di sehn taten. Für di kunnt ma ja Anträ verlanga, du Schiaßbudnfigürl du."

„Jetzt aber erlaubn S' mal. Spricht man so mit einem Mann, der ei'm nix toa hat?"

„'s Mäu hältst, sag i dir, daß d 's as nur woaßt!" Lechner schrie und schwoll blutrot an, je höher die Wut in ihm stieg.

Er ging auf Anni zu und riß sie empor. Und wie er sie nun mit einem Schwall gemeinster Worte überwarf, blieb sie stumm, und sie vermied es, aufzusehen. Auch nach Heiland schaute sie nicht aus. Der fühlte sich sehr hilflos, und er dachte einen Augenblick lang dran, die Polizei zu Hilfe zu rufen. Da aber geschah etwas, das den Verlauf der Dinge beschleunigte.

Von oben nämlich, wo die kleine Uhr hing, die das Konzert des Stundenendes zu beginnen hatte, kam das leichte Zirpen und Glockengetön, und der Chor der Regulatoren fiel ein, die kleine Schwester ab-



Das alte Lied.

Nach einem Aquarell von Sascha Kronburg.

lösend und gleichzeitig ihre Stimmen zu einem machtvollen Zusammenklange darbietend. Nur Lechners Unflat brach dazwischen in mißlicher Dissonanz.

Da aber wandte Heiland seinen großen Kopf und spitzte seine Ohren wie ein Hund, der Witterung nimmt. Und wie er nun sah, daß Lechner sein schönstes Werk zerstörte, diese Klanghuldigung der Uhren an ihre künftige Herrin, da sprang hemmungsfrei ein Jähzorn in ihm auf. Er sah sich nach einer Waffe um, dem Störenfried entgegenzutreten. Er fand nur die Kompottschüssel. Und wie Lechner Anni nun hochzerren wollte und sich zu ihr beugte, ihren Kopf zu schütteln, da ergoß sich plötzlich über ihn eine ganze Heerschar roter Beeren; die Tunke rann ihm über das Gesicht, und sein Bart troff. Über seinem Kopfe aber hing wie ein zu tief gerutschter Helm die Schüssel aus gepreßtem Glas, des Uhrmachers Heiland so sehr bewundertes Heiratsgut.

Lechner prustete und fluchte in die Beeren hinein. Die kleinen Kugeln stäubten nach allen Seiten hin. Wie ein gereizter Stier sprang er im Laden umher, bekam die Schüssel zu fassen und warf sie von sich. Sie traf ein paar Weckeruhren, die vom Regal fielen und am Boden mit zerschelltem Glase und Beulen am Nickelgehäuse liegenblieben. Dann aber griff Lechner, immer noch besudelt, nach seinem Widersacher, der regungslos sah, was er angerichtet, und vor dem Antlitz seiner Tat zu einem Holzklotze erstarrt war. Er vermochte nicht, gegen den harten Zugriff sich zu wehren. Die Ohrfeigen, die er empfing, nahm er noch wahr. Der Fausthieb aber, der ihn niederschmetterte, entführte ihn in eine segensreiche Ohnmacht, wie sie dem Menschen von einer gütigen Vorsehung gewährt werden kann, als Flucht aus einer Welt, in der Seele und Herzensgüte gering gelten im Vergleich zu den Athletenfäusten und dem robusten Willen eines schneidigen Ogler Sportsmannes.

„Jetz kimmst!" sagte Lechner und zog Anni mit sich aus dem Laden. Bald standen sie im schützenden Dunkel des Haustores.

„Laß mich!" Endlich fand Anni die Sprache wieder. Sie suchte sich aus Lechners Umklammerung zu lösen. „Weißt, was d' bist? Ein Grobian bist, ein Raufbold, ein Nixnutzer! Zehnmal mehr wert als du ist der Heiland. Hunderttausendmal mehr wert!" Es kam ihr in diesem Augenblicke auf ein paar Ziffern mehr oder weniger nicht an. „Du bist ein Strizzi... Du endst noch mal im Zuchthaus, du..."

Sie kam nicht weiter, hatte sie doch gerade ein paar jener handfesten Watschen empfangen, mit denen Benedikt Lechner heute sehr freigebig umsprang.

Diese Watschen waren schmerzlich, aber ihr Schmerz war doch nicht ohne Süße. War er doch der Ausfluß einer Kraft, die nicht nur wehe zu tun, nein, die auch zu schützen und zu schirmen vermochte. Es waren wahre Wunder-Watschen, die Herr Lechner da ausgeteilt hatte. Sie hatten die Wut niedergeschlagen und dafür die Tränen aus ihrem Verschlusse gelöst. Die fanden nun freien Weg. Anni, an des heroischen Beni Brust gelehnt, weinte und schluchzte. Und sagte zwischendurch:

„Wennst aber auch so bist! So viel bös. Und mit den Centa-Menschern schön tuast, daß 's mir 's Herz grad abdruckat..." Und weinte wieder.

„Wooos?" erwiderte Beni nun, und er war sehr entrüstet. „So seid's, ös Weiberleut. Nix wissn und 's Mäu aufreißn und dumm daherredn a. I kenn koane Centa nimmer. Nix Recht's is a net g'wen mit der. Umanandzogn hab's i zu mein G'spaß. Du aber — glei fliagst auf an anderen... und no dazu auf an Krüppi. Daß mir du des hast otoa könna, das gift mi fei glei so, daß i dir no a paar stieren kunnt."

„Nein..." Anni hob abwehrend die Hände hoch.

„'s is ja scho recht!" erwiderte Beni, sie begnadigend, und dann reckte er seinen mächtigen Brustkasten und schob die Rockärmel hoch, daß die kunstvolle Tätowierarbeit seiner Arme sichtbar wurde, magisch beleuchtet vom halbdüsteren Stiegenlichte.

Da beruhigte sich Anni, vom Anblicke von so viel Schönheit und Kraft doppelt bezwungen, und sie sagte nichts als: „Hast mi no a bisserl liab, Beni?"

Lechner brummte nur. Aber er widersprach nicht. Und umfaßte sie dann und gab ihr auf Hals und Wangen Beweise seiner neuentbrannten Leidenschaft.

Anni ließ es sich gern gefallen, und dann drückte sie ihm die Hand. Und sagte, ein bisserl kichernd: „Bist nun du der Bub mit dem Grasen-Zehner, der mit 'n vieln Göid, oder bist der mit der Herzen-Sau?"

„Krämpf!" entschied der Aufgeklärte.

„'s war mir liaber, wannst der mit der Herzen-Sau warst", sagte Anni nun, ein wenig nachdenklich.

„Hör mir auf mit Säu; sonst kriagt i glei an Appetit auf 'n Schweinsbratn." Und dann traten sie wieder vors Haus, und sie gingen mit rückwärts gekreuzten Armen die Straße entlang, deren Bäume satt im Sommer standen, ein Spalier der Reifung und des erfüllten Lebens.

Und sie gingen und sagten nichts. Aber sie fühlten einander und fühlten das Versprechen, das sie einander gaben, wenn es auch nur ein Versprechen der Stunde war. Und sie dachten nimmer des anderen, des armen Menschleins, das für die Geliebte das Leben eingesetzt hatte und nun ohnmächtig im Laden hinter der Glastür lag, auf den Trümmern nicht nur einiger schwer reparabler Weckeruhren, sondern eines ganzen, großen Glückes, das es sich aufgebaut hatte, und das ihm geraubt ward; geraubt nach dem brutalen Gesetze dieser schlechten Welt, in der die Fäuste regieren, die stärker sind als das Herz und stärker als die Güte, über die sie hohnlachend triumphieren.

Bertold Heiland erwachte aus seiner Ohnmacht und fand sich allein. Er wischte sich die Augen: War das alles ein böser Spuk gewesen? Aber nein! Er sah ja die Verwüstung ringsum. Als er sich nun erhob und einige Schritte ging, empfand er seinen Körper als Klotz. Auch das Hirn schien zu versagen. Mechanisch stellte er die Gläser beiseite, holte dann den Besen und Hader und tilgte die Spuren seines Kampfes mit dem Rivalen. Dann aber trieb ihn Unruhe auf: Was war mit Anni geschehen? Er hielt es nun nimmer in seinem Laden aus. Langsam, denn ihn schmerzten die Füße, trat er auf die Straße hinaus und lugte nach den Fenstern der Hoffmeisterschen Wohnung. Vielleicht, daß von dort ein Zeichen käme... Aber er sah nichts als das purpurne Licht der roten Ampel, der den rechtsanwaltlichen Balkon magisch beleuchtete, und die Heckenröschen sah er, die sich um das Gitterwerk des Balkons rankten und ihm zuzuwinken schienen, wenn der Wind sie bewegte. Enttäuscht wandte er sich wieder und blickte nun die Straße entlang, auf der die Bänder der Trambahngeleise liefen, hell aufleuchtend im Silber der Mondnacht. Nur selten kamen späte Spaziergänger, deren Schritt noch lange nachhallte.

Als Heiland sich endlich wieder in seinen Laden begeben wollte, seufzend ob seiner Ungewißheit, da sah er zwei Liebende in zärtlichem Nebeneinander am Eck stehen. Da stand er und schaute. Und je länger er sah, desto deutlicher wurde ihm das Bild. Er erkannte Anni und erkannte den anderen. Jetzt küßten sie einander, und nun eilte Anni dem Hause zu.

Nein... nein... er wollte ihr nicht begegnen. Er eilte in seinen Laden so schnell, wie ihn seine kurzen Beine tragen konnten. In seinem Arbeitsstuhl, dessen Polsterung dünn geworden war, als Opfer ungezählter Arbeitsstunden, sank er zusammen und weinte bitterlich. —

Anderntags brachte die Hausmeisterin ihm ein Päckchen. Er wickelte daraus die tulasilberne Armbanduhr, sein Verlobungsgeschenk, und einen Brief. Anni schrieb ihm:

„Werter Herr Heiland,

es ist nun mal so geschehen, wie es gekommen ist, und ich bin dem Beni nun mal so herzlich gut, wenn er auch ein rechter Hallodri ist und Sie ein so herzensguter Mann. Aber ich glaube, daß wir doch kein rechtes Paar nicht abgegeben hätten mitsamm, und ich bin auch noch jung und möcht was vom Leben haben. Vielleicht finden Sie bald eine andere, die wo besser ist als ich und das viele schöne Geschirr verdient. Und auch die Armbanduhr. Füge selbe bei. Es hat eben nicht sollen sein. Sie werden mich darum nicht für schlecht halten, Bertl.

Achtungsvollst

Anna Dankeswarter, Kinderfräulein.

P.S. Der Herr Lechner ist auch gar nimmer böse auf Ihnen.

Entschuldige auch die schlechte Schrift und das Papier, da kein schöners habe. Anni."

Heiland fühlte sich so schrecklich müde. Alles schien ihm leer. Er saß still da und grübelte. Aber seine Gedanken blieben stets am gleichen Fleck. Dann aber, als es wieder Abend geworden war, kam tiefe Wehmut über ihn. Er hielt den Kopf in den großen flaumigen Händen und empfand das gleichmäßige Ticktack seiner Uhren. Und blickte auf und sprach vor sich hin:

„Ihr habt es gut... Ihr seid geborgen... Eure Herzen dort droben gehen im rechten Takt. Wer aber kümmert sich um das Werk, das in meiner Brust drinnen hämmert und pocht? Gibt's einen Meister, der's wiederaufzieht, wenn's stillstehen will? Der's abhorcht und richtet, wenn sein Klopfen die Maße der Stunde verkennt?"

Und die ganze letzte Zeit seines Lebens, die Beseligung, die er nur zögernd und immer wieder zweifelnd hingenommen, bis er sich am Ende doch hatte überzeugen lassen... diese ganzen Wochen standen wieder vor ihm. Und — er begriff nicht, was eigentlich ihm geschehen war: „Wozu denn all das? Ich bin aus meiner Ruh, die mein Glück war, aufgescheucht worden. Und nun zurückgeworfen in eine viel herbere Einsamkeit. Darf der Mensch nur sich selber dienen und seinem Trieb? Glück ist Güte. Warum sollt es nicht auch Glück sein, anderer Glück zu bauen?"

Er seufzte wieder. „Uhrmacherlein," sagte er zu sich selbst, und es klang ein bißchen Humor darein, „tu wieder, was du früher getan. Bleib abseits mit deines eigenen Herzens Wünschen. Aber die der anderen stimme wie das Schlagwerk deiner Uhren. Stelle sie auf den gleichen Ton und freue dich des tonsamen Zusammenklanges."

Er ging zur Ruhe. Hatte er sich wiedergefunden? Dicht lagen die grünen Rolläden vor Uhrmacher Heilands Fenstern. Dahinter aber wuchs die Stille, die trächtig ist und Geister gebiert, die den Menschen aufstacheln, mit ihnen zu rechten: Geister aus Wunsch, Sehnsucht und den trüben Erkenntnissen des Alltags.

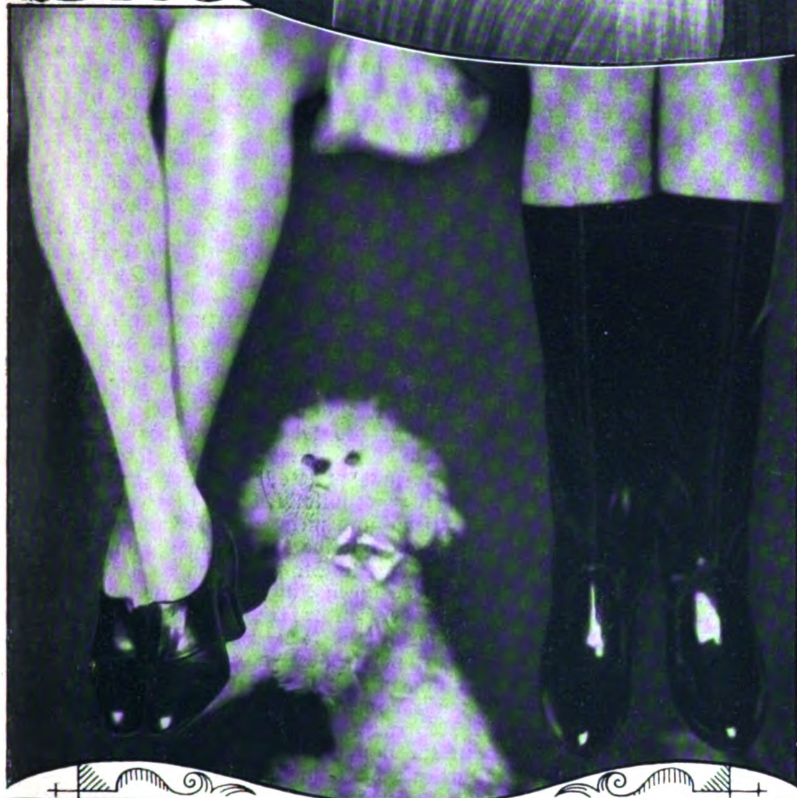
Wer weiß, ob nicht hinter den grünen Läden einer war, der mit weit aufgerissenen Augen ins Dunkel starrte, fragend, suchend... mit Augen, die vor lauter Herzeleid nimmer weinen konnten?

Elegante Fußbekleidung der Dame

Spezial-Aufnahmen durch unsere Wiener Mode-Korrespondentin Claire Patek (Phot. Edith Glogau, Wien.)

Im Oval: Die Tänzerin Ria Guenzel in schwarzen Seidenschuhen mit Straßabsätzen.
Mitte links: Braune Straßenschuhe (links) mit verschieden getönten Lederpatten, daneben hohe Straßenschuhe in Lack.
Mitte rechts: Frau Lotte Schöne (Staatsoper zu Wien) in hellen Krokodilschuhen mit origineller Spange.







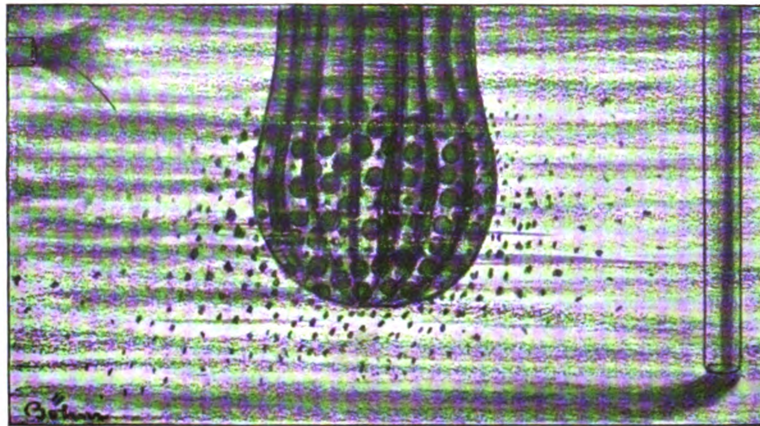




Die Tänzerin Ria Guenzel in schwarzen Sämisch-Lederschuhen mit großem Silbermonogramm.
Rechts nebenstehend: Schwarze Lackschuhe mit seitlichem Silbermonogramm.
Modelle: Leopold Jellinck, Wien.

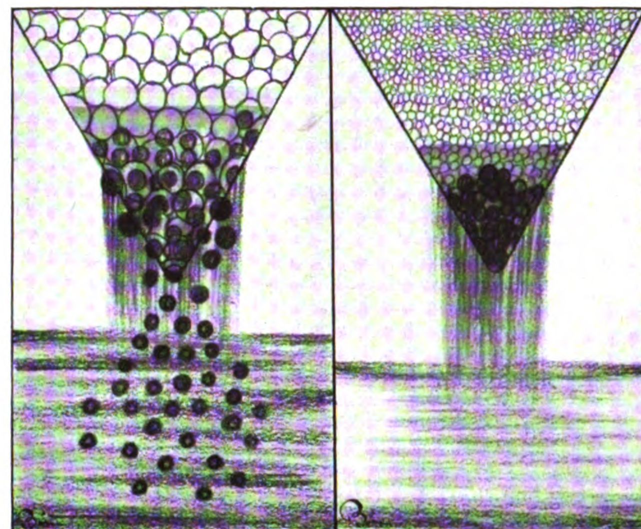
Vom Reich der feinverteilten Stoffe. / Von Hans Wolfgang Behm.

Der Entdeckung des Ultramikroskops, eines Kleinsehers, der gestattet, Teilchen vom winzigen Ausmaß bis gegen ein Milliontel Millimeter hin in Gestalt von hellen Beugungsscheibchen auf dunklem Grunde noch erspähen zu können, und der weiteren Entdeckung der Gallert- oder Ultrafilter, deren Porenfeinheit weit über die eines gewöhnlichen Filters hinausreicht, verdankt die Wissenschaft der Kolloidchemie ihre eigentliche Selbständigkeit und befruchtende Rückwirkung auf alle Gebiete der Naturforschung. Der Name „kolloid" geht, einer älteren Bezeichnung treubleibend, auf bestimmte Eigenschaften leimähnlicher Stoffe (colla = Leim) zurück. Wir sprechen heute vom kolloiden Zustand der Stoffe und verbinden damit die Anschauung, daß dieser Zustand ein allgemeinmöglicher der Materie ist. Dieser Zustand ist wandelbar und wird wesentlich bestimmt durch die Größe von Teilchen, die einem anderen Stoffe, dem Zerteilungs- oder Lösungsmittel, eingelagert sind.



1. Die Poren eines Pergamentbeutels, der in eine Flüssigkeit taucht, lassen wohl winzige Kristalloide (Zucker, Salz) durch, halten aber Kolloidteilchen zurück.

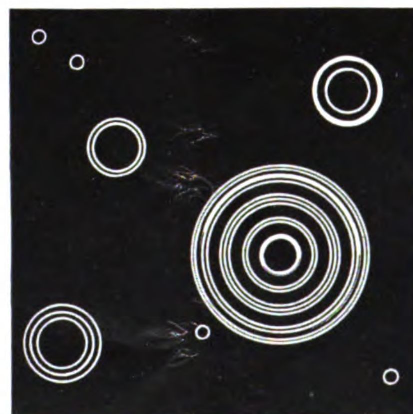
Drei beliebig gewählte Beispiele lassen sofort erkennen, daß ein Stoff einem anderen bald molekular, bald kolloid oder in noch gröberer Zerteilung beigeordnet sein kann. Zucker ist in Wasser, sofern nicht übersättigt, echt gelöst. Mit keinem optischen Mittel sind die bis zu den kleinsten Masseteilchen oder Molekülen zerspaltenen Zuckerteilchen wahrnehmbar. Die Teilchen (kleiner als $^{1}/_{1\,000\,000}$ mm) vermögen die Poren von Pergamentpapier, Schweinsblase, Wursthaut, Fischblase oder Kollodiumhaut glatt zu durchlaufen, d. h. zu dialysieren (Abbild. 1). Verdampfende Zuckerlösung kristallisiert aus. Der Zucker ist ein Kristalloid. Eine Kleisterlösung etwa zeigt schon andere Eigenschaften. Die feinverteilten Kleisterteilchen sind erheblich größer als Moleküle und vermögen gar nicht oder nur ganz unmerklich zu dialysieren. Sie durchlaufen auch noch glatt ein gewöhnliches Papierfilter, werden dagegen vom feinporigen Gallertfilter zurückgehalten. Wollen wir aus einem Lösungsgemisch solch kolloid zerteilten Stoff rein erhalten, so lassen wir demgemäß, mitunter bei entsprechendem Druck, die Flüssigkeit durch ein Gallertfilter tropfen (Abbild. 2). Dadurch wird der Kolloidanteil von seinem Lösungsmittel befreit, während die Dialyse nur eine Befreiung des Kolloidanteils von beigemengten Kristalloiden gestattet. Kolloidzerstäubte Teilchen sind in Form von Beugungsscheibchen (Abbild. 3) im Ultramikroskop nachweisbar (Größe zwischen $^{1}/_{10\,000}$ bis $^{1}/_{1\,000\,000}$ mm). Tierkohle oder die Fetttröpfchen der Milch endlich verharren lediglich grob aufgeschwemmt im wässerigen Lösungsmittel. Schon der gewöhnliche Kleinseher zeigt die Teilchen (stets größer als $^{1}/_{10\,000}$ mm) auf, und das gewöhnliche Papierfilter hält sie zurück.



2. Kolloidteilchen gehen durch ein gewöhnliches Filter (links), werden aber von einem Gallertfilter zurückgehalten.

Für viele Stoffe nun, wie Leim, Harz, Gelatine, Kautschuk, Eiweiß und alle das Leben bestreitenden Stoffe, scheint der kolloide Zustand unter natürlichen Verhältnissen das Gegebenste zu sein. Der zerteilte Stoff selbst kann verschieden elektrisch geladen sein, je nach Teilchengröße die verschiedensten Farberscheinungen hervorzaubern oder in mehr oder weniger lebhaftem Teilchentanz (Brownsche Bewegung) sich gefallen. Nicht nur der zerteilte Stoff, sondern auch das Zerteilungsmittel kann den drei Formaten fest, flüssig oder gasförmig unterworfen sein, und es ergeben sich daraus die wechselfältigsten Zerteilungssysteme.

Sonderlich das Studium von Zustandsänderungen innerhalb kolloider Systeme hat uns Welten überraschender Erkenntnisse erschlossen. Sobald eine kolloide Lösung in dem beschwingten Zustand einer Flüssigkeit verharrt, bezeichnet man sie als Sol. Unter bestimmten Bedingungen vermögen nun Sole in den festweichen Zustand einer Gallerte oder eines Gels überzugehen. Unsere Puddings, Fruchtgelees oder Sülzen sind bezeichnende Beispiele hierfür. Schon die Sole allein, vor allem solche, in denen die Stoffteilchen tröpfchenartig im Lösungsmittel verweilen (Emulsoide), weisen eine erhebliche Zähigkeit oder Schwerbeweglichkeit (Viskosität) auf, deren Grad sich bei geeigneter Versuchsanwendung relativ bestimmen läßt. Zusätze von Salzen der Schwefel-, Phosphor- oder Kohlensäure erhöhen in der Regel die Zähigkeit; Zusätze von Verbindungen bestimmter Grundstoffe mit Chlor erniedrigen sie.



3. Hell auf dunklem Grund erscheinende Beugungsscheibchen im Ultramikroskop.

Gallerten halten in der Regel nicht nur viel Wasser gebunden, sondern vermögen auch bei reichlich vorhandenen Kolloidteilchen Wasser beträchtlich anzusaugen. Das zerteilte System vergrößert seinen Raum, es quillt. Eine trockene Leimscheibe, mit Wasser in Berührung gebracht, quillt. Mit Wasser begossene Erbsen in verschlossener Flasche quellen und führen zur Sprengung der Flasche. Quellende Bäume sprengen Felsen auseinander. Zum mindesten darf die gewaltige Quellungskraft der wasserreichen Kolloide nicht mißachtet werden als Mittel jener treibenden Kraft, die unaufhörlich im lebendigen Körper wirkt und schafft. Ist doch der Grundbildungsstoff oder das Protoplasma in all den Milliarden Zellen, die einen höheren lebendigen Körper zusammensetzen, nichts anderes als ein äußerst verwickeltes kolloides System. So läßt es sich sehr wohl begreifen, wie infolge von Quellungskräften das Wasser bis zu den höchsten Spitzen der Bäume gehoben werden kann. Bei der Bildung von Gallerten durch Ausflockung oder Koagulation (Abbild. 4), hervorgerufen durch bestimmte Belichtung oder Bestrahlung, durch Schleudern, Zentrifugieren, Schütteln, elektrische Vorgänge u. dgl. m., fallt eine vordem feine kolloide Zerteilung allenthalben einer gröberen Zerteilung zum Opfer. Erst bei einer der Ausflockung entgegengesetzt verlaufenden Erscheinung (Peptisation) können die zusammengeflockten Kolloidteilchen wiederaufgelockert werden, so daß sie auseinanderstreben.

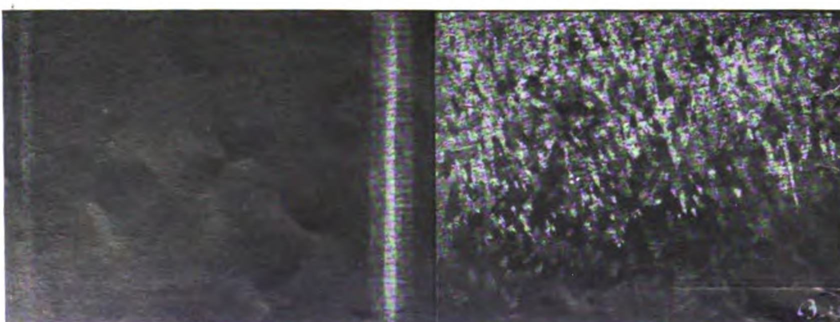
Der Trockenrückstand einer kolloiden Lösung kann durch Zusatz des Lösungsmittels wieder kolloide Eigenschaften annehmen (umkehrbar oder reversibel) oder nicht (nicht umkehrbar oder irreversibel). Bestimmte Schutzkolloide, wie Kasein, Hausenblase, Eieralbumin usw., vermögen der Nichtumkehrbarkeit vorzubeugen.

Ein feinzerteilter Stoff berührt naturgemäß unter gewaltiger Oberflächenentwicklung das Zerteilungsmittel. Denken wir uns in einem Glase Wasser etwa einen Fingerhut kleinster Kolloidteilchen eingelagert, so grenzen sich diese mit einer Oberfläche von mehreren tausend Quadratmeter gegen das Wasser als Zerteilungsmittel ab, und im Zusammenhang damit ist allerhand chemisch-physikalischen Gegenwirkungen ein weiter Spielraum geboten. Wiederum vermögen Stoffe mit großer Oberfläche, wie es zumal bei unseren Kolloiden gegeben ist, andere Stoffe an sich zu fesseln oder zu adsorbieren. Auch Kolloide unter sich zeigen Adsorption. Umgekehrt können Kolloide wieder selbst von anderen Stoffen, die, wie etwa Knochenkohle, ein hohes Bindungsvermögen besitzen, gebunden werden. Woselbst kolloide Lösungen an Grenzflächen stoßen (z. B. Gefäßwände), bestehen an solchen Grenzflächen verschiedenartigste Kraftunterschiede, die nach Ausgleich drängen.

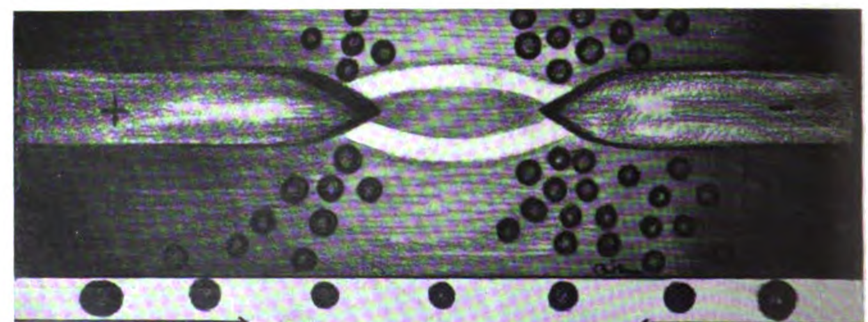
Bei der Herstellung kolloider Lösungen ist es gegeben, entweder eine molekulare Zerteilung zur Verdichtung (Kondensation) zu bringen oder umgekehrt gröbere Stoffe zur Größe von Kolloidteilchen herabzumindern. Wird beispielsweise zwischen zwei Metalldrähten unter reinem Wasser ein elektrischer Lichtbogen erzeugt, so erfolgt eine Zerstäubung des Metalls von den Drahtspitzen aus (Abbild. 5). Schon ist die Technik daran, durch Ausmahlen (Kolloidmühle) Stoffe bis zur Kleinheit von Kolloidteilchen zu zerstäuben.

Tausend und mehr Untersuchungen haben erwiesen, daß kolloide Zerteilungssysteme fast ausnahmslos jenen Stoffen zu eigen sind, die dem Wirken lebendigen Daseins entsprungen, aber auch sonst in der Natur reich verbreitet sind. Dem Lebensforscher werden kolloide Erkenntnisse von heute zur zwingenden Notwendigkeit, um das sehr verschlungene Wechselspiel lebendigen Wirkens und Webens zu verstehen. Ein Körper ist nur dann gesund, wenn in seinem kolloiden Gesamtzustand Gleichgewicht herrscht. Die Fruchtbarkeit des Bodens ist abhängig von seinen Kolloiden, und die Beziehungen zur Landwirtschaft sind gegeben. Den kolloiden Getreidehalm, der im Verhältnis zur Dicke mehrmals höher als der höchste Wolkenkratzer ist und doch so festgefügt und unzerbrechlich auf dem Felde steht, umwittert die Hoffnung einer späteren Verwirklichung nie geschauter Wunderwerke der Technik. Nahrungsmittelchemie und Lebensmittelindustrie sind restlos kolloidchemischen Erwägungen unterworfen, und wo auch immer Industrieschlote rauchen, steht wie ein unsichtbarer Geist dahinter die Welt der Kolloide.

Ergriffen stehen wir vor dem zauberhaft rosenroten Opal im Grünen Gewölbe zu Dresden. Bestünde dieser Opal nicht aus kolloider Kieselsäure, der Zauber verschwände augenblicklich. Kolloide Goldteilchen in einer Glasmasse lassen diese rubinrot leuchten. Wir entziehen durch Milchglas unser Zimmer dem Auge der allzu Neugierigen. Das mit Flußspat hergestellte Glas ist milchig, weil es Fluorkalzium in kolloider Lösung enthält. Eine Panik, nicht auszudenken, bemächtigte sich unseres zarteren Geschlechtes, so der Spiegel plötzlich fehlte. Der sich aber nur bilden konnte, indem sich Silber unter bestimmten Bedingungen aus einer kolloiden Metalllösung auf einer Glasfläche niederschlug. Tagtäglich schreiten wir über zementene Pflaster. Wo gebaut wird, ist Zement. Alle Eigentümlichkeiten des Zements sind aber durch kolloide Zustände und Wechsel innerhalb dieser bedingt. Ein vordem elastisches Kolloid wird beim Eintrocknen steinhart. Der kolloide Kitt bindet trefflich und schützt im Eisenbeton als dichte Schutzschicht das Eisen vor dem Rosten.



4. Lösung von Lampenschwarz, die (rechts) ausflockt (koaguliert).



5. Zerstäubung von Metalldrähten im elektrischen Lichtbogen.

Immergrünes Gehölz als Vogelschutz.

Aus falschen Voraussetzungen heraus sind die immergrünen Pflanzen von uns zu wenig beachtet worden. Heute beginnen wir uns von der alten falschen Meinung zu befreien und uns die Vorteile der immergrünen Pflanzen wiederzuerschließen.

Wir wissen, daß schon im architektonischen Garten immergrüne Gehölze mit Vorliebe von unserer Vogelwelt als Niststätten aufgesucht werden. Neben den stachligen Fichtenarten werden Tannenarten mit flach liegenden und breit ausladenden Ästen bevorzugt. Lebensbaumhecken sind durch rechtzeitigen Rückschnitt anzuregen, noch dichtere Verzweigung zu bilden, als ihnen von Hause aus eigen ist. In gleicher Weise erfreuen sich die Taxus als Vogelheimstätten großer Beliebtheit. Der mannigfache Formenreichtum vom säulenartigen Aufbau bis zum breiten dichten Busch bietet Nistgelegenheiten durch Quirlbildung in reicher Zahl. Lebensbaum und Scheinzypressen in höherem Alter mit schlankem Wipfel bauen sich zu willkommeneren Exemplaren aus als jugendliche Pflanzen mit schwacher Verzweigung. Die Anpflanzung von Wacholder hat sich durch seine stechenden Nadeln für die junge Brut als nachteilig herausgestellt, wenn auch die Beeren eine gewisse Bedeutung haben.

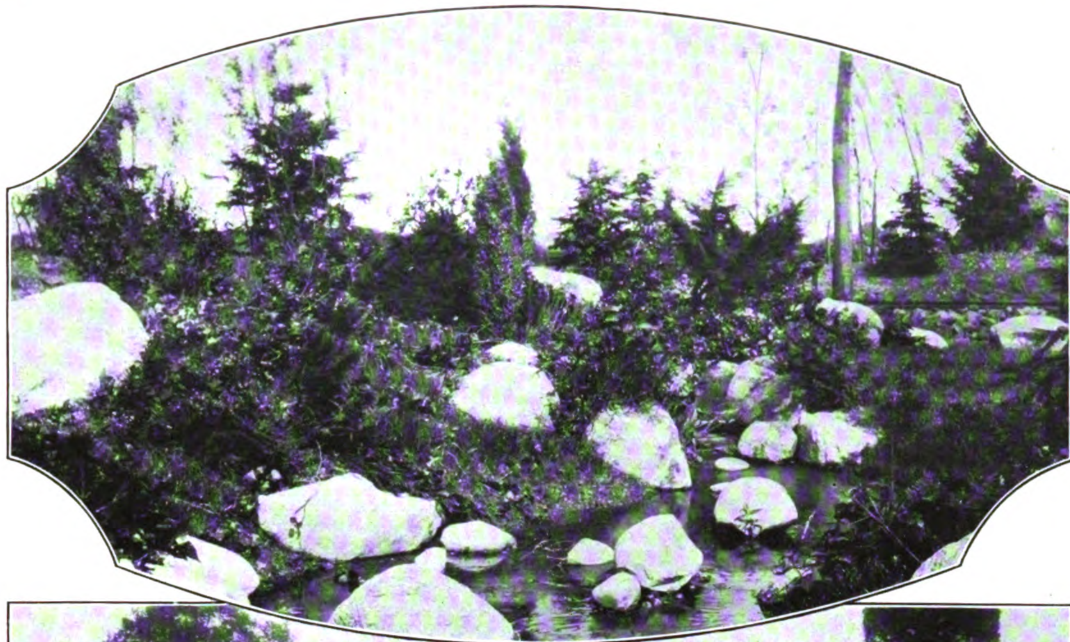
Aus der Vorliebe der Vogelwelt für unsere Koniferen ergibt sich sinngemäß eine große Kulturwichtigkeit für immergrüne Sträucher als warme Schlupfwinkel. Die Waldrandhecken, die Wildremisen, die Wildhecken am Rain, alles muß mehr vom immergrünen Strauch beherrscht werden. Dies hat bei uns mit um so größerem Nachdruck zu geschehen, weil die Kulturwüste alljährlich zunimmt. Nur dort, wo Knicks die Weideplätze trennen oder die Gräben von schützendem Gebüsch begleitet werden, hat die Vogelwelt die letzte rettende Insel gefunden.

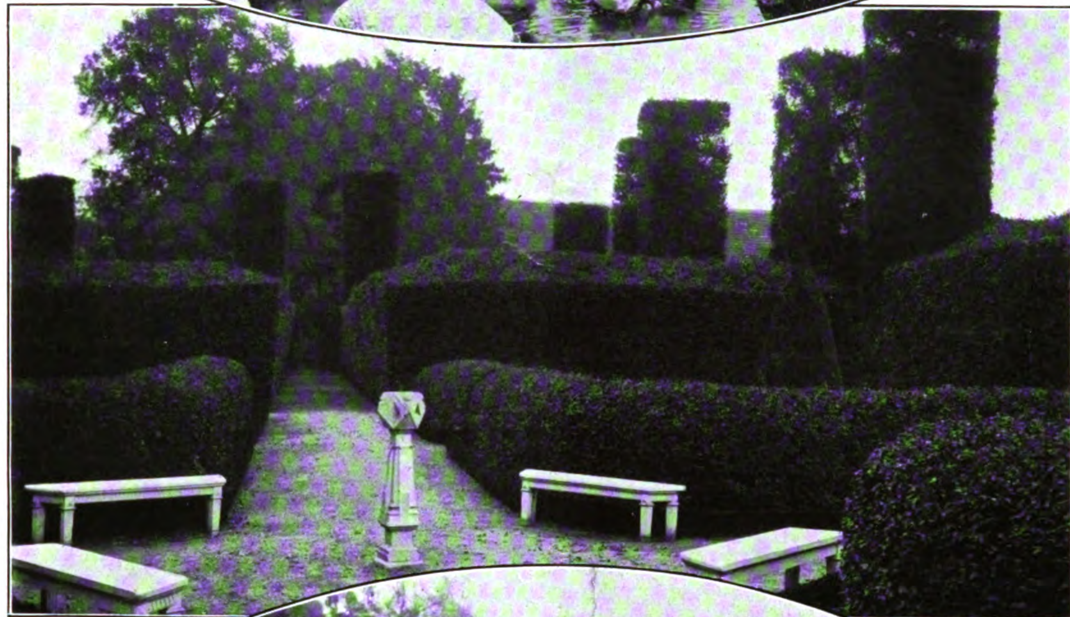
Schwer wird es halten, bahnbrechend vorzugehen, um dem Antlitz der Natur die alten treuen Züge von einst wiederzugeben. Stacheldraht und kalte Betonmauern müssen immergrünen Wänden weichen, denn schon beginnt sich eine Schädlingswelt zu entfalten, die den raffiniertesten Bekämpfungsmethoden trotzen wird, wenn wir uns nicht der von Natur aus gegebenen Hilfe der Vögel und Kleintierwelt bedienen. Ihnen aber müssen wir den besten Schutz in der vollkommensten Form angedeihen lassen. Die immergrünen Pflanzen sind hier die kräftigste Stütze. Wir brauchen nur die richtigen Arten auszuwählen, die mit bewehrtem Schutz, mit Früchten und Blüten dem ästhetischen und wirtschaftlichen Nutzen in jeder Weise gerecht werden. Die Rhododendren sind schnell ein eiserner Bestand in der idealen Landschaftsgestaltung und im Forst geworden. Ähnlich wird es mit vielen immergrünen Arten sein.

Wunderbarerweise haben die Beobachtungen ergeben, daß immergrüne Pflanzen in den Lagen, wo sie sich gut entwickeln, eine außerordentliche Widerstandsfähigkeit gegen Rauch und Staub beweisen. Damit kann für die Zukunft einer Verödung der Pflanzungen vorgebeugt werden, die unter jenen nachteiligen Einwirkungen der Industrie zu leiden haben. Kiefer und Fichte weichen dem Vordringen und dem Ausbau der Städte. Aber unsere immergrünen Arten mit ihrem glänzenden, lederartigen Blatt widerstehen sogar in dem kleinen Hausgärtchen bei dichter Bebauung schädigenden Einflüssen viel mehr als die laubabwerfenden Gehölze mit weichem Blatt. Auch ist dem allgemeinen Naturempfinden die malerische Entwicklung immergrüner Arten viel angenehmer als die meist wiederkehrende Pyramidenform der Koniferen.

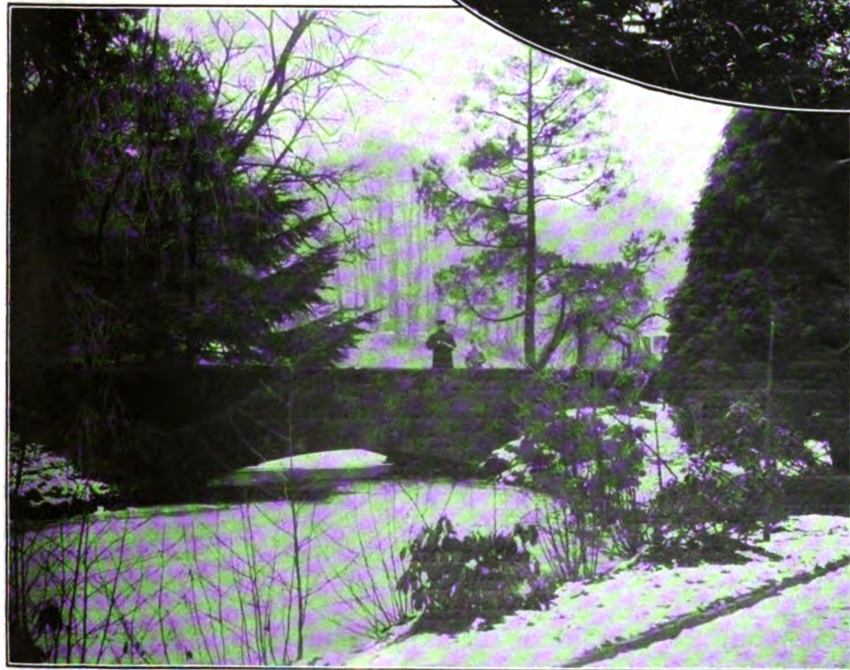
Man wird also nicht nur unseren heimischen Vögeln mit der Anpflanzung immergrünen Gehölzes eine Zuflucht schaffen, sondern auch allen denen einen Dienst erweisen, die die Schönheit der Landschaft zu schätzen wissen.

H. Schmidt,
staatlich diplom. Gartenbauinspektor.











Oben: Bodendeckende immergrüne Pflanzung in der Heide. — **Mitte:** Immergrüne Hecken in einer Gartenanlage. — **Im Oval:** Immergrüne Insel im Waldpark. — **Unten links:** Koniferen und immergrüne Pflanzen im Landschaftspark. — **Unten rechts:** Immergrüne Rhododendron-Randpflanzung am Teich.

Die Verbannten

• NOVELLE • VON • KARL • FEDERN •

(1. Fortsetzung)

Ich weiß. Dubec hat es mir berichtet. Lieber Abbé, ich habe Ihnen all das nicht nur erzählt, um Ihnen als meinem Gast und als einem Manne von Geist eine Nachmittagsunterhaltung zu bieten, die Sie interessieren könnte. Ich kann nicht oft und nicht lange hier sein, und ich habe manchen Grund, zu wünschen, daß jemand hier über diese Personen Bescheid wisse. Und da kommt nur ein Mensch in Frage: Sie. Viele Fäden laufen zwischen den Kabinetten von Madrid und Versailles, und einer jetzt vielleicht über Saint-Eloi. Es könnten sich Dinge hier ereignen, die mir nicht erwünscht wären.'

‚Und was sollte ich tun, gnädiger Herr?'

Der Marquis machte eine Bewegung mit beiden Armen, wie einer, der sagen will, er wisse es nicht. ‚Ich wollte nur, daß Sie Bescheid wissen, lieber Freund.'

Damit erhob er sich und die beiden anderen gleichfalls, und alle drei sahen durch das Fenster über die Ebene hinaus, wo das weite Grün des alten Parks zwischen den Dächern und Gärten von Saint-Eloi sichtbar war.

Als mein Onkel am späten Abend nach dem Pfarrhof zurückging — der Marquis hatte ihm seinen Wagen angeboten, aber er hatte ihn abgelehnt — schritt er nachdenklicher als je den gewundenen Hügelweg hinab. Es war völlig Nacht, als er am Tor des alten Parks vorüberkam. Im tiefen Schatten der Obstbäume, die über eine Gartenmauer auf der andern Seite der Straße ragten, blieb er einen Augenblick stehen und sah hinüber. Er wollte weitergehen, als ein Geräusch ihn innehalten ließ. Irgend etwas bewegte sich im Park. Das Gittertor wurde leise geöffnet; irgend jemand kam heraus und entfernte sich in der Richtung, aus der er selbst gekommen war. Das Tor wurde wieder geschlossen. Dem Abbé war, als müßte er ein schlechtes Gewissen haben, weil er unabsichtlich wie ein Lauscher und Spion gehandelt hatte. Und er dachte ohne Ergebnis nach. Was er belauscht hatte, ließ zu viele Deutungen zu.

Als der Herbst vorschritt und die Bäume und Büsche kahl wurden, konnte man durch das Gittertor in den Park hinein und den Pavillon zwischen fahlen, entfärbten Wiesen und später grau im weißen Schnee liegen sehen. Bisweilen fuhren die alten Leute in der Karosse über die nassen, blätterbestreuten oder beschneiten Wege. Nur zu Weihnachten zur Christmesse fuhren sie aus dem Park heraus nach der Kirche. Ein roter Teppich wurde über den Schnee gelegt, seidene Kissen nach den Betstühlen des Herrn von Saint-Eloi bei der Sakristei getragen. Reich und prächtig gekleidet, aber verfallen in Zügen und Haltung, stiegen die Fremden aus, und alle Leute gaben ihnen ehrfürchtig und in atemloser Neugier Raum. Sie saßen in unserer kleinen Kirche dem Altar ganz nahe, und da ich meinem Onkel beim Hochamt als Ministrant behilflich war, konnte ich das Husten des Greises und manchmal das schwere Atmen der alten Dame hören. Aber sonst sahen sie starr und unbeweglich auf ihre Gebetbücher nieder, nur der Abbé Azafas wendete hier und da sein schönes durchfurchtes Gesicht langsam, langsam nach dem Pfarrer oder nach der Gemeinde.

Der Winter war in diesem Jahre lang und rauh mit Schneestürmen oder endlosem kalten Regen. Saint-Eloi lag ungeschützt auf einer weiten Hochebene; die hohen Räume im Pavillon waren, obwohl das Brennholz reichlich war, schwer zu heizen. Immer öfter fuhr der Wagen des Doktors von Garcheville auf den gefrorenen oder aufgeweichten Straßen herüber und hielt vor dem Hause. Eines Tages kam der Doktor auch nach dem Pfarrhof gefahren und bat meinen Onkel, die alten Leute bisweilen zu besuchen; sie selbst hätten es verlangt. All dies erfuhr ich viel später, da ich nur zu Weihnachten dagewesen und schon lange wieder in Sens war. So kam er bald ziemlich regelmäßig in den Pavillon. In den Zimmern, die die Gastlichkeit des Marquis reich ausgestattet hatte, saß am Kaminfeuer, häufig hustend, sehr stolz und sehr gebrechlich der alte Mann, und, wenn sie außerhalb des Bettes war, schwer atmend, Heiligenbilder betrachtend oder, die Hände auf den Stuhllehnen, mit den großen, trüben Augen ins Leere schauend, die alte Dame. Hier und da spielten sie Karten. Den Geistlichen traf der Abbé zumeist schreibend oder lesend, über Papieren und Akten. ‚Er schreibe an seinen Memoiren', sagte er einmal. Darauf machte der alte Mann am Feuer eine Bemerkung, die mein Onkel nicht verstand, und auf die seine Frau mit ungewöhnlichem Feuer erwiderte. Ein beinahe jugendliches Lächeln war auf ihren welken, schlecht geschminkten Lippen, und die ein wenig fette, aber hübsche Hand bewegte sich auf der Stuhllehne. Sie sprach lange, und immer feierlicher wurde ihr Ton. Der Abbé verstand einzelne Worte, die immer wiederkehrten, wie ‚mio hijo' (mein Sohn) und ‚el rey' (der König), und er glaubte zu erkennen, daß sie von ihrer Rückkehr redete. Dann aber schien sie wieder von lang vergangenen schweren Ereignissen zu sprechen und zuletzt zu drohen und zu prophezeien. Solange sie sprach, sah der Abbé Azafas sie gespannt, wie lauernd an. ‚Y qué culpa tengo yo?' fragte er, als sie geendet hatte, worauf der alte Marques im Lehnstuhl, ohne sich umzuwenden, vor sich hin die Worte ‚Linda burla!' sprach. Die alte Dame und der Geistliche warfen einander einen raschen Blick zu. Sowohl die Frage des Geistlichen, die ‚Und welche Schuld habe ich?' bedeutete, als auch die Worte des Greises: ‚Guter Spaß!' hatte der Pfarrer wohl verstanden. Die anderen aber schienen sich jetzt plötzlich wieder seiner Anwesenheit zu erinnern und wendeten sich an ihn mit irgendeiner höflichen Frage nach den Verhältnissen eines Klosters oder einer Kirche der Nachbarschaft.

Aber allmählich lernte der Abbé Chazin durch den Verkehr ihr Spanisch besser verstehen.

An einem der nächsten Tage trat der Wirt der ‚Alten Glocke' an ihn heran, als er vorüberging, und bat ihn, er möge seinem Sohn ins Gewissen reden, der in das fremde Weibsbild vernarrt sei und keine andere zur Frau nehmen wolle. Er erfuhr, was er bis dahin noch nicht gewußt hatte, daß einige Wochen vorher an einem Tage, der offenbar ein spanischer Festtag war, die Dienerschaft aus dem alten Park im Wirtshaus erschienen war und sich ganz verändert gezeigt hatte. Insbesondere hatte die Kammerfrau mit den hochgesteckten schwarzen Schleiern und den kleinen Schuhen in einer Weise getanzt, die alle hingerissen hatte. Damit hatte die Sache angefangen. Mein Onkel, der dies zu bedenken und mit dem jungen Mann zu reden versprach, war indes nicht wenig überrascht, als einige Tage später der alte Choquart, der reichste Mann des Ortes, ihm mit der gleichen Klage kam: auch sein Sohn lief der Fremden nach. Als er Nicolas, den Wirtssohn, traf und zur Rede stellte, meinte der, es sei doch eine Christin, und es sei doch auch möglich, daß sie etwas Geld hätte, jedenfalls habe er noch kein Weib getroffen, das so den Teufel im Leibe hätte beim Tanzen.

‚Jawohl, den Teufel!' sagte der Pfarrer, und Nicolas grinste. Auf die Frage, ob denn die Spanierin ihn wolle, lächelte er nur. Dagegen wurde sein Gesicht finster, als der Pfarrer fragte, ob der lange Simon Choquart nicht ebenso denken könne, und mein Onkel erfuhr, daß auch ein Wachtmeister der Maréchaussée in Garcheville, der bei jenem Tanz gewesen, sich seither immer wieder im Ort zu tun mache und um den alten Park herumspüre. Er begann zu vermuten, daß die Spanierin im stillen nicht ganz so stolz und abweisend sein mochte, wie sie sich öffentlich zeigte.

Er fand bald eine Gelegenheit, sie zu sprechen. ‚Meine Tochter,' sagte er, und sie beugte sich demütig, ‚ich habe mit dir zu reden. Ich möchte dich warnen.' Da warf sie lauschend, wie fragend, den Kopf zur Seite. ‚Man spricht allerlei von dir in Saint-Eloi.'

‚Ich höre nicht darauf', sagte sie schnell. ‚Wer auf die anderen hört, hört nichts Gutes.'

‚Ja, es ist Ärgernis entstanden.' Sie schwieg, mit einem Gesicht, als verstünde sie nicht. ‚Kennst du einen der jungen Männer im Ort?'

‚Son brutos' — Sie sind Dummköpfe — erwiderte sie kurz.

‚Wer? Wen meinst du?'

‚Todos.' — Alle.

‚Hast du keinen Anlaß gegeben?'

‚Wozu?'

Der Pfarrer wußte nicht, was er erwidern sollte. ‚Gewiß, es kann auch ohne dein Zutun entstanden sein. Aber ...'

‚Was die Narren glauben, die Träumer sehen, die Schwätzer sagen, das kümmert mich nicht.'

‚Mit diesen Sprüchen kommen wir nicht weiter, mein Kind', sagte der Abbé Chazin ärgerlich. ‚Sage mir offen: Gefällt dir einer der jungen Leute hier?'

‚Ich frage nach keinem.'

‚Aber sie fragen nach dir!'

Sie lächelte finster. ‚Son brutos', wiederholte sie. In diesem Augenblick trat der Abbé Azafas ein, um den Pfarrer in den Salon zu führen, und er folgte ihm. Als er des Abends nach Hause ging, mußte er über das Gespräch lachen und ärgerte sich auch wieder. Er ließ sich nicht gern hinters Licht führen. Dennoch wußte er nicht, was er tun sollte. Er sah die Lichter aus den Fenstern der Häuser und Hütten schimmern, über die der Schneewind ging; in allen wußte er Schicksale, die ihm am Herzen lagen. Aber seitdem die Fremden da waren, seitdem er die Erzählung des Marquis gehört, war eine Unruhe gekommen, und auch ihn beschäftigte ihre Anwesenheit und störte ihn in seinem Frieden und in seinen gelehrten Arbeiten. Sie verfolgte ihn bis in seine Träume. Er sah unendliche Wagen mit fremd gekleideten Menschen auf allen Straßen heranrollen und den Ort erfüllen; ein Gewühl von Menschen war um den alten Park, und die Wagen, die mit schweren Ketten behangen waren, rasselten so, daß er aus dem Schlaf auffuhr. Und das Wagenrollen und Rasseln hörte darum nicht auf. Es toste in sein Zimmer, daß die Scheiben klirrten, und als er aufstand, seine Soutane umwarf und ans Fenster eilte, um zu sehen, was der Spuk bedeute, sah er tatsächlich einen sechsspännigen

ELISABETH BERGNER
die berühmte Berliner Schauspielerin, die namentlich durch ihr Auftreten in der Titelrolle von B. Shaws Drama „Die heilige Johanna" Weltruf erlangt hat





TONI v. EICK
die talentierte 15jährige Schauspielerin, die bei ihrem ersten Auftreten auf der Bühne in der Aufführung von W. Speyers Drama „Südsee" der Münchener Kammerspiele starken Erfolg errang

FARBIGE PORTRÄTZEICHNUNGEN
VON EGON FRIEDR. MARIA ADERS

Wagen, der von Reitern, die Fackeln trugen, umgeben war, über den schlecht gepflasterten Platz jagen und in einer Seitengasse verschwinden.

Am nächsten Morgen wußte er nicht, ob auch das nur ein Teil des Traumes gewesen. Er kam eben von einer ewigen Messe zurück, die er an diesem Morgen zu lesen hatte, und stand vor seinem einfachen Bücherschrank, als jemand an seiner Tür klopfte und auf seinen Ruf der Abbé Azafas eintrat. Er entschuldigte sich, daß er unangemeldet komme, aber er habe das Haus offen gefunden und niemanden getroffen.

Der Pfarrer lächelte. Sein Haus sei nicht verschlossen, sagte er, und die Magd sei wohl einkaufen gegangen. Er fragte, womit er dem Herrn Konfrater dienen könne.

Dieser zog ein versiegeltes Wachstuchpaket aus den tiefen Taschen seines geistlichen Rocks. Es enthalte den fertigen Teil seiner Memoiren, sagte er, die er ihm, dem Pfarrer, zur Aufbewahrung übergeben wolle, um sie in Sicherheit zu wissen.

Sehr erstaunt fragte mein Oheim, ob sie denn bei ihm im Park nicht weit sicherer seien als in seinem ungeschützten kleinen Hause?

‚Niemand von uns ist sicher', erwiderte Don Pascual Azafas. ‚Nicht Ihre Exzellenzen, nicht ich noch meine Papiere. Wenn etwas geschehen sollte, bei Ihnen wird man nicht suchen.' Und da der Abbé Chazin ihm nochmals sein Erstaunen aussprach, fügte er hinzu: ‚Ja, es ist bitter und erstaunlich, wenn Menschen, die nur das Gute gewollt und getan, ihr Leben lang verfolgt werden.'

‚Um irdischen Lohn tun wir es nicht', sagte der Pfarrer.

‚Sie sind ein Weiser', erwiderte Don Pascual, und der Abbé Chazin wußte nicht, ob er es spöttisch oder anerkennend meinte.

Der spanische Geistliche saß noch bei ihm und setzte ihm auseinander, was, wenn er nicht selbst vorher anders verfügte, mit dem Paket geschehen sollte, als er das gleiche Rasseln wie in der vergangenen Nacht hörte und, unwillkürlich durchs Fenster schauend, den gleichen Wagen, oder der ihm doch der gleiche schien, nur diesmal mit vier Pferden bespannt und ohne die Reiter, über den Platz kommen sah. Der Wagen hielt vor seinem Hause. Deutlich hörte er das Kreischen der Bremsen, das Stampfen und Treten der Pferde, hörte Rufe, hörte den Schlag öffnen und zuwerfen, und einige Augenblicke später meldete ihm die Magd, daß zwei Herren ihn zu sprechen wünschten. Sie folgten ihr bereits. Der eine war der Chevalier du Prat, der Freund des Marquis, der andere, den der Chevalier als Don Jaime de Leyva aus Valladolid vorstellte, ein wohlgekleideter junger Mann mit einem hübschen rosigen Gesicht, der sich mit strahlendem Lächeln vor ihm verbeugte und sagte, daß er es als hohes Glück empfinde, den Herrn Abbé kennenzulernen. Der Pfarrer, der den Eintretenden entgegengegangen war, erinnerte sich seines Besuches. Er wendete sich mit einer Handbewegung zurück, um ihn seinerseits vorzustellen. Da sah er in dem lächelnden Gesicht, das ihn soeben mit bezaubernder Liebenswürdigkeit angesehen, eine Veränderung, die so schnell wieder verschwand, daß er nicht wußte, ob er wirklich eine maskenartige böse Starrheit darin gesehen oder sich getäuscht hatte. Der Abbé Azafas war aufgestanden und hatte den Chevalier und den Fremden begrüßt, die seinen Gruß verbindlich erwiderten. Lächelnd sprachen sie einander ihre Überraschung aus, sich hier zu treffen, und erkundigten sich mit großer Höflichkeit nach des andern Befinden.

‚Auch Ihre Herrlichkeiten, denen ich diene, werden sehr erstaunt sein, von Ihrer Anwesenheit zu hören', sagte Don Pascual, worauf der andere nach der Gesundheit des Herrn Marques und der Frau Marquesa fragte. Mit Trauer erwiderte Don Pascual, daß Gott sie mit vielen Leiden heimsuche, und Don Jaime hörte es mit Bedauern. Nun aber wolle er nicht weiter stören, sagte Don Pascual, und er ging nach wiederholten tiefen Verbeugungen vor dem Chevalier und de Leyva, die ihm beide nachsahen, während in das eben noch lächelnde, rosige Gesicht des Spaniers der gleiche finstere Ausdruck trat, den der Abbé schon vorher bemerkt hatte.

‚Daß uns dieser Teufel auch hier sogleich über den Weg laufen mußte!' sagte er zu seinem Begleiter. Die unerwarteten Besuche und dieser letzte Ausspruch gaben meinem Onkel so viel zu denken, daß er von den Worten, die darauffolgten, nur den Klang vernahm.

‚Die Empfehlung, ja, der Befehl des Herrn Ministers genügt', hörte er, sich besinnend, den Chevalier sagen. ‚Herr von Saint-Eloi war selbst verhindert und hat mich gebeten, Herrn de Leyva hierher zu geleiten, und er bittet Sie, eine Unterredung zwischen ihm und dem Herrn Marques von Balmacer zu vermitteln.'

‚Nun wird der Mann, der eben ging, freilich seine Gegenminen legen', sagte Don Jaime. ‚Aber wer hätte denken können, daß wir ihm in diesem Hause begegnen würden? — Es hat nämlich nie einen gefährlicheren Dämon gegeben', erklärte er mit verbindlichem Lächeln, zu meinem Onkel gewendet.

‚Ist's möglich?' rief dieser aus.

‚In dieser besten aller Welten ist alles möglich', sagte der Chevalier, und er zog seine Dose hervor und schnupfte.

‚Sie wissen von jenen verruchten gefallenen Priestern, die über dem nackten verderbten Leib das geistliche Gewand tragen, bereit, es bei der schwarzen Messe abzuwerfen?'

Der Abbé Chazin bekreuzigte sich; er war starr vor Entsetzen.

‚So ähnlich ist auch dieser. Sie kennen zweifellos seine Anfänge, wie er als bescheidener Sekretär des Bischofs von Segovia an den Hof kam, sich dort, ein geistlicher Ganymed, durch schändliche Dienste unentbehrlich machte, die er dem unglücklichen Oropesa erwies?'

‚Ich weiß von nichts!'

‚Sie kennen auch die Vorgänge im Kloster von Fuentes nicht?'

‚Nein! Nein!'

‚Ein Nonnenkloster?' fragte der Chevalier mit Lachen.

De Leyva machte eine Bewegung, die alles bestätigen konnte. ‚Ich weiß nicht, warum die heilige Inquisition ihn damals geschont hat. Irgend jemand beschützte ihn.'

‚Damen! Damen!' wieherte der Chevalier.

‚Er wurde der Sekretär des ersten Ministers... er sah sich bereits im Purpur. Da... genug, er fiel. Aber er ist noch gefährlich. Er streut Gift in Schriften, er schadet an den europäischen Höfen, er schadet in Rom. Mein Gnädiger Herr, der Herzog von Torrias, wird durch ihn sehr behindert, denn das Volk, das immer im Glauben lebt, früher wäre alles besser gewesen, weil es die früheren Leiden vergessen hat und die gegenwärtigen fühlt — und einen glückseligen Zustand, das wissen Sie wohl, mein Herr Abbé, gibt es nicht — das Volk glaubt, ein Fluch laste auf meinem Gnädigen Herrn, weil er seine Eltern ins Elend getrieben habe, was er nie getan noch gewünscht hat. Der Beweis ist meine Sendung, ihnen die Rückkehr in allem Glanz anzubieten. Aber ich müßte Ihre Exzellenzen sprechen ohne ihn, sonst erreiche ich nichts. Sie sind Wachs in seiner Hand.'

‚Es wird nicht leicht sein', sagte der Abbé Chazin.

‚Aber auch nicht unmöglich', sagte der Chevalier aufstehend. ‚Denken Sie darüber nach, Herr Abbé. Man wünscht es am Hofe von Madrid, und man wünscht es an unserem Hof. Und ... man möchte andere Mittel, die man anwenden könnte, vermeiden.'

Sie sahen, wie die Hände des Pfarrers zitterten. Alle drei schwiegen.

‚Eltern und Kinder zu versöhnen, kann kein böses Tun sein', sprach der Abbé gleichsam zu sich selbst.

Wieder verging eine Zeit, bis der Chevalier rauh ‚Nein, gewiß nicht' sagte.

‚Und Sie ahnen nicht, wie Sie uns verpflichten', fügte de Leyva mit seiner sanften, schmeichlerischen Stimme und seinem bezaubernden Lächeln hinzu. Er hatte den Kopf vorgeneigt und die glänzenden Augen auf die des Pfarrers gerichtet, und mit der Hand streichelte er den Ärmel seiner Soutane.

Wieder entstand ein Schweigen. De Leyva wendete sich zum Büchergestell des Pfarrers. ‚Ich sehe, Sie haben unsere Autoren. Wie schön!' sagte er freundlich. ‚Die Traumgesichte des Quevedo y Villegas.' Seltsame Träume! Aber die Wirklichkeit ist noch seltsamer!' Er nahm das Exemplar heraus und besah die Kupfer darin.

Als die beiden Männer ihn verlassen hatten, blieb der Pfarrer in großer Unruhe zurück. Plötzlich erinnerte er sich der Memoiren, die der Abbé Azafas ihm übergeben hatte: das Paket in schwarzem versiegelten Wachstuch war nirgends zu sehen. Ein heftiger Schreck durchfuhr ihn, aber er beruhigte sich in der Überlegung, daß jener sie zweifellos selbst wieder mitgenommen hatte.

Da es Abend wurde, ging er nach dem alten Park. Als er das Gittertor von fern sah, wurde es eben geschlossen; jemand ritt in entgegengesetzter Richtung davon. Bei seinem Näherkommen war vor dem Tor niemand mehr da. Der Diener, der ihm öffnete, führte ihn in einen kleinen Vorraum, dessen Türen zu dem runden Mittelsalon offen standen, der unendlich hoch bis zur gewölbten Decke in dämmernder Trübe vor ihm lag. Zwischen den seit mehr als hundert Jahren von steiler Höhe hangenden Wandteppichen standen hohe, zum Teil erblindete Pfeilerspiegel. Vor einem dieser Spiegel stand Ines, die Kammerfrau, und steckte ihre schwarzen Schleier im Haar zurecht. Dann trat sie mit kleinen abgemessenen Schritten zurück und betrachtete sich erst von vorn, dann, den Kopf über die Schulter gewendet, von rückwärts. Ihre Bewegung hatte eine stolze Anmut, und in ihren schönen düsteren Zügen war ein Lächeln.

Jetzt wendete sie sich völlig um und sah den Pfarrer. Demütig grüßend, sagte sie ihm, Seine Exzellenz der Herr Marques sei krank; ein Diener sei eben nach Garcheville zum Doktor geritten. Aber die Frau Marquesa werde ihn sicherlich sprechen wollen.

Die alte Dame stand bereits in dem trüben Salon, und der Abbé trat grüßend näher, während Ines verschwand. Auch heute schien es ihm, als wäre eine ungewohnte Lebhaftigkeit in ihr, und bei dem Aufleuchten ihrer Augen waren die Spuren vergangener Schönheit in ihrem Gesicht deutlicher. Mit volltönender, nur wenig zitternder Stimme wiederholte sie ihm, daß ihr Mann krank sei. Der Abbé Azafas leiste ihm Gesellschaft. Der Pfarrer fragte, ob die Krankheit bedenklich wäre, ob sie von Dauer sein könnte.

‚Wer kann es sagen?' erwiderte die Marquesa mit eigentümlichem Ausdruck. ‚Der Doktor ist noch nicht da.'

Mein Onkel schwieg. Er machte eine Bewegung mit den Händen, die ihm von der Kanzel eigen war, wenn er nach Worten suchte. Die Marquesa sah ihn an. Beide schwiegen nun. Endlich stand der Pfarrer auf. ‚Sie wollen mir etwas sagen, Herr Abbé?' fragte sie plötzlich.

‚Ja, gnädige Frau.'

In der Dämmerung glaubte er in ihrem Gesicht einen spöttischen Ausdruck zu sehen. In diesem Augenblick traten Ines und der junge Diener, der jetzt Seidenstrümpfe und eine schwarze Schärpe um den Leib trug, mit brennenden Kerzen in hohen Leuchtern ein, die sie auf einen Seitentisch stellten, und die sofort vielfach aus all den hohen Spiegeln in den hohen dunklen Raum ihren schwachen Lichtschein warfen. Beide entfernten sich sogleich wieder.

(Fortsetzung folgt.)

Wissen und Leben

Die Zukunft des Weltalls. Wir wissen genug über das Weltall, um behaupten zu können, daß es nicht immer so gewesen ist, wie es heute ist, und daß es noch weniger immer so bleiben kann. Jeder Fixstern strahlt ständig Energie in den Weltraum, und doch sehen wir nirgends, daß er solche in einem irgendwie nennenswerten Umfange zurückerhält oder sie sonst auf irgendeine Weise ergänzt. Das Weltall, hat man gesagt, läuft ab wie eine Uhr. — Die Sonne hat über 60000 Trillionen Quadratzentimeter Oberfläche, und jedes Quadratzentimeter strahlt dauernd Energie aus, die der Kraftleistung einer Maschine von 8 Pferdestärken entspricht. Wenn diese Kraft durch Verbrennung von Kohle erzeugt werden sollte, so müßte eine Trillion Tonnen in jeder Minute verbrannt werden. Daraus leuchtet ohne weiteres ein, daß die früher gehegte Annahme, nach der die Energie der Sonne durch Verbrennung auf ihr befindlicher Stoffe geliefert werde, keinesfalls richtig sein kann. Später glaubte Robert Meyer, Meteorfälle als Energiequelle annehmen zu müssen, und Helmholtz stellte die Kontraktionstheorie auf, nach der die Kraft durch Zusammensinken des Sonnenballs in sich geliefert werden soll. Aber Meteore in der erforderlichen Menge können nicht ewig in den Sonnenball gestürzt sein, sonst müßte er schon eine unendliche Größe besitzen. Man hat ausgerechnet, daß die Sonne bereits jetzt ganz aus Meteorsteinen bestehen müßte, wenn solche auch nur 20 Millionen Jahre in erforderlicher Menge in die Sonne gefallen wären. Ebenso hat man ausgerechnet, daß, wenn die Sonne sich auch nur seit 20 Millionen Jahren in dem erforderlichen Maße zusammengezogen hätte, sie schon längst nicht mehr die heutige Größe besitzen könnte. 20 Millionen Jahre sind aber im Vergleich mit der wirklichen Lebensdauer der Sonne eine winzige Zeit. Da nach den neuesten geologischen Forschungen die Erde schon über 1400 Millionen Jahre alt ist, muß die Sonne als deren Erzeugerin natürlich ein noch viel höheres Alter besitzen. Eine Weile hat man auch geglaubt, daß radioaktive Ausstrahlung die Sonne mit der erforderlichen Energie versorgen könne. Aber Rutherford hat gezeigt, daß, selbst wenn die Sonne am Anfang ihrer Existenz ganz aus dem radioaktivsten Stoff, den wir kennen, nämlich Uranium, bestanden hätte, dieses doch nur für 5 Millionen Jahre die ausreichende Energie hätte liefern können. Damit war erwiesen, daß die Energie der Sonne aus einer ganz anderen Energiequelle als den uns bekannten stammen muß. Im Jahre 1905 trat Einstein mit seiner ersten Relativitätstheorie auf. Einer ihrer Leitsätze heißt, daß der Energiezuwachs jedes materiellen Systems für dieses einen Zuwachs an Masse bedeutet. Bereits einige Jahre vorher war dieser Satz für elektrische Stoffe anerkannt worden. Die Neuerung Einsteins bestand nur darin, ihn auf alle Materie überhaupt auszudehnen. Eine natürliche Folgerung aus diesem Satz ist, daß ein Verlust an Energie auch einen Verlust an Masse bedeuten muß. Da man auch das Verhältnis kennt, in dem Energie und Masse zueinander stehen, läßt sich danach bei jedem Körper, dessen Energieverlust bekannt ist, berechnen, wie groß sein Masseverlust ist. Er beträgt bei der Sonne 250 Millionen Tonnen in der Minute. Nun kann die Sonne ein gut Teil an Masse dadurch abgeben, daß ihre Atome sich abkühlen; denn je kühler ein Stoff wird, um so geringere Bewegung weisen seine Atome auf, um so weniger Masse müssen sie also besitzen. Es kann aber nur etwa der millionste Teil der Sonnenmasse auf diese Weise vernichtet werden, und dieser würde nur etwa 15 Millionen Jahre ausreichen, um den Energiebedarf der Sonne zu decken. Es bleibt daher bloß die Annahme übrig, daß die Atome der Sonne selbst sich allmählich in Energie auflösen. Da die Gesamtmasse der Sonne 2000 Quadrillionen Tonnen beträgt, würde sie unter dieser Voraussetzung die erforderliche Energie für 15 Billionen Jahre aufbringen. Im Jahre 1914 hat Professor H. N. Russel von der Princeton-Universität ein Schema der Sternentwicklung aufgestellt, das in seinen Grundzügen ziemlich allgemeine Annahme gefunden hat. Danach machen alle Sterne grundsätzlich dieselbe Entwicklung durch. Sie beginnen mit größter Leuchtkraft, etwa der 10000fachen unserer Sonne, dann kommen Sterne, die etwa nur die 40fache Leuchtkraft der Sonne besitzen, wie der Sirius, hierauf solche wie unsere Sonne und schließlich so schwach leuchtende, daß sie kaum mehr für uns sichtbar sind. Es wird ferner angenommen, daß die lichtstärksten Sterne die größte Masse haben, und zwar gleich lichtstarke ziemlich gleich große, und daß diese Masse bei den dunkleren Sternen immer mehr abnimmt. Nichts liegt daher näher als die Annahme, daß durch die Lichtausstrahlung die Masse der Sterne verringert wird. In dieser Annahme werden wir in höchstem Maße bestärkt, wenn wir erfahren, daß die Größe des Masseverlustes der Menge der Ausstrahlung entspricht. So hat man zum Beispiel errechnet, daß der Sirius in 6400000 Jahren nur noch die Leuchtkraft unserer Sonne besitzen wird. Der zeitliche Abstand vom hellsten bis zum dunkelsten uns bekannten Stern wird danach auf 200 Billionen Jahre, der des hellsten von unserer Sonne auf 7 Billionen Jahre berechnet. Die Richtigkeit dieser Berechnungen wird dadurch bekräftigt, daß sie mit Altersangaben über die Sterne, die auf ganz anderen Wegen gewonnen wurden, übereinstimmen. Das Alter, das wir hiernach den Sternen zuschreiben müssen, ist viel höher, als man noch vor ganz kurzer Zeit geglaubt, ja, auch nur für möglich gehalten hätte. In Wahrheit ist das sogar nur das Alter des für uns sichtbaren Weltalls. Wir können nicht wissen, ob überall und seit jeher Stoff sich in Energie aufgelöst hat, oder vielmehr, wir müssen im Gegenteil annehmen, daß das nicht der Fall sein kann. Denn wie sollten sonst diese ungeheuren Stoffanhäufungen zustande gekommen sein, die wir in den Sternensystemen vor uns sehen? Aber, wie eine solche umgekehrt sich entwickelnde Welt aussieht, und wie sie möglich ist, davon können wir uns heute noch gar keine Vorstellung machen, und vielleicht stehen wir hier schon vor jener letzten Frage, warum überhaupt etwas ist, und warum es so ist, wie es ist; vor der Frage, die wir nie werden beantworten können. Prof. Dr. Walter Anderssen.

Einige Geistesheroen vom Standpunkte der Vererbungslehre. Ebenso wichtig für Goethe selbst wie für die Vererbungslehre ist sein Gedicht: „Vom Vater hab' ich die Statur, / Des Lebens ernstes Führen, / Vom Mütterchen die Frohnatur / Und Lust zum Fabulieren. / Urahnherr war der Schönsten hold, / Das spukt so hin und wieder, / Urahnfrau liebte Schmuck und Gold, / Das zuckt wohl durch die Glieder.“ Goethe macht hier offenbar keinen Unterschied in der Wertung der Eigenschaften, die von väterlicher oder mütterlicher Seite vererbt werden, während Arthur Schopenhauer betont, daß der „Intellekt“ ausschließlich durch die Mutter, der „Charakter“ aber durch den Vater übertragen wird. Das Bemerkenswerteste an Goethes Gedicht, dessen Schlußverse lauten: „Sind nun die Elemente nicht / Aus dem Komplex zu trennen, / Was ist denn an dem ganzen Wicht / Originell zu nennen?“, ist aber wohl die Klarheit, mit der er es ausspricht, daß auch das Genie nichts anderes darstellt als ein Resultat besonders günstig gepaarter Erbanlagen. Das Genie darf also nicht, wie Prof. van Bemmelen in Groningen ausführt, als ein unerklärbares Rätsel betrachtet werden, sondern es unterliegt dem regelmäßigen Gang der Vererbungs-, also der Naturgesetze. Nach einer Äußerung Hebbels ist das Genie nichts anderes „als eine auf Goldgrund ausgestellte Anweisung auf doppelte Arbeit“. Kehren wir wieder zu Goethe zurück, so ist Prof. Sommers Entdeckung der auffallenden Ähnlichkeit Goethes mit seinem entfernten Blutsverwandten Ferdinand Lindheimer außerordentlich wichtig. Vergleicht man die bei Sommer wieder-

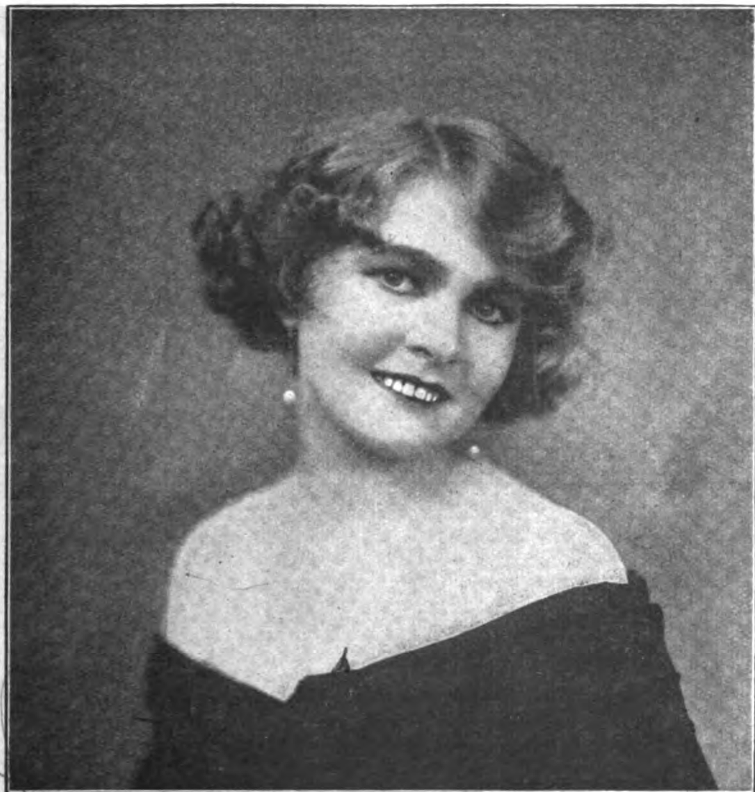
gegebenen Porträte der Lindheimers mit solchen von Goethe, dann ist die Ähnlichkeit unverkennbar. Auf Grund des vorliegenden Materials ergibt sich für van Bemmelen die zwingende Tatsache, daß Goethe sein Äußeres, Körperbau und Gesichtsausdruck, vornehmlich der Lindheimerschen Erbschaft, der Großmutter von mütterlicher Seite verdankte, und daß dieser Typus eine ungewöhnliche Vererbungskraft aufwies. Dazu stimmt ferner, daß eine Reihe von Einzelzügen, die sich vor allem aus schriftlichen Aufzeichnungen ergeben, eine sicherlich ebenso große geistige Übereinstimmung Goethes mit seiner Mutter, seiner Großmutter mütterlicherseits und weiterhin mit deren Vater erkennen läßt. Auf dem Gebiete der Musik ist das bekannteste Beispiel von Vererbung genialer Anlagen die Familie Bach, aus der in acht Generationen 57 Musiker von Rang, darunter 20 von erstem Ruf, hervorgingen. Die Häufung der musikalischen Veranlagung, auf die auch K. H. Bauer in seiner „Rassenhygiene" (Quelle und Meyer, Leipzig) eingeht, ist darauf zurückzuführen, daß die männlichen Angehörigen der Familie Bach meist wieder in musikalische Familien, besonders in die von Stadtmusikern, Dom- und Hoforganisten, einheirateten. Johann Sebastian Bach ist selbst weiter ein gutes Beispiel dafür, daß Inzucht bei guten Anlagen nützlich zu sein vermag, insofern als Bach in seiner ersten Ehe, der drei seiner genialen Söhne entsprangen, eine eigene Verwandte aus der gleichen Familie Bach heiratete. Johann Sebastian Bach ist ferner eines der wenigen großen Genies, die eine so große Zahl von 20 Kindern hinterlassen haben. Wenn man von einem Genie sagen kann, daß es nicht nur ein geistiges Erbe, sondern auch ein biologisches Erbe seiner Anlagen hinterlassen hat, so trifft das somit auf Johann Sebastian Bach zu. Übrigens waren Bachs Vater und sein Zwillingsbruder eineiige Zwillinge, von denen der Sohn Philipp Emanuel Bach berichtet: „Sie sahen einander so ähnlich, daß sogar ihre Frauen sie nicht unterscheiden konnten. Sprache, Gesinnung, alles war einerlei, auch in der Musik waren sie nicht zu unterscheiden, sie spielten einerlei, sie dachten ihren Vortrag einerlei, war einer krank, so war es auch der andere." Es wird erzählt, daß ihre Frauen sie nur an ihren Kleidern unterscheiden konnten. Auf dem Gebiete der Kunst hat die Familie Tizian acht oder neun berühmte Maler aufzuweisen, auf dem der Mathematik ist es das Geschlecht Bernoulli mit acht hervorragenden und drei Mathematikern ersten Ranges, auf dem Gebiete der Technik muß die Familie Siemens als ein ausgesprochenes Erfindergeschlecht bezeichnet werden. Was die Biologie der Genialität im allgemeinen anlangt, so spricht nach Bauer nichts dagegen und alles dafür, daß Genialität biologisch als eine Erbfaktorenkombination einer größeren Zahl hervorragender Geistesanlagen zu betrachten ist. Erich Ebstein, Leipzig.

Der Tod durch Erfrieren — ein Erstickungstod. Wenn man die Haut der dauernden Einwirkung hoher Kältegrade aussetzt, so kontrahieren sich zuerst die Muskeln der Haut und ihrer Gefäße — dieser Vorgang wird nach außen gekennzeichnet durch Blässe der Haut. Dauert die Kältewirkung an, so tritt Lähmung der Gefäßwände

ein. Die dadurch bedingte Erweiterung der Gefäße verursacht eine lebhafte Rötung der Haut. Bei weiterer intensiver Einwirkung des Frostes hört die Blutbewegung an der Peripherie völlig auf, wobei zuerst die herzfernen Teile, Ohren, Nase, Finger, Zehen, betroffen werden; dadurch werden die sensiblen Nerven funktionsunfähig, und Gefühllosigkeit und Taubheit sind die unmittelbaren Folgen. Die Verlangsamung der Blutzirkulation an der Körperoberfläche muß sich natürlich auch den anderen Kreislaufbezirken mitteilen; es entsteht also auch in der Lunge eine Verminderung der Blutbewegung und folglich eine ungenügende Sättigung des Blutes mit Sauerstoff (Arterialisierung). Der nun im Körper herrschende Sauerstoffmangel beeinflußt in erster Linie die Tätigkeit der Nervenzentren. Die Folgeerscheinungen sind große Unlust zu Bewegungen, starkes Ermüdungsgefühl, verbunden mit einem eigentümlichen, vielgefürchteten, unwiderstehlichen Hang zum Einschlafen, Unfähigkeit zu folgerichtigem Denken, schließlich völlige Bewußtlosigkeit. Der Tod durch Erfrieren ist also — so merkwürdig es auch klingen mag — im Grunde genommen ein Erstickungstod, dadurch bedingt, daß Herz und Atemzentrum infolge der erniedrigten Bluttemperatur ihre Tätigkeit einstellen. Die anderen Organe können dabei noch durchaus lebensfähig sein.

S. Hupfer, Leipzig.

Worin besteht die Schlüsselgewalt der Frau? Die Frau ist berechtigt, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Mannes zu besorgen und ihn zu vertreten. Rechtsgeschäfte, die sie innerhalb dieses Wirkungskreises vornimmt, gelten als im Namen des Mannes vorgenommen, wenn nicht aus den Umständen sich ein anderes ergibt (§ 1357 Abs. 1 B.G.B.). Dieser Paragraph regelt die sogenannte „Schlüsselgewalt" der Frau. Sie ist ihr gegeben, damit sie die ihr nach dem Gesetz zugewiesene Aufgabe — die Leitung des gemeinschaftlichen Hauswesens — erfüllen kann. Welches sind nun im einzelnen die Befugnisse, die der Frau kraft ihrer Schlüsselgewalt zustehen? Einmal sind es die zur Führung des Haushalts erforderlichen Geschäfte, wie der Ankauf von Lebensmitteln und anderen notwendigen Verbrauchsgegenständen, sowie Annahme und Entlassung von Dienstboten. Andererseits gehören dazu auch solche Geschäfte, die sich zwar nicht unmittelbar auf den Haushalt beziehen, aber damit eng verbunden sind, wie die Beschaffung der notwendigen Kleidung für Frau und Kinder und die Kindererziehung. Alle Geschäfte müssen aber innerhalb des Rahmens liegen, der durch die gesellschaftlichen Verhältnisse der Ehegatten und durch die allgemeine Sitte bestimmt wird. Zusammenfassend erstreckt sich die Schlüsselgewalt auf alle diejenigen den gemeinsamen Haushalt betreffenden Besorgungen, die nach ihrer besonderen Beschaffenheit unter Berücksichtigung der Lebensverhältnisse der Ehegatten von der Frau erledigt zu werden pflegen. Dabei wird vorausgesetzt, daß die Geschäfte, wie z. B. die Beschaffung der Kleidung für die Frau, der äußeren Gestaltung des Ehelebens entsprechen. Es kommt nicht darauf an, ob die Einkünfte des Mannes auch einen größeren Aufwand gestatten würden. Nur der tatsächliche Zuschnitt des Haushalts und die damit



Photogr. Kiesel. Berlin.

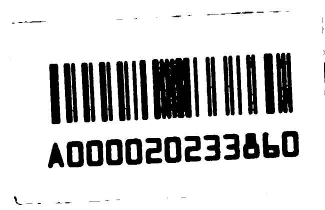
zusammenhängende Lebensführung der Ehegatten kennzeichnen nach Inhalt und Umfang den häuslichen Wirkungskreis der Frau und damit zugleich die Grenzen ihrer Vertretungsmacht. Selbstverständlich kann die Frau ihre eigenen Geschäfte allein besorgen. Handelt sie aber als Vertreterin ihres Mannes, so wird nur dieser als solchen Geschäften verpflichtet. Für den Dritten, den Geschäftsmann, mit dem die Frau Verträge schließt, entscheidet, ob das Geschäft innerhalb des gesetzlichen Kreises liegt, ohne Rücksicht darauf, ob es im einzelnen Falle notwendig war. Behauptet der Mann, daß das zulässige Maß überschritten ist, und verweigert er infolgedessen, soweit es sich um Einkäufe der Frau handelt, deren Bezahlung, so hat er neben der Tatsache der Überschreitung der Befugnisse auch zu beweisen, daß dies für den Dritten erkennbar sein mußte. Um dies an einem Beispiel darzutun, würde ein derartiger Fall vorliegen, wenn eine einfache Bürgersfrau einen kostbaren Hut mit teuren Reihern oder etwas ähnliches kauft, so daß man bei gehöriger Aufmerksamkeit unbedingt merken muß, daß sie ihre Rechte überschreitet. Die Schlüsselgewalt setzt regelmäßig ein gemeinschaftliches Hauswesen voraus. Diese Verbindung wird gelöst, sobald die Frau aus eigner Entschließung sich auf die Dauer vom Manne trennt. Umgekehrt bleibt die Gemeinschaftlichkeit des Haushalts und damit auch die Vertretungsbefugnis der Frau erhalten, wenn die Trennung nur vorübergehend ist, und auch dann, wenn sie im Einverständnis mit dem Manne erfolgt. Der Mann kann nun die Schlüsselgewalt der Frau beschränken oder ausschließen. Stellt sich dies als ein Mißbrauch seines Rechtes dar, so kann das Vormundschaftsgericht auf Antrag der Frau die Entschließung des Mannes aufheben. Jede Änderung des normalen, gesetzlichen Umfanges der Schlüsselgewalt muß in das Güterrechtsregister des zuständigen Amtsgerichts eingetragen werden, damit sie für Dritte Wirkung erlangt, es sei denn, daß sie im Einzelfalle dem Dritten, mit dem die Frau verhandelt, bekannt ist. Dabei sei erwähnt, daß es durchaus zulässig ist — wie es bisweilen vorkommt — daß der Mann in der Presse bekanntmacht, für Schulden seiner Frau nicht mehr aufzukommen. Hat der Kaufmann dies gelesen, so kann er, wenn die Frau gleichwohl Waren bei ihm auf Kredit entnimmt, nicht deren Bezahlung vom Manne verlangen. Denn die ganze Berechtigung der Frau beruht

auf dem vermuteten Einverständnis des Mannes. Liegt dies nicht vor, und ist der Umstand dem Verkäufer entweder positiv bekannt, oder hätte er es bei ordentlicher Aufmerksamkeit merken müssen, so haftet die Frau allein aus den von ihr getätigten Geschäften. Dr. L.

Aus Wirtschaft und Technik. Im Mittelpunkt aller Wirtschaft steht heute die Kohle. Sie wurde in den letzten Jahrzehnten mehr und mehr ein ausschlaggebender Faktor für das gesamte industrielle Leben, ihr Besitz bedeutet Macht und Beherrschung zu Wasser und zu Lande, ihr Dasein in der Wirtschaft Lebensnotwendigkeit. Das Kohlenproblem blieb darum nicht mehr ein auf sich selbst beruhendes Problem von lokaler Bedeutung, sondern es wurde eine europäische Angelegenheit, die bei den Friedensschlüssen eine ungeheure Wichtigkeit erhielt. Das Schicksal Deutschlands und das von Europa ist eng verknüpft mit der Kohle und der aus ihr gewonnenen Energie und Kraft. Daß die einst so gewaltigen Kohlenlager Europas in absehbarer Zeit sich zu Ende neigen werden, ist kein Geheimnis. Deswegen erscheint Sparsamkeit in der Verwendung dieses Materials als Energiequelle aufs dringendste geboten und die Auffindung und Verwendung von Ersatzmitteln eine Lebensnotwendigkeit. Allen diesen wichtigen Fragen geht Anton Lübke in seinem Buch „Die sterbende Kohle, das kulturelle und wirtschaftliche Schicksal Europas" (Verlagsanstalt vorm. G. J. Manz, Regensburg) unter Verwendung aller einschlägigen Literatur mit großer Gründlichkeit nach. Die Kohle ist ja auch der Nährstoff der Schiffahrt, obzwar das Öl sie hier allmählich immer mehr verdrängt. Welche Bedeutung sie hier hatte, als die Segelschiffahrt in Dampfschiffahrt sich verwandelte, zeigt uns recht das Buch von Dr. Otto Mathies „Hamburgs Reederei" (Verlag L. Friederichsen & Co., Hamburg). Es ist jedoch in erster Linie eine umfangreiche und übersichtliche Schilderung des Reedereiwesens in der alten Hansastadt 1814—1914. Sorgfältig hat der Verfasser das vorhandene Material verarbeitet und uns in seiner Publikation die Geschichte des Aufstiegs auf diesem Gebiete der Technik und des Wirtschaftslebens gegeben, die jetzt, da nach Niedergang und Zerfall ein neuer Aufstieg begonnen hat, eine besonders lehrreiche Lektüre bildet. R.

Manche Damen sind sich nicht schlüssig, ob Teagown, das weite oft mit farbenprächtigen Stickereien und entzückenden Spitzen gezierte Gewand, oder Pyjama, der Anzug der schöngewachsenen Frau in seinen aparten Farben und Formen der passende Anzug für intime Plauderstunden ist. Die Meinungen unserer Schönen gehen hin und her und eine Entscheidung für oder gegen fällt oft schwer. Aber in einem sind alle Damen sich einig, daß für Gesichts- und Hautpflege „Kaloderma-Weiß" von Wolff & Sohn, Karlsruhe, unstreitig das Beste ist. — „Kaloderma-Weiß" ist die Hautcreme für verwöhnteste Ansprüche. Sie verreibt sich auf der Haut restlos und unmerklich, hinterläßt also nicht jenen fettglänzenden Rückstand wie andere Cremes. Ihr Parfüm ist zart und doch von fesselndem Reiz. — „Kaloderma-Weiß" ist daher berufen, unter jene Dinge zu zählen, welche auf dem Toilettetisch der eleganten Dame nicht fehlen dürfen.

Herausgabe, Druck und Verlag von J. J. Weber in Leipzig. — Für die Schriftleitung verantwortlich Hermann Schinke, für den Anzeigenteil Ernst Meckel; beide in Leipzig.
In Österreich für Herausgabe und Schriftleitung verantwortlich: Robert Mohr in Wien I. — General-Vertreter für Ungarn: Emanuel Barta, Budapest VI., Terézkörut 24a.


A000020233860



